

Der Alpenfreund.

Monatshefte für Verbreitung von Alpenkunde unter Jung und Alt

in

populären und unterhaltenden Schilderungen

aus dem

Gesamtgebiet der Alpenwelt

und mit

praktischen Winken zur genussvollen Bereisung derselben.

In Verbindung mit hervorragenden Alpenkennern

herausgegeben

von

Dr. Ed. Amthor,

Direktor der Handelsschule und Kaufmännischen Hochschule zu Gera, Ritter des Herzoglich-Sachsen-Ernestinischen Verdienstkreuzes, Inhaber des Fürstlich-Regen'schen Ehrenkreuzes, Verfasser des „Tirolerführer“ etc.

Vierter Band.

Mit neun Kunstbeilagen

(6 Landschaften, wovon 2 in Ton-, 4 in Schwarzdruck; 1 Porträt in Schwarzdruck; 1 Trachtenbild in Schwarzdruck; 1 Panorama in Tondruck).



G e r a

E d u a r d A m t h o r .

1872.

Rh 231/4

Alle Rechte rücksichtlich des Textes und der Kunstbeilagen vorbehalten.



73/3779

Inhalt des vierten Bandes.

Größere Artikel.

	Seite
Einige Gebirgsdurchbrüche in den Südalpen. Von Carl von Sonklar . . .	1
Die Granatler. Von Dr. Ludw. von Hörmann	9
Auf dem Ritten. Von G. Dahlke.	15
Dichterbilder aus den Alpen. Von L. M. 23. 232. 283. 285	
I. Mloys Weißenbach. (Mit Porträt.)	23
II. Johann Senn	232
III. Sigismund Schlumpf	283
IV. Adolf Butscher	285
Die Aiblinger Höhe in Oberbayern, ein Rival des Peißenbergs. Von L. F. . .	35
Aus den Entdeckungsfahrten eines Musikfreundes. Von L. F.	40. 90
II. Durchs Salzkammergut, Salzburg, Berchtesgaden und Nordosttirol . . .	'40. 90
Der Adjutant des Landwirths. Geschichtliche Erzählung von M. Stichlberger	
	53. 122. 169. 242. 306. 312. 318
I. Eidgenossen	53
II. Eine unheimliche Nacht	122
III. Unter den Franzosen	169
IV. In den Eisaufschlünden	242
V. Im „Kalsch“	306
VI. Mein ist die Rache!	312
Schluß	318
Nach Kühtai. Von J. Günther	65
Volksbräuche der Alpenländer. Von Dr. Ludw. von Hörmann	75
III. Die tirolischen Erntegebräuche	75
Drei Tage im Appenzeller Ländchen. Von Emil Auer	80
Östern 1870 am Hochschwab. Von Richard Zßler	101

	Seite
Eine lustige Nacht am Doblinofee. Von G. J.	107
Einige Aussichtspunkte in den deutschen Alpen. Von Adalbert Jöhule . .	129
1) Die Zwieselalpe	130
2) Das Kammerkinghorn	132
3) Die Stoiseralpe	135
4) Der Hochfellen	138
5) Das Rißbühelerhorn	142
Sellrain und seine Bewohner. Von J. Günther	144
Sonnwendfeier in Tirol. Von Dr. L. v. Hörmann	151
Heiden. Von Dr. G. J.	155
1) Nach Heiden	155
2) Das Dorf Heiden	157
3) Pensionsleben	159
4) Heiden's Einwohnerschaft	161
5) Die Gurgäste in Heiden	163
6) Aus dem Schulleben	165
7) Kirchgang	166
8) Heiden's Umgebung	167
Die Enthüllungsfeier der Gedenktafel für Carl Hofmann auf der Franz-Josefshöhe am 4. September 1871	193
Ein Fernerabenteuer im Stubai. Von J. Fider	198
Im Heimgarten, Bild aus dem Volksleben. Von J. Günther	205
Die Dreithor Spitze im Wettersteingebirge. Von G. P.	210
Aus dem Karste. Federzeichnungen von A. G. Seibert	220. 369
I. Am Timavo	220
II. Görz als Winteraufenthalt	369
Allerseelen in Tirol. Von Dr. L. v. Hörmann	222
Ueber den Krimmler Tauern. Von Adalbert Jöhule	226
Von München in die Scharnitz. Eine Isarthalwanderung von G. Auer . .	257. 341
Ueber den dreigipfeligen Wapmannkamm nach Trischübl, am 5. September 1868. Von Albert Rindl	273
Nach St. Georgenberg. Von Georg Obrist (Nebst Abbildung)	294
Der Geiskub. Von Oswald Heiderich	302
St. Nicolaus in den Alpen. Von Raimund Clara	304
Steinölträger und Steinölbrenner. Von Dr. L. v. Hörmann	321
In Sr. Majestät Dienst. Skizze von R. v. Strele	326
Aus der Berninagruppe.	336
II. Eine Besteigung des Piz Corvatsch	336
Tirolische Weihnachten. Von Raimund Clara	363
Hausprüche in den deutschen Alpen. Von Dr. L. v. Hörmann	372

Miszellen aus der Alpenwelt.

	Seite
Der Alber und der wilde Schöner	186
Die Zeit der Dreißigen	188
Die Zwergbachhütte im Pomperloch	190
Obernberg und Obernberger See (mit Abbildung)	192
Panorama des W.-Matrei-Kaiser Thörl (mit Abbildung)	256
Eine Alpbacherin (mit Abbildung)	320
Der Schlern (mit Abbildung)	375

Aus unserm Album.

Valbuna. Von Samuel Plattner	61
Am Lago d. Doblino. Von J. Georg Obrist	62
Angewitter im Dorf Tirol. Von Chr. K.	63
Bertha. Von J. E. Maurer	115
Der Herrenmeister. Von Adolph Pichler	176
Glücklicher Abler. Von Julius Sturm	251
Bergkind. Von J. Günther	251
Der Alpensohn. Von Alfred Moschau	251
Es regnet. Von Eb.	252
An die Alpen. Von Adalbert Böhle	253
Trockene Blumen. Von La Mara. (An S.; im Laminathal; Ruine Wartenstein; am Wallensee; Via Mala)	253

Fenilleton.

	Seite		Seite
Nur Reichenhall und Traunstein	63	Bergbesteigungen	128
Neue Erzlager in Tirol	64	Tirolischer Lehrerstand	128
Für Touristen, die das Thierseethal be- suchen	64	Pustertalbahn	128
Zur Habichtbesteigung	64	Major A. Schöpfer	190
Notiz für Besucher von Oberammergau	64	G. Mader's Fresken	190
Generalversammlung des deutschen Alpen- vereins	64	Ueber Fische Tirols und Vorarlbergs	190
Zweites Verzeichniß derjenigen Gasthöfe etc. in den deutschen Alpen, welche Abon- nenten des „Alpenfreunds“ sind	64	Europas höchstes Gletscherjoch	191
Feier zur Schlusssteinlegung des Touristen- hauses auf dem Zirbiskogel am 14. August 1871	127	Erste Besteigung des Gastor	191
		Besteigung der hintern Monbatschspitze	191
		Literarisches [Pfaundler's Uebelsthalerner und Hofmann's Schriften betr.]	192
		Fremdenbesuch	192
		Ein Triolet	192
		Brechensteiners Cabinet	255

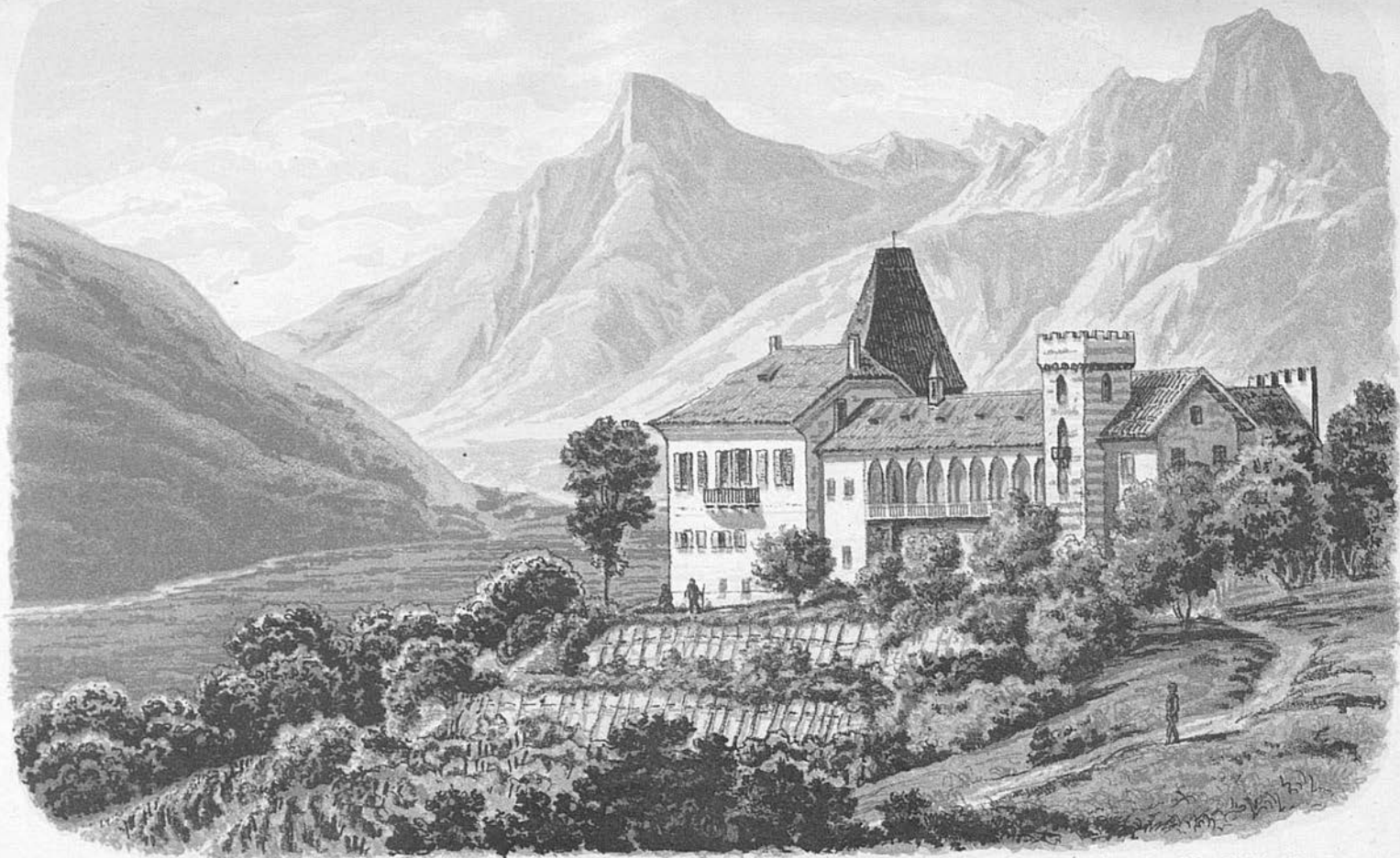
	Seite		Seite
Schneeberghaus	256	Meran nicht erst ein moderner Curoort . .	376
Eröffnung der Eisenbahnl Linie Franzens-		Schlittschuhbahn auf dem Achensee . .	376
feste-Willach	256	Laaser Marmor	376
Literarisches	256	Drittes Verzeichniß derjenigen Gasthöfe u.	
Fremde in Meran	256	in den deutschen Alpen, welche Abon-	
Condensirter Caffee	256	nenten des „Alpenfreunds“ sind . .	376
Aus der Scharnitz	320	Druckfehlerberichtigung	376
Tiroler in der Bukowina	376	Schlußnotiz	376

Kunstbeilagen.

Seite

Schloß Rameß bei Meran. Nach einer Zeichnung von Edm. v. Brndle. Ton-	
druck	Vor dem Titel
Aloys Weissenbach. Porträt. Schwarzdruck	33
Schloß Trautmannsdorff bei Meran. Nach einer Zeichnung von Edm. v. Brndle.	
Tondruck	65
Obernberg. Nach einer Zeichnung von F. Rumer. Schwarzdruck	192
Panorama von B. Matrie-Kaiser Thörl. Nach einer Zeichnung von Joh. Stübl.	
Tondruck	256
St. Georgenberg im Stallenthal. Nach einer Photographie von E. Lofe.	
Schwarzdruck	297
Eine Albacherin. Nach einer Photographie von J. Emberger. Schwarzdruck . .	320
Der Obernberger See. Nach einer Zeichnung von F. Rumer. Schwarzdruck . .	334
Der Schlern von Casteleut gesehen. Nach einer Photographie von E. Lofe.	
Schwarzdruck	zu Ende des Bandes.





Lith. u. Steindr. v. C. Bollmann, Wien

Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera

Nach d. Natur gen. v. Edm. v. Wörndle 1870

SCHLOSS RAMETZ bei Meran in Tirol.

Das Orig. Gemälde ist im Privatbesitz d. Kaisers v. Österreich

Einige Gebirgsdurchbrüche in den Südalpen.

Von

Carl von Sonklar, k. k. Oberst.

In allen Theilen der Alpen, insbesondere aber in den meist aus Kalk zusammengesetzten nördlichen und südlichen Alpen, kommen nicht selten Kamm-einschnitte vor, die mehr oder minder weit unter das einer Scharte noch zukommende Niveau in den Gebirgskörper eingreifen oder diesen zuweilen auch wol ganz, d. h. bis auf die Tiefe des nebenan liegenden Thales durchschneiden und dann von den im Innern des Gebirges entspringenden Gewässern dazu benützt werden, um nach Umständen entweder in ein mehr nach Außen liegendes Längenthal oder in das Flachland herauszutreten.

Zu den Durchbrüchen der letzteren Art gehören z. B. der Inndurchbruch bei Kufstein, der Durchbruch der Rißbüchler Alben bei Rössen, der Salzadurchbruch bei Werfen, der Ennsdurchbruch bei Altenmarkt, der Murburchbruch bei Bruck u. a. m. Diese Gattung von Einschnitten umfaßt die vollkommensten von allen, da sie bis auf den Grund der Gebirgskämme hinabreichen und ohne Seebildung tiefer gar nicht gedacht werden können. Man kann sie deshalb die wahren oder totalen Gebirgsdurchbrüche nennen.

An diese totalen Durchbrüche schließt sich eine Klasse von Einschnitten an, die zwar das Gebirgsmassiv nicht bis auf seine Basis hinab durchschneiden und deshalb von den Flüssen auch nicht als Ausflußöffnungen benützt werden können, die sich jedoch der hierzu erforderlichen Tiefe so weit nähern, daß sie den Charakter von Kammjättern gänzlich verlieren, die höchste wasserscheidende Stelle mit freiem Auge kaum mehr erkennen lassen und nach beiden Seiten hin mit so sanftem Gefälle abfallen, daß sie den Anblick eines gleichartig fortsetzenden Thales gewähren. Diese Art von Durchbrüchen, für welche ich den Namen *subtotale Gebirgsdurchbrüche* vorschlage, sind nicht sehr häufig, kommen jedoch hier und da in typischer Vollkommenheit vor.

Hierher gehören z. B. 1) das Diagonalthal der Liesing und Palten in Steiermark; es durchschneidet den Nordflam der steyerischen Alpen zwischen Viezen an der Enns und St. Michael an der Mur längs einer acht Meilen langen Linie und hat seinen höchsten Punkt bei dem Dorfe Wald, wo er mit freiem

Augen kaum und fast nur aus der veränderten Laufrichtung der Gewässer zu errathen ist. Zwischen Geisshorn und St. Michael — also über den wasser= scheidenden Punkt hinweg — greift dieser Durchbruch, über vier Meilen weit, in eine breite Zone von Glimmerschiefer ein und durchschneidet zwischen Trabach und dem Murtthale drei querliegende Bänder körnigen Kalkes, wodurch er sich auch in geognostischer Beziehung als ein echter Gebirgsdurchbruch darstellt. — 2) Vielleicht noch vollkommener ist der Durchbruch bei Zell am See im Herzogthume Salzburg. Dieser hat seine höchste Stelle bei dem Weiler Reith nördlich von Zell, von wo die Thalsohle einerseits gegen die aus dem Glemmthale eben austretende Saal oder Saalach und anderseits gegen den Zeller See abfällt, welsch' letzterer seinen Abfluß direct der Salza zuwendet. Auch hier ist bei Reith die Erhebung des wasser=scheidenden Punktes so gering und die Richtung des Thal=gefälles so unmerklich, daß nur der Kundige die Existenz einer Wasser= scheide an dieser Stelle wahrnehmen wird. Zwischen dem Salzthale und der Mündung des Glemmthales durchschneidet dieser Durchbruch rechtwinklig die über eine Meile breite, hochaufgethürmte Masse des Thonglimmerschiefers und nördlich derselben bis Saalfelden die dem letzteren angelagerte und eben so mächtig entwickelte silurische Grauwacke, wodurch er sich geognostisch ebenfalls als ein echter Gebirgsdurchbruch ausweist. Diese zwei Beispiele mögen zur Kennzeichnung der subtotalen Gebirgsdurchbrüche genügen, zu denen neben anderen noch die Einschnitte von Maria Zell, von Mitterndorf bei Aufsee (zwischen dieser Ortschaft und der Enns), von Peutelsstein bei Ampezzo, bei Malborghet in Kärnthn u. a. gerechnet werden können.

Eine dritte Klasse von Durchbrüchen, welche ich als geblenbete Gebirgs= durchbrüche oder als Gebirgsdurchbrüche schlechtweg bezeichne, enthält solche tiefeingreifende Gebirgslücken, die zwar, gleich den beiden vorigen Klassen, die Gebirgskämme quer durchsetzen und dabei so tief in den Körper derselben einschneiden, daß an der Durchbruchsstelle eine evidente Unterbrechung des Kammes hervortritt, und dieser dadurch in zwei Kammstrecken zerlegt wird, bei denen aber der beide Theile verbindende Rest des Gebirgskörpers einige, wenn auch relativ unbedeutende, Höhe besitzt, um als verbindendes Glied noch klar erkannt zu werden.

Durchbrüche dieser Art sind in den Alpen nichts weniger als selten; besonders häufig aber erscheinen sie in den nördlichen und südlichen Kalkalpen. Sie schließen sich fast selbstverständlich nach der einen Seite an die subtotalen Durchbrüche, nach der anderen an die Gebirgsfäthel an, von denen sie nach Umständen nur durch die geringere absolute Elevation ihrer wasser=scheidenden Höhenpunkte unterschieden sind. Es mag daher in einem gegebenen Falle zweifelhaft sein, ob ein solcher geblenbeter Durchbruch nicht noch als ein subtotaler Durchbruch, oder in einem anderen Falle, ob er nicht schon als ein niedriger Kammfäthel zu qualificiren sei. Zu den geblenbeten Gebirgsdurchbrüchen sind unter vielen anderen z. B. der Fernpaß bei Imst, der Seesfelder

Sattel bei Zirl, das Achenthal bei Jenbach, der Hirschbüchel und der Halthurmpaß bei Berchtesgaden, der Paß Pyhrn bei Liezen, der Obbacher- und der Neumarkter-Sattel, der Durchbruch bei Weißbriach in den Gailthaler Alpen, der der Mesurina bei Höhlenstein, von Campolungo bei Araba, der bei Mis östlich von Primiero, jener zwischen Folgaria und Lavarone, der der Val Ampola unfern Storo u. s. f. zu zählen.

Diese Durchbrüche sind es hauptsächlich, welche die stoßförmige Gliederung eines großen Theiles der nördlichen Kalkalpen in Tirol, Südbayern, Salzburg, Nordsteiermark, Ober- und Nieder-Oesterreich, dann der südlichen Kalk- und Dolomitalpen in Tirol, Krain und im Venetianischen bewirkt haben, so wie ihnen nicht minder die Zersplitterung des Jura und der Gebirge des illyrisch-griechischen Systems in Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Albanien und Griechenland zuzuschreiben ist.

Es darf jedoch nicht jeder besonders tiefe Gebirgseinschnitt als ein Durchbruch angesehen werden. Denn so wie man z. B. den schmalen Zwischenraum zwischen zwei Häusern niemals, wol aber einen Thorweg, der eine Mauer oder ein Gebäude quer durchschneidet, in figürlichem Sinne als einen Durchbruch bezeichnen kann, eben so gibt es ausgezeichnete Thalengen und sehr niedrige Sättel, auf welche der Begriff eines Gebirgsdurchbruches durchaus nicht angewendet werden darf. Unter dieses Verbot fallen: 1) die meisten Längensättel, welche als wasserscheidende Höhenpunkte den Hauptkämmen zur Seite liegen und gewöhnlich selbst keinen Kammdurchbruch darstellen. So ist z. B. das Toblacherfeld, ungeachtet seiner relativ ganz unbedeutenden Höhe, nichts weniger als ein Durchbruch; dasselbe gilt von dem Sattel bei Ober-Tillnach zwischen dem Gailthale und Sillian, von dem Uebergange bei Vondo zwischen Sarca und Giese, von der Maloja, von dem Einschnitte bei Sargans u. a. m. Dennoch kann auch ein Längensattel unter bestimmten Verhältnissen ein wirklicher Durchbruch sein, wenn nämlich das die beiden Hauptkämme verbindende querliegende Gebirgsglied eine nicht ganz unbedeutende Länge hat und deshalb entschieden als Querkamm ausgebildet ist, der dann durch irgend einen geologischen Vorgang durchrisen wurde. Hierher gehören z. B. die Vieler Höhe und das Zeinesjoch zwischen Pagnanum und Montafon, der Gerlosattel u. a. — 2) Auch Quertäler von großer Tiefe sind nicht immer als echte Durchbrüche zu betrachten, wenn sie auch bei oberflächlichem Anblick oft als solche angesehen werden. Fälle dieser Art treten dort ein, wo die betreffenden Gebirgslücken nicht sowol auf positive Weise, d. h. durch Aufspaltung des Gebirgsmassivs oder durch die Thätigkeit erodirender Kräfte, sondern negativ, durch Nichthebung des zwischen zwei nahe neben einander gelegenen Hebungsgeländen befindlichen Bodens entstanden ist, was dann theils durch die Configuration der beiderseitigen Kämme und Thalfurche, theils aus den geognostischen Verhältnissen der angrenzenden Gebirgsmassen mit Sicherheit ermittelt werden kann. So dürfen die tiefen Querschnitte bei Naubers, bei Santa Maria di Campiglio,

bei Sappada u. a. nicht als Durchbrüche bezeichnet werden. Kammkerben solcher Art erscheinen gewöhnlich an den Grenzen zweier centraler Hebungs Massen, da wo ihre Schieferhüllen einander zufallen, oder an den Demarcationslinien zweier Formationsgruppen, deren Plastik durch abgesonderte Hebungsprozesse vorgezeichnet wurde. — —

Ich habe im Spätsommer des vorigen Jahres (1870) eine Excursion nach Südtirol unternommen und dabei Gelegenheit gefunden, einige Gebirgsdurchbrüche aufmerksamer zu recognosciren, als ich dieß bei meinen früheren Reisen in diese Gegenden gethan. Dies Mal nahm ich meinen Weg erst nach Riva und in das Ledrothal, fuhr dann nach Trient zurück und besuchte von hier aus die Balsugana; ich bekam dabei die Gebirgsdurchbrüche von Mori, dann am Ponale, mit welchem das Ledrothal in das Becken des Gardasees austritt, so wie den der Fersina bei Trient zu Gesicht. Die Beschreibung dieser drei in ihrer Art ausgezeichneten Durchbrüche ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

In den Gebirgen Südtirols westlich der Etsch kommen folgende bedeutendere Gebirgsdurchbrüche vor: 1) bei Rocchetta unfern Mezzo Lombardo, durch welchen der Noßbach in das Etschthal austritt; 2) der Buco di Vela, westlich von Trient, durch welchen die Straße von dieser Stadt an die Sarca führt; 3) der Durchbruch der Sarca zwischen Tione und Alle Sarche; 4) jener zwischen Mori und Torbole, durch den die Straße von Mori nach Riva läuft; 5) der Durchbruch der Val Ampola zwischen Storo an der Ghiese und der Val di Ledro und 6) der Durchbruch des Ponalbaches zwischen dem Lago di Ledro und dem Gardasee. Die ebenfalls sehr tiefen Gebirgslücken von Cavabago, nördlich von Molveno, bei St. Maria di Campiglio und bei Bondo können nach Obigem nicht als Durchbrüche angesehen werden.

1. Der Durchbruch von Mori beginnt bei dem Flecken dieses Namens in der absoluten Höhe von 531 W. F., d. i. die Höhe der Etschbrücke bei dem Weiler Ravazzano unfern des Stationshofes von Mori. Die Straße nach Riva durchzieht bald nachher den genannten Flecken mit seinen dicht zusammengebrängten, auf italienische Art gebauten Häusern und seinem holperigen, aus spitzigen Kieseln construirten Pflaster. Jenseits dieser Ortschaft sinkt sie bald auf den breiten Thalgrund herab und erreicht in einer Stunde das einem Grafen von Castelbarco angehörige Schloß Poppio. Es ist eine große, von Gartenanlagen umgebene, in modernem Stile erbaute Villa. Daneben steht auf etwas erhöhtem Grunde die schöne Ortskirche (711 W. F. ii. M.). Die Berge ringsum sind bewaldet, der Thalboden ist grün und wohlangebaut und die Lage in hohem Grade freundlich. Das Thal ist jedoch so tief eingeschnitten, daß von den höheren Kammtheilen und ihren Gipfeln weder im Norden noch im Süden etwas zu sehen ist. Und doch sind diese letzteren hoch genug. Nördlich ist es der Stivo, 6502, und südlich der Altissimo di Lago, 6571 W. F. hoch, die als die äußersten Kammpunkte den Durchbruch mit ihren Abfällen einschließen.

Diese Abfälle bilden, ehe sie den Thalgrund erreichen, schmale, unebene, von untergeordneten Thalfurchen durchschnittenen Terrassen, auf denen nördlich die Dörfer Valle, Manzano und Romesino und südlich Castione und Besegna liegen, von denen gelegentlich eines oder das andere in das Thal herableuchtet. Gleich hinter dem Schlosse folgt der Lago di Loppio, der mit seinem laubgrünen Gewässer den Thalgrund etwa 1000 Klafter lang und im höchsten Falle 200 Klafter breit bedeckt und von der Straße an seinem südlichen Ufer begleitet wird. Die absolute Höhe des Seespiegels ist 641, und die relative gegen die vorerwähnte Etschbrücke 110 W. F. Aber noch ehe man an dem westlichen Ende des Sees vorübergekommen, erhebt sich die Straße allmählich auf den Sattel von Nago, den sie sofort in wenigen Minuten erreicht, und durchzieht hier eine Strecke lang ein steiniges Terrain, das sichtlich durch den Einsturz der Bergwände entstanden ist und ein unordentliches, wüstes, karstartiges Aussehen hat. Die Höhe des Sattels über dem Spiegel des Loppiosees kann höchstens 100 bis 120 Fuß betragen. Sehr bald darauf betritt die Straße das Dorf Nago, das auf einer kleinen unebenen Terrasse 675 W. F. über Meer, 440 F. über dem Spiegel des Garbafees, etwa 60 F. unterhalb des Sattels und bereits im Flußgebiete der Sarca liegt. Schon schimmert aus der Tiefe die grüne herrliche Thalebene von Riva herauf, und hat man erst das Fort Nago passirt, das seinen Platz am nördlichen Ende eines kurzen Felsrückens, auf welchem die Ruine des Schlosses Pené steht, gefunden, so öffnet sich dem Blicke der prachtvolle Garbafee, ein indigoblaues, blühendes, von mächtigen Bergen gefaßtes Juwel, südwärts in weite Fernen sich ausdehnend ernst und vornehm in seiner Erscheinung, mit dem freundlichen Städtchen Riva an seinem nördlichen Ende und der reichbebauten Alluvialebene daneben, die sich über eine Stunde weit bis jenseits Arco erstreckt. Dies alles stellt sich bei hellem Sonnenlichte zu einem in tiefen Farben leuchtenden glorreichen Bilde zusammen, das wol jede menschliche Brust, und sei sie auch noch so sehr von dem Schlamme weltlicher Zwecke erfüllt, freudig bewegen wird.

Nun geht es über die westwärts geneigte, steile und fast ebene Felsfläche von Pené in schräger Richtung abwärts nach Torbole, das man von Nago weg leicht in einer halben Stunde gewinnt. Nago und Torbole sind zwei stattliche und wie Mori nach dem Principe möglichster Raumsparung erbaute Ortschaften. Gleich hinter Torbole tritt die Straße in die Ebene des Sarkathales heraus.

Der Gebirgsdurchbruch von Mori oder Nago gehört, der obigen Einteilung gemäß, in die Klasse der gebundenen Durchbrüche. Er durchschneidet die zwischen Sarca und Etsch liegende Gebirgskette und theilt sie in die Gruppen des Orto d'Abbramo und des Montebaldo. Der Durchbruch selbst erscheint um so schärfer ausgeprägt, als sein höchster Punkt nicht in der Richtung der beiden Kammlinien, also ungefähr in der Mitte zwischen Mori und Torbole, sondern ganz nahe seinem westlichen Ausgange liegt. Die totale Länge desselben

beträgt etwas über 5000 W. Klafter und sein mittlerer Fallwinkel zwischen dem Sattel bei Nago und Mori nicht ganz 30 Minuten.

2. Ich habe von Niva einen Ausflug in das Ledrothal unternommen, dabei auf dem Hinwege die Bocca del Tratt — einen Sattel südlich des Monte Picchea, überschritten und auf dem Rückwege die Fahrstraße nach Niva über den Ponale benützt.

Das Ledrothal ist ein ziemlich ausgedehntes Gebirgsbecken, das aus dem eigentlichen, westöstlich orientirten Hauptthale und den Nebenthälern Val Concei und Val Peor besteht und eine halbe Stunde unterhalb Niva in den Gardasee ausmündet. Das Ledrothal beginnt an dem Durchbruche der Val Ampola, eine halbe Stunde oberhalb Tiarno di sopra in der absoluten Höhe von 2252 W. F. und fällt bis Pieve di Ledro, dessen Höhe ungefähr die Mittelhöhe des Thales repräsentirt, nicht mehr als 172 W. F. Die Val Concei kommt aus Norden, entspringt am Fuße des Gaverdine und tritt bei Bezecca in das Hauptthal aus, während die Val Peor aus Süden von der Cima Darzo niedersteigt und nach kurzem Laufe gegenüber von Mezzolago endet.

Die Val di Ledro ist ein schönes, freundliches Alpenthal, in welchem die Verwüstung der Wälder noch nicht jenes leidige Maß erreicht hat, das in den übrigen Theilen Südtirols ein gewöhnliches ist. Deshalb fehlt es auch hier durchaus an jenen großen Schuttkegeln und Trümmerhalben, die anderwärts, z. B. im Etschlande und insbesondere in der Valsugana, das landschaftliche Bild nicht eben schmücken und dem culturfähigen Boden im Thale oft so großen Abbruch thun. Das Ledrothal ist deshalb wohl angebaut, doch gebehrt bei seiner hohen Lage der Wein nicht mehr. Es ist auch stark bevölkert und zählt nicht weniger als 13 größere und kleinere Ortschaften, unter denen Pieve di Ledro die bedeutendste ist. Die schönste Gierde desselben aber ist der Ledrosee, der von Pieve bis Molina reicht, d. h. eine Länge von 1250 und bei Mezzolago eine Breite von 650 Klafter hat. Seine absolute Höhe ist 2061 W. F. Mit dem Gardasee an Größe und Schönheit in keiner Weise vergleichbar, ist der Lago di Ledro dennoch von einer so frischen, ich möchte sagen, naiven und traulichen Anmuth, daß der Eindruck, den er hervorbringt, ein sehr reizender und wohlthuernder ist. Sein Wasser ist grünlich und ungemein klar.

Bei Molina, wo auch der See endet, verengt sich das Thal rasch und der Ponalbach, so heißt jetzt der gesammelte Wasserertrag des Ledrothales, fließt fortan unter raschem Fall in einer tief eingeschnittenen Schlucht, die nur hier und da von einigen ganz unbedeutenden Thalbreiten unterbrochen ist. Die Dörfer liegen jetzt, mit Ausnahme kleinerer Häuserrotten, nicht mehr im Thalgrunde, sondern auf den Berghängen, mehr oder minder hoch über dem Bache. Aber schon von Biacesa angefangen verwandelt sich die untere Region des Thales in einen wilden Schlund, gegen welchen die felsigen Berghänge mit großer Schroffheit abstürzen. Die Straße läuft nun hoch an der nördlichen

Thalwand, ist meist in den Fels gesprengt und thalwärts von mächtigen Parapetmauern gestützt. Nach und nach wird der Abgrund immer tiefer und graufiger, so daß der Blick an manchen Stellen, der überhängenden Felsen wegen, den Bach nicht mehr erreicht. Zuletzt verschwindet derselbe gänzlich, und hier ist es, wo er, dicht vor seiner Mündung in den Gardasee, mit einem 120 Fuß hohen senkrechten Sturze und mehreren kleineren Kaskaden, die letzten Abfälle der Durchbruchspalte überwindet. Hier, wo auch die Straße das Gestade des Sees erreicht, schwebt sie reichlich 600 Fuß über dem Spiegel desselben und muß nun, in einer Folge von Serpentinien, die sich enge an einander und mühsam über das schroffe Gehänge des Berges herabwinden, ein tieferes Niveau gewinnen, ehe sie nördlich abbiegen kann, um dann, noch etwa eine Viertelmeile lang, neben himmelhohen Kalkwänden, unter Zuhilfenahme aller Mittel der Straßentechnik (Fels gesprengungen, Tunneln, Parapetmauern, Brücken u. dgl.) das Städtchen Riva zu erreichen.

Die Thalstrecke zwischen Molina und dem Gardasee ist nur 2760 Klafter lang und hat eine totale Fallhöhe von 1870 W. F., woraus sich der mittlere Neigungswinkel der Thalsohle mit nicht weniger als $6^{\circ} 27'$ ergibt. Das anstehende Gestein ist hier wie in der Val Ampola der zur rhätischen Formation gehörige Hauptdolomit, dessen Schichten von beiden Thalspalten in querrer Richtung durchschnitten sind. Der Durchbruch am Ponale ist nach Obigem ein totaler und überdies einer der interessantesten seiner Art. Im Uebrigen zeigt er die im Gebirge oft wahrnehmbare Thatsache, daß große und weitverzweigte Thalsysteme mit engen oder selbst schlundartigen Mündungen in die Hauptthäler oder in das Flachland austreten.

3. Einige Tage später habe ich von Trient aus die Valsugana besucht und mir dabei den Durchbruch der Fersina, sowohl auf der Hin- und Rückfahrt von der Straße weg, als auch durch Erstiegung einer Anhöhe bei Civezzano aufmerksam in's Auge gefaßt.

Die Fersina entspringt unfern des Dorfes Palù am Anfange des Mochenithales und tritt oberhalb des Weilers Bivignago in das breite und schöne Becken von Pergine aus. Anstatt aber der bisherigen, gegen den Caldonazojee gefehrten Richtung, nach welcher auch das Thal in fast unveränderter Breite fortsetzt, treu zu bleiben, schließt sich die Fersina unter westlichem Abbiegen bis über Bigalzano hinaus an die nördlich gelegene Thalwand an und tritt dann bei Roncegno in jene Thalfurche ein, welche von Civezzano angefangen die das linke Etschufer begleitende Gebirgskette durchbricht und bei Trient in das Etschthal ausmündet. Von hier aus angesehen stellt sie sich als eine breite und sehr tiefe Kammdepression dar. Die Umgebung von Pergine kann demnach mit Recht als eine topographisch und geologisch in hohem Grade interessante Stelle bezeichnet werden. Denn nicht nur, daß an Ort und Stelle, bei dem bloßen Anblick der Gegend, niemand den Grund für die Richtung, nach welcher die Fersina abfließt, erkennen wird, so findet hier

sogar thatsächlich eine Bifurcation dieses Baches statt. Schon vor Zivignago, ober ungefähr eine Vierteltunde oberhalb Pergine, sind nämlich von der Fersina zwei Arme abgeleitet worden, welche bei entsprechender Schonung des Gefälls nach Pergine gelangen, demnach die hier befindliche Wasserscheide überschreiten, eine Zahl Räder in Bewegung setzen und ihren Lauf nach Süden nehmen, um sich in den Caldonazzosee zu ergießen. Fließt also die Fersina der Etzsch zu, so treten diese beiden Arme derselben in das Flußgebiet der Brenta über. Ist nun auch diese Bifurcation der Fersina eine künstlich erzeugte, so tritt dies in Pergine selbst doch nirgends sichtlich hervor, da beide Wasserläufe gleich gewöhnlichen Bächen in der Ebene dahinfließen, und der Niveauunterschied zwischen dieser Stadt und der Fersina unterhalb Vigalzano nur etwa 60 Fuß beträgt, eine Höhe, die durch eine 1000 Klafter lange Leitung leicht zu überbrücken war.

Unter den erwähnten Umständen wird der Gedanke kaum zurückzuweisen sein, daß in früherer Zeit die Fersina ihren Weg zum Caldonazzosee genommen habe, für welche Annahme in den sichtlichen Zeichen einer einst viel größeren Ausdehnung dieses Sees, sowol an seinem nördlichen, noch mehr an seinem südlichen Ende bei dem Dorfe Caldonazzo, noch weitere Gründe vorliegen. Frägt man sofort um die Ursache, welche die Fersina gegen Trient hin abgedrängt hat, so kann man dieselbe entweder in dem großen Schuttkegel von Susa, oder in dem Abbruche des Schloßberges bei Pergine von der Cima d'Orno erkennen. Der genannte Schuttkegel hängt aus einer von der Terrarossa steil niebergehenden Schlucht herab, trägt die Dörfer Susa und Costasavina, bringt jedoch gegen Pergine nicht weit genug vor, um zwischen dieser Stadt und dem Caldonazzosee die Entstehung eines ziemlich ausgedehnten Moorgrundes zu verhindern. Der Schloßberg von Pergine hingegen bildet im Zusammenhange mit dem Höhenzuge, der den Caldonazzo von dem Levicossee scheidet, einen schmalen, den Thalgrund nebenan im höchsten Falle nicht über 600 Fuß überragenden Felswall, der aus demselben Glimmerschiefer wie die Cima d'Orno und der Monte Selvot besteht, und dessen Ablösung von diesen Bergen durch Einsturz wol kaum einem Zweifel unterliegt. Hierdurch erklärt sich einfach die Verbämmung des Hauptthales bei Pergine wie auch die Abdrängung der Fersina gegen Vigalzano und gegen die Durchbruchspalte bei Civezzano.

Den Abfluß nach dieser Seite hat sich denn auch die Fersina auf eine sehr energische Weise hergerichtet. Schon vor Civezzano vertieft sich ihr Bett beträchtlich und verwandelt sich nach und nach in einen tiefen Erosionsschlund, der über eine halbe Meile lang von lothrechten Felswänden eingeschlossen ist, bei den jetzt im Bau begriffenen Befestigungen unterhalb Civezzano eine Tiefe von 200—300 und an der Brücke bei Oltre Castello noch immer von 154 W. F. hat. Brausend und schäumend wühlt sich der Bach seinen Weg durch den düsteren Abgrund, an dessen nördlicher Seite die prachtvolle Straße, in das Gestein gesprengt und oft von überhängenden Felsen ganz oder theilweise

bedeckt, hoch über der Tiefe hängt. Erst bei den Häusergruppen von Cognola treten die Bergwände etwas auseinander, jedoch ohne dadurch der Tiefe des eigentlichen Erosionsschlundes wesentlich Eintrag zu thun. Hat man dann den Fuß einer gerade vor dem Durchbruch liegenden Felskuppe umfahren, so öffnet sich das Etschthal in all' seiner Pracht, und dicht vor uns liegt auf dem grünen, von dem Silberbande der Etsch durchzogenen Thalgrunde die Stadt Trient, weit gedehnt, schimmernd und von unzähligen Villen umschwärmt.

Der Leser sieht hieraus, daß er es bei der Fersinaajchlucht mit einem totalen Gebirgsdurchbruche von nicht gewöhnlicher Art zu thun hat.

Ein ähnlicher, jedoch nur subtotaler Durchbruch liegt jenseits des Chegulsberges, zwischen dem Caldonazjsee und Mattarello an der Etsch. Der höchste Punkt desselben bei Vigolo überhöht den Spiegel jenes Sees nur um ca. 400 Fuß. Durch ihn führt ein Landweg von Calceranica in zwei Stunden nach Mattarello.

Die Granatler.

Von

Dr. Ludwig von Hörmann.

„Noth macht erfinderisch“; der Tiroler ist ein lebendiger Beleg für die Wahrheit dieses Sprichwortes. Es ist wirklich interessant, zu welcher verschiedenartigen und eigenthümlichen Erwerbszweigen die Kargheit der Natur den Bewohner dieser armen Bergthäler führte, wie sie ihn die unscheinbarsten Producte derselben oft mit Mühe und Lebensgefahr zu Nutzen zu machen zwang und wie oft aus dem Einfall irgend eines finsternen Bauerngehirns später eine mehr oder minder bedeutende Erwerbsquelle erwuchs. Ich erinnere nur an die Oberimthaler Vogelhändler*), an die Zillertthaler Delträger, an die Grödnere Kunstschmitzer**), an die Tessineser Bilderhändler und andere derartige industrielle Erscheinungen, von denen freilich die meisten der wechselnden Zeitrichtung und der Concurrnz zum Opfer fielen.

Zu den originellsten zählen jedenfalls auch die Steinklauber und Stufenhändler, diese Gebirgsfreibeuter von Gottes Gnaden, denen die stiefmütterlichen Felsen ihrer Heimat zu Brod werden müssen. Unter ihnen sind die wichtigsten die sogenannten Granatler, welche sich, wie schon der Name sagt, mit der Gewinnung der Granaten beschäftigen. Dieser Edelstein kommt in Tirol, man möchte fast sagen, massenhaft vor. Er findet sich vorzüglich in

*) S. darüber Alpenfreund Bd. II S. 123.

**) S. darüber Alpenfreund Bd. III. S. 270.

dem silberglänzenden Thonschiefer des gewaltigen Gebirgskopfes, der sich vom hintern Zillertal über Pfätsch gegen das Dektal zieht, und von da gegen den Orteles steigt. Schön tritt er am Timbljoch zu Tage; der Aelpler nennt ihn das Pflaster der Salig-Fräulein, jener holden Sagengestalten, mit denen das Volk jenen Fochübergang bevölkert hat:

„Vom Timbljoch zum Rabenstein
Die Salig-Frau legt's Pflaster ein“

Dech wie häufig das Vorkommen dieses Steines ist, von welchem man Stücke bis zur Größe eines Kindskopfes findet, so selten läßt er sich verwerthen. Er ist nämlich in der Regel zu dunkel.

Zu einer industriellen Bedeutung hat es nur ein Fundort gebracht, der noch gegenwärtig eine hübsche Einnahmequelle dem Besitzer gibt. Es ist dies das Granatenbergwerk am sogenannten Roßrücken, einem gegen 10,000 Fuß hohen Felsenkamme, der den Wazegger- und Hornsteingletscher trennt. Es liegt im innersten Winkel des Schwarzensteingrundes*), einem Ausläufer des Zemmthales, somit gleichsam im Herzen der Zillertaler Eisberge, in einer Gegend, die wahrhaft verschwenderisch mit all' der Pracht des Hochgebirges ausgestattet ist. Unweit davon befinden sich die Wazegger- und Schwarzensteinalpe, beide jedoch von ihm durch mächtige, klüftereiche Eisströme getrennt. Weiter östlich kommt noch ein dritter gewaltiger Gletscherarm vom südlichen Horn herab, so daß drei Eisströme sich hier mit ihren Enden begegnen. Zwischen beiden ersteren nun, dem Wazegger- und Hornsteingletscher ragt der Roßrücken kammähnlich empor. Er ist ein in seinem obersten Theile öder und todter, von Schrofen, Farnern und Steingeröll eingeschlossener Felsenrücken, an dessen westlicher Seite die Wände steil abfallen. Ein gut Stück hinauf findet sich magere Schafweide. Weit oben, beiläufig in einer Höhe von 9800', befinden sich die Gruben, aus denen die Granaten führenden Blöcke des weichen grauen Glimmerschiefers gebrochen werden.

Das Bergwerk besteht über 100 Jahre und hat schon ein Stück Geschichte aufzuweisen. Entdeckt hat es Andrä Kreibl, ein Bauer und Wilderer zu Hollenzen bei Mayrhofen. Derselbe begab sich einmal nach Wazegg und stieg von da auf den Roßrücken zur Gemsenjagd. Bald hatte er auch einen stattlichen Bock erlegt, gerade an der Stelle, wo sich gegenwärtig das Bergwerk befindet. Während er da an dem erlegten Thiere die Waidmannsarbeit verrichtete, bemerkte er an einem neben ihm liegenden Steinklumpen merkwürdige Einwüchse. Er hatte wol vom Hörensagen einen „Dunst“ von Granaten, und daß sie als Feuersteine bei Schießgewehren gut brauchbar wären, wußte aber nicht, daß man sie auch als Schmucksteine verwerthen könne. Er suchte mehr herum und fand sie nun auch am Felsen des Roßrückens hervorschauen. Er erkundigte sich nach

*) Vergl. darüber auch Alpenfreund Bd. III. S. 11 u. f. w. („Im hintern Zillertal“ nebst Tableau).

Käufern, und da er solche fand, die wenigstens die größeren Stücke als „Feuersteine“ abnahmen, so bewarb er sich Anno 1747 beim Aerar um die Erlaubniß zum Granatensammeln, die ihm auch gegen die Erlegung eines „Willengeldes“ von einem Gulden jährlich und gegen die Verpflichtung „Musterstücke zur Einsicht für das hochfürstliche Cabinet und überhaupt zum allfälligen Gebrauche des Hofes nach Salzburg einzuliefern“ ertheilt wurde. Er fing nun mit einigen Leuten an, am Roßrücken zu arbeiten, zu sprengen, die Granaten durch Reibung vom Muttergesteine zu reinigen und sie wie gesagt als Feuersteine zu verkaufen. Diese primitive Art von Ausbeutung und Verwerthung wurde von Kreidl durch beiläufig zwanzig Jahre betrieben, bis sein Sohn Jakob von Innsbruck aus nähere Kunde darüber erhielt, daß sie nämlich zu Prag in Böhmen gekauft, geschliffen und als Schmucksteine verwendet würden, und daß sie dort auch die kleineren Stücke brauchen könnten. Nun erschien Geschäft und Arbeit freilich rentabler und wurde besonders seit dem Jahre 1827, wo Andrá Kreidl, der Enkel des Erfinders, die Fundstätte „Roßrückenskar“ vom Aerar um 26 Fl. C. M. erstand und sich bald darauf damit belehnen ließ, auch großartiger und energischer betrieben. Erstlich baute man zwei Hütten, eine größere unten am Waxeeggergletscher und eine zu äußerst in Schwarzenstein. Letztere wurde indeß bald wieder aufgegeben; erstere größere jedoch — man sieht sie von der Schwarzensteinalpe am Fuße des Roßrückens liegen — diente den Arbeitern als Aufenthalt und zum Säubern der Granaten. Man zerstückte die größeren Steinklumpen mit Hämmern, warf sie in hohe enge Kübel, ähnlich den Butterkübeln oder pusterthalischen Mohnstampfen und stieß mit Eisenstangen den Glimmerschiefer von den Granaten. Später geschah diese erste gröbere Arbeit in einer weiter oben, etwa dreiviertel Stunden unter den Stollen liegenden Steinhütte, die den Granatengräbern zugleich dürftigen Unterstand gewährte. Von da wurden dann die zerkleinerten Stücke in Kraxen und Holzschlitten, sogenannte Scheipfen, über den starkzerklüfteten Hornsteingletscher zur unteren größeren Hütte gebracht. Hier unterzog man sie der genannten weiteren Säuberung, schlug sie dann in Fäßchen und transportirte sie auf Mauleseln nach dem sechs bis sieben Stunden entfernten Mahrhofen in's Zillertal, wo sie in faßartigen Truhen im und vom Zillerbach nochmals tüchtig abgerollt und dann nach Prag als „böhmische Granaten“ verkauft und versendet wurden.

Diese friedliche Ausbeutung des Granatenschatzes am Roßrücken dauerte bis 1836, in welchem Jahre sich eine andere Granatengräbergesellschaft, Peter Nieder und Consorten, auf der östlichen Seite des Roßrückens und auf dem obersten Ramme festsetzte und der ersteren Concurrenz machte. Anfänglich scheint Andrá Kreidl diese Beeinträchtigung seines Erwerbes ziemlich gleichgültig hingenommen zu haben und erhob auch gegen die Belehnung des Nieder bei der gleichzeitig erfolgten „Auspfändung“ der beiderseitigen Gebiete keine Einsprache. Bald darauf aber, — sei es, daß es ihn reute, sei es aus Neid — kam es zu ernstlichen Reibungen zwischen beiden Partheien. Die Folge war ein lang-

jähriger Proceß des Anbrä Kreidl mit dem Aerar, von dem Peter Nieder im Jahre 1836 sein Grubenfeld als Lehen erhalten hatte. Anbrä Kreidl klagte wegen Besitzstörung, bestritt die Belehnungsgültigkeit des Peter Nieder und berief sich auf seinen Kaufbrief vom Jahre 1827, nach dem er den Roßrüden vom Aerar „in Bausch und Bogen“ erstanden habe. Das Aerar in Vertretung des P. Nieder und Consorten hingegen machte geltend, daß A. Kreidl nur den „Weideplatz Roßrüdenkar“ gekauft habe, was schon der Name Kar anzeige, worunter man gemeiniglich „eine von Felsen eingeschlossene Weidebucht“ verstehe, und daß sich somit der Bezirk des P. Nieder über der Vegetation, mithin auf ärarischem Grund und Boden befinde, also das Aerar das Recht gehabt habe, den P. Nieder damit zu belehnen. Der Proceß zog sich, wie es zu gehen pflegt, sehr in die Länge, da er, kaum beendet, stets wieder neu aufgenommen wurde. Tagsetzungen, Schreibereien und Berufungen, Zeugenverhöre und Inspecirungen reichten sich abwechselnd die Hand. Die Untersuchung drehte sich hauptsächlich um die Feststellung des Begriffs „Roßrüdenkar“ und um die Ausdehnung des Kreidl'schen „Weideplatzes“, in den nach Behauptung des Kreidl das Nieder'sche Bergwerk noch fallen sollte. Nun wächst aber in der Nähe des letzteren kein Gras, nur hier und da spärlicher Fuchsspeiß und Gembürstling, und selbst, wenn eines wüchse, wäre es nie möglich, das Kleinvieh auf diese haarsträubenden Punkte hinzutreiben. Zudem ist diese dubiöse Alpenparzelle durch eine andert-halb Stunden lange Gletscherzunge von dem Kreidl'schen Roßrüdenkar getrennt, so daß man nur mit Steigeisen dahin gelangen kann; auch eine mächtige Schlucht trennt die beiden Reviere. Die ärarische Untersuchungscommission war daher nicht wenig erstaunt, auf jenem verlorenen Posten noch Schafe anzutreffen. Die schlauen Hirten des Kreidl hatten, wie die Fama ging, und die Proceßacten theilweise bestätigen, die Thiere — hinaufgetragen, um so die Richtigkeit ihrer Behauptung zu erhärten. Der Proceß dauerte übrigens bis in die fünfziger Jahre und wurde schließlich, wie sich voraussehen ließ, vom Aerar gewonnen.

Das Processiren muß übrigens der Mühe werth gewesen sein, denn die Kreidl haben es durch die Granatengräberei zu einem bedeutenden Vermögen gebracht, da damals diese Steine als Modeartikel gut abgingen. Zur Zeit der Blüthe waren 16—18 Arbeiter beschäftigt, gegenwärtig sind nur noch vier Leute im Bergwerke thätig. Es gehört jetzt einem gewissen Tiggel, Bauer in Mayrhofen, und befindet sich nicht mehr am eigentlichen Roßrüden, sondern an der östlichen Umrahmung des Hornferners, wo dieser leichter zu passiren ist, da seine Klüfte und Wände an der Westseite den Zugang zu den früheren Gruben, besonders im Spätsommer, wo die Spalten offen sind, nicht mehr ermöglichten. Dessenungeachtet ist die Passage noch immer gefährlich und vorzüglich die Parthie von der obern Granatenhütte zur untern, wo der Steig knapp am Ferner hinführt, nur Schwindelfreien anzurathen. Im Bergwerke selbst wird immer schachtmäßig unter Tags gearbeitet. Die „Tagsschicht“ betrug früher einen

Gulben C. M., gewiß wenig für die schwere Arbeit und den halbsbrecherischen Transport der Steinlasten über und neben dem Ferner zu den Hütten. Trotzdem hörte man nie von größerem Unglücke; es fiel wol hie und da ein Arbeiter in eine Eispalte, wurde aber von seinen Kameraden stets glücklich wieder herausgezogen. Fällt aber ein Granatenschlitten oder ein mit Lebensmitteln und Kleidung beladener Korb hinein, so machen sich die Arbeiter wenig daraus, da, wie sie sagen, Alles nach sieben bis acht Jahren wieder an die Oberfläche kommt, ohne im Geringsten Schaden zu leiden*). Bei anhaltend schlechter Witterung, oder wenn sich das gewonnene Material gehäuft, wird in den beiden Hütten gearbeitet; gewöhnlich jedoch bleiben die Arbeiter tagsüber im Bergwerke und kommen nur Abends zur untern Hütte, wo sie ihr Nachtlager haben. Oben würden sie es auch nicht so lange aushalten, da sie das Holz hinauftragen müßten. Die untere Hütte liegt, wie schon Eingangs erwähnt, hart am Fuße des hier steil abfallenden Roßrücken am Ausgange des Wazegger- und Hornsteinfeners, etwa 20 Minuten von der Wazegger Almhütte entfernt, von ihr jedoch durch einen Arm des Wazegger Gletschers getrennt. Auf den ersten Blick möchte man sie für eine Almhütte halten, doch verrathen bald die Haufen tauben und zerbröckelten, oft mehrlartigen Glimmerschiefers ihre eigentliche Bestimmung. Das erste Verlaß, das man betritt, ist eine ziemlich große Küche, deren Herd eine riesige Steinplatte mit den üblichen Sitzen ringsherum bildet. Rechts davon gelangt man in die Werkstätte, wo Alles kunterbunt durcheinander liegt: Werkzeuge aller Art zum Zerkleinern und Säubern der Granaten, solche selbst einzeln und in Stufen, Kerzen, Messer, Pfeifen, Karten, Gebetbücher, Rosenkränze, Brotreste, Mineralien 2c. An den Wänden hängen Schnersäcke, Stricke, Steigeisen. In der einen Ecke ist zum Behufe der Arbeit auf einem Gestelle eine massive Steinplatte angebracht, darüber ein altes Crucifix, in der andern steht der Ofen. Die gemeinsame Schlafstätte besteht aus einem kleinen, mit Heu ausgelegten Verschlag neben der Küche.

In dieser Hütte nun hantieren vier bis fünf wettergebräunte, bestaubte Gefellen und schlagen, stoßen und feilen darauf los, daß einem Hören und Sehen vergehen könnte. Die Leute sehen mit ihren tiefgefurchten, verwitterten Gesichtern wie die Ruinen aus. Leicht begreiflich; man denke sich nur die anhaltende, strenge Arbeit in einer Höhe von 9—10,000', jeder Unbill des Wetters ausgesetzt; den sichern Tod vor sich, wenn einer auf diesen halbs-

*) Diese Erscheinung wird in dortiger Gegend auf eine ganz eigenthümliche Weise erklärt, die ich einem Briefe des wackern Schullehrers von Dornauerg, Sebast. Hörhager, wörtlich entnehme: „Das Wasser quillt an verschiedenen Orten in Quellen aus den Bergen, und zwar Sommer und Winter gleich viel; im Sommer fließt es mit dem Aferwasser ab und bildet die Bäche; im Winter aber gefriert es gleich unter dem Eis und vergrößert von unten die Eisberge; oben apert es wieder im Sommer, und so wird also fast jeder Gletscher in einer Zeit von sieben — acht Jahren ganz umgesetzt und wieder erneuert.“ Ein ganz eigenthümlicher Stoffwechsel!

brecherischen Pfaden strauchelt oder eine Strickleiter bricht. Dessenungeachtet sind die Leute äußerst zufrieden und mit jenem Zug der Gemüthlichkeit begabt, wie er solchen Naturmenschen eigen ist. Einer aus ihnen arbeitete schon 30 Jahre im Bergwerke. Jeden Sonntag geht ein Mensch nach Mahrhofen, um Lebensmittel zu holen; er ist zugleich der Bote für die unweit davon liegende Schwarzensteinalpe.

Letztere ist die Unterkunftsstätte für die übrigen Steinklauber, die sich in dieser Gegend herumtreiben. Dazu gehören die „Feberweiß-“ oder Asbestgräber, die die Eingangs erwähnte aufgelassene Granatenhütte zu äußerst in Schwarzenstein als Atelier benützen, und die eigentlichen Mineraliensucher, die den Felsen sogar mit Pulver zu Leibe gehen, die wildesten Schrofen abschnüffeln und die dortige Gegend fast unterminirt haben. Sie suchen vorzüglich nach Amethystkugeln, nach dem theuern Apatit, Turmalin, Pistazit, Magneteisenstein, Sphren und andern mineralogischen Rausstücken. Sie haben im Ganzen einen guten Blick und kennen sich überhaupt mit den Mineralien und deren Fundorten vermöge ihrer langen Praxis gut aus. Ein Mal kam einer ganz roth von oben bis unten aus einem Seitenthal, wo er den ganzen Tag einen mächtigen Amethysten aus der rothen Erde herausgearbeitet hatte, den ihn sein Instinkt da suchen ließ. Da nur gute Waare ihre Mühe entschädigt, so sind sie mit der Auswahl ziemlich heikel. Oft ist ihnen das Glück günstig, und dann beträgt die Steinausbeute eines Tages oft 50—60 Fl. Freilich vergehen dann wieder Wochen, ohne daß sie etwas Nennenswerthes aufstöbern; denn da das ganze Revier schon lange abgesucht ist, so werden die Fundorte immer seltener. Sie warten daher sehnlich, bis wieder ein Stück Felsen vom Eise frei wird, das sie ausbeuten können. Abends kommen sie dann gewöhnlich mit ihrer Beute in die Schwarzenstein- oder Waxecker Almhütte und reinigen die Mineralien mit Bürsten und Holz vom tauben Gestein. Es sind eigenthümliche Leute, die ziemlich geheimnißvoll thun und nicht viel Worte machen. Das beständige Herumstrolchen im einsamen Gebirge gibt ihnen etwas Verwildertes, ja fast Unheimliches. Sie halten sich gewöhnlich nur kurze Zeit auf und gehen dann besonders in's benachbarte Pfitsch. Aber auch andere Thäler stellen ihr Contingent. So holen sie aus dem Selrain (Lisens) den schönen Andalusit und Pinit, aus dem Deltthal (Gurgl) freie und in Glimmer eingewachsene Granaten, aus Pregratten und Tefereggen die Prehnite, aus dem mineralienreichen Tassa, von der Seiser Alpe die Stilbite und Analcime. Die Steine gehen theils nach Böhmen, wo sie als Schmuck geschliffen werden, theils in's Ausland, vorzüglich nach München und Augsburg, oder sie werden dem Innsbrucker Museum zum Kauf angeboten. Gewöhnlich aber haben die Mineraliensucher ihre eigenen „Kunden“, bestimmte Abkäufer, welche ihrerseits den Handel im Großen betreiben und selbstverständlich den Hauptgewinn einstreichen. Ein bekannter Zwischenhändler war in den dreißiger Jahren ein gewisser Straßer im Zillertthal, der sich besonders mit dem Granatenhandel abgab. Eine Zeit lang waren eine gute Absatzquelle auch die Zillertthaler Handschuhhändler, die den

Mineralienhandel als Nebengeschäft trieben, von den Sammlern im Thale Alles zusammenkauften und ganze Kisten voll auf ihren Fahrten in's Ausland schleppten.

Auf dem Ritten

VON

G. Dahlke.

Das Hügelland des Ritten bildet den südöstlichen Ausläufer einer spärlich gegliederten Berggruppe, die von den Verzweigungen des Tauern bis zur Ebene von Gries und Bozen reicht und durch zwei charakteristische Erhebungen, die Sarnner Scharte und das Rittner Horn die Wellenlinien ihrer Oberfläche unterbricht. Von dem Kalvarienberge zu Bozen erblickt man über dem Sarnthal den schroffen, 7800 Fuß hohen Westrand der Scharte, während der Höhenzug des Rittner Horns am rechten Eisackufer, dem Auge verborgen bleibt. Auf dem Südhang des Porphyrrückens blicken weißgestrichene Häuser durch dunkles Baumgrün, Gestrüpp umflucht das braune, theilweis verwitterte Gestein, und den Fuß der Halde säumen Nebengärten, in denen vortreffliche Trauben unter dem Glutstrahl der Sonne reifen. So rauh und unwirthlich der Ritten im Winter und Frühling erscheint, wenn eisige Winde über seine wenig geschützten Höhen brausen, so angenehm ist der Aufenthalt in den Villen von Klobenstein und Oberbozen zur heißen Jahreszeit. Nach dem Doppelfesttage St. Peter und Paul verödet die Stadt, und auf dem Berge beginnt ein heiteres Leben, indem hier die feine Welt der altberühmten Handelsstadt, frei von beengenden Schranken der Standesunterschiede und von dem Zwiespalt der Partheiung ihre volle Lebenswürdigkeit zur Geltung bringt.

Weniger mühsam, als der steile Aufstieg nach Oberbozen ist die Fahrstraße, welche von dem Thalgrunde über Unterinn nach Klobenstein und, auf einem Umwege über das Vorgebirge Signat zu den Erbpfhamiden von Wolfsgruben führt, deren wunderfame Gebilde den Gletschern der Eiszeit ihren Ursprung verdanken. In einer wilden, zum Theil mit Fichten und Föhren bewachsenen, zum Theil von Moränenschutt angefüllten Porphyrschlucht geben zahlreiche, bald vereinzelt, bald in Gruppen stehende mit Felsblöcken gekrönte Säulen, Regel und Pyramiden den Ufern des Rivulaunbachs einen eigenartigen Reiz. Die Wellen des Flusses haben durch das thonartige, mit Steingeröll gemischte Lager des halbverhärteten Schotter's eine tiefe Furche gezogen, gewaltige Massen von Steintrümmern und Schutt in den Eisack gerollt und mit Hilfe der Regenfluthen im Laufe von Jahrtausenden die kunstvollen Säulen und Regel gezimmert, welche jetzt so lebensvoll durch das Gezweige schimmern. Größe und Dauer der Pyramiden sind durch den Umfang der Deckplatten bedingt, die bald aus Felsstücken, bald aus Bäumen oder Rasenstücken bestehen und die Spitzen der Pfeiler vor

Verwitterung schützen, da unter ihren Schirmen der blaßrothe oder graue Schotter festen Bestand bewahrt. Im Thauwetter des Frühlings, bei Hochgewitter oder anhaltenden Regengüssen rinnen machtvolle Wasserströme durch die verzweigten Säulengänge, graben den Fuß der Pyramiden tiefer und tiefer aus; die starren, nach unten wachsenden Gestalten erheben sich immer riesiger in der Schlucht, bis hier und da ein Knopf herunterstürzt, ein Pfeiler nach dem andern der Vernichtung anheimfällt, oder ein zweiter tiefer liegender Stein die Unterlage noch ein Mal dem zerstörenden Einfluß der Elemente entzieht.

So schreitet der Proceß mechanischer Auflösung in steten Wandlungen der Bildung und des Verfalls unaufhaltsam fort, bis auch der letzte Pfeiler donnernd zusammengestürzt, sein zerbrechliches Material den Fluthen zur Tiefe geschwemmt sein wird. Noch stehen in der Spalte des Rivulaunbachs zahlreiche Einzelgebilde dieser Erbsäulen, reihenweise und in dichtem Gewirr, hier als gothische Dome mit schlanken Spizenthürmen, dort als zerstreute Regel zwischen Trümmerschutt, und verschiedenartige Einschlüsse von Granit, Porphyr, Gneis, Glimmer, Hornblende, Serpentin, Diorit, Sandstein, Kalk und andrem, die grobkörnige Masse durchziehenden Gestein bilden das Ornament der Pyramiden. Sein und Werden — die ersten Einschnitte der Regenfluthen in das aufgeweichte Erdbreich, die vollendeten Gebilde und die fahlen Reste der Verwitterung —, der ganze Schöpfungsproceß der Natur ist in einfachen Zügen vor dem Auge aufgerollt. Wenn man den ebenen Fußpfad von der strohbedeckten Waldmühle bis an den Rand der Schlucht verfolgt, so steht man der Hauptgruppe der Pyramiden gegenüber, die hier in mehr als hundert Spizen, wie die Thürme zerbrochener Tempel, aus grünem Walde aufsteigen und in mannigfachen Abstufungen der Gestaltung und Färbung, in röthlichem Schimmer oder in bleicheren Tinten durch den Spizenschleier der Nadelbäume leuchten. Während zur Rechten Föhren und Lärchen zwischen den fahlen Gebilden grünen, prangt zur Linken ein Säulendom mit einem Hain von Waldgewächsen auf den verbundenen Capitälen. Die beschränkte Aussicht umfaßt zwei Bauernhöfe in stiller Bucht der Mittelhöhe, einen Thurm und wenige Dächer von Oberbozen; im Westen wird ein Abschnitt des Eppaner Mittelgebirges sichtbar, über die Vertiefung der Mendel heben die Colosse des Ronsbergs ihre grauen Häupter; im laubigen Gebüsch singen Finken und Tannenmeisen. —

Auf einsamem Waldsteige erreichte ich den Lannerhof, trat zwanzig Minuten später an das Ufer des kleinen Sees von Wolfsgruben, dessen dunkler, Nymphäen und Blattpflanzen überzogener Spiegel sich in anmuthigem Umriß zwischen Wiese und Wald ausbreitet und eine reizende Fernsicht auf den Dolomitriesen Schlern gestattet, der über dem Walde von Hauenstein in erhabener Größe aufsteigt; dann wanderte ich durch Wiese und Walb, über Hügel und Vertiefungen noch eine Stunde lang auf dem welligen Höhenzuge bis zur Fahrstraße von Bozen, die ich bei Signat verlassen hatte. Das Kirchlein und die Häuser von Wolfsgruben mit braunen Holzwänden und grauen Strohdächern,

die belaubten Hügel und zerstreuten Höfe der Umgebung, die wechselvolle Fernsicht auf den Latemar, den geisterhaften Rosengarten und die Zaunreihe des Mons- und Sulzberges, nicht minder das reiche Pflanzenleben des Waldes geben der Landschaft ein anziehendes Gepräge. Neben dem Fußsteig blühte die braunrothe, duftige Sumpfwurze und die Waldbarnassie, die schöne Pyrola und die prachtvolle Alpenrose, Zaunlilie, Maaslieb, Arnica, Rapunzel, Alpenaster und die bärtige Glockenblume, über den Schlern und den kühn aufstrebenden Tschaffon heben sich die Zinnen des Rosengartens; ehrfurchtgebietende Bergriesen schauen vom Ostrand des Eisackthals herüber.

Klobenstein und Langmoos, die Hauptorte des Ritten, werden zur Zeit der Sommerfrische von Bozner Familien und Kurgästen aus Meran bewohnt, die zum Theil in den Gasthäusern des Staffler Unterkunft und treffliche Pflege finden. Zwischen beiden nahegelegenen Orten dient ein hügeliges, von schattigen Gängen mit Ruhestigen durchzogenes Gehölz Gesunden und Kranken an heißen Tagen zum angenehmen Aufenthalt. In dem Gürtel von Hochgebirgen, die in weitem Halbring von Osten nach Südwesten den Horizont begrenzen, treten die Wellenlinien der Seiser Alpe, die zerrissenen Grate des Lang- und Plattkofels, das düstergraue, oft von Wolken umwobene Haupt der Geisterspize, und die zackigen Umrisse der Hammerwand durch eigenartige Formen bedeutsam hervor; die Gruppe des Schlern, der hinter stufenförmigen Absätzen zwei Riesenfelsen zu den Wolken hebt und das Vorgebirge des Tschaffon weit in das offene Thal erstreckt, gewinnt bei wiederholter Anschauung an Schönheit; aus dem Fassathal schauen bleiche Spizen über die Hammerwand, hinter der Einsattelung des Tschaffon baut die Rothe Wand ihre thurmartigen Verzierungen auf. Im Gegensatz zu den zerrissenen Klippen und Nadeln des Latemar schließt sich der braune Firn des Zangen in sanfter Neigung an das Sattelsjoch und lenkt den Blick auf die einsamen Gipfel des Weiß- und Schwarzhorn, die im Abendsonnenlicht so zauberhaft über den bewaldeten Höhen von Weißenstein erglänzen. —

Parkartige Anlagen, Spaziersteige, Wiesengründe, Kornfelder und Gehölz umgeben die freundlichen Landhäuser von Oberbozen; die „Glorietta“ des Menzi'schen Parks und „Mörl's Vogeltenne“ gewähren malerische Fernsichten. Von dem Bretterhäuschen am Rande des Abgrundes erblickt man tief unten die Mündung des Sarntals mit den altersgrauen Burgen Rungelstein und Nib, den Rendlstein, St. Anton, den „geschreibten“ Thurm des Trojenssteins und die Schlangenwindungen der Talfer, deren Ufer seltsam geformte Porphyrfelsen umrahmen, überschaut das Weinland von Gries, die Terrasse des Eppaner Hochlandes und findet in den Gipfeln des Monte Gava und Bondoni auf einer, der Laugenpyramide und den Ultner Bergen auf der andern Seite der Mendel die Marksteine des Hintergrundes. Wenn das Frühlicht die Häupter der Hochgebirge verklärt und mit goldigem Streif die Stirn des Monte Roën umzieht, während blasser Schatten geheimnißvoll in der Tiefe weben, dann überrascht die Fernsicht von der Vogeltenne durch wundervolle Farbenpracht. —

Bekannter als die Erdpfhamiden von Wolfsgruben sind die gleichartigen Gebilde in der Mulde des Finsterbachs, der eine halbe Stunde östlich von Langmoos an der zerklüfteten Halde zum Eisack niederrinnt. Wo die rohgezimmerte Holzbrücke den Wildbach überschreitet und der Einschnitt des Wassers in das tafelförmig zerspaltene Gestein beginnt, öffnet sich die umfangreiche Schlucht, an deren Abhängen einige hundert Säulen und Pyramiden terrassenartig aus den Schuttmassen uralter Moränen aufsteigen. Obwohl sie kleiner, einfarbiger und weiter im Verfall vorgeschritten sind, als die Obelisken und Pfeiler bei Signat, so gewähren ihre dichten, zusammengebrängten Gruppen doch ein ebenso malerisches Bild. Die grünen Gehänge der Seiser Alpe und ihre walbgekrönten Vorkhöhen, der zackige Scheitel der Geister Spitze und die grauenhaft zerrissenen Grate des Lang- und Plattkofels, der majestätische Bogen des Schlern umrahmen mit großartigen Zügen das Gewirr der fahlgrauen Thon- und Steinfegel, und wenn im Schein der Abendsonne erzfärbiger Schimmer das Gestein durchleuchtet, Purpurgluth auf allen Gipfeln flammt und ihren rothigen Widerschein in das Auge des Beschauers malt, dann durchweht ein Hauch von der Poesie des Gebirges das eindrucksvolle Gemüth. —

Die Bewohner des Rittens haben im Umgang mit den Sommerfrischgästen feineren Schlich und freieren Ausdruck der Rede gewonnen, als ihre abgeschiedenen Nachbarn im Talsfergrunde, ihre natürliche Lebhaftigkeit zu kunstvoller Gewandtheit ausgebildet, und doch die Vorzüge eines heitern Sinns, strenger Sittlichkeit, fester Treue und Ehrlichkeit bewahrt. Augenblicke Gestalten zeigen Ebenmaß der Glieder und gefällige Formen. An geistiger Kraft, Tiefe der Empfindung und Schönheit scheinen die Frauen, deren Gesichter im Alter oft durchfurchte oder plumpe Züge annehmen, den Männern nachzustehen; ihr dunkles, leicht gefaltetes, von der blauen Schürze beinahe völlig umspanntes Kleid ist wenig geeignet, das Ansehen der kleinen Gestalt zu heben. Haare und Böpfe werden mit Ramm und Pfeil befestigt, die Schulter deckt ein buntes Leinwand Tuch, das Gesicht wird im Sommer von breitrandigem Strohhut beschattet.

Die freisinnigen Ideen der neuen Aera haben auf dem Ritten keinen Eingang gefunden; die Landbevölkerung ist einig im Glauben, der Priesterschaft gehoramt, von kirchlicher Gesinnung durchdrungen und allen Neuerungen abgeneigt, welche im Widerspruch mit diesen Anschauungen auf dem Gebiet des Glaubens, des Unterrichts, der Landesverteidigung und bürgerlichen Verwaltung zur Durchführung kommen sollten. Vorsteher, Rätthe und Ausschußmitglieder der Gemeinde haben gegen die Schulordnung vom 10. Februar 1869 protestirt, indem sie „den Seelsorger allein für berufen erachten, Religion und Sittlichkeit der Gemeinde zu überwachen, nur in der Kirche, nicht in dem confessionslosen Staat sichere Bürgschaft für die Erziehung der Jugend in christkatholischem Geist finden und lieber auf ihre Stellen verzichten, als gegen ihre religiöse Ueberzeugung handeln wollen“. Als der tridentiner Fürstbischof, dieser überzeugungs-

treue Vertreter der Hierarchie, zur Firmung der Kinder in Klobenstein erwartet wurde, nahmen die Gemeindeglieder Anlaß, ihrer Verehrung des Oberhirten einen würdigen Ausdruck zu geben. Vor der Kirche wurden die Schulkinder des Dorfes — die Mädchen im braunen Wollenkleide, mit weißer Schürze, farbigem Tuch und einem Kranz im Haar den Knaben gegenüber — aufgestellt; weiterhin standen die jugendlichen Schützen in kleidsamer Nationaltracht, mit gebräunten Wangen, blizenden Augen und dunklem oder blondem geringeltem Haar. Braune Toppe mit Schnur und Stidereiverzierung, kurze, schwarze Leberhose, faubergewirkte, am Knie von schwarzem Bande umwundene Strümpfe, ausge schnittene Leberschuhe, die weißgestickte Leibbinde, rothe Weste und ein grüner Hosenträger bildete den Festschmuck. Ueber das rothseidene, locker geknüpftc Halstuch legte sich der weiße Hemdkragen, vom Gürtel hingen Silbermünzen nieder, den schwarzen Filzhut zierte ein Blumenstrauß. Hier leuchtete reine Freude aus dem Auge, dort gedankenvoller Ernst; hier waren die Züge unbefangen, dort von Selbstbewußtsein oder Eitelkeit und Stolz erfüllt; nirgends Ungebuld oder jene unruhige Spannung, mit der lebhaftc Naturen bedeutungsvollen Ereignissen entgegensehen. Stunde auf Stunde verrann; schweigend standen die Schützen auf ihrem Posten, in stiller Ruhe harrete die Schaar der Kleinen, während Geistlichkeit und Gemeindevorsteher in der Kirche die Vorbereitungen für den Empfang des Seelenhirten beendeten. Als dann der Bischof nahte, Glockenklang, Musik und Völlerdonner das Ohr betäubten, ging die Priesterschaft ehrerbietig dem hohen Würdenträger entgegen und begrüßte in kurzer Anrede ihr Oberhaupt. Nach freundlicher Erwiderung der Huldigung schritt der Greis gebeugten Hauptes langsam durch die Menge; sein Auge blickte mit Befriedigung auf die treuen Söhne der Kirche und das silberweiße Haar glänzte im Abendsonnenschein. —

Bei dem Wechsel von Wiese, Feld und Wald, belaubten Hügeln, Herrensitzen und Bauernhütten führen die Wanderungen nach dem Waldsee von Kematen, nach dem Felsenhorst Stein, der unterhalb Siffian auf einer Klippe sich verbirgt, nach der Ruine Zwingenstein bei Unterinn, nach dem Hexenboden im Walde von Lengstein und dem Verena kirchlein dem Fremdling das Leben und Treiben der Bewohner und die Umrisse der Gebirgswelt zur Anschauung: eine Besteigung des Rittner Horns sollte meinen Aufenthalt in Klobenstein schließen. Unter Stürmen und Gewitterregen waren die seltsamen Dünste verschwunden, welche wochenlang den südtiroler Himmel verschleiert hatten, das tiefblaue Firmament überspannte wieder glanzvoll Thal und Höhen; strahlend stieg die Sonne über die Vergfirsten im Osten; als ich zwischen Gruppen von Buchen und Eichen, zwischen Föhren und Fichten über die Anhöhen von Klobenstein dem dunklen Walde entgegenschritt, an dessen Nordrand die Rittner Alpe ihren blumenreichen Teppich um die Gelände des „Horns“ ausbreitet. Arm an Holz, und arm an Bodenpflanzen der Forst, reich bebaut die lichten Gebreiten. Der Porphyrgrund ist hier und da von Regensfluthen bloßgelegt,

bisweilen von Sandsteingebilden oder von hellrothen, regelmäßig geschichteten Schottermassen bedeckt, in denen das Wasser tiefe Spalten ausgewaschen hat. Mitten in der Wildniß steht ein Saltnerhaus; die Fenster Scheiben glitzerten im Morgenlicht, aber die Thür war verschlossen, kein Laut verrieth das Dasein einer Menschenseele. Ueber Wiesengrund, das Rinnjal eines Duells und zwischen Gestrüpp schritt ich am Westabhang eines buschig bewachsenen, von der Spitze des Horns geschiedenen Porphyrrückens weiter nach Norden bis zu dem fahlen Bildkreuz auf der „Schön“, das, weithin sichtbar, jedem Besteiger des Gipfels als Wegweiser dient. Auf diesen Höhen nimmt das Pflanzenornament einen fremdartigen Charakter an. Die Macht der Stürme beugt die Riesen des Waldes zur Erde; die Reihen der Nadelhölzer lichten sich mehr und mehr, bis zuletzt nur vereinzelte Lärchen und Fichten über den Rasen aufsteigen; ihr krauses Astwerk ist in seltsamer Verwirrung bald nach oben, bald nach unten gerichtet, das Nadelgewebe zum undurchdringlichen Filz verdichtet: das zwerghafte Abbild der Föhre, die Krummholzkiefer zeichnet geheimnißvolle Kreise auf den Boden. An Steilwänden und in Schluchten breiten sich die hundertfachen, perlartig mit Zapfen besetzten Arme der Regföhre schirmend über den Untergrund und überziehen mit dem stachelspitzigen Wachholder die Matten und den Fels. Unter ihrem sparrigen Gezweige schläft der Hase, nistet das Schnee- und Steinhuhn, birgt sich der Singvogel vor dem kühnen Falken, der das Revier beutesuchend durchstreift, während zarte Alpenpflanzen ihre Blütenköpfe durch das Wurzelgeflecht zum Licht emporheben. Der feuchte Rasen war von den weißen Blüten der Euphrasia und Sternblumen, von den goldigen Kronen des Vergranunkels, des Fingertrauts und der Benediktenwurz, von den braunen Köpfchen duftiger Nigritellen, von silberglänzendem Gnaphalium, Gentianen, Parnassien, Veilchen und Alpenvergiftmeinnicht, von Orchideen und Alpenrosen durchwirkt, prachtwolle Falter und Honigbienen schwirrten durch die Luft. Nadelwald, ein undurchdringliches Gebüsch von Regföhren, Wachholder und Alpenrosen auf dem struppigen, mit Porphyrrblöcken übersäeten Kopf des „Hundes“ und blumengeschmückte Alpenmatten bilden die Charakterzüge der „Schön“, deren höchste Erhebung — 6137 Fuß — nur tausend Fuß unter dem Rittner Horn zurückbleibt. Zerbrochene Wipfel und zerplitterte Aeste verrathen die Gewalt der Luftströmungen, welche über dem Hochlande wüthen; neben den malerischen Gestalten verwitterter Fichten und Lärchen, mit phantastischen Kronen erstreut hier und da eine Zirbelkiefer durch regelmäßiges Sparrwerk und gleichmäßigen Nadelbehang das Auge. Von dem Crucifix führt der Weg in nordöstlicher Richtung auf die Einsattelung zwischen dem „Hund“, dessen Rücken der reizlose Schwarzsee bespült und dem Gipfel des Horns an dem Saum der Rittner Alpe, wo die erste Sennhütte den Wanderer zu kurzer Ruhe lockt. Die letzten Vorposten des Waldes bieten einen grauenhaften Anblick dar; gebleichte Aeste und grünes Gezweige, verdorrte Wipfel über durchbrochenen Kronen und eine Reihe entrindeter Stämme mit voller Ast- und Zweiggliederung, ohne Nadelbesatz, gespensterhaft

über zerschmetterten Aesten, fahlen Stöcken, braunem Gestein und grauem Gestrüpp aufragend — ein wunderbares Bild.

Auch die Sennhütte war verschlossen; aber an der Ostseite des niedrigen, von Baumstämmen roh gefugten Gebäudes stand neben dem Stadel eine hölzerne Bank und auf diesem geschützten, von der Sonne durchwärmten Sitz rastete ich eine halbe Stunde, um die neuen Züge der Berglandschaft zu erfassen. Ueber den abenteuerlich gestalteten Gipfeln wogte rosiger Duft und in der Tiefe leuchteten die Alpenmatten; wie ein Zaubergebilde hob sich die Geisterspize über die Vorchöhen und ließ ihren grauen Nebelschleier langsam auf und nieder wallen. Der Peutlerkofel neigt sein fahles Haupt neugierig über das Afferfer Thal, neben den Terrassenstufen des Mesules und der Sellaspize steigen die furchtbar zerrissenen Grate des Lang- und Plattkofels himmelan, während die ferne Marmolata ihren domartigen First über lothrechten Wänden in den Aether streckt; den Schlern umweben die Nadeln des Rosengartens mit einem Spitzenzkranz und der Latemar schließt den Bogen dieser vielgestaltigen Dolomitriesen. Inzwischen zerrannen die Nebel, die Geisterspize rollte ihre Fahne ein, die Zillertthaler Ferner schoben ihre Tarnkappe höher und höher, bis zuletzt die tausendzackige Silberkrone in wunderbarer Pracht am Himmelsgewölbe prangte. — Ein hübscher Bursch von der benachbarten Sennhütte unterbrach meine Betrachtungen. „Die Marie ist zur Kirche in's Thal gegangen; wenn Sie auf dem Rückwege in der Alphütte rasten wollen, werden Sie Erfrischungen finden.“ Mit dem Versprechen, wiederzukommen, verließ ich die Hütte; der Sepp aber blieb zurück, seine Nachbarin zu erwarten.

Auf dem Rittner Horn — 7146 Fuß — bedeckt loses Trümmergestein und eine dünne Humusschicht den Felsenboden, die Feuchtigkeit verbunstete schnell, die Wurzeln der Alpenpflanzen verdorren im trockenen Sommer auf dem steinigem Grund. Edelweiß, Edelkraut — *Artemisia mutellina* — und Gletscherwermuth wird man auf dem Gipfel vergebens suchen, der schöne Speik — *Primula glutinosa* — ist schwer zu finden, die seltenen, dem Horn angehörigen Gewächse sind spärlich über weite Räume vertheilt: *Euphrasia minima*, *Anemone*, *Steinbrech*, *Gentiane*, *Alpenwucherbäume*, *Pedicularis*, *Gnaphalium*, *Habichtskraut* und andre Arten dagegen — zum Theil in mannigfachen Formen — vertreten. Von dem Fuß des Kreuzes, auf dem Scheitelpunkt des Berges, umspannt der Blick einen Gürtel blühender Firnen von der Bocca di Brenta im Südwesten bis zum Großglockner im Nordosten, einen Halbring großartiger Dolomitgebilde, liebliche Thäler, freundliche Dörfer, Wälder und Wiesen; das Rundgemälde umfaßt das merkwürdige Bozner Porphyrboden, die abenteuerlichen Gestalten der Dolomitgruppen und einen ungeheuren Bogen der Gletscherwelt; mit Benutzung der Erläuterungen, welche das treffliche Panorama des Malers Selos über das Spitzengewirr des Ringes gibt, gewinnt man in wenigen Stunden einen Ueberblick von der Gliederung des Hochgebirges, von den Verzweigungen der umliegenden Thäler. Während die Strahlen der Sonne

früh auf die Sulzthaler und Sulbner Ferner, mittags auf die Dektthaler und Zillertthaler Gruppen im rechten Winkel fallen, treten Gestein und Luft in verschiedener Färbung, die Umrisse der Gebirge mit größerer oder geringerer Klarheit, dieselben Flächen in immer neuen Ansichten hervor. Von den massigen Formen der Sarner Scharte und den wellenförmigen Breiten der Rittener und Villanderer Alpe im Vordergrunde wendet sich das Auge auf die sanften Linien der Seiser- und Raschöthalpe und auf die grüne Mulde des Gröbner Thals, gleitet flüchtig über die lichtvollen Orte Kastelruth, Bils, Tagusees, Lahn am Eisackufer, über die Höfe und Häuser, welche hier und dort an den Geländen hervorblicken, und versenkt sich dann in die Betrachtung der majestätischen Firnen, die, von prachtvollem Eismantel umhüllt, den nordöstlichen Horizont begrenzen. Höher als die Pyramiden des Pfinger und Hirzer bei Meran erheben sich die Langthaler und Dektthaler Firnen mit der Hochweißgruppe und dem 11,401 Fuß hohen Similaun; aber der größte Theil ihrer Schneefelder bleiben dem Beschauer verborgen. Südllich von der Einsenkung des Binschgaues streckt der Ortles seine glänzende Spitze neben dem Laaser Gletscher empor und bilbet scheinbar das erste Glied einer Firnenreihe, die bis zur mächtigen Bedretta Bios — 11,500 Fuß — in der Richtung der Laugen Spitze reicht. Während hinter den langgezogenen Linien des Ronsberges die verzweigten Gruppen der Bocca di Brenta und des Adamello aufsteigen, deren Schneekronen den blühenden Berggürtel im Südwesten säumen, läßt ein tiefer Thalschnitt zwischen dem Monte Gazzo und dem abgestuften Gipfel des Monte Bonbone die Ufer des blauen Gardasees ahnen; über der walddünen Kuppe von Röllern zeichnet der Monte Baldo den einförmigen Umriss seines pflanzenreichen Rückens auf das Firmament. Die volle Majestät der Alpenwelt offenbart sich jedoch in den Gruppen der Pöfel- und Dreiherrnspitz, deren langwallendes Hermelingewand allen Glanz der Sonne mit verstärktem Schimmer in die Weite strahlt, während der entfernte Großglockner neben den Randgebirgen des Pustertals nur in bescheidener Größe am Horizont auftaucht. Im Gegensatz zu diesen starren Marksteinen der Schöpfung, die bald in blendendem Licht, bald in trügerischen Farben erscheinen, gewähren die blühenden Rebenaueu am Ufer der Etsch und des Eisack, das sonnige Hochland von Eppan, der dunkelgrüne Wald und die fahlgrauen Burgen des Mittelgebirges ein anmuthig belebtes Bild, dessen farbige Züge des Menschen Hand und die Schöpferkraft der Natur gemeinsam auf den Felsengrund gezeichnet haben. Ob dichter Nebel die Stirn des Eisriesen verschleiert, oder das Abendroth ihre Silberkronen goldig umsäumt, ob Sturm und Hochgewitter über ihre Scheitel brausen oder das Aethermeer in sanften Wellenringen um ihre Glieder wegt: unwandelbar starr und kalt stehen die hohen Firnen dem Menschen gegenüber, der mit flüchtigem Blick die Fülle der Erscheinungen zu umfassen, mit ernstem Sinn ihre Gegensätze zu versöhnen strebt. Von den Schneegehängen schweift das ermüdete Auge über das Steingeröll der Halde und über die grünen Matten, welche das Horn umrahmen. Am Fuße des

Kreuzes pflückte ich feinverzweigtes Schaumkraut, in dem Geflüßt am Rande der Villanderer Alpe fand ich neben Rausch- und Preiselbeeren *Azalea procumbens*, neben Alpenrosen geferbten, moosartigen und traubenblüthigen Steinbrech, Simsen, Bergrispengras und das glänzende Alpenwollgras, *Achillea atrata* und ein zartes Hornkraut; auf dem südlichen Abhang blühten *Gnaphalium divicum*, gelbes und graublättriges Greiskraut — *Senecio incanus* — die stengellose Distel und die ungestielte Gentiane, Alpenhomogyne, Alpenaster, das verwandte Berufkraut und andre Bergpflanzen, an denen ich, auf dem Heimweg begriffen, rasch vorübereilte. —

Die Thür der Sennhütte stand offen. Marie war von der Kirche zurückgekehrt und hatte schon Kaffee für mich hergerichtet; ihre Wangen glühten von der Erregung des Ganges, von den Erlebnissen im Thal und von dem herzlichen Empfang, den sie bei ihrer Rückkunft auf der Alpe erfahren hatte. Als sie in heiterer Stimmung ihr eintöniges Leben schilderte und ihres treuen Nachbarn Sepp gedachte, glänzte ihr braunes Auge, und das frische Gesicht gewann einen anziehenden Ausdruck. Obwol ihre hohe kräftige Gestalt schon die Weichheit und Biegsamkeit der ersten Jugend verloren hatte, war ihre Erscheinung und ihre sittige Haltung nicht ohne Anmuth und Lieblichkeit. —

Tiefer und tiefer sank die Sonne am Abendhimmel, warf streifige Lichter durch den Tann, wob Purpur um die Riesenhäupter im Osten und umzog die Föhrenwipfel mit goldigem Schein. In farbigen Duft verhüllte sich die blaue Ferne des Südens, den Wald durchzogen geisterhafte Schatten und das Abendlied der Drossel klang zauberhaft durch den dämmerigen Hain. Bald stiegen blasser Nebel von dem Wiesengrunde auf und als ich über den letzten Hügel von Klobenstein zum gastlichen „Stafflerhause“ schritt, sank die Nacht über Thal und Tannengehege, auf Wälder und Felder herab.

Dichterbilder aus den Alpen

von R. M.

I.

Alons Weizenbach.

(Mit Porträt.)

Die hervorragende Stellung, welche verschiedene Länder des jetzigen Oesterreich während des Mittelalters und bis zum Ausgang desselben in der deutschen Literatur einnahmen, ist bekannt, ebenso weiß man, wie nach der Reformation hier alles geistige Leben unter dem Jesuitenhut erstickte, bis endlich der unsterbliche

Kaiser Joseph die schweren Bande sprengte. Die Dunkelheit, welche nach ihm neuerdings anbrach, läßt seinen Namen nur um so heller strahlen, und auch dem Fürsten Metternich gelang es nicht völlig, die Anregungen jenes großen Mannes zu zerstören. Freilich blieb die Bildung in Oesterreich noch lang hinter dem Aufschwung Deutschlands zurück: während hier die Lessing, Goethe und Schiller herrschten, nennt man dort nur einen Arxinger oder Collin. Moys Weissenbach ist verschollen. Und doch war er ihnen an Talent, wenn auch nicht an Correctheit, zum mindesten gleich. Wol verdient er, daß man sein Bild erneue; auch er stand unter den geistigen Kämpfern gegen Napoleon, dessen Neffen unser Geschlecht besiegt. Ausführlich können wir uns über ihn nicht verbreiten, wol aber Einiges thun, ihm in der Literaturgeschichte den gebührenden Platz zu sichern.

Moys Weissenbach ist der Sohn schlichter Bauersleute zu Telfs im Oberinntal und wurde hier am ersten März 1766 geboren. Den Vater scheint er früh verloren zu haben, denn er gedenkt nur des schmerzlichen Abschiedes, den er von der Mutter bei der Capelle an der Landstraße nahm, als er auszog, in Wien Chirurgie zu studiren. Er trat als Unterarzt in die österreichische Armee, wo es dem armen Jüngling unter den aristokratischen und hochmüthigen Officieren schlecht genug gegangen sein mag, bis er 1804 als Oberarzt den Dienst verließ und als Professor der Chirurgie an der neuerrichteten Universität Salzburg angestellt wurde. Während dieser Zeit sehen wir ihn bei der Belagerung von Schabaz, vor Belgrad, bei Novi, Verbir, Valenciennes, Maastricht und wo es sonst gegen die Franzosen ging. Mit Stolz beruft er sich darauf: „Es gewährt mir jetzt ein erhebendes Gefühl, wie ein Veteran sagen zu können: Mit Vater Loubon bin ich ausgezogen, mit dem Heros, auf den zu wetten ist, daß es, wenn Gott die Flamme seines Lebens und seiner Kraft hätte in die erste Periode des Revolutionskrieges hineinleuchten lassen, nicht zum Brand von Moskau gekommen wäre.“

In diese Zeit fällt auch das erste Gedicht, das wir von ihm besitzen. „Das gerettete Tirol“ verdankt seinen Ursprung dem Angriff Jouberts 1797, der bei Spinges und Nicha vom Landsturm zurückgeworfen wurde. Das bombastische Werk zeigt vielfach den Einfluß Klopstocks, und man freut sich, daß dieser Dichter auch in Oesterreich das deutsche Nationalgefühl erweckte. Manche Stelle zeigt Weissenbachs, allerdings noch rohes, Talent. Er ruft:

Blick hin, Tiroler, wie vom Alpengiebel
Die Schandtrophäe von jedem Erdenübel
Der Franken blutgetränkte Fahne weht!

Gelungen ist die Schilderung des Landsturmes, die wir hier mittheilen:

Dies ist der Nachruf von einem Volke;
Jetzt hebt es sich; wie eine schwarze Wolke
Sieht man es jetzt die Berge überzieh'n.

Wie Gottes Acheruf in Ungewittern
 Erönt's, die Feinde schau'n empor und zittern,
 Die Königsmörder zittern, ha? — und flieh'n!
 Sie flieh'n und ihnen nach im Gemens Schritte
 Gilt der Tiroler, bis er in der Mitte
 Der Feinde steht, — das thut dem Stürmer wohl!
 Er sieht, bringt vor und heist auf Wälschlands Grenzen
 Des deutschen Ablers goldne Banner glänzen —
 Triumph, Triumph! gerettet ist Tirol!

Weissenbach vermählte sich bald mit Aloisia von Dornfeld, der Tochter eines geachteten Beamten in Linz. Die kinderlose Ehe scheint glücklich gewesen zu sein; die Frau überlebte ihn neun Jahre. Ueber die Wirksamkeit Weissenbachs als Arzt, Medicinalrath, Professor, Director des Spitals und Vorstand des Landesmuseum bemerken wir nur, daß sie von verschiedenen Seiten volle Anerkennung fand, wie sich durch hinlängliche Zeugnisse die hohe Achtung und Verehrung, welche er genoß, nachweisen läßt. Im Jahre 1810 veröffentlichte Weissenbach ein Trauerspiel: „Der Brautkranz“, das in Wien aufgeführt worden zu sein scheint. Es spielt im fünfzehnten Jahrhundert zu Venedig und schildert nicht ohne Wirkung die unglückliche Liebe des Dogensohnes und der Ziehtochter des Malers Palma. Ohne scharfe Zeichnung der Charaktere, blumenreich, fast zu blumenreich, bietet es manche tief empfundene schöne Stelle. Er schickte das Stück auch an Goethe. Dieser dankte in seiner conventionellen Weise dafür und streifte über den poetischen Gehalt der Dichtung hin, ohne in specieller kritischer Erörterung einzugehen. Dieser Brief ging in die Beermann'sche Autographensammlung zu Wien über, er verbiente im Interesse österreichischer Literaturgeschichte gar wol veröffentlicht zu werden. Ueber ein anderes Trauerspiel Weissenbachs, „Die Barmeciden“, konnten wir nichts Näheres erfahren; seine Schriften erschienen nie gesammelt, so läßt sich kaum eine vollständige Uebersicht derselben gewinnen.

In jener Zeit, wo man die Länder wechselte wie Spielkarten, war Salzburg bayerisch. Weissenbach widmete dem Kronprinzen von Bayern, dem nachmaligen König Ludwig, ein Gedicht: „Teutonia's Wort und Gruß.“ Obel und würdig sind die Schlußworte Teutonia's:

Und ich — o leih mir Eure Blätter, Eichen!
 Mit denen sich mein Hermann einst geschmückt!
 Ich will sie einem Königssohne reichen,
 Der meinem Voben nie sein Herz entrückt!
 Anseh'n die Götter: Immer Seinesgleichen
 Und nie mehr wird das deutsche Volk erdrückt!
 Germanisch ist, was wir am Hohen sehen,
 Er wird die deutsche Krone nicht verschmähen.

Wie einen Mann von dieser Gesinnung der Völkerkampf jener Tage aufregen mußte, läßt sich ohne Weiteres errathen. Das Gedicht „Der heilige Augenblick“,

das den Sieg von Leipzig besingt, und insbesondere jene Scene, welche auch Maler so oft darstellen, wo die drei Kaiser, nachdem ihnen Schwarzenberg die Niederlage des Feindes gemeldet, zum Gebet niederknien, enthält Strophen, die an Gluth und Farbenpracht zum Schönsten gehören, was die Poesie jener Tage schuf. Dem Bilde Napoleons ist an Gewalt und Energie nichts zu vergleichen, geben wir ein paar Züge:

Seht Ihr die Heere brausend wogen
Wie Sturmesfluth auf hohem Meer? — —
Sie stehn! hoch in die Lüfte oben
Europa's alte Nar' erhoben!

Jetzt ist der Bann, der Kreis vollendet
Rund um das grause Ungethüm!
Wohin es greinsend auch sich wendet
Und schnaubt und kraßt, begegnet ihm
Ein Volk, dess' Herzblut es gesogen,
Ein Fürst, dess' Thron es abwärts riß,
Und überall, im ganzen Bogen
In jedem Aug' die Nemesis!
Aus hunderttausend Feuerläufen
Sieht es den Finger Gottes greifen!

Der still nie stand — jetzt muß er stehen!
Und immer enger wird der Kreis,
Die Trommel schallt, die Fahnen wehen,
Das Feuer glüht die Lüfte heiß!
Und Flammen schlägt aus Erd und Gründen
Der Völkerzorn mit Pferdeschuf
Und aus sechshundert Feuerschlünden
Umbrüllt das Thier der Racheruf!
Und dorthin rennt es, dahin wieder
Und vor ihm sinkt die Heerschau nieder!

— — Er fällt! und Wall und Thürme krachen!
Den Minotaurus trifft der Streich!
Und blutend, mit gesenktem Rachen,
Zerschelltem Schuppenpanzer, bleich,
Den Krampf in seinen Schlangenschweifen
Muß flüchtig, irr, das Unthier schweifen.

Und von dem Drachenseibe fallen
Die eingezwängten Glieder ab,
Und nichts mehr bleibt ihm als die Krallen,
Die ihm ein Gott im Zorne gab;
Und so viel Kraft, noch sich zu laben
An eigenem Blut und ach das Glück,
In seiner Brust kein Herz zu haben
Und keine Thräne in dem Blick:

Die Lust, sein eigen Volk zu fressen
Und sterbend noch die Welt zu messen!

Und auf dem Hügel, im Gesichte
Des größten Schauspiels in der Welt,
Als Zeuge, wie die Weltgeschichte
Gerichtstag mit Tyrannen hält,
Steht das gekrönte Kleeblatt oben:
Die Hoheit, Milde, Frömmigkeit. —

Und wie sich nun der Sieg, der große,
Entschieden hat, die Feinde flieh'n,
Da sprengt der Feldherr Fürst zu Rosse
Vor die gekrönten Häupter hin,
Und drei Mal grüßt er mit dem Degen,
Und Thränen glänzen ihm im Blick,
Und jubelnd ruft er: „Heil und Segen!
Mit uns ist Gott, und Recht und Glück!“ —

Da steigt sein Kaiser: Franz der Fromme,
O Größe, welche Bürgschaft ist,
Daß jene nimmer wieder komme,
Die sich an Leichenhaufen mißt, —
Da steigt sein Kaiser ab vom Pferde
Und beugt den Fuß und hebt das Herz,
Legt Hut und Degen auf die Erde,
Hebt Aug' und Hände himmelwärts
Und hört! Mit lauter Stimme betet
Er zu dem Gott, der schlägt und rettet!

Und auf den Boden senkt vom Pferde
Sich auch das andere Herrscherpaar;
Zum Dome wird die blut'ge Erde,
Das Schlachtfeld wird zum Hochaltar;
Zu Priestern werden die Monarchen,
Das Wort, in dem einst Gott der Herr
Herabsank auf die Patriarchen,
Zum Vetspruch: „Mit dem ist der Herr!“
Zum Opfer die gelösten Ketten
Auf die die Sieger niedertreten.

Das Heer, vom Augenblick entkommen,
Dem größten aus dem Zeitenmeer,

Vom Wort erfasst, so es vernommen,
Ruft knieend: „Mit dem ist der Herr!“
Und alle Feuerläufe neigen
Sich abwärts, keine Fahnen weh'n,
Und die metall'nen Schilde schweigen,
Die zügellosen Pferde steh'n!
Europa kniet! nichts darf sich regen
Als nur das Herz mit seinen Schlägen.

Und lautlos steht die Völkerrunde;
Die Thräne, die vom Auge fällt,
Gibt Zeugniß, daß in dieser Stunde
Der höchste Feldherr Heerschau hält,
Der an dem blutgefüllten Krage
Den Weltverschlinger umgedreht

Und von einander ihn geschlagen
Und in den Wind hinausgeweht;
Daß größer, die nach Schlachten beten,
Als in das Blut der Völker treten!

Der Augenblick — er kam zu lösen,
Was der Eroberer gebaut!
Mit ihm ist nie der Herr gewesen,
Denn aufwärts hat er nie geschaut
Und vorwärts nur die Welt gemessen,
Der Kunst, der Kirche Haus beraubt
Und alles Heilige vergessen,
An Gott nicht, — nur an sich geglaubt,
Bis er, der Herr der Heereschaaren,
Zu Boden ihn im Sturm gefahren!

Möge man Weissenbach nicht vergessen, wenn man der Sängern der deutschen Befreiungskriege gedenkt. Ueberdies feierte er den Sieg der Deutschen in einem zweiactigen Märchenspiel: „Die Erlösung der Teutonia“. Den Stoff bot die berühmte Sage vom Untersberg; die uralte Pracht des Reiches wird verknüpft mit der Gegenwart, neben Otto dem Großen und Rudolf von Habsburg tritt auch der Kaiser Franz auf, wie der — Pontius im Credo, würde man jetzt sagen. Dieses Märchenspiel ist wohl Weissenbachs bedeutendste Arbeit. Den jämmerlichen Wiener Congreß verherrlichte er in einer Cantate: „Der glorreiche Augenblick“, welche der große Beethoven componirte. All diese patriotischen Gedichte veröffentlichte Weissenbach gesammelt unter dem Titel: „Teutonia. Ein Denkmal der vergangenen und Taschenbuch der neueren Zeit. Wien 1815, bei Anton Strauß“. Das Buch erschien somit unter der berücktigten österreichischen Censur. Damals durfte man also noch in Oesterreich deutsch denken, deutsch reden, wogegen es in der allerneuesten freiheitlichen Aera fast ein Verbrechen scheint; es könnte ja Tschechen, Slovenen und all das namenlose halbasiatische Gefindel, welches den Verus hat, die Barbarei nach Westen zu tragen, beleibigen!

Auch dem Einzuge des Kaisers Franz zu Wien im Junius 1814 widmet Weissenbach schwungvolle Strophen. Theilen wir einige als Denkmal, wie man einst in Oesterreich fühlte, mit.

Er kommt! so ist der Gruß, den brausend
Das Volk hinausruft in die Luft,
Den das entschlafene Jahrtausend
Herausschreit aus der Väter Gruft.
Er kommt! — Der Puls im ganzen Volke,
Der auf zur Himmelspforte strebt
Und weg die blutig schwere Wolke
Von Millionen Herzen hebt.
Er kommt, der mit dem Leuchenschild
Der Herrscher aus dem Reich der Milde!

Er kommt, er ist's! hoch seh ich ragen
Das menschlich höchste, mild'ste Haupt,
Das je ein Diadem getragen,
Das je ein Lorbeerfranz umlaubt!
Das Aug', das in der Zeit Getümmel
Erbarmend, ordnend nur geschaut
Und seinen blauen heitern Himmel
Hinaus im Sturm der Nacht gebaut.
Er ist's, der auf die Höhe oben
Des Zeitenrads sich stellen darf,
Das aus dem Blutmeer er gehoben,

In die es das Verhängniß warf;
 Der an dem alten Blumenwagen
 Die Nabe wieder eingefenkt,
 Die Eisensperre abgeschlagen
 Und um das Roßgespann gelenkt,
 Das schon sich zeigt, an den Gestaden
 Den Palmensegen abzuladen.

Und jezo drängen sich die Massen
 Mit ihrem Kaiser durch das Thor,
 Zum Circus werden alle Straßen,
 Ganz Oesterreich ein Jubelchor,
 An allen Fenstern und Altanen
 Der Hohen wie im Bürgerhaus
 Hängt deutsche Treue ihre Fahnen
 Und ruft sie ihre Hymnen aus.
 Die Kinder bringen Lorbeerreiser,
 Den Delzweig bringt der Vater Kaiser.

Es wälzt sich wogend das Gedränge,
 Es trägt die Plätze, Gassen durch
 Den Vater seiner Kinder Menge
 Hinauf in die Cäsarenburg,
 Worin noch jezt, wie bei den Alten
 Nur Herzen Thron und Macht gehalten.

Dort sieht er wieder alle Fahnen
 Des Erbreichs von den Zinnen weh'n
 Und die Altwordern, seine Ahnen,
 Im Kreise, ihn erwartend, steh'n.
 Und Rudolf und die Ahnfrau schreiten,
 Die beiden Großen, zu ihm hin
 Im Glanz der Ewigkeit, und breiten
 Die Hände segnend über Ihn,
 Und es bemächtigt sich des Schalles
 Ein Pulschlag: „Oestreich über alles!“

Man müßte diese Strophen servil nennen, durchwehte sie nicht der Hauch echter Begeisterung. Die Geschichte hat das Bild des Kaisers Franz, wie es nach den Freiheitskriegen vor den Augen seiner treuen Völker strahlte, vielfach umgestaltet. Diese hatten mit ihm gelitten, für ihn gekämpft, noch lebten die Männer von Aspern, dem Bergisel, von Leipzig. Daher darf man Weissenbach nicht mißachten, er trug das Gold echter Treue in der Brust, und nichts lag ihm ferner, als jene heuchlerische Hoftirolerei, die sich jezt so comöbianthaft aufpukt und breit macht. Es blieb Weissenbach erspart, die Trauer der folgenden Jahre zu erleben, wenn sie ihn auch wahrscheinlich zum Dichter der Freiheit geabelt hätten.

Später beschäftigte sich Weissenbach noch einmal mit politischer Poesie; es war bei der Erbhuldigung, welche das wiedergewonnene Tirol dem Kaiser Franz 1816 leistete. Frei und offen wendete er sich an den Fürsten, er möge den Gebeinen des ermordeten Andreas Hofer eine Ruhestätte in heimischer Erde gönnen. Franz ließ die Sache auf sich beruhen. Wie bekannt, gruben später Tiroler Jäger die Reste des treuen Sandwirths aus und brachten sie heimlich nach Tirol; sie wurden ob dieser That — zur Verantwortung gezogen! Nachdem sie jedoch geschwiegen, mußte man Hofer ein würdiges Denkmal setzen. Wir theilen das schöne Gedicht zum Schluß vollständig mit; wäre Weissenbach nicht längst verschollen, es würde gewiß in keinem deutschen Lesebuch für österreichische Mittelschulen fehlen.

Im Jahre 1814 begegnen wir Weissenbach als Zuschauer beim Wiener Congreß. Wie beschämend für das deutsche Nationalgefühl nach so herrlichen Siegen, daß ihm ein Engländer sagen durfte: „Ihr wäret würdig, ein Britte zu sein!“ Das ist jezt auch vorbei, mit Stolz ruft der Deutsche: „Ich bin ein Deutscher!“ Weissenbach beschrieb seine „Reise zum Congreß, Wahrheit

und Dichtung“. Das Buch trieft von Kohalität und bietet verhältnißmäßig wenig Stoffliches, das Beste ist wohl die lyrische Episode, die wir hier mittheilen. Man glaubt den Einfluß Jean Pauls zu spüren; für uns erhält sie durch die Ereignisse des abgelaufenen Jahres helle Beleuchtung.

*

*

*

„Je mehr wir uns Mölk näherten, desto unruhiger ward mein kleiner Reisegefährte. Alle zwei bis drei Minuten streckte er sein goldgelocktes Köpfchen zum Wagen hinaus, sich umsehend, ob nicht die Thürme und Dächer des Klosters auf dem Berge entgegenkämen? Immerzu wiederholte er die Frage: Wie weit haben wir noch dahin? Auf meine Erkundigung um die Ursache dieser Ungebuld erfuhr ich, daß der gute Knabe zu Mölk eine alte Muhme habe, die ihn gar sehr liebe, und ihm immer eine Feriensteuer nach Wien mitgebe, wenn er sie besuche. Ich versprach ihm, ihn dahin zu führen, und in Mölk Nachtlager zu halten, damit er auch Zeit habe, der guten Muhme für die Steuer schön zu thun. Wir kamen aber etwas später an, als wir hoffen durften, weil der Schwager, der Wagen und die Wege, wie jeder Reisende erfahren haben mag, unbestimmte Potenzen in dem Calcul der Reisen sind. Indessen hielt ich Wort und geleitete den Knaben im ersten Augenblick unserer Ankunft in das Haus seiner Muhme. Ich gestehe, ich war nicht weniger bewegt als er. Mir war, als fielen mit jedem Schritt ein Lebensjahr von mir ab, und aus der Brust trieben die Rosen heraus, und legten sich über den Nachthau des Lebens, die ergrauenden Haare auf meinem Haupte, und vor der Hausthür war ich im wahrsten Sinne der Gespieler meines Reisegefährten geworden. Ich habe in meinen Knaben- und Jünglingsjahren so oft denselben Gang gethan, wie er jetzt, und wohl auch mit denselben Empfindungen. Süße Eindrücke in das Gemüth aus dem ersten Viertel des Lebens werden von den späteren Jahren eben so wenig ausgeglättet, als die schmerzlichen aus der letzteren Hälfte desselben; und wie die letzten nur Wunden sind, die wie gewisse Geschwüre durch Ueberhäutung heilen, so, daß die darunterliegende offene Spalte von jeder leisen Berührung blutet, so sind jenes ewige Blumen, die, wenn der Südwind aus der vergangenen Jugendzeit in unsern Sommer, Herbst und Winter ohngefähr heraufweht, ihre Blütenkelche aufthun, und uns ihren lieblichen Duft zusenden.

Ich war also auch mit dem Herzen, nicht mit dem Auge allein Zeuge des Empfanges zwischen der alten Muhme und dem Better Loisl. Er war mütterlich und kindlich. Mit innigem Behagen trank ich von dem Weine, und aß von dem Brod, womit sie uns zum Willkommen bewirthete. Dieser Brauch, dem Fremdling beim Eintritte schon Speise und Trank aufzutischen, ist noch aus der patriarchalischen Zeit herüber, und ich segne die Völker, die ihn bewahrt haben. In Italien und Frankreich habe ich ihn nicht angetroffen; in meinem Vaterlande (Tirol), wo die alte Welt sich noch an den Felsenvänden vor dem Versinken festgeklammert hat, wurde er immer mit frommer Treue geübt, und was die hirtliche Hütte bieten kann: Brod und Milch stellte dort die Hausmutter schon morgens auf den Tisch zum Gruße des Fremden. Die Explosion des Pulverthurmes von Europa im Westen hat auch diesen Gruß von den Tischen in jenen Felsenhütten hinabgeworfen und ach, — kaum hat der Hirt mehr, was er sonst dem Fremden freundlich bot!

Ich überließ nun meinen Reisegefährten der alten Base, und versprach, des andern Morgens vor der Abreise zum Frühstück zu kommen.

Als ich aus dem Haus austrat und emporblickte, übergolbete gerade die Abendsonne die Zinnen und Thürme des herrlichen Stiftes auf dem Granitblocke. Mich ergriff die Lust, den Abend auf dieser Anhöhe, und wenn nicht in, doch vor dieser Mönchsburg zu feiern. Ich stieg die breite Bergstraße hinan, noch immer die Seele in die süße kindliche Welt versenkt. Als ich aber die Höhe erreicht hatte vor dem großen Hofthor, riß der hohe Anblick auch mein Inneres empor. Es war ein sehr schöner Herbstabend; aus dem ganzen großen Gebäude tönte

kein Laut; die Ruhe einer Einsiedelei umfing mich im weiten Hofraume; ich wollte sie nicht mehr durch einen Besuch im Stifte stören, und ging gerade der Kirche zu, die am Abhange des Felsens liegt. Auf dem Platze vor ihrer Pforte rollt sich vor dem Blicke ein entzückendes Bild auf. Dieses Felsstück ist eine der herrlichen Staffeleien, auf denen die Natur ihre Landschaften vorzeigt. Ganz Oesterreich umwindet es wie ein Panorama; die böhmischen Wälder und Berge heben sich im Hintergrund empor als große Schlußmassen; bis dahin der mannichfaltigste Wechsel zwischen Fläche und Hügel, Dörfern und Höfen, Gewässern und Saatsfeldern; südlich die Berge von Steyermark, und vor denselben der Schneeberg, der Traunstein, u. a.; östlich die belebte Heerstraße nach der Kaiserstadt. Ueberall zeigen sich auf Anhöhen und Berg Rücken alte Burgen, sowol zerfallen als erhalten. Unter und vor mir wogte die majestätische Donau. Wie aus großen Bildern, auf denen vieles, und dieses Viele bedeutend aufgetragen ist, vorzugsweise eine Parthie oder Figur hervortritt, sich hinstellt vor die Seele und zu sich einladet, so war es hier gerade dieser Fluß, der mich in seine Tiefe hinabzog. Das Wasser überhaupt ist das Belebende und Bewegende, so auf dem Bilde der Kunst als Natur, und ich habe oft schon der Beziehung dieses Elementes zu unserm Innersten, dem Eingreifen desselben in unser Gemüth nachgeforscht. Wer den Tropfen hat fallen hören, in der furchtbaren Debe des Bergschactes; wem der Wassersturz von dem Felsenriff herab den Gisch an die poehende Brust warf, und wer je hinausgeschaut am einsamen Ufer in das unermessliche Meer; an dem wird wohl dieser geheime Geist der Gewässer nicht spurlos vorüber gezogen sein. Genug, mein Blick blieb auf den alten Fiser geheftet, und die Seele flog von dem Felsen nieder; ehe sie aber untertauchte in die frische Fluth des Stromes, hielt sie folgende Paraphrase an ihn: Dich grüß ich wohl mit Brust und Lust, du mächtiger Strom, und diesen Eichenlaubkranz, die Krone des Vaterlandes, setze ich auf deine Wogen, und den Deutschen nenn' ich dich vor allen andern Flüssen, die unsere Gauen durchziehen, darum schon, weil dich die deutsche Erde gebärt aus ihrem mütterlichen Schoße. Der Rhein kann sich solcher adeliger Abkunft nicht rühmen, denn aus einem Lande kommt er her, wo die Herzen und die Berge sich abgerissen vom deutschen Vaterlande; dann auch wieder darum, weil du bist wie das Volk, dem du angehörst, der größte in Europa, und nur gleiche Größen können sich wechselseitig bedeuten. Aber auch still und sicher ist dein Lauf und tief dein Bett, wie keinem andern Wasser jener gegeben, und dieses gegraben ist; und also bist du auch das Sinnbild und der Spiegel des deutschen Volkes; wie kein anderer deiner Brüder. Du grüße mit deinen grünen Wogen den alten Thron, auf dem so viele Jahrhunderte das höchste weltliche Diadem, die deutsche Kaiserkrone, erglänzt hat, und die Mauern bespült du der großen und herrlichsten deutschen Stadt. An diesen Gestaden vorbei ist der fremde Eroberer zwei Mal gezogen mit seinen blutigen Haufen; aber nie hat ihn ein Jubelruf empfangen. Die Fluthen aller andern Flüsse, der Spree, der Har, der Elbe, des Rheins selber werden lange noch über diesen Schmachfleck wegrinnen müssen, bis er abgespült sein wird. Der Volksstamm, der dir entlang auf und nieder wohnt, hat in den Tagen der Völkerprüfung bestanden rühmlich, wie kein anderer weit umher. Alle irdische Habe, Gold und Silber, und sein Blut selbst hat er freudig und williglich hinabgeworfen in den nimmerfatten Rachen des aus der Luft der Zeit herausgährenden Ungethüms, um die kaiserliche Perle loszukaufen, auf die ganz Europa eingesetzt war. Und welcher andere Fluß auf unserm Boden wendet seinen Lauf in die Weltgegend hin, wo die Sonne aufgeht, der Erde zu, wo das Paradies, die Wiege der Menschheit, und das heilige Zeichen ihrer Erlösung gestanden? Und so tauche ich nun, deutsche Donau, unter deine stillen Wellen, und beneke mich mit deiner Fluth, auf daß ich gekauft eintrete in die deutsche Hauptstadt und in die neue Zeit!

Jetzt tönte die Abendglocke von entgegen gesetzter Seite, nämlich von Süden herüber, und dieser, in ruhiger Umgebung immer feierliche Ton rief meine Seele aus der Versenkung auf. Ich wendete mich der Gegend zu, aus der er heraufscholl und sonderbar genug, mir kam es vor, als träten die Berge dort auseinander, und jenseits einer aufgerissenen Schlucht

breitete sich eine unermessliche Ferne aus, in deren Hintergrund das Meer; dieses aber zeigte in seinem Vordergrunde eine Insel mit einem überaus großen und hohen Berge von Eisen. Am Fuße desselben stand, an seiner schwarzgrauen Wand hinaufschauend, die Hände kläglich ringend, ein Zwerg. Bei dem ersten Anblick bemerkte ich, daß seine Gliedmaßen ursprünglich von der Natur auf einen Riesen angelegt sein mußten, daß sie aber irgend eine höhere Gewalt in's Zwerghafte gezwungen, das ist verkürzt haben müsse. Noch fiel mir auf, daß auf seiner Stirne glühende Zaden in die Luft hinausbrannten, ganz in der Gestalt einer Krone, und daß auf seiner Brust, ungefähr da, wo bei uns gemeinen Sterblichen das Herz geht, sich ebenfalls eine glühende Weltkugel, die Funken weit hinaufsprühend an die Bergwand, wie ein Feuerrad umdrehte. Daß dieß sonderbare Bild meinen Blick nicht mehr von sich ließ, wird jeder natürlich finden. Ich starrte unverwandt in die Gegend und auf denselben Punkt hin. Bald trat die bekannte optische Täuschung ein, vermöge welcher derjenige, der lange den Blick auf eine gleichmäßig bewegte Fläche geheftet hält, endlich sich in dieser Bewegung begriffen, und das bewegte Object in seine Ruhe versetzt, wähnt. So kam es, daß ich mich dem Zwerge wie im Fluge näherte. Diese Täuschung ward desto lebendiger, je mehr die Abenddämmerung in die Nacht überging, bis endlich der ferne Hintergrund keine andere Beleuchtung mehr hatte, als das Stirn- und Brustfeuer des Zwerges. Wie ich nun gerade vor ihm stand, nahm ich mir ein Herz, und redete ihn an mit der Frage, wer er sei, was hier seines Thuns, warum und wie lang seines Bleibens? Worauf ich Folgendes vernahm: Ich war ein Riese und bin ein Zwerg geworden. Daß ich beides war, hat alle Welt gesehen; nur wie ich beides geworden, weiß sie nicht recht zu deuten.

Die dort über dem Gewässer drüben stehen, meinen wohl, zum Riesen wäre ich durch meine eigene Natur angeschwollen; aber in die Zwergform hätten sie mich durch ihre Kraft zurückgegoßen.

Doch das Menschenvolk ist wie das Maulwurfsgelecht, das nur Augenknospen hat, um sein Bohrloch in die Erdscholle zu finden; nur nicht die Hand, die aus den Wolken herabgreifend, mich vom Haupte an zusammengebrückt und hierher geworfen hat.

Wären sie Riesen gewesen, wohl wär' ich nie in die Versuchung gerathen, ihnen über die Köpfe zu wachsen.

Zum Zwerge bin ich durch mich selber verschrumpft, weil mein Riesenleib nicht von Gott gezeugt, sondern eine, mit eitlem, menschlichem Dünkel gefüllte Größe war.

Dieser Dünkel trieb mir den Raum zwischen Stirne und Hinterhaupt so gewaltig auseinander, daß der Raum des Welttheiles und aller der Kronen, die ich mir aufgesetzt, gar in seinem Verhältnisse zu demselben stand.

Und es geschah jezt, daß sich die Füllung entzündete und mir das Hirn in dem weitgedehnten Raume verbrannte.

Und im Tobsinne dieser Selbstentzündung lief ich auf den Nordpol zu, wähnend, dort zu dem ungeheuren Bezirk in meinem Schädelsgewölbe das rechte Maß der Krone zu finden.

Aber meine Glieder erfroren dort und die Kraft, die mich gestreckt hatte, verrann aus mir, und der Herr warf mich zuerst den Völkern vor, wie der Hochrichter das Aas des Sünders den Leichenvögeln.

Dann faßte er mich wieder an in seinem Grimme, und schleuderte mich daher in meiner Zwerghaftigkeit, auf daß ich rechte Buße übe für meine Sünden.

Und ich sehe den Finger Gottes, der den, so einen Welttheil verschlingen wollte, auf den kleinsten Winkel desselben hinaus verwiesen hat.

Mir ist geschehen wie dem verschwenderischen Handelsmanne, der im Anfange mit Goldtonnen gespielt, auf daß er mit der Schwefelholzframerei ende.

Und weil in dem Feuer, das durch die Selbstentzündung ausloberte, die Richtung und

die Form meines Dünkels ist, so brennen die glühenden Backen der Weltherrscherkrone in den Luftraum hinaus.

Wo andere Sterbliche das Herz tragen, sprühet, weil die Entzündung überall, wo leerer Raum ist, freies Spiel der Wirksamkeit hat, ein stürmisch bewegtes Feuerad, dieß Flammenmeer in den Luftraum hinaus.

Und aus dieser doppelten Verbrennung fällt mein Wesen als Eisenschlacke nieder, die sich eisenber noch zum Berge empor baut, als ich mich zum Riesen aufgebläht habe.

Und selbst muß ich in meine Verkohlung schauen und ich werde brennen müssen, bis der Berg hoch hinaufragt über alle andern Berge.

Bis er dasetzt eine furchtbare Denksäule dieses Gottesgerichtes, und allen Völker- und Länderfreßern eine Warnung von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Amen, war das einzige Wort, das ich aus der gepreßten Brust herausbrachte! Ich gesche, mir ward unheimlich ob dieses Klagegeheules des Verbannten; ich schauderte zusammen und unwillkürlich that ich, was der Fromme immer thut, wenn er die Nähe des Bösen ahnet, ich bezeichnete mich mit dem heiligen Kreuze. — Der dunkle Mantel der Nacht sank immer tiefer über die herrliche Gegend und die großen Massen des Stiftes herab. Ich ging in meine Herberge zurück und konnte des düstern Bildes nicht einmal im Traume los werden, so, daß ich froh war, den Morgen durch das Fenster hereinkbrechen zu sehen.“

Von jetzt an blieb Weißenbach ruhig zu Salzburg; so weit es ihm hinter der chinesischen Mauer, die man an den Grenzen Oesterreichs aufstürzte, möglich war, nahm er regen Antheil an der Entwicklung der deutschen Literatur. Im Jahre 1817 veröffentlichte er auf Subscription sein Gedicht: „Nigen“, eine Reihe von Schilderungen aus dem Parke, den der Erzbischof Fürst Ernst Schwarzenberg in der Nähe von Salzburg angelegt. „Die Dichtung ist eine Ferienerzeugung; ich habe sie in dem Paradies empfangen und geboren, dessen Namen sie trägt. Zu Ende eines Schuljahres, in welchem der letzte und höchste meiner irdischen Wünsche in Erfüllung gegangen war, in welchem ich wieder das angeborene und angeschworene Scepter geküßt hatte, lud mich der fürstliche Herr des Parkes ein, dieses Fest meines Lebens, die Ferien dieses segnungsvollen Schuljahres in seinem Hause und in seinem Paradiese zu feiern.“ So erzählt der Dichter. Nigen ist jetzt kaum mehr lesbar, die veraltete Sentimentalität spricht niemand mehr an, und über den ungeheuren Zopf, der an „Nigens Schöpfung“ hängt, kann man nur lachen. Ober ist es nicht drollig, wenn der Cardinal die Natur an's Herz drückt und

„Sich umarmend stand also das schöp'rische Paar!“?

Überall klingt Mathisson, Voß und Klopstock durch. Die Metra wechseln wie auf einer Drehorgel: Octaven, Famben, Terzinen, Alcäen, Distichen, Hexameter. In Bezug auf letztere glaubt Weißenbach die strengste Kritik herausfordern zu können. „Ohne aber die sesquipedalia verba, mit denen sich die Deutschen neulich griechisch blähten und verzerrten, zu Hilfe zu nehmen, bin ich doch mit unserer bildsamen Muttersprache ausgelaugt, um dieser Versart Regelmäßigkeit, Wechsel, Rhythmus und heimischen Wohlklang zu geben. Es ist weniger die Ruhmredigkeit, die mich zu solchem Bekenntnisse treibt als der Dank, den ich der Bild- und Biegsamkeit unserer vaterländischen Rebe hier bezeugen will.

Der Deutsche hat übrigens in dieser Hinsicht so vollendete Muster vor sich, daß er es, wenn er sich dieses Zeugniß nicht selbst zurufen darf, wahrlich aufgeben soll, sich in dieser Dichtungsweise zu versuchen.“ Geben wir eine Probe. Wir sind durch Platen verwöhnt, es wäre jedoch ungerecht, den Maßstab desselben hier anlegen zu wollen.

„Aber, o Mensch, dem vierten der Urelemente, dem Feuer
Nahe Dich nicht; denn es ist körperlos, irdisch nicht mehr!
Und es duldet den Stoff auch nicht, den die Erde geboren,
In der Vernichtung nur drückt es die Göttlichkeit aus.
Ewig nach aufwärts strebt es und nimmer vermagst Du's zu wenden;
Kehrst Du die Fackel hinab, lobet die Flamme hinauf
Seinem Vaterland zu; so der Herr sich zeigt dem Erbball
Und der Donner ihm jetzt gehet als Herold voran,
Trägt er dieß Element, dieß furchtbar erhaben als Purpur
Und es ergittert die Welt, schlägt an die Wolken der Saum
Von dem Mantel des Herrn; darum darf niemals des Menschen
Finger berühren das Feuer, denn es ist Gottes Gewand.“

Die mitgetheilten Proben von Weißenbachs Poesie bestätigen Stafflers Worte in dessen großem Werke „Tirol und Vorarlberg“: „Hätte Weißenbachs Talent eine frühzeitige und sorgsame Pflege erhalten, er würde ein gefeierter Dichter Deutschlands geworden sein.“ Literaturhistoriker verweisen wir überdies auf die Wiener Jahrbücher der Literatur 1818—1849, Bd. IV. N. B. S. 28 und Bd. VII. S. 39.

Weißenbach verschied am 26. October 1821.

Sein Leichenstein befindet sich auf dem Friedhof des St. Johannisptales neben dem großen Kreuze: ein Steinwürfel mit einem Pfeiler, den Buch, Lyra, Fackel und Aesculapstaf mit der Schlange schmücken. Das Denkmal beginnt zu zerbröckeln, mög' es Weißenbachs Name überleben!

„Andreas Hofers Schatten an seinen Kaiser und sein Vaterland am Auldigungstage 1816.“

Welch Strahlenmeer hat von dem Himmelsbogen
Sich um die Felsenwände hergezogen,
Die Gott als Wehre um Tirol gesteckt!
Ist denn die Sonne endlich aufgegangen,
Den Boden in Europa zu umfassen,
Den nicht die Schuld der Zeiten hat besiedelt?

Und immer höher wogen Gluth und Flammen,
Und mit dem Himmel rinnt die Welt zusammen,
Zum Sterne wird mein liebes Heimathland!
Und von den Bergen, drauf ich mich geschlagen,
Seh' ich nur mehr die Wiebelzacken ragen!
Ha! winken mir die Finger dieser Hand!

Und Volfesjubel brauset in den Lüften,
 Und rüttelt wonnerauszig in den Gräften
 Die Schatten selbst auf fremder Erd' empor!
 Tirol! Tirol! ich habe dich vernommen:
 Zu deinem höchsten Feste soll ich kommen,
 Und führen soll ich deinen Roblerchor!
 Bist du es, Bote meines Vaterlandes,
 Der von den Höh'n hernieder seines Standes
 Drei Mal im Kreise nun mein Grab umzog?
 Der Nar ist's, der, als mich die Mutter wiegte,
 Mir um die Brust den Fittig schirmend schmiegte,
 Und heim mit meinem letzten Herzschnalag flog.

Wir kennen uns aus jenen blut'gen Tagen,
 Wo ich von Fels zu Felsen dich getragen;
 Und als von Schild und Fahne dich die Eier
 Der Geier weggeschreckt von diesen Bergen,
 Und ich geächtet stand vor meinen Schergen
 Da trug ich dich in meiner Brust bei mir.

So darf ich jezo mich mit dir erheben,
 Und heimwärts über die Gebirge schweben,
 Frei ist der Schatten und der Bann ist aus!
 Die Zeit ist neu, wir beide sind die Alten,
 Wir haben mit einander ausgehalten,
 Und mit einander gehen wir nach Haus!

Die heim'schen Alpen grüß ich und den Brenner,
 Auf dem der Bund sich der tirol'schen Männer
 Inmitten aller Feinde ewig flocht;
 Die Schaar der Ritter in dem Lodenhemde,
 Das deutsche Häuflein, das allein der Fremde
 Auf Hermanns Erbgut nicht hat unterjocht!

Und auf dem Inselberge fin' ich nieder!
 Mein Kaiser, meine Verg' und meine Brüder,
 Sie steh'n Eins in dem Andern hoch verklärt!
 Jahrtausend rede! hast du je gesehen,
 Der Erde Höchstes so beisammen stehen?
 Ha! die drei Größen sind einander werth!

Grüß Gott, mein Kaiser! sieh! Du lässest jeden,
 Der glaubet, hofft und liebet, zu Dir reden,
 Und ganz Europa nimmt Dich bei der Hand!
 Und drüben gift der Name Franz nicht minder,
 Und aus den Gräbern rufen Dir noch Kinder
 Und eines ist — der treue Wirth vom Sand.

Bernimm, der Herr hat Deinen Thron gezimmert
 Und echt ist, was in Oestreichs Krone schimmert,
 Doch ewiger gefast als das Gestein
 Tirol ist nichts im Kaiser Diabeme,
 Und wenn der Sturm es zehn Mal wieder nähme,
 Es ruht nicht, Kaiser! bis es wieder dein!

Und ist der Sohn der Alpen hier geboren,
 So hat er auch zu Oestreich schon geschworen.
 Mit jenen Verthen nur fliegt dieser Nar!
 Hier lernen Herzen reden vor dem Munde;
 Und wie sie schwören! — Antwort, ew'ge Kunde!
 Ihr Berg'! ist einer, der nicht Zeuge war?

Auch mein Wort gilt! — ich bin dabei gewesen;
 Die Weltgeschichte darf und wird es lesen,
 Was hier der Blutzug' vom Passier spricht!
 Mein Vaterland hat keinen Sohn und Erben,
 Der werth nicht wäre, meinen Tod zu sterben,
 Sein Herz kann brechen — seine Schwüre nicht.

Sie sind bewährt, die heute Dir geschworen!
 Viel haben sie ertragen und verloren,
 Das Feuer fraß, die Kette hat geklirrt!
 Die Mütter sahen Säuglinge ermorden,
 Doch seit der Kaiser Fürst und Graf geworden,
 Ist — sieh sie stehen — herrlich auch der Hirt.

Jetzt heim, o Männer, sollt ihr betend gehen!
 Ihr habet Euren Kaiser noch gesehen,
 Und schöne Zeiten geh'n mit Euch, lebt wohl!
 Ihr werdet frisch erblühen, ich muß modern;
 Nichts als das Eine hab' ich noch zu fordern:
 Franz! eine Schaufel Erde von Tirol!"

Die Aiblinger Höhe in Oberbayern,

ein Rival des Peißenbergs.

„Was ist Peißenberg?“ so konnte man vor einem Vierteljahrhundert noch von nichtbayerischen Naturfreunden fragen hören; die Autochthonen wußten alle schon lange, daß das für die Hauptstädter und ihre Nachbarn der nächste und zugänglichste Berg sei, den man vom „heiligen Berg Andechs“ aus gerade gegenüber erblicke und den schon Viele — beinahe gestiegen wären, wenn ihn nicht besagter, noch bequemerer Berg Andechs mit seiner berühmten Wallfahrt und seinem damals noch berühmteren Wirthshause ausgestochen hätte. Allerdinge rühmt sich auch der Peißenberg einer frequenten Wallfahrt, wie denn die Kirche von jeher klug genug war, zu ihren Zwecken auch die Mitwirkung landschaftlicher Reize nicht zu verschmähen, und für Klöster und Capellen meist aussichtsreiche und weithin sichtbare Stätten zu finden wußte; aber solches Steigen war doch nicht Sache jeden frommen Wallers, zumal nicht jeder Wallerin, und so kam es, daß von den Hauptstädtern nur frühliche Turner, ferienreisende Studentlein

und gewisse „Gegendfresser“ von Profession die gepriesenen Herrlichkeiten mit eigenen Augen sahen. Steinnübe hinkten sie dann am dritten Tage wieder zum Sendlinger Thore herein oder krochen beim „Taubenwirth“ aus dem Starnberger Stellwagen; denn auch von Starnberg aus hatte man noch eine siebenstündige Wanderung bis zum Fuße des Berges, dessen Erstiegung dann immerhin noch zwei gute Stunden erfordert.

Da kam die Freundin der Naturschwärmer des neunzehnten Jahrhunderts, der Trost des lebenden schwachfüßigen Geschlechts, die liebe gute Eisenbahn, und streckte einen hilfreichen Arm hinauf zuerst nach Starnberg, dann nach Weilheim, endlich nach dem kohlenberühmten Dorfe Unterpeißenberg und dem seiner Berühmtheit noch entgegenharrenden Bade Sulz, und nun war es möglich, in Tagesfrist hin- und zurückzugelangen. Jetzt pilgerte der Münchener Bürger mit Kind und Regel an Sonntagen daher, und fiel sein Anstieg auch bereits in die heißere Tageszeit — denn vor neun Uhr kommt kein Bahnzug herauf —, versäumte er auch den hier vielgerühmten Sonnenaufgang, so wartete sein ein quantitativ wohlbestelltes Mittagsmahl mit kühlem Gerstensaft im Sommerhäuschen des Gastwirths, und die Felsenhäupter guckten ihm durch die Fenster in die dampfende Schüssel. Den Kaffee konnte er auf der schmalen Altane schlürfen und sich dazu behaglich den Kranz des bayerischen Gebirges vom Grünten bis zum Watzmann betrachten — wofern er daselbst noch Platz fand, und damit kommen wir nun auf die Schattenseite des berühmten Berges. Die schmale Scheitelfläche desselben ist nämlich bergestalt mit Gebäuden besetzt, daß für den Besucher, ähnlich wie auf der Isola bella im Lago Maggiore, ein kaum wenige Fuß breiter Raum bleibt, um sich zu ergehen. Auf der Straße zwischen den Häusern ist keine Aussicht, am südlichen Rande hinter denselben kein Schatten, und der kleine Balkon des Sommerhäuschens, sowie dieses selbst, meist von brüllenden, ländlichen Unholden besetzt, welche sich für ihr wilbes Gefneipe, wozu jede Spelunke da unten gut genug wäre, gar zu gerne noch schöne Plätzchen aussuchen, wo sie einen stillen „Stadtfrack“ stören und verschleuchen können. Zudem vermißt man seit etlichen Jahren auch den freundlichen Pfarrhern, der anständigen Gästen nicht nur sein Belvedere mit dem trefflichen Tubus erschloß, sondern auch solide Verpflegung und Unterkunft bot, was man wirthlicherseits wohl als lästige Concurrnz betrachten mochte.*)

Als ich das letzte Mal auf dem Berge stand und mißvergnügt solche Dinge erwog, spähte ich unter den Höhen, welche das Vorland unserer Alpen durchziehen, nach einem Surrogat für diesen Peißenberg, und siehe da: im Osten schwang sich ein waldbiger Rücken daher, welcher meinem Standpunkte an Höhe nicht viel nachgeben mochte. Zwar meinte mein Nachbar, der sich als Schulmeister vom nahen Böbing entpuppte, die Adliger Höhe sei immerhin um

*) Ueber den Peißenberg s. Näheres in G. Rabbiato's liebenswürdigem Artikel „Auf Umwegen nach Oberammergau“ (Alpenfreund, Bd. II. S. 173 u.). Dr. A.

100 Fuß niedriger als der Peißenberg; auch Böbing sehe man dort nicht, und Gasthaus sei keines droben; „desto besser“, dachte ich: „also so heißt das Ding? Dahin wird das nächste Mal gegangen!“ und schon der nächste Sonntagmorgen sah mich mit einem gleichgestimmten Freunde auf dem bewußten Entdeckungsmarsch.

Die Eisenbahn führt uns in zwei Stündchen zur Station Staltach, von wo im Sommer eine kleine Postkaise nach Murnau verkehrt. Wir ziehen die Fußreise vor, den Bergen entgegen, welche bereits nicht mehr dunstig blau, wie vom See aus, sondern grünlich und in deutlicher Schattirung auf uns hereinwachsen. Durch Isfeldorf, den in früheren Zeiten bergwärts Wandernden als Raststätte wohl bekannt, zieht die Straße gen Süden und erreicht in $\frac{3}{4}$ Stunden Antdorf, wo mancherlei naive Inschriften an den Häusern prangen, z. B.

Neider gibts viel
Und Spötter nicht minder;
Drum bau' ein Feder wie er will
Für ihm und seine Kinder,

oder

Trinken ist das Allerbest
Schon vor 100,000 Jar gewest,

oder

Dies Haus steht in Gotts Gewalt,
Von außen neu, von innen alt;
Gottlob ist es bezalt,
Wenns nur nit noch einfallt.

Wie wir vor's Dorf wieder hinaustreten, ist das Hochgebirg verschwunden; links und rechts ragen noch kleine Wiesenhügel, mit Kreuzen und Capellen gekrönt; gerade vor uns steht eine dunkle Waldhöhe, welche die Aussicht nach Süden völlig verdeckt; an ihrem Fuß theilt sich die Straße, links nach Sindelsdorf und der Gegend des Racheleses, rechts nach Habach, dem ersten eigentlichen Gebirgsdorfe, in einer Mulde unter Obstbäumen verborgen. Jene grüne Höhe an seiner Südseite ist unser Ziel; begierig darauf, verschmähen wir vorläufig noch den lockenden Schatten des großen Gasthauses und wenden uns außerhalb des Dorfes links aufwärts einen bequemen, mit „Prügeln“ belegten Fußpfad entlang. Er führt durch duffigen Waldschatten in großen Windungen empor; nach einer starken halben Stunde stehen wir plötzlich auf einem weiten Plateau, das sich wie eine Insel aus dem rings grünvallenden Vorlande erhebt, auf der, von dem Dörfchen südlich unter uns, Nibling, sogenannten **Niblinger Höhe**. Zunächst demselben glänzt eine Wasserfläche, von schmucken Vertchen umlagert, der Kiegssee und über einer schmalen Landzunge der kleinere Froschsee. Oberhalb desselben sieht man deutlich die aussichtsreichen „vier Linden“ und die weißen Häuser im Markte Murnau; darüber blinkt der inselbedeckte Staffelsee herein, dessen Südufer walbig dunkel ansteigt. Und da sind sie nun wieder alle die lieben Berge, aber näher und mächtiger als

vorher, in stolzen meilenlangen Reihen und Schichten gelagert. Zur äußersten Rechten dämmern die wohlbekannten Allgäuer Häupter: der Grönten, der zackige Sorgschroffen, der Edelsberg, darüber der Aggenstein und das Geishorn, das sich im einsamen Vilsalpssee spiegelt. Von den Bergen des Lechthals ragen herein der Säuling, die Gachtpitze und der Schlicken, vor ihnen die Hochplatte und der Trauchberg, diesem gegenüber der Auerberg mit weißblühendem Kirchlein. Dort öffnet sich das Amperthal, in dem wir das Hörnle, das Kirchle, den Aufacker, den Lauer und den Ammergauer Kofel deutlich erkennen; links davon streckt das Ettaler Mandl seinen Steinfinger empor, und nun schweift unser Blick das Loisachthal hinauf bis in die blaue Nische, aus der sich die jähnen Colosse des Wettersteinstockes erheben. Ueber dem dunkeln Kramer gleißt der Schneespitel der Zugspitze mit dem Wachsenstein, dessen kahle Wände in den Eissee stürzen; zwischen der Alp- und Dreithor Spitze starret die gemäßenhegende Felsmauer des Wettersteins. Links schmiegen sich wieder mildere Formen an: zu oberst der vielbesuchte Krotenkopf, der sich zum Desterberg, Bischof und Hochfriden herabsenkt. Dort drinnen geht der wilde Bergpfad zum Walchensee hinüber, an der graufigen Schlucht „zum jähnen Tod“ vorbei. Als Eckbastionen der zwischen Loisach und Kochelsee ragenden Bergfeste stehen der Mittagspitz, das Rauheck und der Heimgarten hervor; leicht verfolgen wir von diesem die schwindlige Schneide zum Herzogstand, dem neuentdeckten bayerischen Rigi, der diesen Ehrentamen mit vollem Recht verdient. Unter ihm blaut das dämmernde Becken, darin der Kochelsee träumt, von dessen Fluth wir unter den Thorssäulen einen schimmernden Streif erspähen; hoch darüber verwirren sich die schneegleißenden Gipfel des Karwendelstockes; links abwärts schließen sich die Focheralm mit dem Kesselberg, der Rabenkopf, der Zwiesel und die Benediktenwand an, über welche der schiefe Giebel des Scharfreiters hereinflugt. Hinten gleichsam aus der östlichen Ebene stehen blaue Gipfel auf, in denen wir den Wallberg, Seßberg und Wendelstein erkennen. Und alle diese Pracht genießen wir, auf weichem Rasen im Schatten alter Buchen hingestreckt; oder wir schlendern behaglich am Walbrande hin, das Auge bergwärts geheftet, bis sich zur Rechten noch ein Hang erhebt, auf dem wir mit einem Male auch die Nordseite überblicken. Zu unsern Füßen rauscht „der vielgrüne Wald“, und ob den Wipfeln der Fichten scheint ein blaues Band zu wehen: es ist der langgestreckte Würmse, im Rücken geschlossen von weiten Forsten, über welche das braune Brüderpaar der Frauenthürme von München blickt; zur Linken dehnt sich weit der einsame Ammersee, in dessen blauer Fluth sich die Stifter Dieffen und Andechs spiegeln. Wer sich darnach sehnt, mag in grauen Contouren am nordwestlichen Horizont den Ulrichsturm von Augsburg erspähen oder von da südlich das Thal des Lechs verfolgen. Und da drüben finden wir nun auch unsern Peißenberg, fast in gleicher Linie mit uns, und preisen uns glücklich, nicht drüben zu sein, sondern auf unserem

geräumigen, schattenreichen, lustigen und duftigen Berglein, wozu wir schon von Iffeldorf an so allmählich angestiegen waren, daß uns weder Schweiß, noch Ermüdung den Eindruck verdarben.

Freilich werden so Manche hier oben die leibliche Erquickung entbehren, ohne welche ihnen kein landschaftlicher Genuß denkbar ist: zu ihrem Troste gelangt man in einer kleinen halben Stunde wieder hinab nach Habach, wo der Tölzer Gerstensaft in herzerfreuender Frische im Krüge schäumt. Zudem sind wir nicht sicher, ob nicht bald ein speculativer Wirthspächter wenigstens über den Sommer da oben eine fliegende Schenke etablirt, auf daß vierstimmige Sänger auf jenem breiten Naturpodium, das sich an dem resonirenden Fichtenwald eines trefflich afustischen Hintergrundes erfreut, den „Tag des Herrn“ zu den Bergen hinüberschleudern, oder etwa gar einmal die Münchener Liebertafel eines ihrer famosen Stiftungsfeste dortselbst abhalten könnte. An Holz gebräche es da nicht zu einem weithin leuchtenden Sonnenwendfeuer, und zu tanzen wär's auch nicht schlecht auf der weichen ebenen Matte! Wie wunderbar klängen da die Weisen eines Schubert und Mendelssohn in die stille Dämmerung hinaus! Und in nahen und fernen Dörfern lauschten die Bewohnerinnen seltsam bewegt, als brächte man ihnen ein gemeinsames Ständchen. Doch gehört dazu ein warmer, sonniger, windstiller Tag, wie heute der unsrige; die gute Liebertafel aber wurde bei ihren Festen fast regelmäßig von derartiger Ungunst der Witterung verfolgt, daß sie sich, zumal im Interesse der holden Theilnehmerinnen, von den Wegen der Eisenbahn keinen Finger breit mehr abzuweichen getraut. In Nacht und Regen den steilen Bergwald hinab zu stolpern, möchte auch zu den geringeren Annehmlichkeiten zählen; überdies ist's eine lange Strecke noch zur Bahn hinaus, und der abkürzende Fußpfad über den Berg bis Antdorf ist nur bei trockener Witterung empfehlenswerth.

Ungerecht wäre es, das reizend gelegene Iffeldorf zu passiren, ohne hinter der Kirche hinab an den Ostersee und auf dessen Uferhügeln etwas umher zu wandern: die blaue Fläche scheint durch grüne Inseln und Landzungen in vielfache einzelne Teiche und Seelein zerlegt, und etliche Ruppen bieten einen reizenden Blick darüber. Wir gehen da auf dem Boden eines ehemaligen weit größeren Sees, woran wir auch durch unerwartetes Einsinken der Füße in Schlamm und Torfwasser oft gemahnt werden; es war wol die Fortsetzung des Würmsees, dessen Südufer einst unsere Miblinger Höhe bildete. Sehen wir von derselben doch ungezählte kleinere Wassertümpel heraufblinken, lauter Reste jener alten Fluth, die sich von den Voralpen bis über das heutige Dachauer Moor hinabdehnte. Wer sich deren Anblick täuschend herstellen will, mag im Herbst auf die Miblinger Höhe steigen und den Abend abwarten: da breiten sich weiße Nebel über alles Land rings umher, daß er bald mitten im Meere auf einer Insel zu stehen glaubt; es sind wol die Geister versunkener Wasser, welche höher und höher heranschweben, als wär' es noch am ersten Schöpfungstage, und dem verwegenen Sterblichen, der ihren nächtlichen Tanz belauscht,

zum Gedächtniß mindestens — einen tüchtigen Schnupfen anhängen. Rätlicher ist's immerhin, da oben die Mitte des Tages zuzubringen und dann im rosen-
duftigen Garten der alten Post zu Iffeldorf so behaglich, als es das etwaige
„Bahnsieber“ zuläßt, das Herannahen jener Viertelstunde abzuwarten, der wir
noch zu rechtzeitigem Eintreffen in Staltach bedürfen, um den schönen Tag wieder
in Münchens heimischen Mauern beschließen zu können. L. F.

Aus den Entdeckungsfahrten eines Musikfreundes.

Von L. F.

II.

Durch's Salzkammergut, Salzburg, Berchtesgaden und Nordosttirol.

Fast zu lange hatte ich mit meinem Freunde in München verweilt, und
der blaue Himmel, der goldne Sonnenschein und der ferne Gebirgswall zogen
uns mächtig südwärts. Jede Welle der blaugrünen Isar mahnt uns an jene
herrlichen Bergseen, deren Wasser sie mit sich führt; zumal oben bei Schwaneck,
jenem Tusculum des Meisters Schwanthaler, und bei Pullach, wo das scharf-
gebogene Stromthal, von steilen Waldböhen umkränzt, nach unten und oben
eine weite Fernsicht darbietet, greifen die Berge gleichsam mit unwiderstehlichen
Armen herein und ziehen Dich hinauf in ihr luftiges Reich. Das Nächste und
Bequemste ist nun freilich, mit dem Salzburger Zuge mitten in's Hochland
hineinzurollen; wer jedoch den raffinirteren Genuß vorzieht, den Alpen allmählich
näher zu rücken, ihre Schönheiten sich mit jeder Windung des Weges mehr und
mehr entschleiern zu sehen, der wählt sich jene Strecke der bayerischen Hochebene
im Bezirke Ebersberg, welche gegen den Fuß der Berge noch etwas ansteigt,
dann steil gegen das Thal abfällt, worin der Schienenstrang gegen Alibling
und Rosenheim läuft. Dort glänzen zwischen Buchenschatten die tiefgrünen
Wasser des Nieder-, Seoner- und Steinsees; dort sammelt sich aus
braunen Moorbächen die tiefe, dunkelfarbige Glon; dort erheben sich zwischen
grünen Hügeln zahlreiche, reinliche, wohlhabende Marktflecken mit weitläufigen
Brauuhäusern und Sommerkellern, wo das edle von der Hauptstadt gegebene
Beispiel möglichst befolgt und noch überboten wird. In einem dieser Orte
existirt jedoch ein tüchtiger Orchesterverein, von dem praktischen Arzte, einem
eifrigen und kenntnißreichen Dilettanten geleitet, dessen Productionsabend wir mit
Vergnügen beiwohnten. Das Programm enthielt viel Gutes, und die Ausführung

war fast durchweg recht brav. Interessant war uns zu vernehmen, daß auch hier ein Concurrencyverein bestehe, welcher, obschon Geringeres anstreben und leistend, doch einige der besseren Orchesterkräfte auf seiner Seite zähle und vielfache Störungen herbeiführe; also auch hier die leidige Zersplitterung!

Nachdem wir uns noch an dem schönen Ton und Farbenreichtum einer neuen, von einem Schüler des Ludwigsburger Meisters Walker gebauten Orgel erfreut hatten, zogen wir weiter bergwärts, und wie das Bedeutenbe so oft erst in der Ferne beachtet wird, während es der nächsten Umgebung durch das Mittelgut verdeckt ist, so sahen wir den großen Venediger mit seinen Tauern und Schneefeldern frei zu uns herüberglänzen, während dem südlicher Wohnenden sich niedrigere Höhen neidisch davorlegen und ihm den erhabenen Anblick des geisterhaften Bergfürsten mißgönnen. Zugleich entwickelte sich die Mittelparthie des bayerischen Gebirges mit dem Wendelstein im Centrum, an dessen Fuß der idyllische Leitzachgau und die sang- und zitherberühmten Orte Ellbach, Marbach, Hundham, Fischbach und Bayerisch-Zell liegen. An den Wendelstein schloß sich rechts der Breitenstein, dann der Jägerkamp und Miesing, die Brecherspitze und die bekannten Berge um Tegernsee und Kreuth, wie der Schinder, Wallberg, Seßberg und Hirschberg; aus dem Achenthale ragten der Guffert und Zuisen imposant hervor. Links um eine Walbspitze gewendet erblickten wir die Berge am Inn, den Wildbarn, Petersberg, Riesenkopf, Pendling, Hochkaiser, die Salbe, das Grenzhorn und den Heuberg, am Chiemsee die Hochriß, Kampenwand, den Hochgern und Hochfellen, weiterhin den Staufsen und Untersberg und im fernen Salzburgerlande den Gaisberg und Schafberg, die wir bald näher betrachten wollten. Nachdem wir einen schwierigeren Bachübergang mit großer Tapferkeit forcirt, gelangten wir an einem verfallenen Gemäuer aus der Römerzeit vorüber auf ein westliches Plateau, wo uns eine neue Parthie überraschte. Aus dem weit da drüben gelegenen Isarthale standen fernere Colosse auf, zunächst der Scharfreiter, die Benedictenwand, die Hochernalm, der Herzogenstand und der Heimgarten; dahinter startete die wilde „Regelgesellschaft“ der Karwendelberge, und daran schloß sich Bayerns riesige Grenzfestung, der Wetterstein mit der steil nach Westen abfallenden Zugspitze, welche für die Physiognomie bayerischer Landschaftsbilder ebenso nothwendig ist, wie die Jungfrau für's Berner Oberland, der Säntis für den Bodensee oder die dickköpfigen Frauenthürme für München. So führt uns dieser Weg die Hauptgruppen des Gebirgs nach einander vor, wie Mozart die Themen im Finale der Jupiterhymphonie, und wie sich diese am Schluß zu überwältigendem Zusammenflange vereinen, so entzückte uns am äußersten Rande der Hochebene, in Kleinhöhenrain, der Gesamtanblick nicht nur der ganzen Bergkette, sondern auch des noch dazwischen liegenden Vorlandes mit seinen Waldbergen, grünen Wiesen, Getreidefeldern und zahllosen Kirchthürmen. Die reine, kräftige Luft war noch gewürzt von dem süßen Duft des allerwärts frisch gemähten Grummets, in den Sonnenstrahlen tanzten — ein gutes Witterungsomen — tausend lustige Mücken, und die Menschen waren


alle so gut und freundlich, als fühlten sie unsere Freude an ihrem schönen Lande mit, und wünschten uns Glück auf die fernere Wanderschaft.

„Seid Ihr denn nicht eingelehrt?“ fragt der alte Kellermeister in Vorzing's „Undine“ den von seinen Kreuzzugsstrapazen erzählenden Knappen, und gewiß schwebt manchem theilnehmenden Leser die gleiche Frage schon lange auf den Lippen. Zu seiner Beruhigung sei hiermit berichtet, daß das Gasthaus in Höhenrain nichts zu wünschen übrig läßt und uns zur Fortsetzung unserer Tour reichliche Stärkung lieferte.

Es ging nun schnell hinab durch kühle Waldbäume an die Eisenbahn, auf welcher wir über Rosenheim und am Chiemsee vorbei, welcher von den Münchnern jetzt unverdientermaßen ziemlich vernachlässigt wird, vielleicht wegen des dort etwas mangelhaften Bieres, nach Salzburg, dieser schönsten gelegenen aller deutschen Städte, fuhren. Aber der prächtige Anblick wird Einem sogleich vergällt durch die Zubringlichkeit der Gasthofagenten, Kutscher und Fremdenführer, welche hier, ähnlich wie in der Schweiz, herumlungern, harmlosen Touristen aufslauern und diese durch hartnäckige Wiederholung ihrer Offerte so weit zu bringen suchen, daß sie endlich aus Ueberdruß irgend ein Engagement treffen. Es gibt Führer, welche, wenn man sie nicht entschieden ablehnt, ungeheißer nebenher trollen, als hätten sie zufällig den gleichen Weg, am Ziele aber doch eine Bezahlung fordern. Andere setzen sich gegenseitig herab, streiten und balgen sich, was nicht jeden Reisenden amüsirt. Salzburgs Merkwürdigkeiten hatten wir schon früher gesehen und begnügten uns dieß Mal, das Haus des Meisters aufzusuchen, dessen Andenken täglich drei Mal die Klänge des Glockenspiels zu feiern scheinen, welche wehmüthig über die Stadt durch die Lüfte schweben. Dann stiegen wir auf den Mönchsberg, um den hohen Gölz und seine riesigen Nachbarn in der Abendbeleuchtung zu schauen; aber unsere Hoffnung erfüllte sich nicht ganz. Alle höheren Gipfel hatten große Wolfengardinen vorgezogen und schienen dahinter geheime Berathung zu pflegen, nur die Schneefläche der übergossenen Alp glänzte blendend aus der Nebelwand hervor, welche wie ein finsternes Kriegsheer langsam, aber unwiderstehlich immer weiter östlich rückte. Zuweilen starrte noch aus dem Tännengebirge, wie ein drohender Finger, dieß oder jenes Horn empor, aber bald verschwanden auch diese hinter dem blaugrauen Ueberzuge, der sich über den ganzen Himmel legte und allmählich seine Tropfen herabsandte. Salzburg ohne Regen! Das wäre ja nicht denkbar! Es ist in dieser Hinsicht eben so berühmt, wie Füßen, Starnberg und ähnliche Orte, welche vor der Ausmündung des Gebirges liegen, wo sich die Wolkenmassen am liebsten sammeln und festkleben. Des Wetters Ungunst machten uns jedoch bald die trefflichen Vorträge einer österreichischen Regimentsmusik vergessen. Auf dem ziemlich naiven Programm war u. A. zu lesen: „O du lieber Abendstern“, aus den „Tannhäusern“ von R. Wagner; Strauß'sche Tänze hörten wir da mit jenen pikanten Nüancen im Tempo, wie sie in Wien der Meister selbst mit seiner Geige markirt; dort allein weiß man auch im

Tanze denselben zu folgen, sonst nirgends; dort bietet aber der Tanz auch noch einen gewissen ästhetischen Genuß, während er sonst überall zu einem müßigen Abheben heruntergesunken ist.

Unser Hotel in Salzburg nennen wir lieber nicht, da es hinter den Erwartungen, die wir von einem Gasthof ersten Ranges hegten, allzuweit zurückblieb. Dem wißbegierigen Menschenfreund vertrauen wir nur so viel an, daß es weder „österreichischer Hof“ oder „Nalböck“, noch „Gablerbräu“, „Krone“, „Regenbogen“ oder „Erzherzog Karl“ geheißen hat. Kurz, wir fühlten uns in jeder Beziehung „erleichtert“, als uns am nächsten Morgen der Postomnibus davon führte, am Noßstein vorüber nach Hof, hierauf an den hübschen grünen Fuschelsee, den Vorposten jener in reicher Gruppe herumliegenden Seen, welche, wie die verschiedenen Sätze der Mozart'schen Haffnerserenade, jeder für sich eine eigenthümliche Art von Schönheit repräsentiren. Oberhalb St. Gilgen eröffnet sich die Aussicht auf das tiefblaue Halbrund des St. Wolfgangsees, und Frau Sonne war so liebenswürdig, sich hinter den Wolken hervorzubemühen und uns dazu mit ihren goldigsten Strahlen zu leuchten. Um den Schafberg zitterte noch ein bläulicher Duft; die Ueberreste des Wolkenheeres von gestern schwammen in länglichen Zügen hinüber den Föhler Bergen zu, und mächtig lockte die glitzernde Fläche zu lustiger Rahnfahrt. Aber Anderes lag in unserem Feldzugsplane: wir wollten dem Salzkammergut von Norden aus zu Leibe gehen, wohl wissend, wie viel dießseits der Alpen die Richtung gegen Süden von der gegentheiligen voraus hat. So lenkten wir denn links ab, durch einen schattigen Hohlweg an dem schönen fürstlichen Brebe'schen Schloß Hüttenstein und dem kleinen, unheimlich schwarzen Krotensee vorüber gegen den Mondsee zu, der alsbald sein liebliches Becken vor uns ausbreitete. In Scharfling, hart am südlichen Ufer, zwischen der Drachenswand und den nördlichen Abstürzen des Schafbergs, erzählte uns die alte freundliche Wirthin Vielerlei von den Fährlichkeiten, die letzterer Berg auf dieser Seite dem tollkühnen Bergsteiger bereite, und wie Dieser und Jener den Besuch mit dem Leben bezahlt habe. Auch der See, der doch sonst als der grünste und lieblichste unter seinen Genossen gilt, ist in dieser Ecke etwas verrufen und soll hier schon manches Opfer verschlungen haben. Heute zeigte er sein heiterstes Gesicht; unser Rachen glitt wie auf Sammt über die goldgrüne Fluth, und ehe wir's uns versahen, waren wir in Seeau, wo die aus dem Fuschel in den Mondsee fließende Fuschlerache letzteren wieder verläßt, um nach kurzem Laufe über eine Art Landzunge, an malerischen Mühlen vorbei, bei Unterach in den Attersee zu fallen. Dieser ist ebenfalls, wie so viele Vorlandsseen, dualistischer Natur; im Norden sind sie lieblich, wiesenumkränzt, hellfarbig, im Süden melancholisch, felsenumdroht, tiefdunkel; das Südbecken des Attersees hat dumpfes, schwarzblaues Wasser, von dessen unheilbrütender Tiefe die stillen weißen Schaumblasen erzählen, und das im Sonnenschein grell leuchtende Gestein des Höllengebirges spiegelt sich kalt in der bewegungslosen Gump.

Draußen aber, gegen Norden hin, wo die freundlichen Orte Böcklabruck und Frankenmarkt liegen, umschließen grüne Matten die helle Fläche, und tröstlich grünen, von der Abendsonne vergolbet, zahlreiche Kirchthürme herauf in den wilden Kessel. Unser Rahn lenkte nordöstlich an dem berühmten Burggraben, wo der Weg zum Schwarzensee und den Hochmooren hinaufführt, und der noch berühmteren Post Weissenbach vorbei, wo die Höhe der Preise nur von der Unliebenswürdigkeit der Besitzer übertroffen wird, gegen Steinbach zu, einem malerisch gelegenen Uferdörfchen. Da ist am Rande des Sees ein neues kleines Gasthaus erbaut, das mit seinen Altanen und glitzernden Fenstern äußerst einladend hersehnt; und nicht täuschte der günstige Schein. Lebensmittel und Unterkunft waren ebenso preiswürdig, als die Aussicht von unsern Fenstern über die wolkenvolle Bläue des Sees. Auch ein schüchternes Clavierchen stand in der Ecke, auf das wir vergnügt zueilten, um den Mendelssohn'schen Hochzeitsmarsch vierhändig zu improvisiren. Aber schon mit der ersten Triole  knickte ein Fuß um, und sank das ganze Instrument elendiglich, wie ein sterbender Fechter oder bekneipter Handwerksbursche, zur Seite. Als wir's mühsam wieder aufgerichtet hatten, erschienen plötzlich zwei schmecke Damen aus Prag, welche hier in der „Sommerfrische“ wohnten. Sogleich sprachen sie ihre Freude aus, endlich Clavierpieler gefunden zu haben, welche sie zu ihrem Gesange begleiten könnten, und begannen fest zu singen. Sie hatten hübsche Stimmen, und obgleich sie niemals Unterricht erhalten zu haben versicherten, sangen sie ganz rein, tactfest und mit natürlicher, ungesuchter Innigkeit. Glückliches Volk in Oesterreich und Bayern, dem schon angeboren ist, was anderwärts erst mühsam erlernt werden muß! Aber in jenen katholischen Ländern, wo das kleinste Pfarrdorf seine meist wohlbesetzte Kirchenmusik unterhält, an welcher die Kinder schon frühe theilnehmen, und wo auch den nicht Mitwirkenden bereits durch das Hören allein die Ton- und Tactverhältnisse geläufig werden, wird das große Publikum von Jugend auf musikalisch erzogen, und da die Kirchenmusik trotz aller Ausartungen doch noch immer edlere Elemente enthält, so wird durch sie dem verderblichen Einfluß der militärischen Parademusik entgegengewirkt, welche in protestantischen Ländern oft die einzige musikalische Nahrung des gemeinen Mannes ist, da der hölzerne, gedankenlos dahergegröhlte Gemeindechoral nicht wohl als tonkünstlerischer Factor zählen kann. Allerdinge pflegt dagegen in letzteren Ländern der kleinere Kreis der Musikgebildeten weitaus einen feineren Geschmack, als das Publikum katholischer Großstädte. Auch unsere Pragerinnen hatten meist gräßliches Zeug herbeigebracht; wie eine Dase lagen Schumann's prächtige Mädchenlieder unter dem trivialen Wust. Als Alles durchgesungen war, fühlten sie noch keine Entkräftung; noch in unsere Träume tönten unterbrochene Phrasen in Terzen und Sexten, welche die unermüdblichen Sängerninnen in die stille Mondnacht hinaus sandten.

Der andere Morgen sah uns bereits reisefertig. Unser Handgepäck übernahm ein sonnengebräunter Jüngling aus dem Dorfe, der uns über den Sattel

des Hüllengebirges nach dem Traunsee geleiten sollte. Auch diese Tour, wie so manche andere, verdankten wir der Anweisung des trefflichen „österreichischen Seebuches“ von Noe, welches in Inhalt und Form sich den übrigen Schriften des Verfassers auf's vortheilhafteste anreihet. Mag man seine Anschauung socialer Zustände bisweilen auch etwas sauerböpfisch finden, so wird man reichlich entschädigt durch die Wärme und Schärfe seiner Naturschilderungen, die sich nicht nur auf die beliebten freundlichen Bilder beschränken, sondern auch mit trüben und herben Farbentönen zu fesseln wissen. Heute beglückwünschte uns Alles zu dem prachtvollen Wetter, aber die goldenen Sonnenstrahlen begannen bald verdächtig zu stechen, und in der glänzenden Bläue des Himmels tauchten einzelne Wölkchen auf, an welchen unten braune Wasserfätschen hingen, und die nicht, wie wir bei dauerhaftem Wetter beobachteten, aufwärts stiegen und im Blau zergingen, sondern tiefer sanken und allmählich größer wurden. In Bälde stand ein Gewitter bevor, und es war uns keine angenehme Ueberraschung, als unser Führer wehmüthig gestand, er habe in den noch vom letzten Sturm bunt durcheinander geworfenen „Latschen“ des Spielberges den rechten Weg verloren; er verzichte gern auf jeden Lohn, wir möchten ihn nur heim schicken. Daran war aber nicht zu denken, und nach etlichen Viertelstunden rathlosen Lavirens gelangten wir auf die „Schneide“, von wo wir links die dort gar berühmte „große Alm“, rechts unter uns die schwarzgrüne Fläche des hinteren Langbathsees, aber über uns auch respectable schwarze Wolken erblickten, von jener kegelförmigen Gattung, die Shakespeare mit „vollen Schläuchen“ vergleicht.

Nun war der gerade Weg der beste, und so rutschten wir eine halbe Stunde über schändliches Geröll hinab der walbigen Landzunge zu, welche beide Langbathseen trennt. Unten lagen elegante Kähne, mit höfischer Gesellschaft besetzt, welche das auf heute angesagte österreichische Kaiserpaar erwartete. Auch der bekannte Führer Wallner, der wegen seines oft allzu eifrigen Ueberredens zu größeren, natürlich unter seiner Leitung auszuführenden Bergtouren den Scherznamen des „Verführers“ bekommen hat, rannte herbei mit der lothalen Bitte, ja nicht zu singen oder gar zu schreien, wonach wir doch nicht aussahen! Aber das hohe Paar kam gar nicht. Während wir am Jägerhaus vorbei, aus dem ganz absonderliche Wohlgerüche dufteten und auf das kaiserliche Diner deuteten, den schönen vorderen See entlang zogen, jeden Moment der habsburgischen Begegnung gewärtig, fielen bereits große Regentropfen, und kaum waren wir unter dem gastlichen Dache des „Krehmayer“ zum „Loibl“ eingerückt, als es in Strömen herniedergoß, und die ganze Hofgesellschaft an unsern Fenstern vorüber heimwärts fuhr. Die enge Stube füllte sich bald mit durchnässten Wiederwännern, und unser unglücklicher Führer erhielt noch bei Zeiten eine Rückfracht über die große Alpe. Auch an Gesang fehlte es nicht; etliche wetterharte Bursche thaten sich an einem Eckische zusammen, summten anfangs unheimlich, als suchten sie den Ton, und begannen dann, freilich auf ganz fremdartige Worte, die wohlbekannte Volksweise: „Es blies ein Jäger wohl in sein

Horn". Neu war uns eine Art Fobler, die jedem Verse folgte und etwa so lautete:



Freilich erinnerte die Harmonisirung oft an jenen Schulmeister, der „Sekundiren“ damit definirte, „wenn Einer die zweite Stimme nicht trifft“. Auch waren die Herren Künstler nie beisammen, sondern trafen sich erst immer „im nächsten Wirthshaus“, d. h. bei der Fermate, wo sie dann richtig übernachteten zu wollen schienen. Dem Einen, mit der ingrimmigen Miene, schien die Dissonanz förmlich in's Gesicht geschrieben; der Wirth belehrte uns aber, eben das sei ein „Honoratior“ von der Saline und lasse manches „Zehnerl“ bei ihm sitzen. Darauf sahen wir noch die vielsprachigen Verse und Sprüche, die der vielbelobte, dortselbst unvergeßliche Dr. Genczik, vulgo „Krehsbader“, im Album-hinterlassen hatte. Mittlerweile trabten die Sänger wieder fürbaß, an den Bergen liefen gelbe Sonnenblicke umher, und auch wir trachteten noch weiter. Einer jener überall zu findenden Hohlwege, wo auf der einen Seite die regen Wildwasser lärmten, während auf der andern die duftige Erdbeere am grünen Felsbange wuchert, führte uns hinab an den schon lange ersehnten Traunsee. Während bereits da oben der Traunstein und der Erlafogel hereinlugten, mußten wir uns noch durch die theils schmucken, theils armfeligen Gassen von Langbath winden, bis wir endlich das blaugraue Gewässer zu unsern Füßen sahen. Mit den Nebeln, den Nachzüglern des fern noch grollenden Gewitters, mischten sich die weißen Rauchsäulen der Saline von Ebensee; die menschliche Betriesamkeit hat meistens das Unglück, den idyllischen Reiz schöner Landschaften mit ihren Raminen, Dämpfen, üblen Gerüchen und rußigen Arbeitern zu verunstalten. Auch hier ward uns der gute Humor durch zahlreiche Spuren menschlichen Elends bald verdorben, und gerne begrüßten wir wieder die Einsamkeit auf der schönen Salzstraße, welche, ähnlich wie die Aenstraße am Urnersee, dem felsigen Gestade abgerungen ist. Auch wir wandeln bald durch blaugrüne Grotten, deren Decke in wallendem Sonnenglanze flimmert, bald an schroffen Abstürzen hin, jenseits deren Geländer sogleich die schwarze Fluth wie auf Beute lauert. Jetzt fährt mit schrillum Pfiff drüben das Dampfboot ab, und während wir die vielfachen Windungen des Weges verfolgen müssen, hat es uns bald überholt und landet dort in Traunkirchen an dem grauen Felsvorsprung, aus dessen üppig grüner Laubhülle die alte Kirche emporragt. Das mußte die Insel gewesen sein, auf der Stifter's unvergleichliche Novelle: „Der Hagestolz“ spielt; im Erlafogel erkennen wir den großen Orla; dort muß auch die Grisel sein, und hier unten ist die Bucht, damals der einzige Zugang. Jetzt ist die Wasserenge mit einem soliden Damm ausgefüllt, und nichts mehr würde jenen Jüngling

an seiner Flucht hindern. Auch den weit höheren „Kalvarienberg“ bestiegen wir noch selbigen Abend und fanden mit inniger Freude mählig alle jene Parthien, die wir bei dem trefflichen Maler Hans Brunner skizzirt gesehen und lang vorher bereits liebgewonnen hatten. Wie der Attersee hat auch der Traunsee ein Doppelgesicht: im Süden ist er mild und düster, hohe und kahle Berge umstehen ihn als ernste Wächter; im Norden schmiegen sich an ihn, wie Jugendgespielen, die saftgrünen Hügel, die bis Gmunden hinabreichen. Noch geht ein leichter Regen über den See; aber an den Wänden des Ostufers glitzert es roth und weingelb; der gesammte westliche Himmel glüht kupferfarbig wie von ungeheurem Brande; die weite Regenbede ist von der Abendsonne durchleuchtet, welche, selbst strahlenlos, eine riesige Feuerkugel, über den westlichen Bergen hängt. Dazu streicht bereits ein sanftes Lüftchen herein und kühlts uns die heiße Stirne; da draußen indessen im Flachlande schmoren sie an der Julisonne; auch uns war noch immer zu Muth, als hätten wir „einen Sonnenstich geschluckt“, und jede Erkältung selbst wäre uns gelegen gekommen. Aber der Abend meinte es uns besser, als wir selber; indem wir herabstiegen, bliesen uns wieder ganz laue Dünste an; auch die Schenkstube auf der „Post“ war zu nichts weniger geeignet, als uns mit kalter Luft in gefährliche Verührung zu bringen. Eben fand ein sogenanntes Preiskegelschieben statt, dessen Theilnehmer uns Gelegenheit zu mancherlei phhyiognomischen Studien boten. Zwei dicke Säulen der Kirche mit vollen, braunrothen Gesichtern hatten immer den Vortritt und bewiesen eine Fertigkeit im „Stechen“, wie sie nicht wohl in der Studierstube erlangt wird; gefährliche Concurrenten hatten sie: an etlichen Bräumeistern und Müllern der Nachbarschaft, die zu der Sorte der gewerbsmäßigen Kegelvirtuosen gehören mochten. Es gibt nämlich in Süddeutschland Leute, die nur von den Preisen leben, die sie bei großen Kegelschieben oder Scheibenschließen ergattern; diese betreiben das Spiel mit fürchterlichem Ernste, ohne jede Gemüthlichkeit, dulden keine schlechten Witze und trinken sogar äußerst mäßig; dennoch kommen sie durch den fortwährenden Aufenthalt in Wirthshäusern schmählich herab und enden meist als verlotterte Schnapsbrüder. Köstlich sind die Stellungen und Pantomimen der Kegler; sie böten Stoff zu einer äußerst komischen Balletscene. Plötzlich wird der Lärm des Spieles durch das „Belläuten“ unterbrochen: die Herren Kegler nehmen eine andächtige Stellung an, während ihre Blicke die Bahn hinaus zu der hölzernen Neunzahl ihrer Musen schweifen, und kaum haben sich die beiden Seelsorger bekreuzt, und hat Jeder der strengen Rangordnung nach seinen „guten Abend“ abgegeben, so wird der Faden des Spiels eben da aufgenommen, wo er durch das Gebet war unterbrochen worden, und Keinen hat die Andacht etwa darin irre gemacht. Wir sehn uns wieder nach Einsamkeit und finden sie gegen den See hin am Ufer eines hinzueilenden Bächleins, dessen feuchtquirlender Gesang zu dem Schwirren zahlloser Cicaden etwa klingt, wie in Mozart's Adur-Quintett die tiefen Töne der Clarinette zu den hohen Geigen. Jetzt wäre die Zeit für einen jener

Schubert'schen Männerchöre mit der dämmerungschwülen Harmonik und der uner schöp flichen Süßigkeit der Melodie. Aber statt dessen himmelt der Ton eines schlechten Claviers aus einem von Sommerfrischlern bewohnten Hause, und eine freche Offenbach'sche Weise, elend dahergehacht, vertreibt uns vom Bachufer in die schlummervorheißenden oberen Räume der „Post“.

Mit dem nächsten Morgen, der neblig und unfreundlich dareinschaut, scheint die Poesie einen Rasttag antreten zu wollen: Dampfboot nach Ebensee, Post nach Ischl, darin Gentlemen und Ladies in abscheulichen Regenmänteln von Wachstaffet, das sind lauter recht prosaische Dinge, und leider müssen wir auch Ischl selbst dazu rechnen, sammt seiner Kettenbachwilbniß, der Wierersruh, dem Wiererschain, der Mathildengrotte und den übrigen Raritäten. Es ist das Unglück jedes Badeorts, über seine Umgebung gerade durch die absichtliche Zurechtung und Verfeinerung derselben einen Hauch unergründlicher Langeweile zu verbreiten, mögen nun seine Insassen, wie in württembergischen Bädern, aus genügsamen, unabsehbare Strümpfe strickenden Pfarrerswitwen oder, wie in Kreuth, Reichenhall und hier, aus genußüchtigen Wienern, vorlauten Berlinern oder amerikanischen Yankee's bestehen. Da loben wir uns doch ein Baden-Baden oder Interlaken, wo sich Keiner um den Andern kümmert, und Niemandem gestattet wird, sich vorzudrängen, das Wort allein zu führen und den Ton anzu geben zu wollen.

Der alte Napoleon soll die Infanterie die Königin der Schlachten genannt haben; ähnlich möchten wir den Fußwanderer für den König der Reisenden erklären. Wohl ist es hübsch, seine Siesta in einer flott dahintrassenden Reichsreise zu halten oder eine trostlos flache Allee auf muthigem Renner zu durchtraben oder mit dem geflügelten Eizuge aus einem von Nebeln und Regengüssen bedeckten Lande noch am gleichen Tage in ein lachendes, sonnbeglänztcs zu eilen; aber so auf seinen eigenen Füßen zu stehen, weder von Pferd, noch Kutscher, noch Maschinist abzuhängen, stehen zu bleiben oder rechts und links abzuschweifen nach Belieben, das ist noch weit hübscher. Wie lebhaft fühlten wir das, als wir den dumpfen Postwagen verabschiedeten und, wieder begrüßt von der lieben Sonne, die gerade unserem Pfad durch die Wolkentrümmer herab vorleuchten zu wollen schien, an der geschwäßig brodelnden Traun hinaufschritten. Das wonnige Grün dieses Flusses zu schauen wird man nicht müde; man möcht' es einschlürfen mit Mund und Blick, wenn es, von der Sonne durchblüht, in unsäglichem Schimmer vorüber schwillt. So muß jenes grüne, nicht verbrennende, sondern eiskalt erfrischende Feuer lobern, darin Ormuzd mit seinen Geistern täglich drei Mal babet; aber er hat nicht den prächtigen Walbes'schatten, der unsern Fluß in weitem Kreise umfränzt. Wie herrlich muß sich's gehen auf jenen schmalen Pfaden, die in hohe Dickichte führen! Ach, wenn man nur zehn Mal länger lebte, um da überall hinzukommen, alles Gute und Schöne kennen zu lernen und besonders auch um alle die tausend herrlichen, wenig gekannten Musikwerke zu genießen, welche in den Schränken der Bibliotheken und in den

Pulten unberühmter Zeitgenossen schlummern! Armes, kurzlebiges Menschenkind! Du hast niemals Zeit oder glaubst sie nicht zu haben. Wer hindert uns, hier in Lauffen festzukleben und diese Bergwälder zu durchstöbern? Die eingebildete Nothwendigkeit ist es, heute noch dort zu sein, wo jene grauen Hörner hereinbrohen, die sich im tiefen Hallstadter See spiegeln. Also fort, an einer Art von „Traumfall“ vorbei, nach Goisern, wo wir uns schon auf paritätischem Boden befinden, was sich zumal in der Kleidung der Frauen zeigt: buntfarbig erscheint die Katholikin, eintönig grau oder schwarz die Protestantin; als einzigen Schmuck stecken junge Mädchen eine rothe Nelke hinter's Ohr. Das Gasthaus hat ein wenig einladendes, fast ascetisches Aussehen, wir wandern vorbei nach Stambach, wo links die Heerstraße über St. Agatha und die Pötschenhöhe nach Steyermark führt. Raum sind wir zur Rechten einige hundert Schritte weiter gegangen, so überrascht uns bereits ein halb silbern schimmernder, halb schwarzblauer Streifen, der sich in die grüne Matte hereindrängt: das ist das Nordende des Hallstadter Sees, und nun ungefäumt in den länglichen Rahn, der von zwei stehenden Ruderern ruck- und stoßweise durch die stille Fluth geschoben wird. Als wir mitten drin waren, begann es heftig zu regnen; aber gleißend schien die Sonne drein, und als wir ausblickten, hatte sich von einem Seeufer zum andern der prachtvollste Regenbogen gespannt, unter dem wir als unter einer glückverfündenden Triumpphofe in die berühmte „Hallstadt“ einfuhren. Der „grüne Baum“ nahm uns gar freundlich auf, und da bereits wieder die Sonne Meister geworden war, so besuchten wir noch am selben Abende jenen Waldbach Strub, dessen Wasserfall zu den Hallstadter Sehenswürdigkeiten gehört. Der Weg dahin erinnert an ähnliche im Berner Oberlande, besonders was Alpenindustrie und Bettelleute betrifft; das Elend ist hier übrigens weit größer, als in der Schweiz, da die harte Salinenarbeit nicht nur kümmerlich bezahlt wird, sondern auch physische und geistige Gesundheit zu Grunde richtet; wir sahen wahre Jammerbilder von menschlichen Wesen, darunter einen schwarzen Zwerg, der auf allen Vieren kroch und nur unverständlich lallte; so denken wir uns Kaliban. Auch die Kröpfe sind hier so häufig, wie im Pinzgau: ein fremder Herr äußerte darüber seine Verwunderung und fragte, ob das an der Luft oder am Wasser liege. „Mein Gott, nein!“ erwiderte unsere Wirthin, „das liegt am Hals!“ — Der Strubfall wird vor allen Jene befriedigen, welche einen Katarakt nach seiner Wassermasse taxiren, und deren gibt's eben so viele, als Leute, denen ein Sänger nur durch rohes Stimmmaterial imponiren kann; der Kenner vermisst bei unserm Falle das Charakteristische, was bald in der Höhe des senkrechten Sturzes, bald in der Formation der Umgebung, bald im Beleuchtungseffekte liegt; enfin, der Strubfall ist hübsch, wie so manches Lieb eines deutschen Capellmeisters; beide verdanken ihre Berühmtheit dem Glück, das jenen in die Nähe eines vielbesuchten Sees, dieses in das Repertoire einer gefeierten Sängerin placirt hat. Als wir heimkehrten, war es längst dunkel, und über dem gigantischen Sarstein, der den

See östlich einsaßt, hing der Vollmond und goß einen goldigen Lichtstreifen in's schwarze Wasser. Sobald ein Lustzug ging, wurde dieser Streifen lebendig und zerging in zahllose Lichtlein; die tanzten in immer engerem Kreise umher, bis sie mit der ruhiger werdenden Luft sich allmählich verminderten, schließlich blieb nur noch eins übrig, dann kam ein frischer Windhauch, und das tolle Spiel begann von Neuem. Dazu ertönte aus unsichtbaren Rachen Gesang von Frauen- und Männerstimmen nach der Weise: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“, aber mit bösen Lizenzen in der Harmonie. Gegen zwölf Uhr verstummte Alles, und nun war das Seebecken mit den himmelhohen Wänden anzusehen wie ein riesenhafter Sarg; wir dachten an das Abagio in Beethoven's großem Bdur-Trio mit seiner einsam brütenden, schwermuthseligen Stimmungstiefe.

Als wir den nächsten Morgen schon um fünf Uhr, geweckt durch den Glanz eines unbewölkten Himmels, die noch lautlosen Räume des Hauses durchschritten, fanden wir im Speisezimmer einen ganz braven Wiener Flügel, sogleich fiel uns der preussische Prediger ein, den wir gestern am Waldbach kennen gelernt, und der gewiß unter den Klängen eines Choral's am angenehmsten erwachen würde. Wir intonirten: „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“, und alsbald erschien der fromme Mann ganz gerührt und dankte uns aufs herzlichste. Jetzt alsbald wieder auf den Kahn, den wir dem kleinen Hallstätter Dampfboot zur Fahrt vorzogen, und hinunter an die Gosaumühle, welche in dem „Hallstädter Gänsemarsch“ eine unumgängliche Station bildet. Ohne Zweifel hat auch schon manch Anderer bemerkt, daß die Sehenswürdigkeiten berühmter Orte in einem gewissen Kreislauf abgemacht werden, darin die Touristen, der Vorschrift ihres Bäderer gehorchend, truppweise hinter einander hertraben. Solche Gänsemärche, von beiden Seiten her, sind besonders die Tour zwischen Mehringen und Lauterbrunnen, jene des Mont Blanc, die von Reichenhall über die Ramsau und den Königssee nach Salzburg, und auch um Ischl bewegt sich ein solcher Troß von vermeintlichen Vergnüglingen. Die meisten dieser bebauernswerthen Leute, denen die Natur eigentlich langweilig, und deren Genuß nur als Sommermode begreiflich ist, sitzen elegant aufgepälm in Tragseffeln oder Miethkutschén, und da sie zur kleinsten Fußtour zu träge sind, sehen sie gerade das Schönste niemals; am Schlusse haben sie nur das Bewußtsein, Geld verbraucht und möglichst viel Zeit todtgeschlagen zu haben. Da loben wir uns das behäbige Ehepärchen aus Wien, das sich mit uns zur Mieth eines flotten Zweispänners in die Gosau associirt hatte und vom Gosauschmied aus rüstig mit hinauf zum ersten See stieg; diese prächtigen Leutchen mieden ebenfalls den großen Schwarm und zeigten einen feinen, ungeschminkten Sinn für exquisite Naturschönheiten; sie waren landschaftliche Gourmands, obschon sie daneben auch des Schmieds köstliche „Schwarzreiter“ so wenig als wir verachteten. Unser Prediger war rechts hinauf zur vielgerühmten Zwieselalpe gestiegen, während wir uns am Rande des unvergleichlichen Sees lagerten und die Blicke von den famosen Donnerkogeln zum Thor-, Dach- und Gjaibstein schweifen

ließen, deren blendende Schneeflächen sich in dem unsäglich klaren Blau des Wassers wieder spiegeln; während sie aber oben in ewiger Ruhe thronen, beben sie da unten hin und her wie die schwarzen Tannenwälder und gehorchen jeder Laune des schwülen Mittagswindes. So steht auch das Ideal in unverrückbarer Majestät hoch über uns, während wir es zu fassen glauben, indem nur sein Widerschein in der Dämmerung unseres Kunststrebens hin- und wibergittert. Wollen wir noch hinauf zum zweiten See? Man sagt, man sei dort schon zu nahe am Dachstein, um ihn noch zu sehen; so verlieren wir auch oft bei zu großer Annäherung an einen Menschen wieder das vortheilhafte Bild, das wir von ihm in maßvollem Abstände gewannen. So lieben wir z. B. unsern Weber weniger da, wo seine ganze Eigenheit unmittelbar auf uns drückt, wie etwa in der „Euryanthe“, als dort, wo sie noch von dem mildernenden Schleier des Volksthümlichen, Gemeingültigen sanft verhüllt ist, wie im „Freischütz“. Die Leute in der Gosau haben, trotz ihres geringen Wohlstandes, ein reinliches, anständiges, intelligentes Wesen; ihre Confession isolirt sie von der großen Masse und weist sie auf sich selbst und die Lectüre an; wenn das bene vixit, qui bene latuit (der Verborgenste lebt am glücklichsten) so wahr ist, als wir bereits an uns selbst erfahren, so sind die Gosauer gar wohl zu beneiden. Der See da oben hatte eigenthümlich auf unsere Stimmung gewirkt; auf der Rückfahrt waren wir alle schweigsam, aber Jeder trug ein Vollgefühl ästhetischer Befriedigung und sittlicher Erhebung in sich, wie wir es etwa stets nach einer guten Aufführung der neunten Symphonie oder einer Schiller'schen Tragödie wahrgenommen hatten. Dazu war der Himmel so unergründlich blau und mild, daß es uns noch heute zu fernern Wandern zog. Wir stiegen auf den Gosauwang, eine lustige Brücke, welche den Canal der Salzsoole über die Oeffnung des Gosauthales trägt und schritten auf dem stellenweise fast schwindligen Soolenwege, rechts die hohe Felswand, links tief unten die schwarze Seefläche, gen Hallstadt hinauf, wobei wir zuvor ganz nahe an den Wasserfall des Marktes und das Salzbergwerk, hinauf an den bekannten Rudolphsturm gelangten, dessen Ansicht uns jetzt nicht mehr genügte; mit einbrechender Nacht waren wir wieder im „grünen Baum“.

Viele besuchen Hallstadt und wissen nicht, daß drüben hinter dem Koppengebirge ein kleines Paradies liegt, mit dem sich wenige Landschaften unseres Salzkammerguts messen können. Wir meinen den Ausseer Grund, der dazu noch auf dem angenehmsten Wege erreicht wird. Der Rachen bringt uns über das südliche Becken des Sees, an Grub vorüber nach Obertraun, von wo aus ein passables Fahrsträßchen die schattige Waldschlucht hinaufführt. Vergebens spähten wir nach den seltsamen Schlangen, die dort hausen sollen, sahen aber nur niebliche Singvögel und brollige Maulwürfe. Links fließt bald näher, bald ferner die Traun, über die Bäume ragen weiße Gipfel empor; nach drei Stunden öffnet sich ein weites, sonnenbeglänzt, üppig grünes Thal, umthürt von kahlen Vergriesen. Wir sind in der Empfangsstube von Steyermark, wo

sich das liebe Land gleich von seiner besten Seite zeigt; nur dampft da unten wieder so eine langweilige Saline. Rasch hindurch und hinein in den freundlichen Markt, dessen Hotels weit nicht mehr so vornehm und zugeknöpft dreinschauen, wie in Züri, sondern gemüthlich und offenherzig, zumal der „Erzherzog Johann“, wo wir sogleich den echten Typus Steiermarks, des deutschesten und liberalsten unter allen habsburgischen Kronländern, im ganzen Wesen von Wirth und Gästen ausgesprochen finden.

Zenseits der Tresselwand, unterhalb des dickköpfigen Loser, liegt der eigentliche schwarzgrüne Aussee in einem runden Kessel; berühmt sind die Forellen, welche man in Fischerdorf und Altaussee verzehrt. Wir aber eilen ostwärts zu der Perle jener Gegend, dem Grundensee. Man gelangt daher binnen einer kleinen Stunde, durch prächtige Baumgruppen, über welche die weißen Scheitel des „Bocksteins“ und der „Drei Brüder“ hereinragen. Unter einem Wehr sieht man die Traum aus dem See abfließen; das schimmert in der Sonne wie grüner Krystall, der in dickem, durchsichtigem Schwall wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn ohne Ende herausquillt. Ähnliches hatten wir früher nur bei den bekannten Chromotrophen und der schwer zu vergessenden „Kalsopintechromotrene“ gesehen. Der Grundensee liegt in einer Wanne, rings von mäßigen, theils bewachsenen, theils schroffen Bergen umgeben, und hat eine lieblich blaue Farbe; sein Eindruck ist durchaus ein harmonischer, wohlthuernder; auch seine Anwohner sind gar freundliche, gebildete und dabei wohlhabende Leute. Weiter hinten wird's etwas wilder; man sieht gegen das Hochgebirge zu noch zwei Felsenterrassen, deren erste den Töplizsee, die zweite den Kammersee umfängt; beide sind die eigentlichen Quellenbassins der Traum und gehören bereits zu den Sonderlingen und Hypochondern unter den Bergseen. Wir haben überhaupt auf unsern Wanderungen die verschiedenen Seen mit bekannten Clavierwerken verglichen, und kamen schließlich zu einer Eintheilung jener romantischen Wasserflächen in sechs Hauptarten, entsprechend den sechs Hauptmeistern der Clavierromantik: Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, Chopin und Schumann. Wir glauben damit das Wesen der wichtigsten schweizer, bayerischen und salzburger Seen, wie es wenigstens uns vorkam, getreuer und deutlicher zu charakterisiren, als durch lange Schilderungen.

Mit Beethoven'scher Größe wirkten auf uns: der Neuschäteller-, Bodensee, Ammer-, Chiem- und Attersee.

Schubert'sch ernst und träumerisch muthen uns an: der Vierwaldstädter-, Pötz-, Achen-, Grundel- und Ausseersee.

Weber's frische Farbenpracht glänzt uns entgegen aus dem Thuner-, Traun- und Tegernsee.

Mendelssohn's Glätte und Anmuth haben der Züricher-, Zuger-, Starnberger-, Staffler-, Roscher-, Schlier-, Mond- und Wolfgangsee.

Chopin's Nocturnen entsprechen jene kleineren dunkeln Hochseen, wie der Säntis-, Schwan-, Eib-, Spitzing-, Ober-, beide Langbath- und beide Gosauseen.

Schumann's wilde und eigenartige Tiefe endlich spricht uns aus dem Brienzer-, Wallenstädt-, Plan-, Walchen-, Königs- und Hallstädter See.

Möge man diesen Versuch, die Zahl der hinkenden Gleichnisse noch um eines zu vermehren, nicht übel nehmen, aber wenn man sich schon so viele vergebliche Mühe gegeben hat, das Wesen sowol eines Sees als eines Tonwerkes in Worte zu bannen, so mag man es ihnen immerhin überlassen, sich ein Mal selbst gegenseitig zu erklären; um so mehr, als das stehende Gewässer sich zum fließenden ähnlich so verhält, wie das Subjective, auf sich selbst Beschränkte, zum Objectiven, ewig weiter Strebenden, wie das Romantische zum Realistischen. Jeder See ist ein lyrisches Gedicht der Natur, und diese Lyrik lebt nicht minder in den Schöpfungen unserer romantischen Tonmeister, als in den Seelandschaften der neueren Maler.

(Schluß im folgenden Heft.)

Der Adjutant des Sandwirths.

Geschichtliche Erzählung

VON

Max Etichlberger.

I.

Sidgenossen.

Waffenruhe! Waffenruhe! Dieser Ruf, der gewöhnlich den Sabbat in der langen Blutwoche des Krieges anzeigt, hatte kaum jemals so viele Erbitterung, so viele Enttäuschung unter den Kämpfenden hervorgerufen, als da er Ende Juli 1809 in den Reihen der Tiroler immer häufiger, immer bestimmter laut wurde.

Sie lagen damals vor Ruffstein, ein Haufe Landstürmer und ein Häuflein österreichischer Soldaten unter d'Esquille. Die durch ihre bisherigen Erfolge kühngemachten Tiroler wollten die Feste erobern und das letzte Stück heimischer Erde den Fremdlingen entreißen. Aber der alte „Pulverstoffel“, der wackere Nicher, wehrte sich verzweifelt; der bayerische Löwe war nicht hinauszubringen aus seiner Höhle. Drum sollte er drin verhungern, so eng hatte ihn der schlaue Speckbacher im Garne, alle Wege hatte er abtragen lassen, auf denen Zufuhren möglich gewesen wären, selbst den Inn ließ er sperren und scharf bewachen.

Nun schieße Pulverstoffel!

Speckbacher war guten Muthes, dem alten Nicher war nicht bange. Es waren zwei Männer, die sich da die Stange hielten, echte deutsche Krieger voll stolzer Zuversicht. Fünf Wochen waren die Landeschützen um die Wälle der Festung geschwärmt, fünf lange Wochen. Nicher lachte, Speckbacher aber in der Voraussetzung, daß der Hunger stets ein sicherer Parlamentär sei, dachte: wer zuletzt lacht, lacht

am Besten! Und in Wahrheit, Jeder, der sich von der ungemeinen Schlantheit und Zähigkeit dieses kühnen Bauernhüptlings nur einigermaßen zu überzeugen Gelegenheit gehabt hatte, war über den endlichen Ausgang der abenteuerlichen Belagerung mit sich einig.

Da kam der Waffenstillstand von Znaim. Eine ähnliche Verwirrung anzustiften, war keinem der Eisenknöbel Nachers, aus der sichersten Bombe in die Mitte der Schützen geschleudert, jemals gelungen, als es dieser „Pakt von Znaim“ that. Er war eine Bombe, die sie moralisch zermalnte, eine Bombe, die der eigene, geliebte Kaiser warf, denn er war es ja, der die Tiroler neuerdings in die Hände der Bayern gab, der „gute Kaiser Franz“, für den sie Gut und Blut gewagt, und der nun, welch' schöner Lohn! den letzten seiner Soldaten aus Tirol abrief, Land und Leute der Zuchttruthe erbitterter, weil vorher geschlagener und vertriebener Generale und Bureauftraten überlassend. So sollte der letzte Fleck deutscher Erde vom Siegesgeschritte des französischen Heeres widerhallen, die letzte Schaar deutscher Männer die Größe und Macht des wälschen Eroberers huldigend anerkennen müssen.

Des Kaisers Treulosigkeit, wie die Tiroler die Abmachungen von Znaim nannten, verdroß sie so, daß sie keinen Finger mehr für ihn rühren wollten. Lesebre wurde erwartet, der Leuteschinder. Lesebre's Name reizte nur ihre Rache, er erinnerte an das brennende Schwaz. Doch das war kein Grund, würdig ein ganzes Volk unter Waffen zu halten.

Schon die Mannschaft vor Kuffstein zerstreute sich . . .

Inzwischen aber zog es sich um Tirol zusammen, wie ein schrecklich Ungewitter, im Norden, im Süden, im Osten. Vierzigtausend Mann napoleonische Soldaten und Söldlinge pochten an die Fellsenthore, Lesebre marschirte, und da war kein deutscher Arm, kein Tellschloß, das seinen Marsch gehindert hätte. Nein! Tirol sah, wie sein streitbares Volk die Büchse wegwarf und dem Fürsten fluchte, der es von sich gestoßen, sah, wie seine besten Söhne sich bethören ließen, außer Land zu gehen, um weder die Gnade, noch den Born der neuen Herrscher tragen zu müssen. Selbst Spedbacher, der Nimmermilde, als er inne ward, daß mit dem Vertrauen an Oesterreich auch die alte Kampflust geschwunden sei, kehrte dem geliebten Vaterlande den Rücken.

Nur Hofer wich nicht, Andreas Hofer, der treue Mann. Seine Adjutanten flogen thalaus und thalein, und wie im Frühjahr das: „Es ist Zeit!“ gingen nun die Worte: „Steht auf! ich bin da,“ von Mund zu Mund. „Waffenstillstand mit Allen, nur nicht mit uns! Gleichviel, laßt uns einig sein, laßt uns zusammensteh'n fest und treu. Die Streitart ist noch nicht verscharrt, so bestimme sie in Gottes Namen ferner unser Loos.“ Doch halt! Da kommt eine Proclamation Ughschneiders: Der König will nicht den Krieg mit seinem Volke . . . eine Taube mit dem Delzweig des Friedens. „He! wollt Ihr den Frieden mit Eurem Könige? Friebe um den Preis der Unterwerfung an ein abgeschütteltes Regiment, Friebe und Beamtenwillkür und Zerreißung der alten Freiheitsbriefe und Verlust des ehrenvollen Namens der Väter und Verletzung der religiösen Gefühle und — nein! nein! Der Preis ist zu hoch, wir haben die Annehmlichkeiten dieses Friedens durch drei Jahre verkostet, wir haben geschwiegen und geharrt, bis „es Zeit“ und dann den blauweißen Schutz abgeschüttelt, abgeschüttelt, Ihr Männer, will's Gott, auf ewige Zeiten. Oder sollten wir umsonst geblutet, umsonst unser Hab und Gut gewettet haben? Laßt sie laufen des Kaisers Knechte, da sie es so eilig haben, wir aber wollen uns sagen: Hilf Dir selbst und Gott wird Dir helfen.“

Sprangen da von den harten Eichen im Hinterstücken des Kreuzwirthshauses zu Brigen einige stramme Ledermänner; war eine Rutte auch darunter, drin der

Mann mit dem rothen Barte und der feurigen Seele — Pater Haspinger. Der sprach:

„Gut gegeben, Mahr, waderer Peter! Laßt sie ziehen, die uns wegwarfen wie einen abgenitzten Schnappsfack, laßt sie ziehen und schaut Euch nicht darnach um. Sind wir nicht selbst Manns genug für diese windigen Franzosen? Bei Gott, wollen's versuchen. Auf Felsen hat der Herr seine Kirche gebaut und ihre Feinde wird er zermalmen. Wir sind ihre Kinder, ihre Soldaten, während jene, nun, Ihr wisset ja wohl, wie sie in Euren Gotteshäusern hausten, wie sie Eure Bischöfe mißhandelten... Er ist mit uns, der Herr, vertraut auf ihn, Ihr Männer, greift zum Stutzen, geht hinab in Eure Thäler, verzehnfacht, verhundertfacht Euch, es gibt der Tapfern viele, oh! nur noch ein Mal, wie am Iselberg, noch ein Mal wie in der Hallerau, und unsere Scholle ist, wenn auch blutgetränkt, doch unser eigen.“

„Mit Verlaub, Pater, Ihr seid noch immer der alte Feuerbrand, immer der nämliche Drauf und Dran; doch wo laßt Ihr die Vorsicht? Schaut Euch um im Lande, und so Ihr nicht blind und taub seid, werdet Ihr entmuthigte Leute allerorten sehen und sagen hören: Ei Du mein! was sollen wir thun, verlassen vom Kaiser und den Soldaten, verlassen von den eigenen Führern sogar, die alles liegen und stehen ließen, wie es lag und stand, um, in weiße Fräcke verummmt, die eigene werthe Person zu retten! Schaut Euch um, Peter Mahr von der Mahr, zählt sie, die Heerhaufen, Pater Rothbart, die von allen Seiten heranstürmen, wie die graue Lawine in's Thal, dann gebt Rath, wie so es geschähe, daß sie uns nicht umarme, uns umarmend nicht erdrücke!“

Martin Schenk, der Kreuzwirth, hielt diese Worte dem ungestümen Ausbruche des Kapuziners entgegen. Er war ein junger, kerniger Mann mit intelligentem Gesichte und einem kühnen Blicke. Martin Schenk hatte sich als einen der thätigsten Schützenführer längst erwiesen, der keine Furcht kannte. Was er gesprochen, war ein Wort mahnender Vorsicht, das aber im Flammeneifer der beiden Vorredner verloren ging.

„Vorsicht, ja, aber nicht wie Du sie verstehst, Kreuzwirth. Du willst die Hände in den Schooß legen und mit geschlossenen Augen, damit der Blitz nicht in den Bornesgluthen Deiner Blicke sich verfange, das Wetter abpassen! Aber ich sage Dir, so leicht soll es den Franzosen nicht werden! Eh' galt es, die Ketten abzuschütteln, in die toller Uebermuth uns geschniebet, jetzt gilt's nicht minder unsere Rechte, unsere Ehre, unsern freien eignen Heerd. Wie, im Neste, das wir im Schweisse und unter manchem Ungemach der übellauartigen Natur abgetrogt, sollte der Wälsche weich sich betten? die Flur, welche wir bebaut, sollte ihm die lang-ersehnte Frucht tragen... weil er der Herr heißt? Nein, ich beuge meinen Nacken nicht, und mögen sie kommen zahlreich wie die Heuschrecken über's Aegypterland. Ich will es hineinschreien in die Thäler, in die Wälder: Herbei, die Männer sind! herbei Alle, denen ein Herz für's Vaterland und für die Freiheit an die Rippen schlägt. Dann wollen wir die Lawine sein, die donnernd und krachend in's eroberte Land niederbraust, verschüttend Thal und Eroberer.“

Es lag etwas Gewaltiges in dem Manne von der Mahr, er war ein würdiger Repräsentant des urwüchsigen Bergvolkes, wie er so dastand, einer plötzlich zu Leben gelangten Statue des zürnenden Donnerers gleich, im Kreise der Hauptleute, die staunend dem Strome seiner Rede folgten, das gebräunte Gesicht mit den knochig scharfen Zügen leuchtend, die breite Brust hochaufathmend, die ganze Gestalt voll Würde und imponirender Macht. Die Vaterlandsliebe eines Verrina sprach aus ihm!

So sah er im Kreise der Freunde herum, er begegnete begeisterten Blicken, entschlossenen Mienen, und seiner ausgestreckten Rechten langten die schwieligen, noch eben zu Fäusten geballten Hände todesmuthiger Männer entgegen.

In diesem stummen Handschlage lag eine ernste Bedeutung: Wenn Männerhände sich begegnen, und Männerherzen zusammenschlagen im Hochgeföhle des Rechtes, zur Abwehr des Bösen, zum Schutze für Land und Familie, so ist's als wie ein Eid ...!

Nur Martin Schenk, der Kreuzwirth, fehlte in diesem Augenblicke, hatte doch sein feines Ohr den Hufschlag zweier Pferde vernommen, welche eilig die Straße herabtrabten. Ob der Kreuzwirth jedem Passagier, von dem er einen anständigen Gewinn zu ziehen hoffte, so eiskühlig entgegenstog? Wir wissen es nicht und können nur sagen, daß Schenk ein Mann von wenig Worten und noch weniger Complimenten, übrigens aber eine grundehrliche Haut war, wie man zu sagen pflegt. Was ihn heute so überaus dienstfeurig und höflich machte, kam wol von dem heimlichen Gange und Bange, in dem er schwebte: „Ob Hofer, der Sandwirth, heute gar nichts von sich hören läßt? mein Gott, ohne Hofer ist Alles nichts!“

In der Hinterstube klangen die Gläser, die Peter Mayr von der Mahr, Haspinger der Rothbart und Peter Kemnater von Schabs auf das Wohl und die glückliche Befreiung des Heimathlandes tranken. Draußen ging eine Thüre auf, schwere Tritte wurden hörbar und eine helle Stimme jauchzte:

„Der Bonaparte und der Mar,
Die möchten uns halt zeigen,
Wir wären allsamt Gimpel und
Tirol a Vogelscheigen.“

Die Männer in der Stube horchten hoch auf.

„Ist das nicht Friedl, der Passeyer?“ fragte sich Kemnater.

Als nun aber eine andere markige Stimme anhub:

„Der Bonaparte und der Mar,
Die sollen kommen schauen:
Die Steige ist ein Aplerhorst,
Die Gimpel haben Klauen.“

da drehte sich der Kapuziner so rasch herum, daß die Lampe erlosch, und sein weiter Ärmel ein Glas klirrend auf den Boden streifte.

„Der Speckbacher! Der Seppel! Der Seppel und des Sandwirths Friedl!“ riefen, den Ankommenden entgegeneilend, Kemnater und der Vater.

Nur Mayr, der Mahrer, war stehen geblieben, die heiße Stirn an der Fensterscheibe kühlend. Wer ihn jetzt gesehen hätte, allein im Halbdunkel des weiten Gemaches, träumerisch den Blick auf die öde Gasse gesenkt, in Sorgenfalten die Stirn; wer den tiefen Seufzer vernommen hätte, welcher der nämlichen Brust heimlich entstieg, die kurz zuvor von kühner Zuversicht überfloß! Was ihn wohl bedrückte? Fragen wir nicht, da es uns bekannt, weld' glühendes Herz unter der Lodenjoppe des Mannes von der Mahr schlug, fragen wir nicht, denn schon hat sich die Stirne wieder geklärt, das Haupt stolz und fest gehoben.

In der Thüre war ein hochgewachsener, hagerer Mann erschienen, dessen Gesicht auffallen mußte in dieser Versammlung. Es zeigte einen ungemeinen Ausdruck von List und Verschlagenheit, aus der Broncefärbung der ehernen Züge leuchtete ein wunderbares Gemisch von Energie, Gutmüthigkeit und wildem trogigen Muth.

Hinter ihm drängte zunächst der Kreuzwirth mit einem Lichte und ein schlanker, schöner Jüngling in der malerischen Tracht der Passeyer.

Der Hagere trug die einfache graue Jacke der Unterinntaler, in seinem Wesen gab sich eine große Ungezwungenheit kund, er nahm eines Jeden Hand, die er kräftig schüttelte, dann setzte er sich ohne Weiteres an den Tisch, den Andern überlassend ein Gleiches zu thun.

Nur der Mahrer war stehen geblieben, er hatte sich kaum zum Grusse gewandt. Zu ihm trat Schenk: „Friedl bringt uns Hofers Gruß,“ sagte er, „wir sollen in Gottes Namen nur an's Werk gehen, er selbst wird nicht auf sich warten lassen. Mit dem Adjutanten zugleich ist Speckbacher gekommen, er hat mit dem Sandwirth gesprochen. Wir sollen ihn gut aufnehmen, er ist eine tüchtige Kraft.“

Mayr rührte sich nicht, es war als hätte er nichts gehört.

Speckbacher wandte sich aber zu Remnater. „Wir haben uns bereits am Isel kennen gelernt, Peter, darum noch ein Mal: Größ Gott, Kumpen. Hab mich heute zu Dir in's Quartier gelegt, sei aber nicht böse, ich calculire, wird nicht lange dauern, das Herumlungern. He?“ Das spärende Auge passirte Einen um den Andern, und ein feines Lächeln spielte um den Mund des Mannes von Minn, als er zu Mayr gewendet sprach: „Denke, es soll baldmöglichst angehen oder? — Peter Mayr, Dich brauch ich nicht erst zu fragen?“

„Bin noch niemals davongelaufen, wenn's galt,“ erwiderte dieser, und ein seltsamer Blick traf den Unterländer.

„Mein Eid, ich weiß, worauf Du abzielst. Es war eine traurige Zeit, da man in der verzweiflungsvollen Lage des Reiches die Lage des eignen Heimathlandes wiedersehen wollte. Ich meinerseits habe kein Hehl: Die Erkenntniß, mich unvermögend, ohnmächtig Verhältnissen gegenüber zu finden, die mir beharrlich über den Kopf wuchsen, trieb mich an, General Buol's Rath zu befolgen und außer Land zu gehen, bis eine Amnestie erfolgt sein würde. That es, mein Eid, ungern, und erst dann, als ich mit dem Aufgebot aller meiner Kraft und meines Ansehens es so weit gebracht hatte, daß dem anrückenden Marschall möglichst viele Brücken zu schlagen und unzählige Verhaue und andere Hindernisse zu beseitigen blieben. Der Schneckenmarsch der Kaiserlichen ließ mir Zeit, die Gesinnung der Leute im obern Eisack- und Pustertale zu erforschen. Sie hatten nicht vor Ruffstein gelegen, sie empfanden nicht wie wir, und es ist unser Glück: sie wünschten, sich der Feinde zu erwehren, und Hofers Name wurde häufig genannt. Das machte mich sehr wankend, ich folgte den Truppen wie ein Schaf dem Leithammel.“ Speckbacher schlug sich ärgerlich vor die Stirne. „So zogen wir durch's Pustertal dahin. Nahe vor Lienz sah ich ein einzeln Wägelchen daherkommen, trug einen trübseligen Passagier; selbst der stattliche Braune mochte es empfinden, er schlenberte unachtsam links und rechts und schlüttelte dabei unwillig die Mähne. Der Mann merkte nichts, so in Gedanken stak er; mir aber krabbelte es unter'm Brustlage, ich hatte den Sandwirth erkannt. Hätt' in die Erde schlüpfen mögen, als sein Auge mich traf, und als er dann so schmerzlich, daß ich des Augenblicks mein Lebtage nicht vergessen werde, ausrief: ‚Wie Seppel, auch Du willst mich verlassen?‘ Da, Männer, war's mir zu Muthe, als hätte ich den Herrn verrathen. Rasch dreht' ich mein Köpflein herum, und mit ganz anderem Herzen ging's mit Hofer landeinwärts... Nun hab' ich die Thäler herüber'm Brenner durchstöbert, bin bis zu den höchsten Almen emporgestiegen, hab' alle Steige und Fährten abgesucht und die Ueberzeugung gewonnen, daß die Hoffnung sich an den Eisackklippen und den nahen Desiléen wohl festklammern kann. Heute saß ich just in Schabs, hatte die Annäherung der Franzosen richtig erspäht, wollt' für ihren guten Empfang sorgen bei den Pässen, da hört' ich von Eurer Zusammenkunft, machte mich schnell auf hieher. Doch ist's mir lieb, durch einen von des Sandwirths Leuten, dem ich auf dem Wege beikam,

eingeführt zu werden; er weiß, daß Hofer mir traut, und daß Andere mir auch ihr Vertrauen schenken dürfen."

Das Eis, womit Mayr seine Gutmüthigkeit umpanzert hatte, war, je weiter Speckbacher in seiner Erzählung kam, desto mehr geschwunden. Gerührt reichte er ihm die Hand hin. "Nichts für ungut, Seppel, wir sind die Alten!"

Viel wurde gesprochen, ernste Worte, Pläne entworfen, an denen die Zukunft des Heimathlandes hing. —

Noch ein Mal in später Nacht klangen die Gläser zusammen, noch ein Mal kreuzten sich die Hände über dem Crucifix Haspingers:

"Treue dem Lande Tirol! Treue bis zum Tode!"

Abseits am Fenster standen Friedl, der Passsehrer, und Kemnater; ihr Dialog gerieth, wie es schon einmal die bewegliche, leichtabweichende Gesprächsweise der Jugend ist, von einem auf das andere.

"Du bist also nicht zufällig da, sondern auf des Sandwirths Geheiß?"

"Um zu sehen, was die Leute hier treiben, ob sie sich ihrer Haut nicht wehren wollen. Der Marschall ist bereits über'm Brenner."

"Nicht wehren? Bei Gott, was denkt Hofer von den Männern von Belthurns und Villanders? Nicht wehren? Hättest Du nur grad' den Mahrer reden hören, Freund, Du wärest wieder über den Jaufen zurückgestiegen mit der Post: „Mein Eid, es sind immer die Alten, die da drüben, haben Dir die Ohren nicht geklungen, Oberkommandant?"

"Bah, Worte allein richten's nicht."

"Sakra! wir sind selten hinter unserm Worte zurückgeblieben." —

Am Tische drüben verabschiedete sich der Kapuziner: „Und ich sage, was geschehen soll, muß gleich in Angriff genommen werden. Hat sich der Marschall erst zwischen die Klippen des Eisackthales eingezwängt, dann . . . versäumt mir ja um Gottes willen den Augenblick nicht! Ich eile voraus bis Mauls, mit dem frühesten bin ich schlagfertig. Speckbacher, Mayr, laßt die Sturmglocken anschlagen, zündet die Feuer an und dann mit Gott und der seligsten Jungfrau kann's losgehen. Gelobt sei Jesus Christus."

Der Rothbart schoß zur Thüre hinaus.

"Schenk, noch ein Gläschen von diesem und laßt mir mein Kößlein zäumen."

"Auch schon am Gehen, Speckbacher?"

"Hab's noth, Mayr, hab's wahrhaftig noth; bin jezo noch ein Hauptmann ohne Compagnie, und doch mücht' ich mir morgen ein Bildlein einlegen beim großherrslichen Marschall . . . Was ich sagen wollt, Junge," wandte er sich an Friedl, "Du thätst mir einen großen Gefallen, wenn Du Dich ohne Umstände zum Sandwirth aufmachen wollt'st, um ihm zu sagen, er solle sogleich über den Jaufen zu kommen trachten, um dann nach Umständen dem Feind in die Flanke oder in den Rücken zu fallen."

"Das ist ein Wort!" rief Schenk, der Kreuzwirth, „das zeigt einmal, daß Du wieder auf altgeliebtem Pütschpfade bist und die ganze Lage sicher überschauft. Gut, aber die Nachricht soll mein Christl zu Hofer tragen, denn Schützen, wie der Friedl ist, lassen sich anders verwenden."

"Er führt die erste Bülchse des Passerthals," bestätigte der Mahrer.

"Ei, das will was heißen! Nun, mein Junge, wir werden ja noch einander besser kennen lernen, für heute: b'hält Gott Euch allzusamm." —

Die Nacht war milde und schön, ein leichter Dämmer Schleier, der das Thal überzog, ließ den Lichtglanz des Sternenhimmels matt durchschimmern. Ein lauer Lusthauch spielte in den blonden Locken Friedls, der neben dem träumerisch hinaus-

starrenden Kemnater noch immer am offenen Fenster stand. Da unten lag ein Baumgarten, ein Birnbaum langte seine Aeste bis nahe an's Fenster heran.

Die Jünglinge waren allein und schweigsam. Die Zweige des Birnbaums aber rauschten vernehmlich laut, ein Ast knackte, und etwas wie ein menschlicher Fuß kam in einer Lücke des dunklen Blätterwerks zum Vorschein.

Sie sahen es nicht, sie hingen jeder seinen Gedanken nach. Endlich fragte der Passlehrer:

„Dich hat's, Peter; der neue Kummel kommt Dir ungelegen? Soll mich dieser und jener, wenn ich nicht zu sagen wüßte, was Dich bedrückt!“

Kemnater machte nur eine abwehrende Bewegung und Friedl fuhr fort:

„Wer wie Du Vater und Mutter und eine holdselige Braut daheim hätte! Was Wunder, wenn Du nur das halbe Herz mitbringst, wenn Dir das Glackern der Kreideseuer wie ein Tanz von Irrewischen erscheint, trügerisch und unheimlich, und wenn das Geheul der Sturmglöden Dir nur halb so lustig blüht, als mir, der keine Heimath sein nennt, der keine Eltern kennt noch gekannt hat, und den keines Mädchens trauter Mund —“

„Neben wir nicht davon. Du hast recht, die Bilder des Friedens müssen zusammengerollt und in die Ecke gestellt werden, sobald der Krieg kommt, denn der Mann thäte nur halb seine Pflicht, der über ihren Anblick die Gefahr vergäße.“

„Und warum?“ fragte der Passlehrer rasch, während sein heiteres Gesicht einen ersten Ausdruck gewann. „Ist der Gedanke an die Geliebte nicht erhebend in der Stunde des Kampfes? Siehst Du, Peter, ich könnte nicht anders als mich freuen, wüßte ich ein Herz, das an mich denkt, während ich für's Vaterland mein Herzblut dransetze, das für mich betet, innig, gottvertrauend, indessen die Kugeln mein Haupt umschwirren. Das Sterben würde süßer sein, wüßte man, daß das Grab einer treuen geliebten Seele Wallfahrtsort werde, daß die Liebe es mit den Blumen des jungen Jahres kränze.“

Kemnater sah erstaunt zu seinem Freunde auf, dessen Rede fast ein Geflüster geworden war. So hatte er ihn nie sprechen hören.

„Mein lieber Freund,“ sagte er, „fast glaube ich, Dich hat's.“

Friedl lachte wieder; aber es war ein eigenthümliches, fränkisches Lachen.

„Es ist seltsam,“ fuhr er nach einer Pause fort, „von Zeit zu Zeit überkommt mich der Gedanke an meine Mutter mit unwiderstehlicher Gewalt. Hab' ich sie gekannt? Ich weiß es nicht; wahr ist nur, daß ein Bild — ich halte es für das Bild meiner Mutter — in meiner Seele steht, fest und unwandelbar. In jenen Augenblicken dann möchte ich es umfassen und lieblosen in kindlicher Freude; es drückt mich, sie nicht lebend zu sehen, mit ihr kein Wort der Liebe tauschen zu können. Hab' ich ja sonst Niemand, der mir treulich anhing. Der Pflegesohn des alten Haidejägers steht ganz allein in der weiten Welt. Aber was red' ich wie ein wahnwitziger Träumer? Blitz und Donner! Peter, haben wir keinen Wein? Der Wein erfreut des Menschen Herz.“

„Halt, hörst Du nichts?“

In die Blätter des Birnbaumes war ein seltsam Leben gefahren.

„Ich hörte doch ganz deutlich Jemand Deinen Namen rufen.“

„He, he, he!“ tönte ein heiseres, schnarrendes, halbunterdrücktes Lachen vom Birnbaum herüber.

„Teufel!“ fuhr der Schabser auf. „Was soll das?“

„Bah! Das ist Speckbacher, der sein Kößlein in Trab setzt und höre nur das Geächze von Mayr's Wagen. Der Mann findet keine Zeit, ihm etwas Schmiere

zu geben, er rast wie toll im Lande herum, eine lebendige Werbetrommel. Er ist unbezahlbar."

"Ich hört' ihn nie lange Neben dreschen wie heute."

"Es wurmt ihn mancherlei. Die abziehenden Oesterreicher und die ungehindert anrückenden Franzosen; er will von beiden nichts wissen und von den Potentaten am allerwenigsten. Glaube mir, Peter, der Mahrer ist nur solange des Sandwirths Freund, als Franzosen und Rheinbündler im Lande sind; sobald aber das alte Lied vom Anschlusse an Oesterreich erklingt, zieht er sich ganz sicher und gewiß brummend in seine vier Pfähle zurück."

"Da mag er wol nicht so ganz Unrecht haben," meinte Kennater kurz. "Was übrigens die Franzmänner angeht, so mag ihr Spaziergang in Tirol ein ander Ende nehmen, als sie noch träumen. Besser wär's freilich gewesen, wenn der Obercommandant all' die Mannschaft über'm Brenner hätte früher aufgeboten; könnte manchmal nicht schaden, weniger Rosenkränze und mehr —"

"Peter!"

"Nun, unsere Schuld ist es doch nicht, wenn Jemand das Land Tirol im Handumdrehen seine Eroberung nennt!"

"Du meinst also?"

"Ich meine, daß, wer dem Strome wehren will, einen Damm bereit halte . . ."

"Schön gesagt; weiter —"

"Zum Teufel, glaubte Hofer, der Herzog von Danzig würde mit fünfzigtausend Mann nach Innsbruck gehen, blos um die eisernen Männer und das goldene Dach zu betrachten? Wo ist sein Damm? Er ist doch Obercommandant!"

Der Passerler lachte lustiger als sonst.

"Obercommandant!" rief er. "Weißt Du, wo diese Charge anfängt und wo sie aufhört?"

"Er ist der Erste von Allen, er hat den Namen, das Ansehen, das Zutrauen, kurz, man thut, was er will."

"So lange er gutmüthig durch die Finger schaut, so lange er für ordentliche Verpflegung garantiren kann, und ihn das Betteln und Zureden nicht verbrieft. Er ist der Erste, ganz richtig, denn alle Uebrigen lassen sich von ihm zusammen-trommeln, und sie sind erst geneigt, zur Wehr zu greifen, wenn ihnen das Wasser bereits in's Maul fließt. Dann rennen sie hilf- und kopflos durcheinander und verpuffen das kostbare Pulver in's Blaue. Da fängt der Obercommandant an! Schöne Bescheerung! Und wenn dann einmal in der Schüssel die Schmalzknudeln nicht mehr schwimmen, und wenn aus der Landeskasse die Finanznoth mit weiten Augen glokt — dann Freund schwindet die Herrlichkeit der Obercommandantschaft hin wie ein Nebelbild."

"Oho!"

"Und es ist wol nur der Sandwirth allein im Stande zu finden, daß Alles in Nichts zerfließe."

Kennater antwortete nicht, er schien zu erwägen, woher denn das zeitweilige sonderbare Knacken und Bewegen auf dem Virubaum da draußen komme. Er strengte sein Auge an, plötzlich ließ er einen Ausruf der tiefsten Verwunderung hören und beugte sich weit zum Fenster hinaus. Friedl folgte seinen Blicken. Unten im Garten, halbversteckt von den dichten Cactuszweigen, stand eine hohe Frauengestalt; es fiel ein eigenthümliches Licht auf sie — vielleicht kam es von jenem seltsamen Schimmer, der oftmals die Sommernächte wie ein Traumlicht überströmt. Man konnte ihre Züge unterscheiden.

"Sie ist es!" lächelte Friedl, und seine Brust hob sich gewaltig.

„Rarei!“ rief die Frauengestalt mit befehlender Stimme.

Auf diesen Ruf schnellte eine zweite Gestalt mittelst eines biegsamen Astes vom Birnbaume auf die Erde nieder. Es war eine kleine unansehnliche Gestalt.

Kemnater sah den Beiden nach, bis sie im Hause verschwanden. „Wer ist die Frauensperson? Was wollte der Bursche auf dem Baume?“ In dem Schahser wurde arges Mißtrauen laut. „War das doch immer ein unheimlich Haus, brrr! doch Eines ist gewiß, auszuspioniren gibt's bei uns wenig. Daß wir uns schlagen wollen mit dem Danziger, daran zweifelt kein Kind, und man braucht nicht auf Bäume zu klettern, um es zu erfahren. Mag wol auch wieder nur Neugierde sein — aber nachsehen, wer die Leute da drüben sind, sollten wir doch, zumal das Haus, so lang ich denke, gar nicht bewohnt, es müßte denn sein — Teufel, hört' ich denn nicht sagen, daß es einst einem französischen Obrist gehörte, hm! das ist bedenklich — glaubst Du nicht, Friedl?“

Aber der hörte nicht mehr, er hatte längst die Hinterstube verlassen.

Während Kemnater noch am Fenster stand, trabten zwei Reiter durch das Gartenthor, eine Dame und ein ältscher Mann. Der Knirps lief den Beiden gewandt voran. Als er dann hinabstieg, hörte er, Friedl habe unvernunftig sein Pferd aus dem Stalle gezogen und sei die Straße hinuntergesprengt, man wisse nicht, wohin. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus unserm Album.

Valduna. *)

Ich kenn' ein Thal, von Anmuth
Ist jeder Schritt erfüllt,
Doch scheu wie eine Jungfrau
Liegt es der Welt verhüllt.

Es neigen rings die Tannen
Das grüne Haupt zum Gruß,
Darüber leuchten Berge
Im Sonnen-Flammentuß.

Und in des Waldes Mitte
Ruht still ein grüner See,
Als thu' ihm all' der Zauber
In seiner Seele weh'.

Von Geistern holder Sagen
Ist rings die Luft erfüllt,
Unsichtbar dunklem Schoße
Ein goldner Born entquillt.

Der trieb in alten Zeiten
Ein gülden Mühlenrad,
Die Müll'rin ist verschwunden,
Sowie zur Mühl' der Pfad.

In weiter Ferne ragen
Drei Felsen in die Luft,
Worauf „drei Schwestern“ thronen
Hoch in des Aethers Duf.

*) „Balduna“ ist der Name eines Thales in Vorarlberg (Oesterreich), die „drei Schwestern“ ein bekannter Gebirgskopf. Der „letzte Ritter“ ist Kaiser Max, der wiederholt im dortigen Frauenkloster Einker hielt und daselbst einst sogar ein kleines Räuschen hatte. Gegenwärtig befindet sich im Klostergebäude die Landesirrenanstalt für Vorarlberg. Leider wurde der hübsche See in neuester Zeit aus prosaischen Rücksichten abgelassen. Die übrigen Anspielungen des Gedichtes dürften sich von selbst verstehen.

Wenn still die Nächte, wandeln
 Auf monderhellter Bahn
 Noch öfter alte Reden
 Zur „Heidenburg“ hinan.
 Auf sonn'ger Halbe pranget
 Ein stattlich weißes Haus,
 Dort trank „der letzte Ritter“
 Gar manchen Becher aus.

Wenn früh von Rankweils Felsen
 Das helle Glöcklein klingt,
 Zu Gott dem Herrn der Geister
 Sich mancher Seufzer schwingt,
 Denn manche Mutter betet
 Dann für ihr krankes Kind,
 Dess' inn're Geistesaugen
 Von Nacht umfangen sind.

O Thal, wo hohe Wonne
 Und herbes Glend weilt —
 In deinem weißen Hause
 Wird' jeder Geist geheilt!

Samuel Mattner.

Am Lago di Dobolino.*)

Ah! — Welch' ein Eden! Schwelgt euch satt, ihr Blicke!
 Und du, mein unruhvoller Geist, hier nide
 Zu traumbeglücktem Schlummer ein!
 Hier bade dich in Schönheit und in Frieden!
 Wer weiß, wo noch ein ander Mal hienieden
 Du darfst so schmerzenthoben sein?

Wie ruht so glatt die schilfumbuschte Bläue,
 So rein, als hätte Haß und Gram und Reue
 Der Menschenbrust sie nie bespült.
 Wie glänzt so mild der feuchte Sonnenpiegel,
 Als ob der Südwind seine Sturmesflügel
 Noch nie in diesem Naß gekühlt.

Am linken Uferrand die Hügelwellen,
 Wie vom Azur des Sees so weich sie schwellen
 Hinan zum himmlischen Azur.
 Zur Rechten steh'n des Nordens Felsenriesen
 Mit ernstern Mienen. Sie behüten diesen
 Erkornen Liebling der Natur.

Und dort das Eiland, ein Smaragd, umzogen
 Von flüßsigem Silber! dort in weitem Bogen
 Kastanien, bläulichschwarz, — und hier
 Zu meinen Füßen gelbe Wasserrosen,
 Mit denen schimmernde Libellen kosen, —
 Die bunte Pracht, sie blendet schier!

Auf jener Seite streckt ein Arm vom Lande
 Sich in die Fluth; er reicht zum Liebespfande
 Ihr ein Juwel: — ein Märchenschloß
 Mit röthlichgrauen Mauern, Zinnen, Streben,
 Voll Epheuschmucks und traubenreicher Reben —
 O selig, wer ihr Gold genoß!

*) In Vorder-Subikarien.

Und ich genoß es, ließ die Blicke schweifen
 Und mußte schlürfen, schau'n und wieder greifen
 Zum würzigen „Castell-Doblin“,
 Bis Purpur flammend stieg am Horizonte,
 Des Tages letzter Kuß den See besonnte, —
 Da mußt' ich seufzend weiter zieh'n.

Alle Sarghe; 23. Juni 1866.
 (Geschrieben in der Osteria „Al Castello“.)

J. Georg Obrist.

Ungewitter im Dorf Tirol.

Der Vintschgau blaut, das Etschthal lacht,
 Von Tschigatspitz und Spronserthal
 Wälzt sich herab Gewitternacht;
 Schaut nicht hinauf, schon zuckt der Strahl!
 Genießt in frohen Zügen!
 Was hinter Euch, laßt liegen!

Doch schwarz und schwärzer zieht's heran,
 Die Sonne sendet fahlen Schein —
 Weh Etschland dir, weh dir Meran!
 Mag euch der Himmel gnädig sein!
 Hört Ihr die Glocken beten:
 Herr, hilf in Wettersnöthen?

Vor'm „Kinnemele“ sich für ihr Geld
 Auch die Geschichte zu besehen,
 Harrt schon die elegante Welt;
 Denn so ein Sturm, sagt man, sei schön!
 Jetzt rasch die Donnerkeile!
 Die Herren haben Eile.

Doch horch, vom heitern Vintschgau vor
 Stürmt ein Orkan mit Macht, mit Macht,
 Es flieht der Wolken düst'rer Chor
 Entsetzt — der blaue Herrgott lacht! —
 So macht der Gott der Blitze
 Auch manchmal seine Wiße!

Dorf Tirol Mai 1871.

Chr. K.

F e u i l l e t o n .

Aus Reichenhall und Traunstein. (Bergbeleuchtung am 17. Juli und Frequenz.)
 Aus Reichenhall wird uns unterm 18. Juli über das großartige Schauspiel der **Bergbeleuchtung** geschrieben, das Abends vorher zur Nachfeier der deutschen Siege veranstaltet wurde. Im riesigen Halbkreise loderten die mächtigen Feuer empor, auf den Gipfeln des Untersberg, des Staufens, des Zwiesel, des Lattengebirges, der Reiteralpe, ja von den fernen tiroler Alpen her vom Sonntagshorn u. sah man in Flammenschrift die Verkündigung des neu erstandenen deutschen Reiches. — Reichenhall ist gegenwärtig so überfüllt von Fremden, daß weder in Gast- noch Privathäusern momentan irgend ein Zimmer zu haben ist; mit Genehmigung der kgl. Kreisregierung wurde nun das kgl. Salinengebäude für Gäste eingeräumt.

— Weiter wird uns unter dem gleichen Datum von **Traunstein** berichtet: Die gestrige Siegesbergbeleuchtung war eine so großartige, schöne und reiche, wie sie die bayerischen Alpen noch nie erlebt haben. Die Pracht und Herrlichkeit, in welcher sich dabei unsere Gebirgsketten zeigten, auch nur annähernd zu schildern, das würde selbst der schwungvollsten Feder nicht möglich sein. Nur wer weiß, mit welcher Mühe, Plage und Anstrengung das hiezu nothwendige Brennmaterial beispielsweise auf dem Hohenstaufen, auf der zackigen Kampenwand, dem Rauschenberg, dem Hochgern und Hochfellen, sämmtlich bei und über 6000 Fuß hoch oder gar auf dem 9360 Fuß hohen **Wagmann** zusammengeschiebt werden muß, der kann sich einen ungefähren Begriff machen von der Opferwilligkeit, mit welcher unsere bayerische Gebirgsbevölkerung ihrer Freude über den glorreich errungenen Sieg und Frieden so sichtbaren Ausdruck gab.

Neue Erzlager in Tirol. Ein im verflossenen Herbst unternommener Ausflug nach dem Bergbaurevier am Schneeberg, unweit Sterzing in Tirol, hat dem General-Inspector für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen, Ministerialrath Freiherr v. Beust, die Ueberzeugung von der großen Wichtigkeit und Bedeutung der in demselben aufgeschlossenen Zink- und Bleierz-Lagerstätten verschafft. Im Streichen erreicht der Aufschluß des 2—5 Klafter mächtigen Erzlagers eine Länge von 900 Klafter. Bei Annahme von nur 15 Klafter ergibt sich nach der Berechnung des Freiherrn v. Beust für die bekannten Lagerplätze von beiläufig 270,000 Quadratklaster ein Erzwerth von 80 Millionen Gulden.

Für Touristen, die das Thierseethal besuchen. In das jetzt viel besuchte Thiersee gelangt man von Kufstein aus auf zwei Wegen. Die Fahrstraße führt über Zell, rechts am Weiler Moosbach vorüber und dann bergauf an das Nordende des Schreckensees. Hier hat sich der „**Neuschmied**“ als Wirth niedergelassen (Gasthaus zum Neuschmied oder Seewirth); sein Gasthaus hat eine herrliche Lage, genügt bescheidenen Ansprüchen, berechnet aber ziemlich theuere Preise. Beim Wirthshaus gabelt sich der Weg, der rechts führt durch die Schlucht des Bachs in zwei leichten Stunden nach Landl (Wirthshaus mittelmäßig), der links geht über Vorderthiersee (Gastwirth Kirchenjaggl leidlich) bergauf und ab ebenfalls dahin in zwei starken Stunden. Fußgänger ist dagegen der Steig, der sich hinter der Ottocapelle emporzieht, zum Egels und dann zum wildromantischen Sechsee und von hier auf der Fahrstraße nach Thiersee führt, wegen seiner Schönheit mehr zu empfehlen; er ist etwa um $\frac{1}{2}$ Stunde weiter.

Zur Hahichtbesteigung. Eine hochgeachtete Persönlichkeit, deren Name unter den Bergsteigern den besten Klang hat, schreibt uns Folgendes: „Aus besser Quelle kann ich Ihnen mittheilen, daß die im „**Alpenfreund**“ von einem gewissen Herrn v. Trentinaglia mitgetheilte Hahichtbesteigung nicht bloß von Herren, sondern auch von Damen leicht ausgeführt werden kann, und daß von Umständen und Gefahren, wie sie Herr L. erwähnt, und welche die betreffenden Führer nicht im besten Lichte erscheinen lassen, nicht die Rede sein kann.“ Es bestätigt dieß auch Dr. Amthor's „**Tirolerführer**“, S. 130; die ganze von v. L. geschilderte Parthie ist eben viel „**Dichtung**“ und wenig „**Wahrheit**“, ließt sich aber dabei ganz nett.

Notiz für Besucher von Oberammergau. „Man übernachtet,“ schreibt uns Herr Pfarrer Weißbach, „sehr gut und billig in dem unmittelbar vor dem Ettaler Berge liegenden Gasthof Untermberg. Wir sind am Sonntag Abend noch bis dahin gegangen ($1\frac{1}{2}$ Stunden) und hatten den nächsten Morgen schon einen hübschen Vorsprung. Die Logenplätze sind für das ganze Jahr schon voraus vergeben; besser als diese aber sind die Parquetplätze der 26.—24. Bank. Die Plätze sind zwar nicht, wohl aber die Bänke numerirt, sodaß nur eine gewisse Anzahl auf die Bank kommt, und man nicht allzusehr zu eilen braucht. Sonnabend Mittag bekommt man noch ganz gut Billets. Die genannten Parquetbänke (1 Thlr.) sind lustiger und näher an der Bühne, als die Logenplätze, und doch vor Regen und Sonne vollkommen geschützt.“

Generalversammlung des deutschen Alpenvereins. Die diesjährige Generalversammlung des genannten Vereins wird am 9. September in Salzburg stattfinden. Gewiß wäre zu wünschen, daß künftiges Jahr der Versammlungstag früher (etwa im August) anberaumt würde, da im September die meisten Norddeutschen schon wieder in Amt und Würden sein müssen.

Zweites Verzeichniß derjenigen Gasthöfe, Cafés, Restaurationen, Pensionsanstalten etc. in den deutschen Alpen, welche Abonnenten des „Alpenfreunds“ sind. An die im vorigen Hefte mitgetheilten Firmen in Bozen, Meran und Umgegend reihen wir heute: in Brigen die Gasthäuser zum Elephanten, zum goldenen Kreuz, zum goldenen Stern; in Bruned die Gasthäuser zur Post, zum goldenen Stern, zum goldenen Adler; in Sterzing die Gasthäuser zur Post, zum schwarzen Adler, zur Rose; in Gossensaß das Gasthaus von Leopold Gröbner.



Lith. u. Steindr. v. C. Bollmann, Gera.

Verlag v. EDUARD AMTROT, Gera.

Nach d. Natur gezeichnet v. Edm. v. Wörndle 1870

SCHLOSS TRAUTMANNSDORF bei Meran in Tirol.

Das Orig. Gemälde ist im Privatbesitz d. Kaisers v. Oesterreich.

Nach Kühtai.

Zugleich ein Beitrag zur Würdigung richtiger Forstcultur und Alpenwirthschaft

von

J. Günther.

Noch lag die Nacht über dem Dorfe; der Wächter hatte eben sein: „Lobet Gott den Herrn und unsere liebe Frau, hat zwei Uhr geschlagen“ mit dem diesen Leuten eigenthümlichen singenden Ton herabgeleiert, als wir, d. h. der Thierarzt, vulgo Viehdoctor, von Oberhofen, den ich dem Leser des Alpenfreundes bereits vorgestellt*), und ich durch die stille Gasse schritten.

„Wohin so zeitig, Klaus?“ fragte der Wächter meinen Begleiter.

„Ueber's Schartl,“ war die Antwort; „wir möchten bei Zeiten in Kühtai sein.“

„D, do hobts an verteufteltn Wäg voar önt.“

Damit trennten wir uns. Wir überschritten die Commercialstraße und wandten uns gegen die zur Gemeinde Oberhofen gehörigen Einödhöfe: Rosenhof, insgemein „3' Neasn“ genannt, der am Eingange eines lieblichen kleinen Thales, dem „Neasthal“, steht, und den alten Hof Hornbach, der von einigen mächtigen Zirbelfichten bewacht wird. Der Nachtwind zog durch die Aeste, und es klang fast wie klagend dieses Rauschen, vielleicht war es auch eine wehmüthige Erinnerung dieser alten stolzen Gesellen an die schöne Zeit, wo sie noch nicht so vereinsamt standen und ihr Dasein nur der Pietät des Hofbesizers verdankten, der sie als zum Haus gehörig, gleichsam als integrierenden Bestandtheil seines Hofes und seiner daran sich knüpfenden Erinnerung, um keinen Preis hätte fällen lassen. Wenn unsere Bauern im Allgemeinen für das Holz etwas mehr Pietät besäßen, so dürfte ihnen das von wesentlichem Nutzen sein; doch davon später mehr.

Inzwischen hatte sich der bis dahin heitere Himmel umwölkt, und um sein Gesicht zogen ganz bedenkliche Regenschatten. Wir mußten den Abend zuvor schlecht gebetet haben, auch wollte mir gerade im kritischen Moment kein einziges kräftiges Sprüchlein zu einem Wetterheiligen einfallen, wie ich denn überhaupt

*) S. Alpenfreund Bd. III. S. 321. (Eine Dase.)

in liturgieis nicht besonders stark hin. Die Wolken, „schwarze Sklaven, welche keuchend Wasser tragen“, wie Hermann Gilm sagt, zogen sich immer mehr zusammen und immer tiefer herab und begannen, während wir auf dem Waldwege das Innere des Kanzingthales zu gewinnen suchten, mit ganz unnöthiger Geschäftigkeit schon in aller Frühe ihr nasses Handwerk auszuüben. Es war um die Zeit, wo es sonst im Hochsommer gemach zu dämmern beginnt; doch jetzt wurde es finsterner noch als früher, man konnte von der Umgebung nicht viel sehen und mußte froh sein, wenn nicht bei jedem Schritte auf dem schmalen Bergpfad, der an der rechten Thalseite wohl eine Stunde lang ohne bedeutende Neigung sich hinzieht, die triefenden Zweige höchst überflüssige Gesichtsvisitation hielten. Wir hatten keinen Regenschirm, ohnedem das beschwerlichste Ding für eine Bergpartie; sollten wir also umkehren? „Pah! umkehren — es wird nicht den ganzen Tag regnen müssen, und unsere Ledergoppen halten schon aus, nur die Hosen in die Stiefelröhren gesteckt und den „Schnerfer“ fest zugebunden, daß Brot und Speck nicht leiden und vorwärts!“

Aus der Tiefe rauschte der übermüthige Bergjunker, der Kanzing herauf, vielleicht grollte er auch, daß ihm die himmlischen Klatschschwestern, vulgo Regenwolken, sein nettes, milchweißes Gesichtchen dadurch beschmutzten, daß sie auf allen Seiten erbsfarbige Bäcklein entstehen ließen. Bei dieser Gelegenheit, weil gerade von einem Wildbache die Rede ist, kann ich nicht die Bemerkung unterdrücken, daß in vielen Fällen an dem großen Schaden, den das „wilde Wasser“ *) bei uns fast jährlich da oder dort anrichtet, der Bauer selbst Schuld, wenigstens mit Schuld ist. Es hängt dieß auf's engste mit seiner unverantwortlichen und jetzt nicht mehr so leicht gut zu machenden Waldbirthschaft zusammen. Wenn unsere Bauern bei schönem Wetter „in Barg“ gehen, d. h. Holz fällen und Streu sammeln, denken die wenigsten daran, daß die Quelle, welche ihren Durst löscht, zu Zeiten sehr böse Launen hat. Da werden schonungslos die Stämme gefällt, der Boden rings um die stehen gebliebenen „Stöcke“ wird aufgegraben, die Wurzeln abgehackt, dann wird ein großer bereits zugerichteter, d. h. vollständig entästeter Baum, „Wogham“, aufrecht mit Striden und Ketten an den Strunk gebunden, oben daran ein Seil befestigt, und nun reißen mittelst dieses Niesenhebels ihrer drei oder vier den Stoc heraus. Man begreift leicht, daß bei einer derartigen Procebur die Erde weithin aufgelockert wird. Das geschieht auch an den gefährlichsten, abschüssigsten Stellen. Dann wird „Ströb gerecht“. Mit Rechen wird das Moos unter den Bäumen und an schon entholzten Stellen, „Schlägen“, sauber weggeputzt, daß selbst in trockenen Jahren das lockere, ohnehin nur sehr dünne, fruchtbare Erdbreich abrutzt. An Nachhilfe, wie Einsprossen von Weiden und Erlenzweigen, die leicht wurzeln, Nachsäen oder Nachsetzen von jungem Holz denkt Niemand. Kommt dann ein

*) Unser Bauer kennt übrigens auch ein „wildes Feuer“, den Blitz, und glaubt, daß so entstehende Brände viel schwerer zu löschen seien, als andere.

Gewitterregen und erweicht die Erde und das Geröll, so ist nichts da, was einen Widerstand böte, das rutscht unbeanstandet zu Thal, staut dort das Wasser, nachdem es auf seinem Wege Steinblöcke und Bäume mitgerissen. Der Wilbbach schwilt auf diese Weise furchtbar an, zerstört Aecker und Wiesen oder macht sie unfruchtbar auf Jahre hinaus, ruinirt die Häuser, wenn solche an seinem Wege stehen und fordert nur zu häufig seine Opfer an Menschenleben. Da heißt es dann: „Der Boch kimmt, der Boch kimmt“, der Mesner muß gleich die geweihte Wetterglocke läuten, und der Herr Curat muß den Wettersegen lesen, wofür er sich mindestens fünfzig Kreuzer zahlen läßt, oder er muß gar mit der Monstranz, der Ministrant mit dem Rauchfaß voraus, „zum Boch auß“, um den empörten Fluthen „den Herrn über alle Wetter“ zu zeigen, wofür er sicher drei Gulden Ganggeld rechnet. Aber so ein Wilbbach ist ein schlecht erzogener Junge und hat verdammt wenig religiösen Sinn, hab' nie gehört, daß er ein Stück überschwemmtes Land wieder herausgegeben hätte. Ja, es ist noch ein wildes Stück Aberglauben im Volk! Den Wilbbach zu bändigen bei schönem Wetter, droben auf den Bergen, durch vernünftige Forstwirtschaft müssen unsere Leute erst lernen.

Das sind gar trübe Erwägungen, die sich einem denkenden Menschen bei einem Gang durch einen tirolischen Gemeindevald aufdrängen, so trüb wie mein Humor von damals, als ich auf dem schmutzigen, schlüpferigen Wege stumm neben meinem Genossen hinschritt. Beobachtungen ließen sich, wie die Sache einmal stand, nicht wohl anstellen, da man auf jeden Tritt sorgsam achten mußte, wenn man nicht eine unfreiwillige Fahrt durch Geröll und nasses Gebüsch einige Klaster abwärts antreten wollte. Zudem bietet auch diese ganze Parthie bis auf die Uebergangshöhe von landschaftlichen Reizen viel zu wenig, als daß ich mich versucht fühlen sollte, eine detaillirte Wegschilderung zu geben.

Nach etwa zweistündiger Wanderung, zum großen Theil durch Tannenwald, erreichten wir eine Einfriedung. Der Zaun war freilich primitiv genug. Einzelne Pfähle waren gesteckt, dazwischen hatte man Steine ohne alle Verbindung auf einander geschichtet, kleinere Tannen mit allen Zweigen der Richtung des Zaunes nach gelegt. Das war das Gehege.

Wir waren in der Voralp „Boarbarg“, „Kohler“ heißt sie bei den Bauern. Zahlreiche Steine liegen hier herum, dazwischen wächst kurzes, aber gutes Gras. Eine halbverfallene Capelle dient nicht zur besondern Zierde des Platzes. Es ist „das Kohlercapelle“ (der Oberländer betont das a im Wort Capelle). Man sah leicht, daß bei einigem Fleiß der Platz zu einer recht anständigen Viehweide hätte gemacht werden können, wenn man die Hirtenbuben, die oft halbe Tage faulenzten, oder auch müßige Dorfjungen unter Anleitung den Ort hätte säubern lassen. Doch bis dahin ist's noch weit bei uns.

Auf die Voralp wird das Vieh zuerst getrieben, nachdem es um „Johanni“ (24. Juni) oder an manchen Orten auch um Peter und Paul (29. Juni) die Ställe verläßt. Häufig richtet man sich auch bloß nach dem

Wetter. Doch dürfte vor Mitte Juni schwerlich eine Alm zu befahren sein. Diese Voralmen sind der niederste Weideplatz, wo das Vieh nicht von Kälte zu leiden hat, wie das um diese Zeit wol noch auf der eigentlichen oder Hochalm der Fall wäre. Kommt es doch häufig genug vor, daß es noch im Juli stark schneit, was, da namentlich das „Kühvieh“ gegen Frost sehr empfindlich ist, den Milchtrag merklich herabsetzt. Was eigentlich den Namen Stall verdient, gibt es in oberinntalschen Almen nicht; man muß noch froh sein, eine etwas anständige Hürde anzutreffen. Ganz anders und viel rationeller wird die Sache im Pustertal betrieben, wo auf der Alm gemäht wird. Das Heu wird dort nicht zu Thal geschafft, sondern wenn das Futter, das im Thal gewachsen, aufgezehrt ist, so etwa um Lichtmeß (2. Februar), wird das Vieh aufgetrieben und im Almstall gefüttert. Ist das Futter auf der Voralm abgemeidet und das Wetter leidlich, so beginnt die Auffahrt auf die Hochalm. Dort wird nun „gesennt“ bis zum „letzten Frauentag“ (8. September). Bei gutem Wetter wird nach der Zeit wieder die Voralm benützt bis „Matthois“ (21. September), doch nicht überall. „Galtvieh“, d. i. nicht milchgebendes, bleibt länger aus, oft bis Mitte October, hat auch nicht selten eine ganz eigene Alm, und die dortigen Hirten erhalten ein oder zwei milchgebende Kühe für ihren Bedarf.

„Ah, in der Almwirtschaft sind wir noch weit zurück,“ sagte mein Begleiter fast traurig; „wir könnten einen Gulden herunternehmen, wo wir jetzt dreißig Kreuzer haben, aber da müßte man ganz von vorn anfangen, mit bloßem Flicken und Pagen ist nichts geholfen. Man läßt alle Fünf grad sein und geht den alten Schlenbrian weiter. — Du warst neulich droben auf unserer Alm und hast gesehen, wie es ausschaut,“ fuhr er nach einiger Zeit fort. „Wenn man bedenkt, welche Wichtigkeit die Pflege des Viehes, namentlich des Milchviehes, für Tirol als Bergland hat, da der productive Boden gewiß nicht groß ist, so ist es geradezu zu verwundern, wie wenig vernünftig man vorgeht. Unsere Almen sind wie ein Capital, das ein unverständiger Vormund verwaltet. Wo ist bei uns eine Alpenwiese, ein Alpenstall, ja nur eine ordentliche Einzäunung an gefährlichen Stellen. Vor der Thür der „Kaser“ (Sennhütte), ja rings um dieselbe herum versinkt man in Roth; kein Mensch denkt daran, dieser Unreinlichkeit abzuhelpen und zugleich unfruchtbaren Orten damit aufzuhelfen. Man läßt den Dünger des Weideviehes liegen, wo er gerade liegt, Niemand denkt, daß ordentliche Vertheilung ihn erst nutzbar macht. Ungeheuerer Strecken von Alpenrosen werden stehen gelassen, anstatt Weideland daraus zu machen, ebenso ist es mit den sumpfigen Stellen. Bald sieht so eine Alm aus wie Haideband, bald wie ein Torfmoor, bald wie ein Steinfeld, wo das Vieh mühsam unter Kranebittstauben (Zochwachholder) und Felsblöcken sich das bißchen Gras hervorzupfen muß. Würde das Vieh ordentliches Weideland erhalten durch Verbesserung des Bodens und durch vernünftige Hütung, so könnte es doppelt so viel Nutzen abwerfen. Unsere Sennner beklagen sich häufig, daß sie so wenig beziehen; warum ist es noch keinem eingefallen, sich durch Nebenverdienste zu

helfen, durch Wurzelsammeln, Kräutersammeln und bergleichen? Und welche Unreinlichkeit haben diese Leute nicht überall, und nichts verlangt doch mehr Sauberkeit als Milchwirthschaft! Butter und Käse und Milch in einer Kammer neben dem Schweinestall aufzubewahren, ist ebenfalls nicht das Rechte, denke ich. Daß es sehr appetitlich aussieht, wenn so ein Mensch, der über und über voll Schmutz ist, Butter bereitet, wird Niemand behaupten wollen. Dann noch etwas, was kostet der Gemeinde nicht bloß die Ernährung, lieber sagte ich, Fütterung dieser Kerle! Da rührt Dir keiner einen Löffel an, wenn nicht die halbe Pfanne voll Schmalz ist. Ich weiß wohl, der Aelpler braucht natürlich mehr, als einer, der im Thal arbeitet, aber Verschwendung ist überflüssig, und die Art, wie so ein Senner kocht, ist Verschwendung. Faule Bursche sind es ebenfalls sehr oft. Ist gemolken und gekocht, und das übrige Nothwendigste, Unaufschiebbares gethan, dann wird gefaulenzet. Sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, eine ordentliche „Liegerstatt“ zu schaffen. Ihr altes Heu, ein paar alte Koken voll von Flöhen, sind ihnen lieber, als arbeiten. Ja, wir sind noch weit, weit zurück im Oberland mit unseren Almen.“

So sprach der Mann, und ich merkte es aus dem Ton seiner Stimme, wie leid es ihm that, von seiner Heimath das sagen zu müssen. Leider mußte ich ihm in allen Stücken Recht geben und hatte nicht einmal den geringen Trost, ihm sagen zu können, er sehe zu schwarz. Es ist in der That so. Das Gründlichste in dieser Richtung ist von unserm Landsmann Adolf Trientl geschrieben worden: „Die Verbesserung der Alpen“. Es ist dieß eine kleine Schrift, die zuerst im Volkskalender für Tirol vom Jahre 1870, dann auch, wenn ich nicht irre, als gesonderte Broschüre bei Wagner in Innsbruck erschienen ist. Mit Schärfe zeichnet der in solchen Dingen praktisch und theoretisch äußerst erfahrene Mann die vorliegenden Mängel, aber nicht bloß negativ geht er zu Werke, seine radical durchgreifenden Verbesserungsvorschläge zeugen von eben so viel Einsicht als wahrer Liebe zum Volk, aus dem er hervorgegangen ist, und für das er mit rastlosem Eifer als landwirthschaftlicher Wanderlehrer wirkt. Seine zahlreichen hieher gehörigen Schriften zeichnen sich neben ihrem gebiegenen, überall auf streng wissenschaftlicher Basis ruhenden Inhalt auch noch, und das ist sehr hoch in Anschlag zu bringen, durch ihre populär gehaltene Form aus. Er gehört dem Priesterstande an und war lange Zeit Curat in Gries im Oetzthale. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß er eigentlich der erste war, welcher die wissenschaftliche Behandlung des Bedens bei uns gewissermaßen einführte. Wohl gab es schon seit langem landwirthschaftliche Vereine, die auch ein Organ hatten, aber sie wußten die Sache nicht anzupacken und blieben daher, man kann wol sagen, ohne bemerkbaren Einfluß. Erst dem wackern Trientl gelang es durch seine umfassenden Bemühungen, das Interesse des gemeinen Mannes sowol wie das der Gebildeten auf diesen bisher so sündhaft vernachlässigten Zweig culturlicher Entwicklung hinzulenken und dasselbe wach zu halten. Bei seinen Standesgenossen steht er begreiflich nicht in hohem Ansehen,

Beweis genug, wie wenig die „Patrioten“ Vaterlandsliebe haben. Geht er doch nicht, wie der Schwarm seiner Kollegen im Lande herum, um Peterspfennige zu sammeln oder auf andere Art Propaganda für den clericalen Geldbeutel und ultramontanen „Bevelhstab“ zu machen, sondern Licht hinaus zu tragen unter's Volk und damit den Aberglauben und das Vorurtheil jeglicher Gattung gründlich auszurotten, ein ganz antijesuitisches Geschäft! Solch ein Mann, der wie er ohne alle Prätenſion, ohne alle Neben Zwecke, nur das gemeine Wohl zu fördern strebt, ist eine wahrhaft wohlthuende Erscheinung in Tirol, dem Eden der Dunkelmänner, zu einer Zeit, wo man bei jedem Schritt, den man im öffentlichen Leben thut, der Mephistolarbe clericaler Herrschsucht und Arroganz zu begegnen verurtheilt ist; darum glaubte ich auf diesen „lichten Punkt“ aufmerksam machen zu sollen und vom Leser für diese längere Abschweifung vom Thema nicht erst Verzeihung erbitten zu müssen.

Betrachtungen dieser Art waren es, welche uns die Langeweile einer Bergparthie in Nebel und Regen einigermaßen vergeſſen ließen.

Etwa um sechs Uhr früh hatten wir die „Alm drinnen“, die „Galtviehalm“, wie sie der Dörfler zum Unterschied von der „Alm droben“, der eigentlichen Alpe für das Milchvieh, nennt, erreicht, es war vom „Kohler“ an fast eben gegangen, immer zur rechten Seite des Thales. Die Sohle desselben hat eine mäßige Breite und bildet das Weideland, sowie die Gehänge, welche zu beiden Seiten ziemlich „gach“ ansteigen. Es war ein eintöniges Stück Weg, nur hier und da durch eine Baumgruppe oder ein riesiges Felsstück, das da niedergestürzt war, unterbrochen, unter der oder hinter dem das Vieh vor dem Regen Schutz suchte. In der Oberhofer Sennhütte — dicht daneben nur durch den Bach getrennt steht die den Flaurlingern gehörige — machten wir zum ersten Mal Rast, langten Brot und Speck hervor, um nach dem „Morgenbummler“ uns zu restauriren. Da natürlich von einem „Frühschoppen“ in gut burschikosem Sinn keine Rede sein konnte, mußten ein paar Schluck guten Schnapses seine Stelle vertreten. Sehr empfehlenswerth ist für jede Bergfahrt guter Rum. Eine kleine Portion dieses Getränkes in einem Glase frischen Quellwassers ist das vortrefflichste durstlöschende Mittel, besser und jedenfalls gesünder als bloßes Wasser. Wer einen guten Magen hat, kann sich auch noch Alpenkresse pflücken, zu Speck und Brot ganz ausgezeichnet, aber wie gesagt, es darf kein Butterbemmenmann oder keine Bisquitbame sein. Immer habe ich lächeln müssen, wenn Unkundige allen Ernstes an sentimentale Almszenen glaubten und von fremden Hirten à la Gessner träumten oder gar die „Kaiser“ mit Mimilis und Pisilis bevölkern wollten. Sennerrinnen gibt es im Oberlande überhaupt nicht, und im Munde unserer Buttererzeuger gebehrt höchstens der echte Kernfluch; die süßliche Rhetorik des dichtenden Schweizerdoctors wäre dem Seppel und Börgl zum Mindesten unverständlich. Vom Platonismus ist der Mann in der schmierigen Lederhose mit den Holzschuhen, dem unsäglich schmutzigen Hemd, seinem größten Stolz, weil es „nach Arbeit aussieht“, kein

sonderlicher Freund; böse Zungen wollen sogar behaupten, seine Liebe sei sehr „fest und plastisch“ und wenn ich die „Giangln“, wie ich sie gerade in dieser Sphäre gehört, damit zusammenhalte, so neige ich mich fast zur Ansicht der bösen Zungen. Diese Vierzeilen sind nämlich häufig derart, daß, wenn ich eine Probe zu geben mich erfrechte, auch eine Dame, die Brüberie nicht kennt, dieß Hest des „Alpenfreunds“ sofort in den entferntesten Winkel ihres Zimmers schleudern würde.

Einige Zeit nach uns traf auch eine Anzahl Wurzelgräber ein. In unsern Bergmähdern und Almtriften ist die Alpengentiane eine sehr häufige Pflanze und gilt mit *Arnica montana* als das „führnehmste“ Kraut. Von letzterer Pflanze werden die Blüten gesammelt und in Weinbranntwein „angeseht“. Die so gewonnene Tinctur ist für „äußere Schaden“, d. h. Verwundungen neben den zerquetschten Blättern des Spitzwegerich (*plantago lanceolata*) das Hauptheilmittel, während der aus den oft sehr großen Wurzelstöcken des Enzians gebrannte Schnaps, der „Enzeler“, für alles „Innerliche“ helfen muß. Die Wurzeln haben einen ungemein starken Geruch, natürlich auch das Getränk davon. Wer ihn vertragen kann, für den mag es gut sein. Die rohe Wurzel ist sehr bitter, was oft benützt wird, um „einem den Rüssel zu schmieren“; der Eßlöffel des Betreffenden wird nämlich mit einer Enzianwurzel tüchtig eingerieben, und der Bejammernswerthe kann, wenn er den Geschmack im Munde hat, mindestens drei Tage nichts mit Appetit essen; alles schmeckt entsetzlich. Natürlich verzieht er das Gesicht nicht wenig dabei, und das erregt dann jedes Mal homerisches Gelächter. Es ist das ein Stück Bauernwitz, noch ein harmloser im Vergleiche zu anderen.

Von der Sennhütte weg geht der Pfad bald steil aufwärts und überseht mehrmals den Bach; man hat es aber nicht der Mühe werth gefunden, auch nur den allereinfachsten Steg zu bauen, und so waren wir gezwungen, durchzuwaten. Tief ist solch ein Alpenwasser natürlich nirgends, und zum Ertrinken auch beim besten Willen keine Möglichkeit; nichtsdestoweniger bleibt die Sache doch unbequem, weil mit vollständig durchnästen Stiefeln zu marschiren an und für sich schon keine Annehmlichkeit ist, und dann auch, weil die folgenden Felsenparthieen nur um so mehr Gelegenheit haben, ihren Stiefelzoll zu erheben, der durch seine wucherische Höhe nicht selten den vollsten Vanterott der armen Fußbekleidung, namentlich in so erweichtem Zustande, zur Folge hat, das schlimmste Malheur, das einem Touristen nur begegnen kann. Unsere Bauern sind aber pffissig, sie salben ihre Schuhe, ohnehin vom derbsten Kaliber, die das zarte Auge eines feinfühlenden Wiener oder Pariser Schusters vor Entsetzen sicherlich starr machten, mit Steinöl, das das Wasser nicht durchdringen läßt. Daß so präparirte Bauernbergschuhe pestilenzialisch stinken, macht unserm Landsmann nichts, er hat Nerven wie Schusterdraht, und wer das Lauskraut (*nicotiana rustica*) rauchen kann, ohne es auf Selbstmord abgesehen zu haben, ist über bergleichen Kleinigkeiten längst erhaben.

Nun wurde die uns umgebende Scenerie großartiger, und wer Matthiſſons „Alpenwunder“ kennt, der mir eine Schilderung erspart, nebenbei bemerkt eines der besten Gedichte dieses Poeten, wird mich verstehen, wenn ich sage, daß Reflexionen sehr ernster Natur bei einer solchen Umgebung mitten im Schlachtfelde eines versteinerten Niesenkampfes auch dem Fribolsten und Leichtsinigsten sich aufdrängen. Die Natur wirkt hier wie eine schöne Tragödie zermalmend und doch wieder erhebend, demüthigend durch das Colossale ihrer Form, gegen die alles Menschenwerk verschwindet, und wieder den Stolz wachrufend, wenn der Mensch sich erinnert, daß dennoch er über all dem steht durch die Höhe seines Geistes, den kein Bergries einzdämmen vermag, und durch die Freiheit seines Willens, der sich selbst bestimmen kann, während alles, was nicht Mensch ist dem ehernen Naturgesetz zu folgen gezwungen wird, das drunten im Thal der Blume ihre Farbe vorschreibt, und das hier oben den Felsen zerreißt, weil der Block abwärts rollen muß, damit er drunten verwittere, zu Staub sich zerreiße, auf daß aus ihm die unscheinbarste Familie der Moose ihre Nahrung sauge. Der Riese muß sterben, damit der Zwerg lebe! Er muß, er muß! Und frei ist nur der Mensch! Selbst im Grauen, das ihn überkommt, wo ihm der Schiller'sche Bergesalte erscheint, selbst im Zittern ist er noch größer als das Tobte, Starrende um ihn, denn er — denkt! Ja, die Natur ist eine gewaltige Poetin; das Märchen dichtet sie im Wald und durchweht es mit dem unsäglich süßen Duft, das Idyll dichtet sie im Quell des Wiesenthals, das Epos in der weiten, stromdurchflossenen Ebene und — die Tragödie dichtet sie zwischen den Firnen der Hochalpen!

Schweigend schritten wir, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, weiter, Pferdeknöchel lagen ringsum, von Sonne und Regen gebleicht, ein Zeichen, daß der Uebergang selbst für eine „Kosnatur“ nicht ohne Gefahr sei. Ueber dem Joch, nämlich im Zirmbachthal, das, durchflossen vom gleichnamigen Bach, in seiner Fortsetzung mit dem Selltraintal bis in die Gegend von Unterperfluß vis-à-vis von Zirl fast parallel mit dem Zinntal läuft, ist eine Pferdealm, ich glaube die einzige Oberimnthals. Da nun der Weg über das „Flauringerschartl“ für die Oberländer in der Gegend um Telfs der nächste und wegen der geringen Paßhöhe, die kaum über 5000 Fuß zu veranschlagen sein dürfte, auch der bequemste ist, so wird er auch benützt, das Vieh hinüber zu schaffen. Schneelawinen lagen noch da, die auch überwunden werden mußten, so daß wir oft bis über die Brust einsanken. Doch das Beste kam erst. Als wir die Höhe erreicht hatten, begann es zu schneien, als ob der Himmel vergessen hätte, daß Weihnachten nicht in den August fällt, und um uns die Segnungen des Schnees von allen Seiten zugänglich zu machen, begann der Wind, der nun von überall her zu blasen anfang, uns mit einer ganz soliden Schneedecke einzuhüllen. Man sah keinen halben Schritt weit, so „gahnwindete“ es. Es war bitter kalt, und wenn Zittern vor dem Frost etwas helfen würde, so hätte ich wenigstens nach einer Viertelstunde schwitzen müssen. Doch weiter

mußten wir. Zum Glück waren als Wegzeichen von Zeit zu Zeit Steinpyramiden errichtet. Auf dem schlüpferigen steil abfallenden Pfade ohne alle Aussicht von der Höhe hinunterzuklettern, wobei es öfter auf allen Vieren, als auf den officiellen Zweien ging, war eine schlechte Entschädigung für die Mühe des Aufstiegs. Zu schneien hörte es weiter unten allerdings auf, aber unser treuer Begleiter durch das ganze Ranzingthal, der Regen, kam uns auch hier mit vieler Zuvorkommenheit entgegen und verließ uns nicht eher, bis wir endlich nach einer circa dreistündigen Wanderung vom Joch an, von der ich nichts profitirte, weil überall dichte Nebelwände lagen, in Kühtai anlangten.

So leid es mir thut, ich kann dem Leser wirklich nicht erzählen, wie die Gegend eigentlich aussieht; ich war auch gar nicht gewillt mich lange mit derartigen Studien abzugeben und hätte für die reizendste Fels-, Wald- oder Seeparthie damals ebensoviel Sinn gehabt, wie der Beherrscher eines Kaffernstammes für eine Horazische Ode.

„Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat,
Hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und nun gemüthlich und warm sitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen.“

So declamirte ich pathetisch aus Heine's Nordseebildern, während ich in der Gaststube meine Rodenjoppe zum Ofen hängte und einen Pfiff Wein bereits mit den Augen verschlungen hatte, ehe der dienstbare Geist das Seidel recht niedergestellt hatte.

Kühtai ist eigentlich nichts als ein gemauertes Alpenhaus, wie ein solches nur viel netter die Chorherren der Abtei Wiltau bei Innsbruck in der Kühtai nahegelegenen Alpe Lifens gebaut haben. Es beherbergt auch Fremde, ist eigentlich ein Sommerfrischort, wo man vorzügliche Forellen aus dem eine Stunde südlich davon gelegenen Finstertthaler See, der eine Stunbe im Umfange hat, bekömmmt. Da aber in den Alpenregionen, namentlich in so unmittelbarer Nähe, man könnte fast sagen, am Fuße des Deythaler Gletscherstockes, die Jahreszeiten noch nicht so feindlich sich geschieden haben, sondern recht patriarchalisch neben einander haufen, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn im Erntemonat der Ofen glüht, als hätte sich der Molochdienst hieher in dieß Alpenthal retirirt, so daß sich ein Stadtkind, welches sich gelegentlich daran erinnert, wie daheim die Kaster Brennholz zwölf Gulden kostet, ganz fabelhafte Begriffe von dem immensen Reichthum dieser Aelpler macht, die so „einkleien“ können und nicht längst schon aufgehaust haben.

Darüber ein paar Worte im Ernst. Es ist wirklich auffallend, wie unökonomisch unsere Bauern, namentlich in den Seitenthälern, mit dem auch bereits bei uns sehr rar werdenden Artikel umgehen. Ich will gar nicht reden davon, wie viele kleinere Aeste im Walde nutzlos verfaulen, weil auch die Armsten sich nicht die Mühe nehmen, dergleichen zu sammeln, nur von den eigentlichen forstwirthschaftlichen Todsünden will ich etwas sagen.

Der Bauer haust mit seinem Capital, das in den Bäumen steckt, etwa so, wie ein unverantwortlicher Minister mit dem Staatsäckel. Schlägt er Holz zum Verkauf oder Bau, so wird nicht lange gewählt, ob jung oder alt, an gefährlichen, Murrbrüchen zugänglichen Stellen oder nicht — gleichviel, er schlägt; der Herrgott ist ein guter Mann, er läßt schon wieder wachsen. Vom Anpflanzen oder gar von regelmäßiger Pflege der jungen Stämme hat er nie etwas gehört, ergo! Uebrigens hat er auch keine Zeit dazu; denn an den zahlreichen Bauernfeiertagen, z. B. den Aposteltagen, muß er beim „Neuwirth“ oder sonst irgendwo einen „Karter“ machen, oder er geht „Meisen fangen“ und was dergleichen nothwendige Geschäfte mehr sind. Durch das bereits oben berührte Aufrechen der Waldstreu, wozu die recht Intelligenten Eisenrechen benützen, verdirbt er sich, wo er die Sache dumm genug anstellt — und das trifft der Bauer leicht — meist so gründlich, daß von Nachwuchs auf lange hinaus keine Rede sein kann. Wo, meist ohne sein Verschulden, dennoch ein Anflug sich gebildet hat, jähnt er dieß Verbrechen halb, indem er Ziegen und Schafen dort ihren Weideplatz anweist. Dazu kommt noch der unsinnige Holzverbrauch im Haushalt. Schwach gerechnet, könnte er jahraus jahrein ein Drittel davon ersparen; aber die Stube muß dampfen von früh bis spät, als ob er den Winter hindurch kontinuierliche Schwitzbäder gebrauchen müßte. Da liegt er nun mit der dicksten Lodenjoppe und einer ungeheueren Pelzmütze ausgerüstet auf der Ofenbank und verpestet die Luft mit seinem Tabaksqualm. Ich könnte es in dieser Atmosphäre nicht zwei Stunden aushalten. So trifft man es an den meisten Orten Oberinntals, und kein Mensch braucht sich zu wundern, wenn das Holz jährlich theurer und feltner wird. Doch beginnt man in manchen Gemeinden allbereits den groben Fehler einzusehen, und die Regierung thut auch das Ihre, daß wenigstens in fünfzig Jahren eine Besserung zu erwarten steht.

Ja, das sind die dicksten Schattenstriche im Culturbild, wie es uns im Land am obern Inn entgegentritt: Alpenwirthschaft und Forstcultur; hier ist noch immer am wenigsten ein Aufschwung zu bemerken und thäte doch gar sehr Noth.

Doch kehren wir nun nach Kühtai zurück. Der Schmarz ist glücklich fertig geworden und gar nicht einmal angebrannt, was der Mandl sonst nicht alle Tage passirt. Zum Beweis, daß der spartanische Heldensinn quoad schwarzer Suppe noch nicht ganz von der Erde verschwunden, versuchte ich es sogar, die dortige Brausuppe dem Assimilationsproceß zu überliefern, aber viele Nachfolger fand der erste „Löffel voll“ nicht. Desgleichen war der Wein — vielleicht war er in der Kühtai selbst gewachsen — von jener perfiden Sorte, die selbst die berühmtesten Vinologen in Verzweiflung bringt, wenn sie entscheiden sollen, ob es eher ein Preiselbeerendekokt oder die Quintessenz vom Safte wilder Aepfel sei. Kurz, nach dem ersten Seidel bekannte ich mich ganz zerknirscht zur Religion der Entsagenen, was ich sonst nie gethan in der Nähe von Rothwein.

Unsere Kleider waren nun ziemlich trocken geworden, der Himmel hatte die große Wäsche auch beendet, und die Sonne bligte manchmal recht schelmisch durch die Wolkenritzen, die liebe, freumbliche — — — halt! auf der Höhe des Schartenberges habe ich es bei mir selbst in jenem Schneegestöber geschworen, als Revanche, nie mehr etwas zur Ehre der Sonne zu schreiben; auch ich kann meinen Kopf haben!

Von Rüstai aus, in dessen Nähe es ganz prachtvolle Aussichtspunkte geben soll — gesehen habe ich davon nichts — führt ein sehr häufig betretener Pfad durch das Längthal über Bergmatten in das zur Gemeinde Detz im Detzthale gehörige Thal Dösfengarten, das sich in der Nähe des genannten Dorfes eröffnet. Ein anderer Weg führt über den Kreuzberg nach Sitz. Ein dritter Weg geht thalauswärts und folgt dem Zirmbach bis zu seiner Vereinigung mit der Melach, wo er dann mit dem Sellrainer Thalweg zusammentrifft. Diesen letzteren schlugen wir ein. Da es aber, wie der geneigte Leser längst gemerkt hat, mir bei meiner Darstellung weniger auf die Schilderung einer Alpenfahrt, als um die Zeichnung eines Culturbildes zu thun war, und ich „Sellrain und seine Bewohner“ getrennt von den Oberimthalern demnächst zu schildern gedenke, so müßte ich entweder die bis jetzt eingehaltene Darstellungsart verlassen oder mich in der versprochenen Skizze über Sellrain unnötig wiederholen. Drum nehmen wir besser Abschied bei der Zirmbacher Sennhütte. Auf Wiedersehen!

Volksbräuche der Alpenländer. *)

III.

Die tirolischen Erntegebräuche

von

Dr. Ludw. v. Hörmann.

Seit Mäh-, Dresch- und Brechelmaschinen den Kampf gegen Sense, Flögel und Brechel aufgenommen haben, seit die Feldarbeiten nicht mehr durchgängig von Familiengliedern und zuständigen Personen, sondern vielfach von zeitweilig aufgenommenen Dienstleuten, die die Brotsorge aus allen Gegenden zusammenführt, verrichtet werden, seit überhaupt, wenigstens die Hauptthäler von der nivellirenden Cultur immer mehr berührt, und zugleich die erleichterte Communication den Nutzgenuß der eigenen Bodenproducte paralyfirt, seit, mit einem

*) S. auch Bd. II. S. 310.

Wort, das patriarchalische Leben im Absterben begriffen ist, hat sich auch bei uns in Tirol von dem reichen Kranze volksthümlicher Bräuche, die die Berufsgeschäfte des Ackerbauers sonst begleiteten, gar manches verloren, ja man kann sagen, daß in ein paar Jahrzehenden die letzte Spur davon verwischt sein wird. Dies gilt besonders von den Ackerbestellungs- und Erntegebräuchen, welche, wenn sie sich nicht jetzt noch in die Notizbüchlein von Sammlern flüchten, für immer verwischt sind. Beweis hiefür ist das Unterinntal, wo noch vor 15—20 Jahren diese Art von Bräuchen in voller Blüthe stand, während jetzt nach allmählicher Einführung der Erntemaschinen kaum mehr ein derartiger Brauch geübt wird. Und da sich zudem in den tieferen, mehr abgeschlossenen Thälern, wo sich das Volksleben nie so mannigfaltig entwickelt, wie in dem Hauptthale, gerade die Erntegebräuche aus leichtbegreiflichen Gründen nie so reich entfaltet haben, so ist der Sammler schon jetzt in den meisten Fällen genöthigt, nur aus dem Munde der Tradition zu schöpfen. Auf die Wichtigkeit gerade dieser Gebräuche und auf den großen Werth, den sie für die Alterthumsforscher und Culturhistoriker haben, näher einzugehen, halte ich für überflüssig. Ich erwähne nur, daß diese Art von Sitten die ältesten sind, und daß sich in ihnen noch eine Unzahl von Beziehungen zur heidnischen Religion unserer Väter erhalten haben. —

Ich gebe daher im Folgenden die vorzüglichsten Gebräuche, die in Tirol beim Pflügen, Heuen, Ernten im engeren Sinne, Dreschen und in der Schwatze waren und zum Theil noch sind, wobei ich mich gewissenhaft jeder Vermischung gelehrter Hypothesenreiterei enthalten und mir nur dort die eine oder die andere wissenschaftliche Bemerkung erlauben werde, wo sie den Zweck des Aufsatzes nicht alterirt.

I.

Ich beginne mit dem Rosenläuten und dem Bärmaachen, welche beiden Ackerbestellungsgebräuche beim Pflügen im Zillertale geübt werden.

Wenn nämlich die „Heuerinnen“, welche hinter dem „Pflugheber“ und „Treiber“ die Furchen „hauen“, vor den Rossen vom Acker nach Hause kommen, so werden die letzteren bei ihrer Rückkehr mit Kuhglocken und Hausglocken feierlichst „eingeläutet“. Natürlich ist dies nicht häufig der Fall, und die Heuerinnen müssen sich schon sehr sputen und sich „gleim“ (knapp) hinter den Pflüger halten, damit sie nach Hause kommen, ehe jene mit der Abrüstung des Pfluges in Ordnung sind. Wirklich eine höchst einfache und naive Art, beide Theile zu größtmöglichem Arbeitsseifer anzuspornen!

Noch weit geistreicher ist das sogenannte Bärmaachen. Beim herbstlichen Pflügen hilft man sich nämlich im Zillertale, wie anderswo, gegenseitig nachbarlich aus und kommt zu dem Zwecke Tags vorher zu einem Mahl zusammen, um sich über Zeit, Reihenfolge und Anderes zu verständigen. Wenn nun Tags darauf die Arbeit beginnt, muß der betreffende Theil zusehen, daß er in der

anberaumten Zeit mit „Bauen“ fertig wird. Bleibt nach Ablauf der Zeit ein Stück unbebaut übrig, so wird dem Betreffenden zum Spott „der Bär gemacht“. Dieß geschieht so. Einer hüllt sich in Lappen und Decken ein, kurz verkleidet sich, so gut es geht, als „Bär“. Andere stellen Schützen, wieder Andere Hunde vor. Nun wird der Bär mit Gejohle über die Anhöhen gejagt, Acker auf Acker ab und schließlich „geschossen“. Er gibt dieses Ereigniß dadurch zu erkennen, daß er unter den Rain herunterfugelt. Dieses Schauspiel ist besonders an den sonnigen Lehnen (Seiten) des Harberberges üblich, von wo man oft den Lärm weit durch's Thal hört. Deshalb suchen die Leute schon Nachmittags mit der Arbeit fertig zu werden, damit ihnen nicht der „Bär gemacht“ wird.

Dieser Brauch ist uralt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß damit das althochdeutsche Liebsfragment: *ther heber (Eber) gat in litun etc.* zusammenhängt. Unter der Bezeichnung „Bär“ ist nicht Meister Petz zu verstehen, sondern ein männliches Schwein, dialektisch Bär, wie ähnliche unten folgende Bräuche bestätigen.

Der Ausdruck „Bärmachen“ oder „Bärschießen“ kommt in Oberinntal auch noch in anderer Bedeutung vor. Gibt man nämlich beim „Wässern“ abschüssiger Wiesen nicht gut Acht, so kann es leicht geschehen, daß ein Stück Wiesgrund unterspült wird und herabsinkt. Man sagt dann vom Betreffenden, dem es passiert: „Er hat einen Bären herabgejagt“. Auch das herabgeschwemmte Stück heißt „Bär“, in der Meraner Gegend „Fuchs“. Im Zillertale heißt überhaupt ein übrig gebliebenes Stück „Bär“. Im Neuhochdeutschen hat sich der Ausdruck noch in der Redensart „Einem einen Bären aufbinden“ erhalten.

II.

Höchst interessante Bräuche sind noch theilweise beim Mähen im Schwange. Doch ist auch, hiebei die ursprünglich tiefere Bedeutung derselben durch abhanden gekommenes Verständniß in eine mehr humoristische Auffassung übergegangen.

Fast allgemein ist noch das sogenannte Roberinnenlocken üblich, das an vielen Orten den originellen Namen „Hund aufgeigen“ führt. Wenn nämlich die Roberinnen oder Worgerinnen den Mähern mit Heu ausbreiten nicht nachkommen, so nehmen letztere den Weckstein aus dem Rumpfe und streichen damit drei Mal quer über den Rücken der Sense, was einen schrillenden, weithin vernehmbaren Ton gibt. Man sagt dann: der oder der haben sie „Hund aufgeigeit“ oder den „Hund gemacht“. Die Saumselige muß dann dem betreffenden Mäher das „Hagernestel“ geben, d. h. ein kleines Geschenk machen.*) Häufig ist es die Geliebte, der dieser Ruf gilt.

Der Ausdruck „Hund“ kommt auch als Benennung für die Heuschaber vor und ist seinem mythologischen Kerne nach ein theils schädliches, theils segnen-

*) Hagernestel von hagen = heuen; Nestel eigentlich Riemen, Schnürband.

bringendes dämonisches Wesen, das als Heupudel oder Graswolf in den wogenden Halmen hausend gedacht und nach weitverbreitetem Glauben beim Mähen der letzten Schwade gefangen wird. Nach seiner physischen Erklärung ist dieser Dämon nichts anderes als die Personification des Windes wie aus der Vergleichung verwandter Bräuche und Nebensarten hervorgeht. So wird im Wipptal der Wind geradezu „Hund“ genannt: „Wenn der Hund die Schöber umwirft: so werfe man ein Messer hinein“.*)

Gegenwärtig ist der ursprüngliche Sinn des Ausdrucks „Hund aufgeigen“ ganz verloren gegangen, und die bloße Spottformel geblieben. Der Begriff des Spottes liegt nicht so sehr im Worte „Hund“, als vielmehr in der Pantomime des „Geigens“. Ich erinnere hier an die in Deutschland unter dem Namen „Rübenschaben“ vorkommende Spottgesticulation, die darin besteht, daß man mit dem einen Zeigefinger quer über den andern streift. —

Eines andern Brauches beim Heuen muß hier noch Erwähnung geschehen. Sind die Leute auf den Bergwiesen mit dem Mähen fertig, so stellen sie sich in einen Kreis, schreien unisono drei Mal und wegen die Wehsteine auf den Senfen. Diese Sitte geht in's früheste deutsche Alterthum zurück. Ursprünglich brachten die Mäher, im Kreise stehend, mit ihrem Getränke dem Felde eine Spende dar, wobei sie unter Hutschwenken und dreimaligem Anschlag an die Sense den dreimaligen Ausruf „Wautan“ oder „Wold“ erhoben. Von dieser Trankspende, dem alten Wobelsbier, hat sich in Tirol, soviel mir bekannt, keine Spur mehr erhalten, der dankende Anruf des Göttervaters Wuotan aber ist zum dreimaligen inhaltslosen Schrei verkümmert.

III.

Am reichhaltigsten und wichtigsten sind die sogenannten Erntegebräuche, ich meine jene, die mit der Gewinnung und Einheimung des Getreides, sowie mit der weiteren Bearbeitung desselben, vorzüglich mit dem Dreschen verbunden sind.

Einer der ältesten hat sich im Unterpustertal erhalten.

Er dreht sich um die Gewinnung der letzten Garbe. Wen es nämlich die letzte Garbe zum Schneiden trifft, von dem sagt man, er habe den „Alten“. Er muß dieselbe nun aufstellen und davor laut ein Gebet, gewöhnlich das Vaterunser, hersagen. Die andern herum lachen und schreien. Es kommt übrigens hierbei auf die Fruchtgattung an, die geschnitten wird. Die letzte Weizengarbe zu erhalten, wird angestrebt, die letzte Roggen- oder Hafergarbe ist nicht beliebt. Wahrscheinlich gehörte, wie sich aus verwandten deutschen Bräuchen schließen läßt, die letzte Garbe dem- oder derjenigen, der sie gewann,

*) Wer sich über diese theriomorphische Auffassung des Windes des Näheren unterrichten will, lese die beiden interessanten Schriften W. Mannhardt's: „Roggenwolf und Roggenhund“, 2. Aufl. Danzig 1866; und „Die Korn dämonen“. Berlin 1868.

oder es war damit ein Geschenk, andererseits Spott verbunden. In Oberinntal erhält der Mägnar oder sonst eine arme Person eine Garbe.

Auch in Oberpustertal, wie ich den „Tirolerstimmen“ vom Jahre 1868, Nr. 65, entnehme, ist diese „echt christliche Sitte“ noch im Brauche. „Ist die letzte Garbe geschnitten, so knien alle Leute auf dem Felde um dieselbe herum und danken im lauten Gebete dem Geber alles Guten. Darum heißt diese Garbe auch allgemein „Betgarbe“.

Es unterliegt natürlich gar keinem Zweifel, daß dieses Gebet eine einstige, nun vorchristliche, Dankeshuldigung für Woban war, entsprechend dem früher erwähnten Brauche bei Beendigung des Mähens, es erinnert an ähnliche Gebräuche in Deutschland, wo noch gegenwärtig der letzte Büschel Getreide auf dem Felde für Wobans Pferd stehen gelassen, und von den Umstehenden ein Reim dabei gesprochen wird.

An diese Gebräuche bei der Gewinnung des Getreides auf dem Felde schließt sich ein ganzer Kranz von Vorgängen bei der weiteren Bearbeitung desselben, vorzüglich beim Dreschen.

Ich hebe hier aus der Unzahl von variirenden Bräuchen nur die completesten hervor. Denn es ist wirklich schwer, aus diesem Runterbunter sich die ursprüngliche Form jedes einzelnen zu construiren. Es handelt sich auch beim Dreschen, wie fast bei allen ähnlichen, um die Bearbeitung des letzten Stückes, der letzten Schwaige. Am ausführlichsten wurde mir dieser Vorgang aus dem Oberinntale mitgetheilt, wo er noch vor zwanzig, dreißig Jahren ausgeführt wurde.

„Im Verlaufe des Dreschens wird Jemand zum „Tennermeister“ ernannt. Dieser hebt beim Dreschen der letzten „Schanze“, die bereits ausgedroschen auf der Tenne liegt, plötzlich den Flegel. Wer alsdann den letzten Streich macht, der hat den „Hennendreck“ erschlagen. Helles Gelächter erschallt und gibt den Nachbarn das Signal, an dem nun folgenden Schwanke sich zu betheiligen. Einige binden schnell drei Kränze aus Stroh. Nämlich um den Kopf herum kommt ein Strang, darüber zwei andere in Kreuzesform gewölbt, so daß das Ganze die Gestalt einer Haube erhält. Auch Bänder, gewöhnlich sind es rothe, werden darein geflochten. Diese Strohmütze wird dem Betreffenden auf den Kopf gesetzt. Nun muß er einen Wagen besteigen, und die übrigen Drescher ziehen ihn jauchzend durch's ganze Dorf, dessen Bewohner auf den Höllenspektakel natürlich zusammenlaufen. Neben ihm auf dem Wagen sitzen zwei Gefährten, die ihn sorgfältig halten und ihn mit bauerlicher Höflichkeit behandeln. Nach dem Umzuge geht es zum Mahle, wobei der Delinquent den Ehrenplatz einnimmt. Er bekommt auch den besten Bissen, doch neben seinem Teller steht ein zweiter mit — Hennendreck, daneben Messer und Gabel. Den Strohkranz behält er auf, bis das Essen vorbei ist. Daß es während des Mahles an derdem Wit und Spott nicht fehlt, läßt sich denken.

An andern Orten, wie im Wippthal, wird der Delinquent von den Dirnen mit einem Strohbüschel gewürgt und mit „wiechem“ Ruß abgerußigt; wieder an andern wird ihm beim Mahle Alles zugeworfen. Im Eisackthale nimmt derjenige, der den letzten Schlag macht, das schon bereitete Strohband unter den Rock (wol unter die Schürze), läuft in die Stube, schlingt es der Bäuerin um den Hals, würgt sie und sagt: „Ob die Küchel außerkommen oder net?“ Am kommenden Samstage, gewöhnlich ist es der darauffolgende Tag, setzt es denn das Verlangte ab.

Wie man sieht, handelt es sich auch hier wieder um das doppelnaturige Wesen, das man im letzten Bündel Strohes versteckt und durch den letzten Drischelschlag entweder zu tödten oder zu fangen glaubt; im ersteren Falle erscheint es als böswilliger Korndämon, im zweiten als guter. Darauf beziehen sich die Ausbrüche: „Er hat den Henneler, die Los, die Sau zc. erschlagen“, oder: „Er hat die Sau oder den Harer; er hat den Zoll, die Los erwischt“. Daß man den Betreffenden als Fänger oder Tödter des Thieres ansieht, geht wol auch daraus hervor, weil in den meisten Fällen das getödtete Thier bei der darauf folgenden Mahlzeit figurirt. Gewöhnlich ist es eine größere Mabel oder ein Extrakrapfen, der auf den andern zu oberst thront, und den der Fetirte nebst Schnaps als Ersatz für die mit ihm getriebenen Schindlubereien erhält. Oft sind Stroh und Pollen — die Jungen der Sau — eingebaden. Der Krapfen führt die Namen: Hennendreck, Henneler, Harer, Drischlkönig, Sau, Los, Zoll, Vol, Scharpa zc. Dieselben Ehrentitel gehen auch auf den Geseppten über. —

Ähnlich sind die Gebräuche beim Dreschen der Erbsen, Bohnen, des Flachsamens und derartiger Fruchtgattungen. *)

Drei Tage im Appenzeller Ländchen.

Von

Emil Auer.

„Mit eigenen Augen Menschen und Länder zu sehen, ist besser als alle Reisebeschreibungen der Welt zu lesen,“ schreibt Thackeray in einer seiner schönen Novellen. Der Mann hat nicht Unrecht, obgleich er nichts Neues, sondern nur im Speciellen das weltbekannte Goethe'sche

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie,
Und grün des Lebens gold'ner Baum“

*) Da von den Brechelgebräuchen schon in einem früher erschienenen Aufsatze: „Der Flachsbaum in Tirol“, die Rede war (Vb. III. S. 241), so glauben wir uns mit einer Hinweisung darauf begnügen zu dürfen.

wiederholt. Aber damit kann der geistreiche Engländer doch kaum den Reisebeschreibern einen Vorwurf machen wollen, als ob ihre Beschäftigung eitler Dunst sei! Gewiß nicht. Sollten diese Ueberflüssiges beginnen, wenn sie den Glücklichen, die reisen können, im Voraus ein Gemälde von dem entwerfen, was sie bald selbst schauen wollen? Ist es nicht angenehm, sich im fremden Lande schon heimisch zu fühlen, sobald man es betreten hat? — Wer ohne Kenntniß der Gegend, des Ortes oder Landes, das er besuchen will, reist, gleicht in meinen Augen einem Blinden, der, im Dunkeln wandelnd, nicht im Stande ist, die Schönheiten der Außenwelt wahrzunehmen. Müssen andererseits nicht solche, die an Haus und Hof gebunden sind, dem Reisechriftsteller dankbar sein, den Reiz schöner Landschaften, die Anmuth lachender Gefilde, das Groteske wunderbarer Felsgestalten oder die Majestät eines Bergpanoramas wenigstens im kaleidoskopartigen Farbenspiele seiner Feder zu sehen, in seinem Wort das gewaltige Rauschen eines imposanten Wasserfalles zu hören? — All' diese Fragen mit Ja beantwortend, setze ich mich über jegliche Bedenken hinweg und bitte den freundlichen Leser, mir wieder ein Mal in's „Land der alten Freiheit und des alten Muths“ zu folgen. —

Wir hatten an einem schwülen Augusttage mehr als zwölf Stunden ununterbrochen im Waggon gegessen und freuten uns, als wir über die lange Lindauer Eisenbahnbrücke dahinfuhren, der nahen Erlösung. Der See und „Deutschvenedig“ lagen mondbegläntzt in lautloser Stille vor uns; die Luft war weich und wohligh, der Himmel zeigte das reinste Dunkelblau; es war eine vollständig italienische Nacht, wie uns Deutschen im Laufe eines Sommers nur wenige vergönnt sind. — Der Vergleich des guten Schwabenstädtchens Lindau mit der Lagunenstadt zerrinnt schon mit dem Austritt aus dem Bahnhof. Nicht die braunen, abenteuerlichen Gestalten von Gondolieren sind's, die Dich anrufen, sondern schwäbisch-spießbürgerliche Gasthofhausknechte mit farbigen, auf Stangen befestigten Laternen, die die Firmainschrift des betreffenden Hauses tragen. Jeder der Abgesandten hatte ein Häuflein unter seine Fahne resp. Laterne gesammelt, wir liefen herrenlos dahin. Einem der omnibusvertretenden Ehrenmänner fiel das besonders auf, und er glaubte uns um den Grund fragen zu müssen. Wir suchten ihm begreiflich zu machen, daß wir vorerst Bekannte aufsuchen wollten. „Aha, Ihr wollet umsonst logira“ — meinte der Edle. —

Mancher Andere hätte sich nach solch' ermüdender Fahrt nach Ruhe gesehnt, aber im dritten Decennium seines Lebens ist der Mensch zu Allem fähig; kein Berg ist ihm zu hoch, kein Wasser zu tief, kein Wetter zu schlecht — auch keine Thorheit zu groß, daß er sie nicht beginge, und keine Idee zu romantisch, daß er sie nicht ausführte — und doch erscheinen ihm alle Erinnerungen aus jener Zeit glücklicher Selbstbewußtlosigkeit bis zum Grabe im rosigsten Lichte. Wir hatten uns vorgenommen, die herrliche Mennnacht zu benützen, um noch selben Tag nach Bregenz zu kommen — aber nicht etwa auf der schönen Chaussee, die von Lindau dorthin führt, sondern mittelst Bahnfahrt. Unsere Lindauer

Bekannten, ehemalige Schulkameraden, die das Geschick nach „Schwäbisch-Benebig“ verschlagen hatte, waren bald gefunden, ihre Freude war groß, der Badenferwein, den wir mit ihnen tranken, nicht schlecht. Erst nach Mitternacht, als unsere Stimmung schon ziemlich gehoben war, theilten wir ihnen unsern Entschluß mit, daß und wie wir sogleich weiter zu reisen gedächten. Zuerst spiegelte sich eine fragende Verwunderung auf ihren Gesichtern ab, aber bald waren ihre nicht ungerechtfertigten Bedenken beseitigt, und wir ruderten, da ein Schiffer um solche Stunde nicht zu bekommen war, selbst in die schöne ruhige Nacht und in den von keinem Lüftchen bewegten See hinaus. Der zierliche Leuchthurm und der riesige Löwe des Hafens schwandten immer mehr aus unserm Blick, der See wurde immer breiter, schon schien er dem nach Westen gerichteten Auge eine Unendlichkeit; der Himmel war so weit über uns und das Wasser so schwarz unter uns, und der Mond stand ruhig und groß über dem Säntis und tauchte ihn und seine Trabanten in Silberfarbe.

Ich muß gestehen, es wurde mir damals ein wenig unheimlich zu Muth und verschiedene schauerliche „wenn nün“ zogen an meinem Geiste vorbei.

Bald stieg das alte Brigantium, wenn auch noch in unklaren Umrissen, terrassenförmig vor uns auf. Das hoch gelegene Kapuzinerkloster und die Pfarrkirche waren schon zu erkennen, dahinter die schwarze Masse des Gebhardsberges, auf dem wir heute den Sonnenaufgang abwarten wollten. In weniger als zwei Stunden war unsere romantische Raftsahrt beendet; am Molo von Bregenz war's noch so ruhig wie auf dem See; nur das leise Anschlagen der Wellen und der monotone Ruf des Nachtwächters unterbrachen die Morgenstille. Dieser Hafendamm imponirt dem Fremdling, außerdem muß er für die Bregenzer einen schönen Spaziergang bilden, er ist mit großen Quadern belegt, mit schönen Bäumen bepflanzt und mit einem eisernen Geländer umgeben.

Wir durchschritten das uralte Städtchen, dessen Name schon Strabo im Jahre 40 n. Chr. nennt, und das 100 Jahre später als Hauptstadt der römischen Provinz Rhätien figurirte. Ueber dem Thore, das von der obern in die untere Stadt führt, fanden wir noch ein römisches Basrelief, das die Epona, die Schutzgöttin der Pferde, darstellen soll, aber sehr verstümmelt ist. Am Clarissinenkloster Thalbach vorbei stiegen wir auf einem von mächtigen Eichen beschatteten Wege bergan und erreichten in dreiviertel Stunden die mit dunkeln Tannen bewachsene Felskuppe des Gebhardsberges, die einst das von den Grafen von Bregenz erbaute Schloß Hohenbregenz trug.

Graue Dämmerung deckte noch den Himmel, aber im Osten verkündete schon ein goldener Streifen den nahenden Tag. Die Wölkchen rötheten sich, zuerst rosig angehaucht, dann aber in Purpur glühend. Gar wunderschön war der Widerschein in den Wellen des tief unter uns liegenden Sees. Die immer stärker durchdringenden Strahlen zerstreuten bald die wallenden Nebel, die die Berge und die rebenbekränzten Ufer umhüllten. Der Riesenschleier theilte sich an verschiedenen Punkten und ließ uns Bilder sehen, die wegen ihrer

Umrahmung und des Effekts von einem meiner Freunde scherzweise mit magischen Rauchbildern verglichen wurden. Endlich stieg der flammende Sonnenball langsam und feierlich herauf; die Augen vermochten das Glänzen und Flimmern kaum zu ertragen. Der See flammte wie ein Feuermeer, jede Welle glich einem Funken; Wälder, Wiesen, Felser und Weingärten schimmerten, als wären sie von Perlen und Diamanten besät. In Licht schien mir die ganze Welt getaucht, in Gold und Purpur schien sie sich aufzulösen. Das gebotene Schauspiel war überwältigend, und wir konnten uns eines schauernden Entzückens nicht erwehren.

Auf der Altane des hier oben befindlichen kleinen Wirthshauses ließen wir uns nieder und riefen durch unsere ungebundene Lustigkeit die Bewohner nur zu bald und vermuthlich zu ihrem großen Verdrusse aus dem Schlafe. Unsern Mägen jedoch kam diese Ruhestörung trefflich zu staten; denn bald stand heißer, duftender Mokka auf dem Tisch.

Von der Altane sieht man senkrecht in die schwindelende Tiefe; die Aussicht aber ist bezaubernd schön. Man überblickt den See in seiner ganzen Länge bis Ludwigshafen und über Konstanz bis Naboltszell und die Phonolithegel des Hegau's. Zur Linken schaut man in den kühlen Grund, der den Bregenzerwald von den Vorarlberger Felsen scheidet, und aus dem die rauschende Bregenzerach hervorquillt, um sich im breiten Steinbette in den See zu stürzen, auf die alte Burg Wolfurt hinab. „Man möchte dem tiefen Thal gerne um die Ecke in die Runzeln und Schlünde des Bregenzerwaldes folgen,“ sagt G. Schwab.

Der Einblick in das Rheinthäl und in die Hochgebirge ist besonders überraschend. Zunächst ist es die Felsenwand des Ramor, die unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Der Absturz dieses Berges in das Thal wird von mehreren bewaldeten Terrassen unterbrochen, die sich bei der herrlichen Beleuchtung, die wir hatten, gar malerisch ausnahmen. Der gewaltige Säntis zeigt sich hier, ganz anders als in Lindau drüben, als riesiger, scharf abgegrenzter, niederwärts von tiefen Schlünden zerrissener, in ein Horn zulaufender Felsen, der von Schnee und Eis startt; die Hochgebirge des St. Galler Oberlands und Graubündens schließen den Horizont und das Rheinthäl ab. Wenn ich auch die Worte des bekannten Dichters Castelli:

„Wer dieß gesehen, kann unbekümmert sterben,
Für's Auge hat er nichts mehr zu erwerben,“

die sich in seinem begeisterten Gedichte im Fremdenbuche finden, nicht unterschreiben will, denn ich habe seither noch Großartigeres gesehen und keine Lust nach dem Sterben verspürt, so lasse ich den tiefgefühlten Worten des edlen Prälaten von Weissenberg volle Gerechtigkeit widerfahren:

Euch grüß ich, Uferfächer
Des Bodensee's entzückt,
Wie einen Freudenbecher
Hat euch Natur geschmückt.

Gleich Hesperiden blühend,
Nacht euer Zauberkreis,
Im Schmelz der Farben glühend,
Die Stirn im Gletschereis.

Wohl manchen See's Gestade,
Die Höhn um manche Bucht,
An manchem Strom die Pfade
Hab' ich mit Lust besucht;
Doch, gleich dem Morgensterne,
Der stets erfreut den Blick,
Zog mich dein Bild von Ferne
O See! zu dir zurück.

Ich habe seine Gefühle im Innersten mitempfunden.

Außer dem Wirthshause, das uns doppelte Genüsse bot, muß ich noch das Wallfahrtskirchlein erwähnen, das wie ersteres aus den Steinen des Schlosses erbaut ist und alljährlich Tausende auf die Höhe lockt. Besonders am 27. August, dem Todestage des heil. Gebhard, soll es hier oben gar lebhaft zugehen. An diesem Wallfahrtstage steht im alten, verfallenen, schattigen Burghofe ein mit Blumen geschmückter Altar, an dem ein Kapuziner predigt und Messe liest. Die Zahl der Andächtigen aus dem Rheinthale, dem Bregenzerwalde, dem Montafon und dem Allgäu soll dann das Plateau kaum fassen. Auf den Waldpfaden und unten in der Stadt wogt die buntfarbige Menge, in der besonders die Bregenzer „Schmelgen“ *) mit ihren faltigen Röcken aus schwarzer Glanzleinwand und in ihren mit Otterfellen verbrämten Kappen und goldbortigen Wiebern auffallen. Im Kirchlein ist übrigens wenig zu sehen; die Gegenstände, die frommer Aberglaube in andern Wallfahrtskirchen, besonders in Altbayern, herbeigeschleppt hat, fehlen fast ganz. In der Sakristei zeigt ein Bild, wie das frühere Schloß gar imposant ausgesehen haben mußte. Von letzterem fand ich nur noch einiges Mauerwerk und ein Thor mit einer Madonna aus Sandstein und dem Wappen der Grafen von Bregenz, alles von üppigen Schlingpflanzen umrankt; ein schöner Vorwurf für Poeten mit romantischer Aber.

Wir warfen der zu unseren Füßen ausgebreiteten unvergleichlichen Landschaft noch einen Abschiedsblick zu und stiegen, dieß Mal auf der Südseite, herab, da wir denselben Tag noch über den Rhein nach Altstädten wollten. Die Folgen einer verlorenen Nacht machten sich zwar bereits bemerkbar, aber doch marschirten wir, da die Luft kühl war, tapfer vorwärts. Nachdem wir die Bregenzeraach auf der trefflichen Feldkircher Landstraße überschritten hatten, bogen wir rechts nach Fard ab und erreichten gegen elf Uhr Höchst, hier setzten wir über den aus dem Schooße des Rheinthals sich hervormwälzenden Rhein und sagten damit den schwarzgelben Pfählen Valet. Höchst ist ein stattliches Dorf, das unter Bäumen zerstreut liegt und mit seinen hübschen Gärten

*) Mädchen.

und seinem bunten Blumenflor allerliebste aussieht. In St. Margarethen, das vis-à-vis von Höchst bildet und bereits auf Schweizer Boden liegt, machten wir Mittag. Der freundliche Ort liegt in einem wahren Obstbaumwalde, vom Bahnhofe aber bietet sich ein unvergeßlich schöner Rundblick: im Vordergrunde der Gebhardsberg und die Thaleinsenkung der Bregenzeraach, dann auf einem Vorberge die Wallfahrtskirche Bildstein und hinter ihr der Steinsberg, Rosen und Loreno; dann wieder mehr vornen die pyramidenförmige Staufenspiß, das Hochäpli und der breitgestreckte Schönmann. An der Bergeshalde rechts oben steht das Schloßchen Bergsteig mit einem runden Thurme, rechts davon Apfelberg, höher links der ehemalige Rittersitz Schöfflisberg. Raum hatten wir das schöne Thalbild in uns aufgenommen, da brauste der Zug von Norschach daher; es ertönte das kategorische „Instiega!“ *) des Schaffners, und wir fuhrten raschen Laufs das prächtige Rheinthäl hinauf, das uns bei der klaren Abendbeleuchtung gar herrliche Bilder schauen ließ. Nach Zurücklegung der großen Curve, die sich um den Felsenpfiler des Monstein windet, erschließt sich die erste große Thaleinsicht auf die Alpen des firnumlagerten Rhätikon und auf den Säntis, Ramor und Hohenkasten. Von hier ab ist der Thalkessel reich mit Wein gesegnet, die Gegend starrt von Nebengeländen; dazwischen leuchten Burgen, Schlösser und Dörfer hervor. Ich fand einige Aehnlichkeit mit dem paradiesischen Etzthal zwischen Meran und Bozen. Bei Heerbrugg entfaltet sich das Appenzeller Gebirge vollkommen. Links aber erblickst Du im Fürstenthume Vechtenstein die zerklüfteten drei Schwestern, im Hintergrunde die kühn geformte Rhätikonkette, aus der Tiefe die hervorragenden Felsenhörner der Scesaplana mit dem leuchtenden Brandner Ferner, den Calanda bei Thur und die prachtvollen Gebirgskette der Grauen Hörner. Es dunkelte bereits, als wir in Altstädten ankamen, und wir waren froh, in den gastlichen Räumen der „drei Könige“ für unsere müden Glieder Ruhe zu finden, der wir uns aber auch hingaben, bis am andern Tage die Sonne hell durch die Gardinen schien, hatten wir doch für zwei strapaziöse Tage zu schlafen. —

Neugestärkt wanderten wir am andern Morgen aus dem wohlhabenden Städtchen die schöne Ruppenstraße hinan, die uns in vielen Serpentinien in zwei Stunden nach Trogen führte. Die erste Hälfte dieses Weges ist reich an schönen Rückblicken auf das 1500 Fuß tiefer liegende Rheinthäl, die zweite, durch den Goldachtobel, jedoch ziemlich monoton. Von hier schlugen wir, um am schnellsten nach dem berühmten Molkencurort Gais zu gelangen, den Fußweg über den Gäbris ein, abermals mußten ca. 1000 Fuß gestiegen werden, dieser Weg aber ist äußerst lohnend. Auf der Höhe des Berges bei der Signalfänge ist die Aussicht durch Wald noch ziemlich verdeckt, wenige Schritte weiter findet sich ein willkommenes Wirthshaus, in dem wir bei einem trefflichen

*) Einstiegen!

Schoppen Markgräfler und mit Hilfe eines genauen Teleskops das schöne Panorama genossen. Das Thurgau, der ganze Bodensee und die Vorarlberger Bergkette bilden die nächsten Nebuten; im Süden aber thut sich eine Welt von Spitzen und Fernern auf; im Vordergrund zu unsern Füßen liegt Gais, in gerader Linie darüber im Mittelgrund „die weiche Ebenalp, gleich einem gepolsterten Sammtkissen auf der Felswand, in welchem das Wildkirchlein sich birgt“. Zu den letztgenannten beiden Perlen des Appenzeller Ländchens zog uns die Sehnsucht freudeverheißend.

Nach einer Stunde steilen Absteigens trafen wir in Gais ein. Der Tisch in der „Krone“ war trefflich, nicht weniger der Karthäuser Wein. Die Aussicht auf den Säntis ist prächtig, und die Molke mag sehr gut sein; wie aber Aerzte Brustleidende hieher schicken können, in diese hohe, rauhe Lage und diese schattenlose Umgebung, das blieb mir unbegreiflich. Kurz hinter Gais tritt man in den Bezirk Innerrhoden ein. Ich wußte zwar, ehe ich den Canton Appenzell betrat, daß die Gegensätze in den beiden Bezirken sehr schroff sind; die Wirklichkeit jedoch übertraf meine Vorstellungen noch. Es ist nicht nöthig, daß Du in's Innere eines Hauses trittst, um den Contrast wahrzunehmen, er ist schon, abgesehen von der Landschaft, am Aeußeren der Wohnstätten bemerkbar. Beide Bezirke sind durch die Religion streng geschieden: das Fabrikland Außerrhoden ist durchweg reformirt, das Hirtenland Innerrhoden ausschließlich katholisch; dort Wohlhabenheit und Thätigkeit und in den Wohngebäuden sogar ein gewisser Luxus, der Webstuhl und Stickerinnen finden sich fast in jedem Haus; hier ein nur von Viehzucht und Milchwirthschaft in kleinen zerstreut liegenden Häuschen und Hüttchen lebendes Hirtenvolk, das seine malerische Tracht, Volksitten und Spiele bis heute beibehalten hat. Während Außerrhoden in Allem fortgeschritten und auf der Höhe der Zeit steht, finden sich in Innerrhoden noch die mittelalterlichen Anschauungen im Glauben, Recht und Gemeinwesen.

Es nahte der Abend, als wir in's gemüthliche Städtchen Appenzell einzogen. Capellen und Bildstöcke aller Art hatten uns auf der letzten Strecke des Weges begleitet. Große und kleine Glocken läuteten, die ehrwürdigen Gestalten von Kapuzinern schritten durch die belebten Straßen und vor den Häusern saß Groß und Klein und gab sich beschaulicher Abendruhe hin. Es war Markttag. In der Mutterkirche, einer „mittelalterlichen Schönen im modernen Kleide“, verrichteten noch Hunderte ihre Andacht, meist Weiber; die Einen beteten inbrünstig, die Anderen musterten uns neugierig. Im altberühmten Gasthof zum „Hecht“ hatten wir Gelegenheit, die Landestrachten in allen ihren Abstufungen und modernen Metamorphosen zu studiren. Von der Unterhaltung des lustigen Völkchens verstanden wir kein Jota; es ist der schrecklichste der schrecklichen Schweizerdialekte. Bis spät in die Nacht dauerte Gesang und Tanz, wir aber fielen beßensungeachtet in tiefen Schlaf.

Lächeln und klar lag der Morgen über Appenzell. Die Luft war so blau und die Sonne so golden, und die Schneekuppe des Säntis glänzte so bezaubernd.

daß wir uns Meilenstiefeln wünschten, um damit auf die verklärten Höhen zu eilen. Von den Weiden tönte das Heerbengeläute und das Tobeln der Semmen; durch die Luft rauschte der metallreiche Flötengesang der Amfeln. Bald lag das Städtchen mit seinem alten Rathhause, seinen finstern Klöstern und seiner weiten, hellen Kirche hinter uns. Im Weißbad, das wir in weniger als einer Stunde erreichten, wandelten Kurgäste aus aller Herren Länder, wirkliche und eingebilbete Kranke, und schlürften begierig die süßliche, grüne, heiße Ziegenmolke; darunter waren viele recht schläfrige weibliche Gesichtchen, denen man den Verbruß über die unabänderliche ärztliche Vorschrift ansah, aber auch kokette, französische Augen bligten zu uns herüber. Uns hielten die koketten Augen so wenig als die schläfrigen, auch keine Ziegenmolkenegelüste verspürten wir; es trieb uns mächtig hinein in die Berge, hinauf zum Wildkirchli und zur Ebenalp, den Orten meiner langjährigen Sehnsucht.

Durch saftig grüne Wiesen und nur allmählich ansteigend führt der Weg über die „Tribern“ und Bodmeralp zum Fuß der vertikalen Felswände, die wie Mauern einer gewaltigen Naturfestung emporstreben, und in deren Höhlen das Wildkirchli liegt. Plötzlich befinden wir uns auf einer Gallerie, die frei über den Abgrund hinausragt und scheinbar abbricht, der Weg windet sich dann wie eine Schlange um den Felsen. Wo das Gestein ein Pflänzchen aufkommen läßt, sprießen aromatisch duftende Primeln und azurblaue Gentianen. Nun geht's auf abschüssigem Gestein an einen Steg, der auf zwei Felsblöcken ruht, die ein grauenhafter Abgrund trennt. Nur noch wenige Schritte, und wir befinden uns vor der ersten Grotte, in der das Wildkirchli wie ein Schwalbennest in einer Nische liegt. Zschokke nennt das Walbkirchlein „ein fantastisches Gebilde der schöpferischen Natur!“ und sagt weiter: „Nicht romantisch darf ich diese Stelle nennen, sondern lieber einen Roman selbst, mitten in die Alpen hineingebaut, abenteuerlich und seltsam, dem nur noch die belebenden Gestalten aus den Phantasien Walter Scotts abgehen“. Auch dieser letztere Wunsch Zschokke's ist seit Jahren erfüllt. Das Wildkirchli hat seinen Walter Scott und seine „belebenden Gestalten“ gefunden. Wer von meinen freundlichen Lesern den prächtigsten unserer neueren Romane, Scheffel's Ekkehard, gelesen hat, dem wird schnell die ganze Vertiklichkeit und die plastischen Figuren, mit denen sie der liebenswürdige Dichter belebt hat, vor Augen treten. Vor meinem Geiste zogen damals die Schlußcapitel des farbigen, einzig schönen Romans vorbei, den ich gewiß schon ein Duzend Mal gelesen und deshalb Zeile für Zeile kenne. Wie der liebesranke, schöne Mönch hier herauf in die Wildniß und Einsamkeit floh, um sein wundtes Herz zu heilen, wie er am wackern treuherzigen „Alpmeister“ und seinem Töchterlein, der schalkhaften „Benedicta“ theilnehmende Seelen fand, wie die ihn umgebende herrliche Natur, die Vergluth und der Waldesduft ihn wieder frisch, frei und gesund machten, wie er hier das „Waltarlieb“ dichtete, „das ehrwürbige Denkmal deutschen Geistes, die erste große Dichtung aus dem Kreis heimischer Helbenlage“, wie er

es jener Bärin zuerst vorgelesen, die er aus einer Lawine mit hervorziehen half, und die ihm dafür mit Dankbarkeit zugethan war, wie er, als der Herbst und mit diesem die Kälte kam, Abschied nahm von seinen liebgewonnenen Hirten und dem stillen Verglehen, da es ihm klar geworden, „daß die Einsamkeit nur eine Schule für's Leben ist, nicht das Leben selbst“, wie er seine geringe Habe und sein Theuerstes, das Waltparadies, einpackte und als er herabstieg, sang:

„Jahr wohl, du treuer Sântis, der treu um mich gewacht,
Jahr wohl, du grüne Alpe, die mich gesund gemacht.
Hab Dank für deine Spenden, du heil'ge Einsamkeit,
Vorbei der alte Kummer — vorbei das alte Leid.
Geläutert ward das Herze und Blumen wuchsen drin:
Zu neuem Kampf gelustig, steht nach der Welt mein Sinn.
Der Jüngling lag in Träumen, dann kam die dunkle Nacht;
In scharfer Luft der Berge ist jetzt der Mann erwacht!“

Als diese poesiereichen Scenen und Bilder, sie standen in jener Stunde so lebhaft vor mir, als wenn sie ein Stück miterlebter Wirklichkeit gewesen wären. Formlich weh that es mir deshalb später, als ich der Geschichte des Wildkirchleins entnahm, daß selbes erst im 17. Jahrhundert den Grund zu seiner jetzigen Berühmtheit legte, und daß es nur poetische Lizenz ist, wenn Schöffel seinen Ekkehard schon im 10. Jahrhundert dort oben hausen läßt.

Osenbrüggen erzählt, daß man zuerst im Jahre 1610 in der Grotte einen kleinen, verfallenen, hölzernen Altar mit verwitterten Kreuzen besetzt und daneben einige Menschenknochen gefunden habe, so daß man vermuthen könnte, es habe vor Menschengedenken ein büßender Eremit hier Ruhe gesucht und gefunden. Bei einer „Alpensagung“ im Sommer 1621 wählte der Kapuziner P. Philipp Tanner die Höhle zu einem Orte der Andacht und hielt auch dort mit bischöflicher Erlaubniß später mehrere Male Amt und Predigt. Als er aber von Appenzell nach Freiburg versetzt wurde, unterblieb solcher Gottesdienst, und die primitiven kirchlichen Einrichtungen verschwanden. Nach fast 30 Jahren kam dieser Pater wieder in seine Heimath und erkundigte sich sogleich nach dem Wildkirchli. Die Nachricht von dessen Verfall schmerzte ihn, und er versuchte verschiedene Personen für die Erneuerung zu interessiren, was zwar vorerst keinen Erfolg hatte, bis der im Jahre 1653 zum Pfarrer in Appenzell gewählte Dr. Paul Umann für die Sache gewonnen wurde. In dem zunächst zwischen Zürich und Schwyz entstandenen Religionskriege rieth Pfarrer Umann, bei annähernder Gefahr die Kostbarkeiten der Kirche und des Landes Appenzell-Innerrhoden in's Wildkirchli in sichern Schutz zu bringen. Dadurch wurde zwar die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen stillen Ort gezogen, aber ohne die Energie und Opferbereitschaft des Pfarrers wäre die Sache nicht weiter gekommen. Aus seinen Mitteln wurde der Altar in der Felsencapelle eingerichtet, die Sakristei mit den nöthigen Ornamenten versehen, ein Häuschen mit Stube und Kammer daneben gebaut und ein sicherer Zugang durch eine über die auseinander klaffenden

Felsen gelegte Brücke ermöglicht. Am St. Michaelsfest, 29. September 1657, hielt er dort vor einer großen Volksmenge Hochamt und Predigt, aber er sollte noch in eine nähere Verbindung mit dem Felsendom kommen. Streitigkeiten mit der weltlichen Obrigkeit, welche das Einkommen der Pfarrpfürnde in Appenzell schmälerte, verleiteten ihm das Pfarramt, und der Tod trauer Freunde befestigten in ihm den Wunsch, sich von der Welt zurückzuziehen. Das liebe Wildkirchli durfte er gleichsam als seine Schöpfung betrachten, und dahin eilte er von der Kanzel weg, als er in Appenzell seine Abschiedspredigt gehalten hatte. Noch war es Sommer und die Einsamkeit nicht groß, denn die Hirten von den nahen Alpen kamen fleißig herab und heran zum Gotteshause, das sie als ihr recht eigenes Heiligthum ansahen, auch an Wallfahrern fehlte es bald in Wildkirchli nicht, und der zum Eremiten gewordene gelehrte und berebte Pfarrer hielt manche Bergpredigt und spendete manchem bekümmerten Herzen geistlichen Trost. Als aber die Herbststürme durch die Wälder brausten, als die Alpen leer wurden, und der „biedere MauerSpecht“ und die Schwalben in ihre Winterquartiere gezogen waren, da war der Eremit mit seinem Diener vereinsamt, und als der Winter mit seinen gewaltigen Schneemassen gekommen war, da stand oft für lange Zeit das Wildkirchli von der Menschenwelt ganz abgeschieden, dem Himmel näher als der Erde. Der fromme Mann hatte die Einsamkeit gesucht und gefunden, und es gelüstete ihn nicht wieder, hinabzusteigen in das Gewirr des Menschenlebens, aber er mußte sich der Bestimmung seiner geistlichen Oberen fügen, und nachdem er zwei Sommer und zwei Winter, welche er in seinem Tagebuche, der Rechenschaft über sein inneres Sein, als die seligsten Tage seines Lebens verzeichnete, im Wildkirchli gewohnt hatte, nahm er die Probstverwaltung eines adeligen Fräuleinstiftes in Lindau an. Eine gefährliche Krankheit riß ihn aus seiner langjährigen Wirksamkeit bortselbst; in seiner Heimath Appenzell genas er und stieg, als er wieder die nöthige Kraft in sich fühlte, hinauf in seine ehemalige Einsiedelei. Erlaubte ihm auch seine Gesundheit nicht, dort zu verbleiben, so hielt er doch bis zu seinem Ende am Schutengelfest im Juli und am St. Michaelstage, den Hauptfesten des Wildkirchli, Gottesdienst dort oben und sorgte in seinem Testament durch eine Stiftung dafür, daß die originellen Einrichtungen in jener Felswüste erhalten bleiben konnten. Es ließe sich zwar mit der Chronik des Wildkirchleins noch manche Seite füllen, meine Arbeit ist aber nicht speciell genug dazu. Der letzte der Waldbrüder hatte ein jämmerliches Ende. Er stürzte beim Laubbrechen über eine Felswand hinab. Mit Lebensgefahr holte man seinen Leichnam aus der Spalte herauf.

Der Besuch der Ebenalp, von der wir nur durch ein Stück Felsen getrennt sind, schließt unsern Ausflug. Durch einen langen feuchten Tunnel, vom Wirth mit einer Fackel geleitet, treten wir hinaus auf die schönste, blumenreichste Alpe, die ich in meinem Leben gesehen.

Die Sonne steht zwar nicht mehr hoch, aber der Himmel strahlt im tiefsten Blau des unendlichen Aethers, und unsere Aussicht ist erhaben und fast grenzenlos. Wie potenzirt wären aber die Reize der Ebenalp, wenn heute eines jener Aelplerfeste stattfände, deren Berühmtheit weit über die schweizerischen Grenzen hinausgeht. Doch:

„Bald versank die Sonne; des Waldes Riesen
Hoben höher sich in die Lüfte, um noch
Mit des Abends flüchtigen Rosen sich ihr
Haupt zu bekränzen —“

und wir waren zufrieden mit dem Reichthum der Bilder, die wir in den wenigen Tagen erschaut, und stiegen beglückt in das Rheinthäl hinab.

Aus den Entdeckungsfahrten eines Musikfreundes.

Von L. F.

II.

Durch's Salzkammergut, Salzburg, Berchtesgaden und Nordosttirol.

(Schluß.)

Leider nahte der Zeitpunkt, da wir an den Rückweg denken mußten. Dieser sollte jedoch keine Flucht sein, sondern wie der Rückzug einer durch geschickte Manöver überflügelten Armee noch durch einige Offensivstöße maskirt werden, wozu wir Gebiete in Bayern und Tirol ausersehen hatten. Daher krochen wir bei tropischer Hitze in den kaiserl. königl. Eilwagen, der uns in der kürzesten Frist direct an den Schienenweg bringen konnte. Fünf stämmige Pferde schleppten uns die Höhe des Pötschen hinauf; wehmüthig blickten wir nach dem einzig schönen Aussee zurück, obschon uns weitere Naturreize erwarteten. Aber wie muß es dem sein, der da unten was Liebes zurückläßt, wenn so mit jeder der vielen Zickzackwendungen all die theueren Orte mehr zurücktreten und kleiner werden, wenn er bereits in den kalten Winter hineinfährt und nicht weiß, ob und wann er diese Gründe wiedersehen wird! Oben auf der Höhe öffnet sich manchmal ein großartiger Rundblick, dessen Schlußstein die gleißende Dachsteinmasse bildet. Warum aber ist dieser, warum so mancher andre preiswürdige Punkt noch nicht aufgenommen? Warum kam noch keiner unserer kunstinnigen Fürsten auf den Gedanken, alle jene unvergleichlichen Ansichten der deutschen Alpen, von denen fast durchweg nur todte Photographien oder giftig grüne

Farbenbrücke existiren, durch Künstlerhand verewigen zu lassen? Bereits liegt in den Arbeiten unserer Zimmermann, Scheuchzer, Heinlein, Spengel, Haushofer, Rottmann u. s. w. unschätzbare Material vor. Man sammle dasselbe, lasse die etwa fehlenden Landschaften noch ergänzen und vertraue das Ganze einem ausgezeichneten Stecher: das gibt ein Gebirgsalbum, wie es nirgends anders möglich ist! Ihm zur Seite sollte eine Sammlung von Gebirgsliedern gehen, welche bisher auch in den reichhaltigsten Volksliedersammlungen nicht hinlänglich vertreten sind. Es erklärt sich dies aus deren eigenthümlicher Melodik und Rhythmik, welche sie von allen übrigen Volksweisen so sehr unterscheidet, daß man ihnen nur gerecht werden kann, wenn man sie als eine ganz abgesonderte Species behandelt. Uebrigens ist die Menge der volksthümlichen Gebirgsweisen so groß, daß sie allein ein dickes Buch ausfüllen würden, und gliedert sich wieder nach Stämmen und Landschaften. In eine vollständige Sammlung würden ebensogut die provencalischen, sardischen und schweizerischen, wie die allgäuer, tiroler, kärnthner, steirer, oberösterreichischen und oberbayerischen Melodien gehören. Gemeinam ist allen Bergweisen der Jöbler, ein Refrain ohne Text, in dessen gebrochenen Harmonien sich die rein sinnliche Klangfreude, das übermüthige Spiel mit Schall und Widerhall in dem so vortheilhaft akustischen Gebirgs-terrain ausdrückt.

Am originellsten in Rhythmus und Melodie sind wohl die steirischen Lieder. Sie stehen zwar alle in Dur, aber der langsame $\frac{3}{4}$ Tact und die fast monotone Achtelbewegung verleiht ihnen einen ganz besonders wehmüthigen Charakter. Bei den langen Verszeilen ist der Gesang fast durchweg syllabisch. Noch größere Silbenanhäufungen fanden wir in den verwandten Salzburger Weisen; man betrachte z. B. folgende Melodie, die nebenbei noch an Fr. Schubert's unvergleichliches Lied „im Freien“ gemahnt:



u. s. f. bewundernswerthes Gedächtniß, solch ein vielleicht achtsrophisches Wörteraggregat auswendig zu merken! Die Begleitung wird zu diesem und ähnlichen Liedern in vollgriffigen Vierteln auf der Zither und Guitarre gerissen, und dazu noch von den sonst Unbeschäftigten mit Hand und Fuß markirt, so daß man ein Stampfwerk zu hören glaubt.

Vorstehendes Lied hörten wir in St. Agatha, wo wir links nochmals den lieben Hallstätter See unter uns erblickten. Schwere Wetterwolken hingen über den „Gosauhals“ herein; aber ein Windstoß trieb alles Gewölk in's Hochgebirge, wo wir braunrothe Streifen, wie Hagelschauer, langsam dahinziehen sahen. Jenseits des See stand noch weiß und blau, wie eine bayerische Fahne, das schöne Wetter; die Leute auf dem Felde beeilten sich, Heu heimzubringen, da sie auf die Nacht noch Sturm prophezeiten.

Auch hier hörten wir eine gar liebliche Volksweise, unläugbar steherischen Ursprungs:



Uebrigens bemerken wir auch im Oesterreichischen mit Bedauern, wie sehr, gleich dem Wasser der Binnenseen, das Volkslied zurücktritt. Die jungen Bauernbursche, die aus dem Militärdienst zurückkehren, bringen in die Heimath natürlich nur Reste jener musikalischen Menage mit, mit der sie die Regimentscapelle speiste. Diese aber ist nur beeinflusst vom Geschmack der Herren Officiere, die das am liebsten wieder hören, was sie an irgend eine Theaterprinzessin oder Ballbulcinea erinnert; der Soldat hört also nur moderne Opernstücke und Tanzweisen; nicht einmal zu Märschen verwendet man die alten kräftigen Volkslieder, obgleich z. B. ein Dessauermarsch, ein „Prinz Eugenius“ u. dergl. noch heute ihre ungeschwächte Kraft üben. Die Landsleute zu Hause werden durch die modischen Errungenschaften der Heimkehrenden so verblüfft, daß sie sich ihrer alten Lieder förmlich schämen. Fragt ein Forscher nach denselben, so schütteln sie die Köpfe voll Verwunderung und rühmen sich, von dem „alten dummen Zeug“ nichts mehr zu wissen; das sei nur noch für die Schulkinder, meinte eine Kellnerin, die wir über dem Trällern einer Volksweise ertappten. Das war in St. Gilgen; hier wurden die Pferde gewechselt; im blauen Mondlicht glänzte uns nochmals der schöne See an; dann ging's weiter in die Nacht hinein. Von Zeit zu Zeit zogen noch spärlich erleuchtete Fenster vorbei; wie heißen die Orte wohl? Jetzt sind sie uns gleichgültig; nur der Tag zeigt Unterschiede, und um diese uns einzuprägen, fragen wir nach Namen.

Nach ein paar weiteren Stunden dieser nächtlichen Fahrt stand links von uns ein schwarzer Riese auf: es mußte der Gaisberg sein, der bei Tag durch seine zebraähnlichen Streifen sofort kenntlich ist. Er sieht durchaus grün und harmlos her, aber sie sagen, er habe seine schlimmen „Mucken“; erst kürzlich seien drei Mädchen, die an einem sonnigen Nachmittage allein hinaufspazierten, oben in einem plötzlichen Sturm „verkommen“, und die eine ward erst nach drei

Tagen todt aufgefunden, während die beiden andern sich ebenfalls arg „verfallen“ hatten und noch an ihren Verletzungen darniederlagen. Langsam ähzt unser Wagen die letzte Höhe des Unigl hinauf; dann mit klirrender Sperrkette rollend hinab. Jetzt ist bereits Pflaster unter uns; im Mondschein blüht die Salzach, und rings umher ragen dunkle Schatten von Thürmen und Bergen. Der östliche Himmel dämmert in fahlem Licht: es ist drei Uhr Morgens, und aus dem Posthofs schleichen wir zum nächsten Hotel, um noch ein paar Stündchen Ruhe zu finden. Nach viermaligem Schellen schlurkt es mit schweren Tritten heran; ein unbeschreiblich kostümirter Hausknecht öffnet brummend und leuchtet uns in ein dumpfes Zimmer, dessen Fenster wir uns trotz der gefährlichen Nachtlust zu öffnen beeilen. Aber wir glaubten kaum geschlummert zu haben, so weckt uns ein gewaltiges Horngeschmetter — wie es scheint, die Reveille des kaiserlichen Jägerbataillons; sie ist ganz hübsch dreistimmig componirt, will aber kein Ende nehmen. Wenn die Kämpfer bei Solferino vor jeder Attaque solch ein Hornconcert abwarten mußten, so dünkt es kein Wunder, wenn die Schlacht durch verschiedene Verspätungen verloren ging. Als bald rückte die Morgenröthe an den Gebäuden herab und rief uns zu neuem Thun. Was uns das erste Mal die Ungunst des Wetters verdorben hatte, wurde heute rein genossen. Von der schattigen Höhe des Kapuzinerbergs besahen wir nochmals Stadt und Landschaft, dann besuchten wir Michael Haydn's Grabstätte im Kirchhof von St. Peter, und während wir im anstoßenden Stiftskeller ein echt ungarisches Frühstück mit Gulasch und Osner einnahmen, erschien eben ein ungarischer Regimentscapellmeister mit lauter Stimme die Freudebotschaft rufend: „Hat gewonnen Musik kaiserliche Preis ersten in Paris, Elen!“

Eben gedachten wir aufzubrechen und ergingen uns noch in Muthmaßungen über die Resultate dieser Concurrenz, zu welcher neben musikalischen Argumenten gewiß noch die Rücksichten politischer Etikette mitgewirkt hatten, als uns ein alter Freund „vom Metier“ begrüßte, der sich ebenfalls auf der Durchreise befand, und uns mit seiner pikanten Unterhaltungsgabe unvermerkt noch ein paar Stunden festzuhalten wußte. Sein reicher Schatz von Erfahrungen in einem bewegten Künstlerleben enthielt die drolligsten Anekdoten, und wir mußten besorgen, am Leser ein Unrecht zu begehen, wenn wir nicht wenigstens eine derselben als Episode hier wiedergäben. Wir lassen unsern Freund selbst erzählen:

Als ich vor etwa 20 Jahren in E. an der Hofcapelle angestellt war, trat eines Wintermorgens unser erster Clarinettist H. bei mir ein, um mich zu einer Concertrazzia in einer mäßig entfernten Provinzialstadt zu animiren: ein paar Kollegen hätten bereits zugesagt, auch ein Sänger, ein gewaltiger Baß vor dem Herrn, fahre mit, und die dortigen Honoratioren würden uns auf's Splendibefste fetiren. Zu jedem „Zug“ oder Abenteuer von jeher bereit, überdies an einiger Rangeweile leidend, sagte ich gerne zu, und an einem der nächsten Abende fuhrn wir fünfse, Jeder in schwarzem Frack, vor dem Hotel der Stadt an, in

welchem das „Concert“ stattfinden sollte. Als wir ausstiegen, flogen aus einem Fenster Brotkrumen auf unsere Köpfe. „Wir sind noch nicht hungrig!“ rief ich hinauf. Nachdem wir nun auf unsern Zimmern etwas Toilette gemacht, ließen wir uns zum Saale weisen. Dert an der Thüre fragte ein Kerl: „Haben die Herren Billeten?“ und sogar unsere Fräcke und Instrumente überzeugten ihn nicht von unserem Eintrittsrechte; endlich stürzte eine Art Vater der Stadt herbei mit den Worten: „Esel! die Herren Musiker da bezahlen nichts; ohne sie könnte ja das Concert gar nicht sein!“ Dann geleitete er uns zu einem Piano, und als wir nach einem Seitenzimmer fragten, wies er uns in der Ecke ein paar Stühle an, auf denen wir „ungenirt“ verweilen könnten. Indessen füllte sich das Local — Saal konnte man solch' finsternes, hölzernes Verließ nicht wohl nennen — langsam mit Publikum, darunter auch Weiber im Küchenornat, haarhäuptig und mit schmutzigen Schürzen, theilweise sogar Kinder auf dem Arm tragend. In erster Reihe saßen jene Honoratioren, von deren Noblesse uns der Clarinettist so Vielversprechendes erzählt hatte. Jetzt winkte einer derselben mit dem Finger, daß es angehen dürfe, und wir ließen also unser Beethoven'sches Clavierquintett in Es dur los, wobei das Auditorium sehr langweilig dreinsah; nur im Finale bei der Stelle



sagte einer der Vorderen ziemlich laut: „Ah, das ist aus dem Freischütz!“ (er hatte wol den Jagdchor in F dur im Kopfe). Wir hatten ein Fiasco d'estime, wie es unser Cellist nannte. Besser erging es dem grundgewaltigen Bassisten, der das angeblich von Mozart, eigentlich aber von Jaquin componirte Abschiedslied recht rührend daher schmetterte. Darauf kam H's Clarinettsolo; aber warum stutzte unser Freund beim ersten Tone, leckte wieder und wieder am Schnabel des Instruments und schnitt während des ganzen Stückes die grimmigsten Gesichter? Wir sahen lieber hinweg, um nicht in schallendes Gelächter auszubrechen; der Cellist hatte nämlich, wie er uns heimlich zuflüsterte, den Clarinettischnabel mit Creosot, einem zwar ganz unschuldigen, aber bösslich schmeckenden Zahnmittel eingestrichen. Sein Freund schoß wüthende Blicke herüber, und als er zu Ende war, ging er hinaus, auf schreckliche Rache an dem Urheber brütend, den er wohl ahnte. Bald sollte sich's zeigen: als das Cello solo kam, gab das Instrument schon beim ersten Strich keinen Ton; jämmerlich pfiß und winselte der Bogen über die Saiten. Ein homerisches Gelächter erscholl, und hätte unser Solist nicht zum Glück einen Reserverbogen gehabt, so war es um sein Solo geschehen. Der racheischnaubende Clarinettist hatte ihm nämlich den Bogen heimlich mit Pomade eingerieben. Damit war aber der Gerechtigkeit Genüge geschehen, und nun verlief alles Uebrige ungestört und sogar vortrefflich, so daß der Applaus immer stärker wurde. Am Schluß umringten uns die Herren, überschütteten uns mit Schmeicheleien und schleppten uns wie im Triumphe in

das Speisezimmer, auf daß wir mit ihnen den Abend verbrächten. „Nun paßt auf, jetzt werden sie gleich mit Champagner anfangen!“ flüsterte der Clarinettist geheimnißvoll. Richtig rief auch der Herr Bürgermeister dem Kellner, aber nur um uns die Speisefarte zu präsentiren. Wir wählten bescheiden, nur der Clarinettist bestellte umfassender. Da ergriff der Herr Stiftungspfleger das Wort, worin er für den gehaltenen Genuß im Namen der Stadt dankte und die Unmacht bedauerte, uns entsprechende Revanche zu geben; sie hätten uns jedoch eine kleine Ueberraschung vorbereitet und bäten uns, dieselbe freundlich aufzunehmen. „Aber um Gotteswillen!“ riefen wir, „Sie werden sich doch keine Unkosten gemacht haben?“ — „Durchaus nicht!“ war die Antwort; „hier sitzt schon die Ueberraschung: der Herr Stadtrichter nämlich, ein vortrefflicher Declamator, hat sich nur Ihnen zu Ehren herbeigelassen, wieder ein Mal eine Probe seiner Kunst zu geben“; und während wir noch nach Fassung rangen, begann der Ueberraschungsmensch bereits seinen Vortrag. Die mangelnde Qualität ersetzte er durch Quantität: besonders Kobell'sche Gedichte in hochdeutscher, pfälzischer und oberbayerischer Mundart mußten herhalten. Für jedes wurde er von seinen Kollegen mit unauslöschlichem Bravo belohnt, und er schien nicht an's Aufhören zu denken. Endlich riefen wir vernehmlich nach unserer Rechnung und bezahlten sie, ohne daran von Jemandem gehindert zu werden. Dabei schnitt der Clarinettist ein gar langes Gesicht; aber nochmals schien ein Hoffungsstrahl zu leuchten, es nahm nämlich der Herr Apotheker das Wort, um uns für den nächsten Tag einen prächtigen Vorschlag anzubieten. Schon lange sei nämlich eine Schlittenfahrt projectirt, uns zu Ehren wolle er deren Ausführung auf morgen veranstalten; Kosten hätten wir sehr wenig, der Mann bezahle nur einen Thaler u. s. w. Wir dankten höflich, da wir morgen wieder Dienst hätten. „Das ist wirklich Schade,“ sagte der Bürgermeister, „sonst hätte ich die Herren morgen Abend zu mir auf ein feines Souper gebeten.“ Aber wir blieben unerbittlich; nur der Clarinettist murmelte: „Wart' Philister, Du entgehst mir nicht“, und erklärte, für seine Person diese unwiderstehliche Einladung annehmen zu können, da er vollkommen frei sei. Wir Andern sprachen ihm noch zu, versicherten, wie sehr wir ihn beneideten, und empfahlen uns. Den nächsten Morgen fuhren wir lustig heim. Als H. einen Tag später zurückkam, erzählte er mit betrübter Miene, die Schlittenfahrt, bei der er zwei verblühte Fräulein zur Gesellschaft erhalten hätte, sei keine fünf Groschen werth gewesen; darauf habe ihn der Herr Bürgermeister wohl im Kreise seiner Familie, nachdem er noch sein ganzes Repertoire mit schauerlichem Accompanement habe durchblasen müssen, mit Thee und Kaltem regalirt und schließlich gefragt, ob er Wein vorziehe oder mit ihm sein gewöhnliches Bierhaus besuchen wolle; da habe er Schanden halber nicht umhin gekonnt, das letztere zu wählen, und habe ihm der Herr Bürgermeister noch drei Seidel Doppelbier zahlen wollen. Wir lachten ihn natürlich gehörig aus und ließen uns zu keinem Provinzialconcert mehr kriegen.

Noch ein Bonmot eines bekannten Tonsetzers erzählte uns der Unerlöschliche, das wir kurz mittheilen wollen. Einst sang nämlich eine ganz stimmlose Sängerin, die aber lebhaft gestikulirte, die „Jüdin“. Jener Tonsetzer fragte unsern Freund, was das für eine Oper sei. Dieser erwiderte verwundert: „Nun ja, die Jüdin!“ — „So?“ sagte jener, „ich glaubte, es sei die Stumme.“

Unerbittlich nahte jedoch die Abschiedsstunde; ein dicker Omnibus schickte sich an, unsern Freund zu verschlingen. Noch im Einsteigen begann er eine famosere Geschichte zu erzählen, wie sie einst einem Contrabassisten heimlich etliche 30 Maikäfer in das Instrument practicirt und diese beim ersten Strich ein gewaltiges Geseumm und Rumoren erhoben hätten. Aber wie man sie wieder herausbekam, erfuhren wir nicht mehr, denn plötzlich rasselte der Kasten dahin gegen Hallein, und auch wir sahen uns um ein lustiges Fahrzeug um, das uns binnen 2½ Stunden der grünen Ache entlang über Grödig und Schellenberg nach Berchtesgaden brachte. Dort soupirten wir in dem neuen, recht braven Gasthölzchen Weber's „zum Vab“, und da wir den Königs- und Obersee, die Schönaun und die Poststraße nach Reichenhall schon sattfam kannten, so zogen wir dies Mal noch am gleichen Abend in die Ramsau. Schon bei der sogenannten Engadei, wohin die Kinder von drei Stunden im Umkreis zur Schule gehen, noch ehe wir an die hochgelobte Wimbachklamm gelangten, ward's völlig Nacht. Raun unterschieden wir noch rechts oben das schwarze „Söldenköpfel“; nur der Scheitel des „Hochkaltner“ leuchtete im Schein des aufgehenden Mondes und ließ uns die Richtung nicht verfehlen. An vereinzelt, spärlich durchleuchteten Häusern vorbei gelangten wir nach zwei Stunden kräftigen Auserschreitens zum oberen Wirth, wo wir zahlreiche befreundete Maler und Sommerfrischler aus München, daneben auch treffliche Verpflegung, insbesondere eine Auswahl preiswürdiger Schnäpse fanden, wie sie dem Gebirgswanderer in allem Ernste gar heilsam, ja fast unentbehrlich sind. Hier sprubelt auch ein köstliches Trinkwasser, dessen man sich gar nicht genug zu schlucken glaubt. Als wir aber am nächsten Morgen das Thal überblickten, sahn deten wir vergeblich nach besonderen landschaftlichen Vorzügen: es ist enge und in seiner malerischen Gestaltung ziemlich unruhig; zwar fehlt es nicht an schönem Detail, aber das Ganze ermangelt der einheitlichen Wirkung; der Eindruck ähnelt jenem einer Weber'schen Clavierfonate. Auch der vielgemalte Hintersee entspricht nicht ganz der Erwartung: ein kleines, weit hinein reichendes Gewässer, aus dem längliche Tannengruppen herauswachsen; erst in der Mitte deutet die stahlgrüne Farbe auf größere Tiefe; schöner mag er von der Südseite sein, wo das grimmige Mühlfurzhorn, oder von der Westseite, wo der ehrwürdige Hochgöhl den Schluffstein bildet. Den westlichen Hintergrund schließen der Hirschbühl und die Roserer Berge, darunter das bei den Bergläufern beliebte Kammerlinghorn. Wir streben der Schwarzbachwaht zu, wo die berühmte Soolenleitung näher an die Straße tritt. Von nun an geht's rasch abwärts nach Bettenberg, einem unansehnlichen Dorfe, und in kurzer Zeit sehen wir

Reichenhall mit seinen Sub- und Kurhäusern vor uns. Zu den bisherigen Dämpfen gesellt sich nun auch jener hochwillkommene der Lokomotive. Die Gasthäuser sollen theuer sein und wenig befriedigen. Diese unsere Erwartung täuschte wenigstens der „russische Hof“ auf's Angenehmste; wir fühlten uns dort während des hereingebrochenen, ziemlich langwierigen Gewitters recht heimisch. Aber noch am gleichen Tage brachte uns der Dampfzug nach Ruffstein, und da das trübe Wetter wenig Aussicht gestattete, so laden wir den Leser ein, diese Strecke mit uns zu verschlafen, um in Tirol wieder aufzuwachen.

Eine ohrzerreißende Blechmusik machte uns plötzlich aus unserem Halbschlummer auffahren. Auf der Station Brannenburg waren in den benachbarten Waggon dritter Klasse fünf angesäuelte Unholde gestiegen, welche nun zur Erbauung der Reisegenossen nochmals ihr Repertoire durchbliesen, womit sie wol eine Bauernhochzeit verherrlicht hatten. Ueber die Tonarten schienen sie getheilte Meinung zu sein: das Althorn begleitete einen Esdur-Marsch beharrlich in B; die zweite Trompete lavirte ängstlich zwischen Es und As; aber der erste Trompeter war gewaltig und unverwundlich, wie Victor Scheffel's Rasmann von Säckingen; kaum glaubten wir ein Stück vollendet, so intonirte er wieder ein neues, und so ging's fort, bis die retardirenden Stöße des Zuges verkündeten, daß uns der Ruffsteiner Bahnhof aufgenommen hatte. Nach der nur noch formell gehandhabten Paß- und Zollvisitation schlenberten wir über die Brücke, deren sonst preiswürdige Aussicht heute noch durch lange Nebelschwaden verbüstert war. Gelbe, vom Regen durchweichte Anschlagzettel luden ein „hochpreisliches“ Publikum auf „Murachers Keller“ zu einer Gesangssoirée eines Wiener Volksjägers „mit Gesellschaft“. Auch wir folgten faute de mieux dieser Verlockung; aber trotz der hübschen Lage des Locals am brausenden, heute weißgelb einherströmenden Inn und des preiswürdigen Gerstensafstes kam uns bald die Neue an. Platteres, hornirteres Zeug hatten wir noch niemals gehört; dazu war die Stimme des Sängers einer jener „Strohbaritone“, welche zugleich die Eigenschaften des Basses und des Tenors haben: von jenem das Nicht-hinauf-, von diesem das Nichthinunterkönnen. Nach einer Parodie Schiller'scher Verse, welche schloß: „Das Essen ist der Güter höchstes nicht; der Uebel größtes aber ist der Durst“, suchten wir das Heil in schleuniger Flucht; rettend nahm uns das freundliche Gasthaus „zur Traube“ auf, wo zwei gemüthliche Wirthstöchterlein, Burgi und Mari geheißen, uns an einem sehr bejahrten Spinett einige jener unvermeidlichen Mendelssohn'schen Duette vorsangen. Wie schnell haben sich doch die meisten dieser Nippjachen überlebt! Jener Wigbold hatte nicht ganz Unrecht, der meinte, das beste, was Mendelssohn geschrieben habe, seien seine — Reisebriefe. Das ist der Dank der Kinder für die Concessionen, die man dem Geschmac ihrer Eltern machte.

Der nächste Morgen sah noch finster und grämlich drein; doch harreten wir getrost der „Wetterwende“, welche nach altem Bauernglauben um 9, 11 oder 1 Uhr stattfindet. Heute wurden die beiden ersten schüchternen Versuche der

Sonne, sich Bahn zu brechen, von den schweren Wolkengeschwadern siegreich zurückgeschlagen; aber den wärmeren Mittagsstrahlen hielten sie nicht mehr Stand, und als wir das Unterinntal hinauffuhren, lag auf dem lodernden Grün des langgestreckten Angerberges bereits das volle Sonnenlicht, und die höheren Berge schauten in der den tiroler Landschaften eigenthümlichen duftigen Bläue durch die zersprengten Nebelflecken. In Wörgl hatten wir Gelegenheit zu erfahren, wie pünktlich man da Telegramme bestellt. Der Absender eines solchen hatte uns schon am vergangenen Abend hier vermuthet, und seine Melbung war da auch auf der Telegraphenstation eingetroffen; wir hatten sie aber nicht erhalten, sondern der Postbote, der mit uns zur „Post“ hineinfuhr, hatte das Telegramm erst heute, also über 15 Stunden später empfangen und überlieferte es uns erst dort auf unsere Nachfrage. — Da uns etwas von einer Besteigung der „hohen Salve“ vorschwebte, so übergaben wir uns dem holperigen Omnibus nach Hopfgarten und saßen im „Affenkasten“, d. h. Herrenverschlag des hortigen „Paulwirthes“ Posto. Unser Diner verzögerte sich aber durch die Unbehilflichkeit zahlreicher, schmutziger Schenkbirnen, welche planlos aus- und einliefen und winzige Schüsseln verwirrt hin- und hertrugen, dermaßen, daß uns die Zeit kaum mehr zum Hinaufsteigen gereicht hätte. Dazu hüllte sich der Gipfel wieder in Wolken, die auf den nächsten Morgen wenig Aussicht versprachen, und es brannte noch eine unbarmherzige Sonne hernieder; daher zogen wir vor, durch das Mühlthal, welches seine Namensvettern bei Prien und Starnberg durch großartige Contouren weit übertrifft, an dem reizend gelegenen Schloß Tter vorbei, wieder nach Wörgl zurückzuwandern und von da per Dampf nach Jenbach zu eilen, wo die Poststraße in's Zillertal abzweigt. Zwar kann man schon in Brixlegg aussteigen und am Zillerfluß hinaufgehen, doch ist dieser Pfad nach Regentagen zu naß und entbehrt des schönen Blicks auf den farbenprächtigen Harberg, den man auf der Straße stets zur Linken vor sich hat. Wir durchschreiten zwei wohlhabige Dörfer mit schlanken grünen Thurmspitzen, Straß und Schlitters, und jetzt kommt hinter einer Ecke das einzige Fügen hervor. Die aus dem Zillertal gebürtige, an großem Heimweh leidende Kellnerin in Pfretschner's Hotel zu Jenbach hatte uns angewiesen, in Fügen ja nirgend anderswo „zuzufehren“, als beim „Aigner“, und so drangen wir unerschrocken vorwärts durch die unebenen Dorfgassen, selbst an der rothwangigen Sirene der „Post“ ungerührt vorüber, bis wir in den gesuchten Hafen glücklich einliefen. Da war's nun freilich ein prächtig Leben, und zwar nicht nur in materieller Hinsicht, wenn schon die unübertreffliche „Post“ zu Reutte hierin stets die Ehrenpalme verdient, sondern auch was das sociale und musikalische Element anbelangte. Der Wirth ist nämlich kein Geringerer, als jener Anton Leo, der in voreisenbahnlichen Zeiten als „Toni“ jene famose Concertreise der „Zillertaler Sänger“ mitmachte und davon noch manche Andenken aufbewahrt, darunter auch ein dickes Päckchen Briefe von jarten Händen. Er sang seitdem noch öfter in allen Hauptstädten Europa's,

und jetzt brummt er einen unergründlichen Baß zu den Volksliedern, welche sein schmucker Sohn Völsel und seine zierlichen Töchter Vösel (Elise) und Mälsy (Emilie) stündlich loszulassen bereit sind. Auf dem Tische liegen stets jene großen, vielfältigen Zithern, die jedes Mal eine halbe Stunde lang zu stimmen brauchen, und kein des „Schlagens“ kundiger Landsmann geht vorbei, ohne einzutreten und schnell „Einen aufzuspielen“. Da auch wir in Gesang und Guitarre etwas mithelfen konnten, so entspann sich alsbald ein förmliches Concert von der Länge und Reichhaltigkeit jener englischen, worin speculative „Künstler“, ohne vielleicht selbst thätig zu sein, jeden „Stern der Saison“ sein Leibstückchen ableiern lassen. Unser Publikum bestand aber nicht aus Gentlemen, sondern zunächst nur aus einem Berliner und seiner Schwester, deren liebenswürdige Bonhomie alle jene Vorurtheile gegen ihre Landsleute vergessen machte, welche uns in Kreuth und Reichenhall wieder aufgestiegen waren. Wir Biere vollzogen bereits das Fest der nationalen Einigung, und hätte der norddeutsche Bräutigam lauter solche Freiwerber zu senden, so würde das kokette Sträuben seiner Braut „Süddeutschland“ rascher in sanftere Tonarten übergegangen sein. Als weitere Hörer fanden sich auch zahlreiche bildhübsche Jünglinge aus dem Volke ein, welche sich erst schüchtern, dann immer energischer an der Production theilnahmen. Die nationale Harmonika, welche das „Holzgelächter“ heißt, und deren beide in Sexten laufende kleine Tastaturen mit Stäbchen geschlagen werden, ward von Einigen mit Virtuosität behandelt; auch wir versuchten uns darauf mit einem Erfolge, an welchen die anwesenden Sachverständigen die besten Hoffnungen zu knüpfen erklärten. „Ihr seid gewiß von der Comödie,“ meinte Einer, und da eine faßliche Darlegung unseres eigentlichen Metiers wohl zu langwierig war, so ließen wir uns die vortheilhafte Muthmaßung einfach gefallen. Natürlich durfte auch der nationale Tanz nicht fehlen, wie er durch mancherlei Beschreibungen genügend bekannt ist. Während sich aber in der farblosen Ruhe der meisten Tänzer bereits ein moderner Einfluß fühlbar machte, trieb einer Namens Rex (Alexander), der dazu eigens geholt worden war, das Springen, Ueber schlagen und Gliederverrenken auf die höchste Spitze; wenn er sich zu Boden warf, krachte es, als bersteten ihm alle Knochen. Derselbe bestand noch in später Nacht einen rühmlichen Kampf mit zwei Vagabunden, die sich's in seiner Schlafkammer bequem gemacht hatten; als die allgemeine Sorge um den „Rex“ etwa gegen 2 Uhr Nachts beschwichtigt war, traten die „Mannen“ abermals zusammen zu einer „Stehmaß“, und tanzten noch eine cyclopische Polka, deren Weise uns als Probe frischer Volksthümlichkeit vor den andern hier des Aufzeichnens werth scheint. Sie begann:



Am andern Morgen führten uns die Mädchen, denen sich auch die dritte Tochter Mathilde, ein herziger Bäckfisch, angeschlossen, hinaus an die Ziller, über die ein so enger Steg führt, daß die dicken tiroler Weiber zwischen den Geländern fast stecken bleiben. An den Ufern des jugendmuthigen, hellbrausenben Bergflusses sind gar trauliche Plätzchen. Nachdem wir alle gesehen, geleiteten uns die munteren Führerinnen noch bis zu einem „Bildstöckl“, von wo aus wir nach St. Pankraz gelangen könnten. Das blinkte etwas hoch von einem Waldberg herunter; der Weg indessen, scherzten sie, gehe ganz gerade, eher abwärts, bis wir auf ein Mal oben wären. Nach etwas ausführlichem Abschiede wanderten wir in der Morgensonne fürbaß, hie und da spendeten uns verborgene Kräuter ihre Wohlgerüche; allenthalben wurden die Kirschbäume geleert, und konnte man um einen Neukreuzer Kirschen kaufen, so viel man wollte. Oben war die Aussicht köstlich, und mächtig griffen die südlichen Berge nach uns, so daß wir rasch entschlossen waren, noch heute auch das obere Thal zu durchwandern. In etwa vier Stunden gelangten wir über Ubersn, Ried und Kaltenbach nach Zell, dem Hauptorte des ganzen Thales, prächtig gelegen zwischen der Gerloswand, Hornspitze und anderen Regeln. Von hier bringen die Touristen ins Pinzgau oder über Mahrhofen und Tux der Brennerstraße zu. Leider mußten wir heuer auf solche Expeditionen verzichten und uns begnügen, von dem Balkon der „Post“, wo eine stattliche Hebe, Clara geheiß, uns dunkeln Specialwein crebenzte, auf die Brücke zu blicken, unter welcher breit und gelb schäumend die Ziller hereinströmt, und auf den Kranz schneegefrönter Bergriesen, die der Sonne Scheibekuß purpurn färbte. Die Nationalmusik war hier nur durch einen recht brav jodelnden Knaben vertreten, der auf unsere Frage, wie weit er denn eigentlich (hinauf) singe, naiv antwortete: „Alle Tage bis Neune.“

Der nächste Abend fand uns bereits auf dem Heimwege, an dem ernstern Achensee, aus dem die goldgrüne Achen fließt. Unter der Brücke wird die zähe Masse flüssig, erst zuckt es über die Fläche, wie über das Gesicht eines Kindes, das weinen will; aber kein Sträuben hilft, die Welle muß vorwärts. Das ist besonders schön zu beobachten bei „Stein“, wo der Untersee in den Rhein übergeht; man denkt da an das Esdur-Präludium im wohltemperirten Clavier, wo sich die starre Viertelbewegung so widerwillig und doch wohlthuenend in Sechszehntel auflöst. Unser übriger Rückweg verlief ganz unmusikalisches, daher wir dem Leser keine Reise Früchte mehr bieten können, wie sie unserer Haupttendenz entsprechen. Vielleicht finden wir aber Anlaß, demselben später von anderweitigen Entdeckungsfahrten zu erzählen.

Ostern 1870 am Hochschwab.

Von

Richard Füller. *)

Ostern! — weiß Herz schlägt nicht höher bei dem Gedanken, am Auferstehungssonntage zwischen den ersten Sprößlingen der wiedererwachenden Natur im Wald und Hag, am Vergesßsaum dahinzumandeln! Verjüngt sich ja doch mit der neuerstehenden Flora auch unser ganzes Sein; in das Jubiliren der gefiederten Sänger mischen sich die Tauchzer der nach trüben und kalten Wintertagen jetzt wieder frei athmenden Brust.

Um wieviel berechtigter erschien nun erst der Wunsch hinauszuwalfahrten, wenn man erwägt, daß der Winter von 1869 auf 70 nahezu sieben Monate anhielt (es gilt dieses wenigstens für die Gebirgsgegenden). Wahrlich eine lange Zeit, während welcher die Fahrten in's Gebirge, wenn schon nicht ganz geraubt, so doch arg verkümmert sind!

Doch gemacht! — für uns, die wir gewohnt, höher gelegenen Punkten, den Zinnen der Alpen zuzusteuern, ist wohl die Zeit noch nicht gekommen? — Ich sage ja! etwas Muth und Selbstvertrauen, die auf früheren Touren schon erprobten Kräfte und vor allem die Liebe zu unseren Alpen lassen auch jetzt schon eine Fahrt in's Hochgebirge zu.

So beschloß ich denn die Osterfeiertage in dem nicht zu fernem „Schwabensstock“ zuzubringen.

Wohl ausgerüstet verließ ich in Begleitung des Herrn Hermann Finkh mit dem Postzuge um 10¹/₄ Uhr früh am Samstag den 16. April Wien, um dem steyerischen Dertschen Kapfenberg entgegenzudampfen. Bei herrlichem Wetter, welches den kühnsten Phantasien Vorschub leistete, erreichten wir Nachmittags 4¹/₂ Uhr diesen Ort. Unserem heutigen Ziele, Aflenz, wurde unter den günstigsten Auspicien zugewandert. Dem schäumenden Wildbache entgegen, zur Linken trotz des herben Winters doch schon die ersten Frühlingsboten (*Helleborus nigra*, *L. Erica cinerea* u. a. m.) und darüber, jenseits des Baches, steil aufragende Mauern. Ein Bild, würdig die Hochgebirgstour einleitend!

In ein- und einhalbstündiger wechselreichster Wanderung erreichen wir Thörl mit seiner höchst malerisch gelegenen Ruine Schachenstein (einst zum Schutze Mariazells gegen die Raubzüge der Türken erbaut) und in einer weiteren Stunde, vom Wege links, fort und fort begrüßt von den vorgeschobenen Grenzwächtern des Hochgebirges, wird der freundliche Markt Aflenz erreicht.

In dem uns schon vortheilhaft bekannten Gasthause des Johann Karlon wird Quartier aufgeschlagen, und wir erkundigen uns vor allem nach dem

*) Vortrag in der vierten Monatsversammlung des deutschen Alpenvereins, Section Wien.

bewährten Führer Joseph Holzer (vulgo Jagerseppel). Ohne hierauf eine Antwort zu bekommen, erforscht man vielmehr, was denn eigentlich unser Vorhaben sei, und auf die Erklärung, den Hochschwab besteigen zu wollen, folgt ein schallendes Gelächter. Wir werden ohne viel Umstände für wahnsinnig ausgegeben, und ohnedem wird die tröstliche Perspective eröffnet, daß, wenn wir schon gewillt, unser Vorhaben auszuführen, dieses höchstwahrscheinlich ohne Führer geschehen müsse, und diese später vielleicht einmal nach unseren oben bleibenden Gebeinen suchen gehen würden. Auch von Seite des im Gasthause zehenden Arztes wurde mancherlei Vorstellung gemacht, um unseren Entschluß wanken zu machen und schließlich zu bedenken gegeben, daß es doch etwas viel verlangt sei, daß er als Heilkünstler des Bezirkes bei der jedenfalls vor auszusehenden Verunglückung als unumgänglich notwendige Person unter Entschädigung von einem Gulden vierzig Kreuzer der Beaugenscheinigungscommission beigezogen würde und um diesen Spottpreis vielleicht die Föhlalm oder eine noch höher gelegene Terrasse des Schwabenstockes erklimmen müsse.

Derartige Spöttereien hätten wir wohl ohne viele Umstände über uns ergehen lassen — sind wir dieses ja doch schon gewohnt, und hören ja selbst im Sommer öfter: „Aber ich bitte Sie, was beginnt man denn dort droben eigentlich“ — Eines aber wollte uns nicht in Ruhe lassen, die Aussicht nämlich, keinen Führer zu bekommen. Für heute war freilich nichts anzufangen, da der Jäger weit hinten im Föhlgraben wohnte und wegen der vorgerückten Abendstunde wohl schwerlich mehr zur Herkunft zu veranlassen war.

Der Rest des Abends wurde so gut als eben möglich unter so bewandten Umständen zugebracht, und wir mußten noch manches böse und ironische Wort mit anhören, so z. B. daß Helleborus, bei Gehirnaffectationen angewendet, eine entschieden heilsame Wirkung verspüren lasse, daß die Geier wieder frische Speise bekommen würden &c. Wie aus alledem hervorgeht, befanden wir uns in einer keineswegs beneidenswerthen Lage, welche selbst dadurch nicht gebessert wurde, daß man den Leuten zu Gemüthe führte, wir seien ja vorbereitet und könnten vollauf die Schwierigkeiten, auch könne auf die durch Gletscherwanderungen und Erstiegung von höheren Spitzen erprobten Kräfte etwas gepocht werden.

Um all dem lästigen Gerede ein Ende zu machen, warfen wir uns in Morpheus Arme, um bald darauf von Traumgestalten umgaukelt zu werden.

Welch Erwachen! Das Tags zuvor uns lächelnde Wetter hatte dem trostlofsten Schneegestöber Platz gemacht. Wir getrauen uns endlich hinunter in das Gastzimmer; gepanzert mit der nöthigen Verachtung für etwaige Spötter nehmen wir den Frühtrunk ein, um gleich darauf am Marktplatz den Jagerseppel, welcher der Frühandacht beiwohnte, abzufangen. Unter all den festlich gekleideten Männern war dennoch halb der Auserkorene entdeckt. Auch bei ihm dieselben Zweifel, keine Aussicht auf Erfolg, endlich wenigstens von seiner Seite das Zugeständniß, mitgehen zu wollen, jedoch nur unter der Bedingung, daß auch sein Jagdgehilfe als zweiter Führer gebingt werde.

Im Gastzimmer des Karlon wurde Rath gehalten, und suchten wir uns über die Einzelheiten der Tour zu verständigen. Von mir wurde vorgeschlagen, den Aufstieg von der Fölzalpe weg über das „Rahrl“-Ebelboden und an den Schwabenmauern durch das sogenannte „Gehackte“ zu bewerkstelligen, wogegen Holzer einwendete, daß sowol der Anstieg von der Fölzalpe zum Rahrl als auch die Tour durch das Gehackte schon wegen der Lawinengefahr unmöglich sei. Uns bliebe von der Fölzalpe nur der eine Weg und zwar über die „Zagen“ und den verrufenen „Ochsensteig“; im Uebrigen werde es wol kaum nöthig sein, von der Fölz weiter zu denken, da nach seiner Meinung auch wir, trotz der jetzigen animirten Stimmung, an ein Weitervordringen nicht denken würden.

Um 2 Uhr Nachmittag zogen wir, begleitet von gelindem Regen und vereinzelten Schneeflocken, dem Fölzgraben zu. Die Jäger waren schon vor einigen Stunden ihrer Heimstätte zugewandert und hatten den für den morgigen Tag bestimmten Proviant mitgenommen. Trotz Regen und wieder Regen wurden auf der Wanderung durch den Fölzgraben, die Klamm und die berühmte Mitterbachbrücke eines Besuches gewürdigt, und die in der Klamm von den beiderseitigen Wänden als prächtige Draperien herabhängenden Eisgebilde nahmen sich äußerst schön aus. In etwas über ein- und einhalbstündiger Wanderung, welche im Sommer zu den schönsten Alpenparthieen gerechnet werden darf, wurde die Jägerfensche erreicht und zwar in ziemlich durchnäßigem Zustande, welcher letzterer Umstand uns gleich neben dem Heerd Platz nehmen hieß.

Nachdem wir uns in Etwas abgetrocknet hatten und ohnedem Sonnenschein wahrnahmen, zogen wir wieder hinaus in's Freie, und siehe da, wo noch vor einer Stunde die ungestümmten Wolkenmassen in schweren Geschieben hin- und herwogten, spannte sich jetzt der Himmelsbogen im tiefsten Blau über all die winterliche Pracht. Die scharfe Aprilluft hatte in kürzester Zeit Gestein und Rasen wieder trocken gelegt, und so mußte sich wol eine kleine Recognoscirung von selbst ergeben. Mit dem Jagdgehilfen wurde den Weide- und Tummelplätzen der Gemsen entgegengewandert. Zu sehen waren deren genug, doch nach Aussage des Jägers nicht so viel als an den vorhergehenden Tagen, welcher letzterer Umstand auch zu Gunsten des Wetters zu deuten war, indem die Gemse nur dann die höheren Reviere aufsucht, wenn Wind und Wetter für die nächste Zeit nichts Böses befürchten lassen. Da noch Zeit vor der Dämmerung genug blieb, so beschloßen wir einen im Hintergrunde des Fölzgraben aufsteigenden Felsen, den Spannriegel zu erklimmen, um von dort aus einen Blick auf die Höhen und den sie bekleidenden Schnee und Eispanzer zu gewinnen. Nun, Schneemassen sahen wir genug und auch mächtig überhängende Wächten. Während der Musterung des Fölzsteines und des zu seinen Füßen hinziehenden Querriegels der Fölzalpe reproducirte unser Waidmann Jagdparthieen mit unglücklichem Ausgang, unter anderem des schrecklichen Endes erwähnend, welches der frühere Meran'sche Jäger (ein Bruder des Seppel) durch einen Sturz von den Wänden des Fölzsteines nahm; derselbe wurde des nächsten Tages in gräßlich

verstümmeltem Zustande von seinem Burschen zwischen einer Felspalte hängend gefunden, das erlegte Thier, welches ihn trotz Steigeisen vom schmalen Felsband in die Tiefe riß, noch am Rücken.

In des Jägers Behausung zurückgekehrt, ließen wir, obgleich noch zeitlich — es war 8 Uhr — Vorkehrungen für die Nachtruhe treffen. Eine schnell improvisirte Bettstatt, bestehend aus Stühlen, Schemeln, der Ofenbank und Strohsack, Polster und Plaid als weiterer Luxus, versprachen eine ziemlich gute Nachtruhe.

Seppl richtete an der Schwarzwalder Wanduhr den Wecker auf eins, man wünschte sich gegenseitig gute Nacht und für morgen schönes Wetter. —

Schlag ein Uhr standen wir wieder auf den Beinen, nahmen den schnell-bereiteten Kaffee ein und, versehen mit allem Nöthigen, als Steigeisen, Schneereifen, Eishacke, zogen wir wohlverwahrt, begleitet von den Segenswünschen der Jägerfrau, in die mondheile Nacht hinaus. Der Weg führt uns vom Jägerhause wieder ein Stück rückwärts, um die schon erwähnte Klamme zu passiren und von hier durch die sogenannte Kuchel, einen, im Sommer herrlich prangenden grünen Felskessel, den Aufstieg zur Fölsalm zu beginnen. Die Schönheiten der Kuchel, wie sie gerade uns geboten wurden, will ich gar nicht zu schildern versuchen, nur erwähnen muß ich für diejenigen, welche die Kuchel nicht kennen, daß der Felskessel von Vergesspißen in den abenteuerlichsten Formen umstanden wird; hierzu kam der großartig winterliche Schmuck und dieses alles in der prächtigsten Vollmondbeleuchtung, unstreitig das erhabenste Wintergemälde, welches ich je geschaut! Der Eindruck war auch auf die beiden Jäger, echte Naturkinder, derselbe; Seppl versicherte, er hätte eine schönere Nacht noch nicht erlebt. Bis zum „Bründl“, dem letzten Wasser, welches wir bekommen sollten, ging es so leidlich, das heißt, der Schnee war entweder nicht zu hoch oder aber trug von Zeit zu Zeit. Ehe wieder aufgebrochen wurde, trank jeder einige Becher des eisigen Nektars, gleichsam um vorzutrinken, und doch sollte uns einige Stunden später der Durst namenlos plagen.

Nach Verlauf einer halben Stunde hatten wir mit den ersten Schwierigkeiten zu kämpfen. Die massige Schneedecke, über welche hin unser Weg führte, hatte einen trügerischen „Harscht“, welcher alle Minuten unter den Füßen wich und uns bis zu den Hüften einbrechen ließ, um gleich darauf wieder einige Schritte zu tragen.

Anfangs machte dieses sehr wenig Unbehagen, im Gegentheil, da die Vorwärtsbewegung nur eine verhältnißmäßig langsame sein konnte, blieb Zeit, die uns umstarrenden Riesen, als „Fölsstein“, „Wandkogel“ zc. genauer zu betrachten, was je höher hinauf je großartiger wurde, da sich weiter oben die Scenerie noch wechselvoller gestaltete: die überreiften Kuppen und Nadeln in voller Beleuchtung, und im Gegensatz hierzu die weiter unten sich öffnenden Berklüftungen in um so schwärzerer Nacht. Doch auf die Länge der Zeit dürfte auch eine minder beschwerliche Beschäftigung als die des Schneewatens lästig und kraftraubend werden, und so waren denn auch Seppl's Worte: „Wenn's so

weiter geht, dann geht's eben nicht." Zum Ueberflusß mußten hier, trotz tiefen Schnee's, die Steigeisen angelegt werden, und zwar der linksseitigen. starken Abdachung wegen. Doch auch diese unangenehme Parthie des Fölzsteiges sollte bald hinter uns liegen, und wir trafen denn auch weiter hinauf wieder festeren Schnee.

Einige Minuten nach 4 $\frac{1}{2}$ Uhr erreichten wir die ersten Hütten der Fölzalpe oder, besser gesagt, den Ort, an welchem sich dieselben befinden; einige waren vollständig unter der Schneedecke begraben, während die übrigen nur mit den obersten Dachsparren hervorlugten. Von einem Einbringen oder gar Verweilen war unter so bewandten Umständen selbstverständlich keine Rede, und so ging es denn wieder weiter und zwar recht gut; den ziemlich ebenen Boden der Fölzalpe in seiner ganzen Länge zu durchwandern, war jetzt die nächste Aufgabe. Die Tour durch den Fölzboden wurde durch Mancherlei angenehm abgekürzt, vorerst war es die feste, tragende Schneedecke, welche auch den beiden Jägern eine günstigere Meinung von der weiteren Ersteiglichkeit des „Schwabens“ eingab; sodann gaben die vielen Wildfährten und ein zeitweilig aufliegendes Schneehuhn uns allen willkommenen Stoff zur Betrachtung und Unterhaltung. Nach fünfviertel Stunden wurde der Schluß des Fölzbodens erreicht, und da an den unser harrenden „bösen Stellen“ als „Zagen“ und „Ochsensteig“ die Kräfte eine Feuerprobe bestehen sollten, so wurde nach einem passenden Rastplätzchen ausgelugt, um zugleich den Sonnenaufgang abzuwarten. Von einer eigentlichen Ruhe konnte jedoch nicht die Rede sein, die Kälte war zu schneidend, und da auch der mitgenommene Trunk eisig kalt war, so wurde nach wenigen Minuten wieder aufgebrochen.

Die Zagen, ein gewundener Ramin, durch welchen zum „Ochsensteig“ hinabzusteigen war, hatten wir glücklich zurückgelegt, trotzdem ich an einer Stelle abrutschte, doch wenige Fuß weiter unten mit den Füßen zwischen einer Felspalte stecken blieb und so jeder weiteren Gefahr entging. Wir befanden uns am Ochsensteige. Die geringe Breite dieses zu öfteren Malen von Schutt und Wasserläufen unterbrochenen Steges verhindert schon seit einigen Jahren den Auftrieb, wenigstens auf diesem Wege, zur oberen Dulwizalpe. Die Neigung der Lehne, welche, wie schon bemerkt, an vielen Punkten von Trümmergestein und Schutt überdeckt wird, beträgt durchschnittlich 45 bis 50 Grad, ist oft jedoch viel beträchtlicher. Die ganze Abdachung, von oben bis hinunter in's Dulwizthal, präsentirte sich in einer über klasterhohen überlasten Schneedecke, in welcher keine Spur eines Steiges ersichtlich war, weßwegen an den steilsten und härteren Stellen Stufen gehauen wurden. Der Jagdgehilfe mit der Eishacke voran, schritten wir, jeden Fußbreit des Stufenweges mit dem Bergstocke sondirend, die Steigeisen fest in die harte Eiskruste gehohrt, abwärts und erreichten etwas nach 6 $\frac{3}{4}$ Uhr die Hütten der Dulwizalpe. Im Ganzen waren von der Zagen bis zum unteren Ende des Ochsensteiges 264 Stufen erforderlich. Hier an den Alpküthen und auf dem etwas erweiterten Raume vor denselben über-

raschten uns die herrlichsten Schneegebilde. Wächten von riesiger Dimension, welche nach der Ostseite vier bis sechs Klaster senkrecht abfielen! Beispielsweise sei hier erwähnt, daß man von der einen Seite bequem auf das Dach der Hütte steigen konnte, während auf der anderen der Eingang vollständig frei war.

Nach einigen Minuten Aufenthalt Anstieg zum „Brunnriegl“ und „Brunnfogl“. Die von den Führern mitgenommenen Schneereifen und Seile wurden bei der Hütte zurückgelassen. An den nun folgenden, der Sonne stark ausgesetzten Punkten hatte die Schneebede keine Kruste, und es wurde überhaupt von hier das weitere Vorbringen recht beschwerlich; in ganz kurzen Distancen mußte der vollständigen Ermattung wegen Rast gemacht werden, dazu kam der uns alle marternde Durst, welcher sich durch den ziemlich starken steyerischen Rothwein nicht mildern ließ.

Kurz vor 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Ankunft am Brunnfogl. Nach weiterem zweieinhalbstündigem entsetzlichen Schneewaten wurde der Wetterfogl erreicht. Ein rüstiger Bergsteiger benötigt im Sommer von der hinteren Dullwizalpe bis zum Wetterfogl kaum eine Stunde, jetzt betrug die Zeit zur Zurücklegung derselben Strecke 3 $\frac{1}{4}$ Stunde. Hier am Wetterfogl wurde mein treuer Gefährte Herr Hermann Fünth recht unwohl; derselbe hatte sich ein Unwohlsein durch unausgesetztes Schneeeffen zugezogen. Nach kurzer Rast ging es wieder aufwärts anfangs vom Wetterfogl so ziemlich gut, auch trug hier der Schnee wieder mehr; als jedoch an dem, selbst im Hochsommer bedeutenden ewigen Schneefelde, welches zum „kleinen Schwaben“ hinanzieht und wegen seiner Steilheit in Serpentina begangen wurde, der Schnee fort und fort unter den Füßen wich, da glaubten auch wir nicht mehr an die Bewältigung der letzten Schwierigkeiten; auch erlaubte die schneidende Kälte nicht eine längere Rast zu halten. Nach einer weiteren Viertelstunde Aufwärtsklimmens zeigte sich plötzlich die Pyramide des Hochschwab, und jetzt war vom Umkehren nicht mehr die Rede. Doch langsam ging es aufwärts; die Distance, welche uns noch vom Gipfel trennte, wollte gar nicht geringer werden, was in Anbetracht des fabelhaft tiefen Schnees zum Mindesten fatal zu nennen war.

Endlich 11 $\frac{3}{4}$ Uhr erreichten wir das gegen den höchsten Punkt sanft ansteigende Plateau. Der Schnee hatte hier durch den eisigen Wind einen festen „Harscht“, und so war es möglich, daß fünf Minuten vor 12 Uhr Mittags der Gipfel des Hochschwab erreicht wurde.

Ein unbebeschreiblich schönes Panorama lohnte vollauf die angewendeten Mühen. So weit das Auge reichte, nichts als Schnee und Eis, weßhalb auch die minder bedeutenden Bergeshäupter ein hochalpines Gepräge zur Schau trugen. Von einem detaillirten Eingehen in die sich darbietende Rundschau mußte jedoch der Kälte wegen abgesehen werden. Von all den Riesen will ich ihrer besonderen Schönheit wegen die gegen Süden gelegene Dachsteingruppe und das „Hochthor“ erwähnen. Im Uebrigen wird der Blick durch die den Gipfel umstarrenden zerrissenen Wände vornehmlich gefesselt. Ist dieses schon im Sommer der Fall,

so konnte jetzt bei dem Contrast zwischen den ungeheuern Schneemassen und den an den steilsten Punkten hervorlugenden dunklen Felsen umsomehr die Nebe sein. Den Großglockner, welcher, wie behauptet wird, von hier gesehen werden soll, konnte ich mit dem besten Willen, trotz unumschränkter Fernsicht, nicht entdecken, was um so unbegreiflicher erscheint, als die in die Augen springende Form desselben vor allen anderen Erhebungen wahrgenommen werden mußte. Der absonderlichen Form, in welcher sich das Triangulirungszeichen selbst präsentirte, sei noch Erwähnung geschehen. Vom Holzgerüste war nämlich nicht das Geringste sichtbar, da dasselbe in all seinen Theilen von den prächtigsten Eiskristallen überkleidet war.

Nach Verlauf von fünfundzwanzig Minuten, während welcher Zeit beständig ein Rundgang um die Pyramide gemacht wurde, verließen wir die eisige Warte. Um 2 Uhr, also nach vier Stunden, langten wir wohlbehalten am Wetterkogel an. Beim Passiren der Dullwighütten wurde eine kleine Rast gemacht, welche, da man seit 10 Uhr wenig oder gar nicht geruht hatte, sehr wohl that; dieselbe wurde am Dache der obersten Hütte gehalten. Der Ochsensteig konnte ohne weiteren Aufenthalt in den früher gehauenen Stufen passirt werden, und so wurde um 4 $\frac{1}{4}$ Uhr die Fölzalpe erreicht. Einige Minuten nach 5 Uhr Ankunft beim Eingangs bezeichneten Brunnen. Nahezu vierzehn Stunden des qualvollsten Durstes hatten wir hinter uns und labten jetzt desto ausgiebiger die vertrockneten Kehlen. Die Jägerkeusche, Heimstätte der beiden Führer, wurde in einer weiteren halben Stunde erreicht und von hier aus Aslenz zugewandert. Dem Wunsche, die beiden wackeren Walbleute für den heutigen Abend in unserer Mitte zu haben, wurde nur einseitig entsprochen, indem Holzer, angeblich wegen zu großer Ermüdung es ablehnte, zum Karlon zu gehen.

Abends 8 Uhr, nach über achtzehnstündigem Marsche langten wir im Wirthshause des Karlon an; der Jagdgehülfe hatte die Einladung, unser Gast zu sein, angenommen und suchte sich für die gehabten Mühen in Etwas zu entschädigen, während wir die Genugthuung hatten, den spöttischen Zweiflern die vollführte Besteigung bekannt zu geben.

Groß waren die Mühen, aber unauslöschlich bleibt der Eindruck der gewaltigen Natur im Winterkleide!

Eine lustige Nacht am Doblinossee.

Von G. J.

Nach Sarche! — „Nach Sarche? Wie heißt? wo ist?“ würde ein guter Sohn Abrahams gesagt haben, wenn er am 24. Juni des denkwürdigen

Jahres 1866 in den Reihen der Innsbrucker Studentencompagnie gestanden und obigen Marschbefehl in der epigrammatischen Form mitangehört hätte, wie er uns kurz nach unserm Eintreffen in Trient von unserm Hauptmann zugerufen wurde.

„Weißt Du, wo Sarche liegt und wie weit es bis zu dem verdamnten Neste noch ist?“ flüsterte ich meinem Collegen zu. Kein Wort! So geht es einem Oesterreicher, wenn er die preussische Generalstabskarte nicht studirt hat. Bitte um Pardon, vielleicht steht der Ort auch auf der österreichischen. Uns konnte man die Frage nicht wohl verübeln, wer sollte auch jedes wälsche Rauchloch, wollte sagen Dorf, kennen?

„Zehn Mann zur Avantgarde! Freiwillige heraus!“ Alle Teufel! Also nichts „geneunerlt“*) hier.

„In Doppelreihen, rechts um, marsch!“ Das war eine halbe Stunde darauf. Ueber die schöne steinerne Etschbrücke ging's, direct westwärts nach Zubicarien. Den Dos Trento, den mons Verruca der Römer ließen wir zur Rechten, stoisch schritten wir vorbei ohne tiefere geschichtsforscherliche Anwandlungen zu bekommen, bloß an einigen jähen historischen Erinnerungen kauend; aber zur Linken, großer Gott, dort war ein — Biergarten!

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer ist gar so weh.“

In diesem Falle waren die Schafe nicht besser daran. Aber Subordination! Wenn die nur dieß Mal der —! Ich hab' es immer gesagt, seit der alte Königsberger Schulmeister den kategorischen Imperativ erfunden, gibt es keine Gemüthlichkeit mehr auf der Welt. Hinter uns rann nun die Etsch, und auf ihr schwammen all unsere schönen Träume voll Wein, Roastbeef und Risotto, vor uns starnte die enge, zum wohlverwahrten Pässe umgemodelte Felsenschlucht von Buco di vela, und über uns brannte die boshafte „Königin des Tages“. Ich kann überhaupt die strahlenden Schönheiten nicht leiden, namentlich die hitzigen, aber so brennend herabzuschauen, wie sie es damals that, das war geradezu unsittlich, war sündhafte Koketterie. Doch was half all das Moralisiren? Sauber gar nichts.

Vor Bezzano, einem bedeutenden Marktflecken etwa vier Stunden von Trient, war an ein ordentliches Rasten nicht zu denken. Da ich mit „der alten Schlange“ nie menagirt habe, also auch ihr Strafessen seit dem Sündenfalle nicht wohl verdauen kann, so war mein Magen, trotz der Fülle des Staubes, der aus meinem Halse eine Sahara en miniature zu machen drohte, kaum mehr zu bändigen und benahm sich, als wir erwähnten Ort erreicht hatten, auch bei der zweiten Portion Braten noch ganz ungezwungen, er ist überhaupt

*) „Neunerln“ = Frühsoppen oder dergleichen trinken.

eine recht kostspielige Vorrichtung, zudem er nie, selbst in bester Gesellschaft nicht, auch nur die mindeste Zurückhaltung oder Verschämtheit an den Tag legt. Man bemerkt leicht, daß ich mich stark zum Pessimismus neige.

Um im Voraus der Meinung Uebelwollender zu begegnen, die vielleicht denken, ich sei nur Gastronom und begeistere mich nur für die Mysterien einer kastaniengestopften Gansbrust, will ich gleich jetzt schon verrathen, daß ich ein wüthender Verehrer von Naturschönheiten bin, daß ich z. B. stundenlang an einem See sitzen kann und betrachten, wie seine blauen Bogen an's Felsenufer schlagen, ohne nur einen Moment dabei an die saftigen Forellen und frischen Salblinge zu denken, die lustig in den Fluthen haufen. Ich habe es sogar in schwachem Augenblick dahin gebracht, an die sanften Nixen mit den wundervoll blauen Augen und ditto blonden Haaren mich zu erinnern, die aber zu meinem größten Leidwesen seit der Einführung der Dampfboote größtentheils das Logis gewechselt und nun mehr im Gehirn der Poeten à la Redwig wohnen, wo es ihnen ebenfalls am wässerigen Element nicht fehlt, wie die böse Welt behauptet. Ja, manchmal, daß ich's nur gestehe, macht mich der Gedanke recht traurig, so verkannt für einen Realisten angesehen zu werden und bin doch nur ein von den Zeitstürmen verschlagener Romantiker, ein höchst bejammerwerther Robinson. Darum ist es mir auch keineswegs entgangen, daß zwischen Trient und Vezzano rechts unterhalb der Heerstraße auch eine schöne Gegend ist, in der That eine idyllische Landschaft mit netten Dörfern und drei schönblauen Seeaugen mitten im grünen Plan „ter lago“. Dort ist auch der Stammsitz derer „von den drei Seen“. Das Geschlecht der Terlago ist wohl schon ein sehr altes und nun sehr zersplittertes, dessen Nachkommen im Oberinntal fleißig die Mistgabel handhaben, und das blaue Blut ist vor Entsetzen nicht geronnen, sondern hat sich hübsch vernünftig in ein rothes verwandelt, was man bei so einem „ritterlich Fröwleinblut“ gar nicht hätte voraussetzen können.

„Vezzano è un paese nojoso!“*) sagte mir einer; ich fand das ebenfalls, es ist eine versteinerte Amtszeitung; besitzt aber eine hübsche Kaffeeschenke, und darin waren zwei Mädchen, keine noch über das fünfzehnte Jahr hinaus. Sie hatten etwas Pikantes, wie alle diese Zwiebelchennaturen, bei denen man noch nicht errathen kann, ob sie einst einfach rothe oder gelbe, oder ob sie gestreifte Tulpen abgeben werden. Aber beim Zeus, noch nie ist mir der Maraskino graciöser credenzt worden, als von der la bella Giulietta. Aus Dankbarkeit spendete ich ihr einen von meinen glühenden Blicken, wie sie mir nur in erleuchteten Momenten zu Gebote stehen, und hätte nur gewünscht, bei ihr als Grammatica viva meinem etwas stielzfüßigen Italienisch zu gesünderen Weinen verhelfen zu können. Doch kaum gedacht, da tutet der dumme Schlingel von einem Trompeter das Zeichen zur Vergatterung.

„At tuba terribili tonitu taratura dixit.“

*) Vezzano ist ein langweiliger Ort.

Wahrscheinlich hat Herr Baumann diesen Vers auch in ähnlicher Situation gedichtet. Noch anderthalb Stunden und zwei elende Dörfer waren zu überwinden und vor uns lag der Lago di Doblino. Die zu beiden Seiten mit Bäumen besetzte Straße zog sich bis auf die bestimmte Tagstation am Ufer hin, und, wahrlich, es war erquickend für uns, die wir des Tages Last und Hitze getragen, so gut wie die Arbeiter im evangelischen Weinberg, nun die kühlere Wasserluft einathmen zu können. Das Pfeifchen, ein kleiner „Ulmerkopf“, ward wieder in Dienst gesetzt, und umwogt vom blauen Nebel des Rauches und freudiger Hoffnung auf baldigste Rast besah ich mir recht behaglich die Scenerie, die uns umgab. Auf allen Seiten rasch ansteigende, fast überall nahezu kahle Bergriesen, die sich in den Wogen besahen, am westlichen Ende des Sees den Haupttheil des Dörfchens mit der kleinen Kirche, eine wahre Taschenausgabe von einem Gotteshaus, von riesigen Cypressen beschattet.

Abgefattelt war nach dem Einrücken halb; die Hälfte der Mannschaft wurde in der Kaserne, die andere auf einem geräumigen Dachboden untergebracht. Die Mühe, mein Gewehr zu putzen, übernahm ein Infanterist gern gegen ein Entgelt von zwei Sechserln — Papiersechserln*) natürlich, ein guter Oesterreicher hat ja alles schwarz auf weiß! Also auf zum Werk der Liebe, die Durstigen zu tränken! Zuerst mußte ich begreiflich selbst versuchen, ob man das Getränk anständigen Leuten auch vorsetzen könne. „Dov' è la osteria?“ Es war eigentlich eine dumme Frage; ich brauchte ja nur den andern zu folgen, die gleich miltthätige Zwecke verfolgten. „Un fraggel di vin!“**) — „Presto, presto signore.“ — „Guter Tropfen das,“ sagte mein Vis-à-vis, „hab mir schon den dritten Schoppen ‚beigebogen‘.“ — „O Du Seehund! hast viel ‚Moos‘ mitgebracht? Scheinst Deine Flossen wacker gebraucht zu haben in der großen Bucht, wo Deines Alten ‚Spieße‘ liegen.“ Der „Seehund“, ein Jurist im zehnten Semester, schmunzelte vergnügt und rief: „Bottega, ancor' un fraggel!“ — „Wenn aber mal der Mückenhäuser kommt und sagt: ‚Jetzt sind die Dufaten zu End‘.“ — „Oh!“ machte der Seehund und setzte trillernd aus dem bekannten Burschenlied von „Ott Heinrich dem Pfalzgraf zu Rheine“ hinzu:

„Nem blem, was sichts uns das an?
Wir fahren nach Cipro hinunter
Und pumpen die Königin an.“

„Jetzt weicht, jetzt flieht!“ hieß es bald in vollem Chorus. „Mir scheint, die Herren haben sich bereits akklimatisirt und die Weinkneipe ist in floribus,“ sagte der Hauptmann, an unsern Tisch tretend. „Man macht aus der Noth eine Tugend,“ brummte der Seehund, der noch nicht den versäumten Morgenschoppen verschmerzt hatte.

*) Allgemein als „Zipfe“ bekannt.

**) „Ein Seidl Wein!“ — „Gleich, gleich, Herr.“

Einige Officiere der im Ort stationirten Infanterie standen unter der Thüre des Kneiplocales und wollten sich fast ausschütten vor Lachen über die ihnen so ganz und gar neuen Trinkgebräuche und den seltsamen, aus Curialstil und Küchenlatein originell zusammengesetzten Studentengargon, der ihnen wol ziemlich unverständlich sein mußte.

Da der Signor oste und der dienstthuende Geist Marietta mit ihren vier obwol sehr flinken Armen nicht ausreichten, als die tiefgefühlten Bedürfnisse zu befriedigen, mußte auch die Signora ostessa ihre Kemenate verlassen und sich den profanen Blicken von hundert scharfsehenden Studentenaugen aussetzen. Als sie sich unter der Thüre zeigte, brach mein mehrerwähnter Trinkgenosse in ein wahres Seehundsgelächter aus. „Bist Du noch nicht überzeugt,“ rief er mir zu, „daß der Karl Vogt ein Capitalkerl ist? Ich will verdammt sein, als meine Tage nur mehr schnöden Fischthran zu trinken, wenn nicht der Großvater dieser Dame noch ein angesehener Drangutanghäuptling mit vier Wickelschwänzen im Wappen in den Wäldern Guineas war, will meine Seehundsseele gegen ein Glas Regenwasser wetten, daß sie Backentaschen hat.“ Das war die längste Rede, welche der Seehund gehalten hatte. Madame Tschimpanse war in der That das Urbild der Häßlichkeit, wie denn im Allgemeinen die alten Frauen Wälschtirols in den niederen Ständen, die kaum ordentlich ausgekocht schon heirathen und sehr viel sich abarbeiten müssen, entsetzlich früh altern und in ihrem Habitus mit jeder Furie concurriren könnten. „Der Wirth will uns vertreiben, scheint es,“ hieß es gleich darauf auch an anderen Tischen, „er hat schon eine Vogelscheuche aufgestellt.“ — „Silentium! eine Weinpauke!“ schallte es plötzlich vom andern Ende des Locales herauf. Ein kleiner, bieder Knirps, Stoff war sein Corpsname, sprang auf den Tisch, räusperte sich, that seinen Mund auf und sprach pathetisch gestikulirend die geflügelten Worte: „Freie, einige und untheilbare Bürger hiesiger Weinrepublik! Wie euch bekannt ist, zerfällt das Universum nach Heine's Darlegung in positiv, negativ und spanische Fliegen. Es ist daher meine Bürgerpflicht, Euch über die Naturgeschichte dieser Insekten aufzuklären. Ich fasse mich kurz, aus ihnen gewinnt man die Ziehpflaster für die Philister. Bei uns vertritt diese Stelle der Manichäer, während das Heftpflaster Carcer oder Staatsexamen heißt, beides ist vorwiegend Pech.)* Der Kneipvater hier hat uns verkannt, schnöde mißhandelt, statt uns ein Heftpflaster aufzulegen schickt er uns sein Gemahl, die in der Kohlenperiode in den Schachtelhalmhainen schon gelüftwandelt. Das ist ein Ziehpflaster für uns, ein Ausziehpflaster, drum hinaus zum See! Dort unterm lieben Mond (es war inzwischen Nacht geworden) wollen wir ein Opfer bringen, eine Hekatombe den Göttern von hundert Flaschen!“ — „Zum See! Zum See!“ erscholl es bald von allen Seiten. Einige Röhne wurden besorgt, in jeden kam eine Anzahl Leute, mit Wein wohl versehen. Da so viele Fahrzeuge nicht aufgetrieben

*) „Pech“, in der Studentensprache = Unglück, Mißgeschick.

werden konnten, daß alle hätten an der Wasserparthie Theil nehmen können, so lagerten sich die übrigen auf den grünen Uferplätzen. Einige Schützen von andern Compagnien, sowie Soldaten der Dorfgarнизон waren mit hinausgezogen, um, wie leicht vorauszusehen war, die letzte Nacht, die wir so verbringen konnten, auch ordentlich zu genießen. Die Officiere sahen keinen Grund, weshalb sie die sprudelnde Lust dämpfen sollten, konnten wir doch schon am andern Tag vor den Feind ziehen müssen und dann — — — — — Bah! Glücklicher leichter Sinn der Jugend, der sich seine Rosenstunde nicht ankränkeln läßt durch die Blässe des Gedankens: Was ist morgen?

Es war eine prächtige Juninacht, die über der blühenden Erde lag, der Mond goß sein weiches zitterndes Licht über all die Dinge da herunten, an's grüne Nebgewinde und die dunklen Kronen der Bäume schlichen sich die Strahlen, auf die Dächer der Häuser legte sich der blanke Schimmer, und wenn das Ruder der Rähne Furchen zog, so begrub er sich darin und beschrieb die magischen Kreise, die uns so fest umschlingen an solch einem Feierabend der Natur. Grell, doch nicht unharmonisch mischte sich in diese Nähe der Kobolblärm der wackern Zechgenossenschaft, scharf sich abhebend, doch nirgends eine mißtönende Saite berührend. Auch hier ist der Mensch Herr über die stumme Natur, sie ist seine Dienerin bei der Arbeit und seine Freundin bei der Lust. Fast mitten im See steht das alte Castello di Doblino, wettergrau, finsterblickendes Gemäuer, das auch manch hitzigem Männerkampf zugehört, jetzt flohen die alten Dohlen aufgestört aus ihrer Ruhe durch das Gesänge und Gejohle aus deutschen Burschenkehlen.

Bemooster Bursche zieh' ich aus!

Ade!

Behüt' Dich Gott, Philisterhaus!

Ade!

So tönte es vom See herüber, und lustiges Gläserklirren und heiteres, aus jubelnden sorglosen Jünglingsherzen kommendes Lachen mischte sich darunter:

Die am Ufer gaben Antwort:

Auch Du mit Deinem Auglein klar

Und Deinem dunklen Lockenhaar.

Ade, ade, ade,

Ach! Scheiden und Weiden thut weh.

Es war ein wundervolles Stimmungsbild, dieses sanfte Leuchten und Rauschen, darunter der Ruderschlag und das wunderschöne Lied unseres Justinus Kerner.

Aber alle Wetter! Ich glaube, ich bin sentimental geworden. Doch so geht es mir immer, wenn ich mich an jenen Abend erinnere. Da ein großer Theil des akademischen Gesangsvereins den Feldzug mitmachte, so gab es auch neben den obligaten „Kneipern“ und „Bummeln“ ernste gut vorgetragene Lieder von Kreuzer, Mendelssohn, Schubert. Bald brauste über die Fluthen des

wackern Arndt: Was ist des Deutschen Vaterland? und von den nahen Porphyriwänden hallte es bedeutsam wieder „das Deutsche Lied“.

Daß der deutsche Studio sein „feins Lieb“ nicht vergißt bei Wein und Gesang, ist überflüssig zu bemerken. Manch ein Gsangs der Art wurde laut:

„Diandl gea hear zu'n Jaun,
 Laß Deini Neuglan schau'n,
 Bia Deini Neuglan sein,
 Schwarz ober braun!“

Die Landesjuchzen, die uns an den See begleitet hatten, trugen auch ihren Theil bei.

Oh! und zum Preise des edlen Weines, wie warb da nicht die Lunge angestrengt, die aber der dankbare Nebensaft nicht im Stiche ließ.

„Hat uns nicht Mahomet schändlich betrogen,
 Als er den Wein in Verachtung gebracht?
 Hat uns der falsche Prophet nicht belogen,
 Als er das Trinken zur Sünde gemacht?
 Ja wer nicht mag trinken den labenden Wein,
 Das muß wol ein Schafskopf wie Mahomet sein.“

Ich weiß nicht, ob irgend eine von den europäischen Literaturen eine so reichhaltige und vortreffliche Trinkliedersammlung besitzt wie die deutsche. Wie prächtig ist nicht Wilhelm Wackernagels Weinbüchlein und die hierhergehörigen Gefänge des „unpolitischen Nachtwächters“. Welch ein Humor sprubelt da drinnen, welche Lebenslust, welche ungetrübtes Gemüth! Ich habe alle Achtung vor Dschelalleddin und Mirza Schaffy und ihren Trinkliedern, aber zu tauschen haben wir Deutschen noch lange keine Ursache. Wie eigenthümlich nahmen sich neben den deutschen Klängen voll Zartheit, doch ohne Schwäche, voll Kraft, doch ohne Roheit, die weichen sentimentalen Molltöne der Slaven aus, die wir bald darauf aus dem Munde der Soldaten zu hören bekamen, die die Nacht mit uns verjubelten. Mich haben alle slavischen Gefänge stets traurig gestimmt. Es kommt mir vor, als läge der Schmerz eines unterdrückten, noch nie zum eigentlichen Selbstbewußtsein gekommenen Volkes in diesen Lauten.

Wie viele Halbe Wein bis zwölf Uhr ausgestochen worden sind in jener Nacht, das kann ich leider nicht sagen, sehr gut wird es aber der Oste gewußt haben, der auch herausgekommen war und gar fein schmunzelte. Ich habe ihn stark in Verdacht, daß er in der Arithmetik nicht ganz sicher ist und Heine's Rechenkunst in Anwendung brachte: „Drei von zwei kann man nicht, muß man eins borgen, es ist aber immer besser, man borgt um einige Groschen mehr“. Ich habe einen furchtbaren Respekt vor der Wirthsalgebra.

Wie schon bemerkt, hieß es um zwölf Uhr: „Renepe ex!“ Der Hauptmann machte Polizeistunde. Um fünf Uhr mußte nothwendig wieder aufgebrochen werden, wenn wir Lione, das wol sechs Stunden entfernt ist, noch rechtzeitig

erreichen wollten. Der Schlußchorus: „Wohlauf nun getrunken den funkelnden Wein“ war schon nicht mehr ganz die Engelsharmonie, die sonst bekanntermaßen ein so charakteristisches Zeichen der Kneipchöre ist. Auf dem Heimwege studierte mancher aus Privatfleiß, ohne Mathematiker von Beruf zu sein, die Theorie der Kurven, und manch ein unglaublicher Thomas ließ es sich nicht nehmen, es sei heute das reinste Glatteis, sonst wäre es total unmöglich, ob vier nichts-würdiger Halben verwerflichen Rothweins Mutter Erde zu küssen.

„Man kennt's an meinem Gange,
Am Gange, krumm und grad,
Man kennt's an meinem Gange,
Wie viel's geschlagen hat.“

Ob der Seehund, während er still dahin floßte und nur hie und da an ein rühriges Secundenpendel erinnerte, das pflichtgetreu nach rechts und links ausschlägt, den Doblinossee nicht für die Hudsonsbai angesehen, kann ich nicht behaupten.

Bald lag alles, beinahe hätte ich gesagt, in den Federn, — nein auf den Strohsäcken; gleichviel, wenn man fünf Minuten, nachdem man sich niedergelegt, bereits schnarcht. Der Mond sah ein klein wenig boshaft, wie mir schien, durch die Dachlufe, als wollte er sagen: Schon vergessen, mon cher, das schöne Lieb:

„Und die Nan'i hot's g'sagt
Und i denks as wie heuet,
Franz! trink as loan Kruag,
Wo der Mond eini scheint.“

Und als wollte er all das kommende Böse noch illustriren, schoß er seine hellsten Strahlen auf einen großen schwarzen Kater, der gravitatisch zwischen den Strohsäcken hinschlich. „Omen malum“, murmelte ich und hüllte mich fest in meinen Plaid.

Das war die letzte lustige Nacht bis auf lange, lange hinaus, und eine so schöne kehrte nie wieder während des ganzen Felszugs. Und nun: Buona notte! a rivederci!

Aus unserm Album.

Bertha.

Von

J. C. Maurer.

I.

Im tiefen Walde lieg ich sinnend,
Durch's Dunkel glänzt herauf der See,
Der Abend dämmernd niedersinkt
Und ferne glüht der Gletscherschnee.

Da webt's um mich wie Märchenträume,
Gar seltsam bebt das Laub im Wind,
Und bald wie sanftes Harfenklingen
Tönt's durch die Zweige leis und lind.

Wie schlummernd rauscht der Seedazwischen
Vom rothen Abendstrahl durchglüht,
Und über Berg und Thal und Hügel
Sich schweigend groß ein Eichenwald zieht.

Und unten tief im Thalesgrunde
Baut einsam sich ein Hüttlein auf,
Daneben lichte Perlen sprühend
Das Mühlrad peitscht den Bach im Lauf.

Und eine Linde duftend breitet
Ihr schützend Kleid um Dach und Haus,
Um Thür und Fenster grünend sendet
Der Ephen seine Ranken aus.

II.

Durch dunklen Forst gar einsam zieht
Ein Jäger auf die Pirsch,
Da bricht vor ihm durch's Tannenzweig
Hervor ein weißer Hirsch,

Und über Holz und Stoppel setzt
Er fort im raschen Sprung,
Bis er dem Aug' entschwunden bald
In Waldesdämmerung. —

Doch ohne Ruh der Jäger folgt
Dem Wild mit festem Schritt;
Ob Stämme halb vermodert hier
Auch hemmen seinen Tritt,

Ob Aeste wirr verschlungen dort
Umstricken seine Bahn,
Stets weiter stürmet ohne Rast
Der kühne Jägermann.

Gebüsch und Zweig mit starker Faust
Er krachend niederbricht —
Da plötzlich glänzt durch's Eichengrün
Ein See wie Silberlicht.

Und weiter fort kein Pfad, kein Steig
Durch stille Wildniß führt,
Um's Wasser her das Schilf nur rauscht
Vom frischen Wind gerührt. —

Da setzt das Hifthorn silberblank
Der Waidmann an den Mund
Und läßt die Töne schmettern durch
Den dunklen Eichengrund;

Doch aus dem Walde schaurig groß
Kein Laut ihm Antwort tönt,
Der Wind nur brausend durch das Laub
Uralter Eichen stöhnt. —

III.

Es naht die Nacht, am Himmel hoch
Schon Stern an Sternlein blüht.
Ein Nachen schaukelt über den See,
Darin ein Klausner sitzt.

Das Ruder plätschert, das Schilfrohr
rauscht,
Da hält er am Seegefiad —
„O Klausner, lieber Klausner mein,
Zeig' mir den rechten Pfad.“

„Wer bist Du, der im dunklen Wald
Umgeht bei finsterner Nacht?“
„Ein Waidmann bin ich, der verirrt
Auf heißer durstiger Jagd.“

„Du bist kein Waidmann, ich kenn' Deinen
Wuchs,
Bist aus dem Frankengeschlecht,
Bist König Pipin, mit Deinem Ahn
Stand ich im Heidengefecht.

„Nimm meinen Kahn, fahr über den See,
Dann geh' das Thal entlang,
Dort wirst Du finden ein Müllerhaus
An einem Felsenhang!

„Daneben steht eine Linde grün,
Es rauscht ein Wildbach laut,
Und drinnen im stillen Kämmerlein
Sitzt Deine rechte Braut.“ —

„Was soll die Braut in der Kammer mir,
Dahem mir blüht ein Weib
Mit blondem Haar, mit rosigem Wang'
Und jungem schlanken Leib.“ —

„Nicht ist's Dein rechtes Weib, die wohnt
Mit Dir im Königshaus;
Dein rechtes Gemahl, sie wandelt dort
Im Hüttlein ein und aus.“ —

„Ein drollig Märlein dünkt mir wohl,
Was Du mir, Granbart, sagst,
Doch für Deinen Dienst gerechten Lohn
Im Himmel finden magst.“ —

Darauf der Alte waldwärts zieht
Zu seiner stillen Klaus,
Der Jäger mit dem schwanen Kahn
Schifft in den See hinaus.

Und als er aus dem Rachen steigt,
Als bald ein Thal er schaut,
Den Lindenbaum, das Müllerhaus —
Wo bleibt die rechte Braut? — —

IV.

Aus niederm Kammerfenster,
Von Ephenlaub umfrängt,
Hinaus in die stille Mondnacht
Ein flimmernd Lichtlein glänzt.

Und eine Jungfrau drinnen
Am Rocken spinnend sitzt,
An ihrem weißen Finger
Ein goldnes Ringlein blüht.

Und senkt auf's Ringlein nieder
Sie ihrer Augen Strahl,
Dann ziehen ihre Gedanken
Fort über Berg und Thal.

Sie denkt, wie sie noch ferne
Dem Eichwald still und groß
Ein spielend Kind gewandelt
Im stolzen Königschloß.

Und wie sie dann erblickte
Zur Jungfrau hold und zart,
Wie's gab ein Fest im Lande,
So nimmer gesehen ward.

Da prangte reich im Schmucke,
Der hohe Königsaal,

Drin funkelten gleich Demanten
Die Lichter sonder Zahl,

Und um die schlanken Säulen
Wand Kranz an Kranz sich frei;
Es dufteten Laubgewinde
Wie der Wald im jungen Mai. —

Doch auf erhabenem Stuhle
Da saß der Eltern Paar,
Die Königin noch blühend,
Der König grau von Haar.

An ihrer Seite thronte
Sie selber engelshen;
Ein Kleid umfloß sie blendend
Wie Schnee von Bergeshöh'n,

Darüber blau ein Mantel
Mit Sternen wunderbar,
Und hell ein Kränlein glänzte
In ihrem blonden Haar. —

Da trat ein fremder Bote
Sich neigend in den Saal,
Ihm folgten nach zwölf Ritter
Gehüllt in Erz und Stahl.

Auf rothen Kissen trug man
Ein Ringlein ihm voran,
Und zu dem greisen König
Er so das Wort begann:

„Ein Freudenbote komm' ich,
Zu Dir vom Frankenland,
Für König Pipin werbend
Um Deines Kindes Hand.“ —

Und sie, sie hört beklommen
Das Wort, ihr Antlitz glüht,
Wie wenn am Lenzesmorgen
Ein junges Röslein blüht. —

V.

Im Müllergaden, weiß bestaubt
Das Kleid, der alte Müller sitzt.
Zur Brust gesunken ist sein Haupt,
Und träumerisch das Auge blüht
Durch seine halbgeschloss'nen Lider.
Die Mühle klappert ihm zur Seit'
Eintönig ihre Schlummerlieder,
Als wollte sie mit ihrem Klingen
In sanften Schlaf den Alten singen. —
Da plötzlich pocht es an das Thor,
Und rasch der Träumer fährt empor.
„Wer ist es, der zu später Zeit
Noch Einlaß sucht in meine Hütte?
Sind's Räuber aus des Waldes Mitte?
Nichts frommen kann sie ihr Begehr.“
Und dann durch's Fenster blickt er schnelle,
Da steht vor ihm auf blanke Wehr
Gestützt der Waidmann an der Schwelle.
Der pocht und ruft hinein in's Haus:
„Laß, Alter, Furcht und bangen Graus;
Ein Jäger bin ich, der verirrt
Sich auf der Jagd, sei Du mein Wirth.“
Wie solches drinnen hört der Greis,
Schiebt er zurück den Riegel leis
Von seiner niedern Hüttenpforte,
Und grüßend murmelt er die Worte:
„Nicht sei, verirrter Fremdling, Dir
Des Gastes heilig Recht verwehrt,

Noch hat kein Wanderer von mir
Vergebens Obdach je begehrt.“ —
In's Stübchen drauß den Gast er führt,
Wo sinnend still die Spindel rührt
Die Spinnerin beim Ampellicht,
Und also zu der Maid er spricht:
„Kind, was vermögen Ruch' und Haus,
Dem Fremdling bring' zum späten
Schmaus.“

Und alsbald traulich Gast und Wirth
Beim schlichten Mahle plaudernd sitzen,
Indeß das Mädchen emsig schürt
Das Feuer, daß die Funken spritzen.
Dem Fremden jezt den rothen Wein
Bringt sie von holzer Scham befangen,
Da sieht ein Ringlein golden fein
Er staunend ihr am Finger prangen.
Und wie ein Zauber faßt's ihn an,
Er kennt den Ring aus alten Tagen —
Nein, nein, es ist kein bloßer Wahn —
Schon will darob die Maid er fragen;
Da winkt der greise Wirth ihm zu —
„Das Alter sehnet sich nach Ruh“
Und reicht ihm noch die Hand zum
Scheiden

Und geht und läßt allein die Beiden.
Die schäkern noch und plaudern fort,
Es folgt alsbald der Kuß dem Wort.

VI.

Stund' um Stunde schnell dem Jäger
Unter Scherz und Wort verraucht,
Weil die schönste Jungfrau blühend
Ihm an seiner Seite lauscht.

Viel von Städten, viel von Ländern
Sagt er, die sein Fuß durchreist,
Und vom Meer, das wild und wogend
Um die weite Erde kreist.

Und wie fern im heißen Süden
Dort ein Land voll Wunder sei,
Wo die Rose blüht, der Lorbeer
Grünt im ewig jungen Mai.

„Aber schöner, schöner“ — ruft er,
Ich ein einsam Röslein fand,
Nah' dem Saum der weißen Alpen
Einst im trauten Bayerland.

„Lieblich blüht es und verborgen
Dort in heimlich stiller Ruh,
Rings umher ist öde Wildniß —
Und dies Röslein, Kind, bist Du.

„Doch im Hüttlein nicht geboren
Ward, das rings der Wald umhegt,
Wer wie Du solch Kinglein golden
An dem weißen Finger trägt.

„Eines schaut ich nur auf Erden
Funkelnd, wie das Deine gleißt,
Pipin trug's an seinem Finger,
Der mein Freund und König heißt.

„Und als er den Boien sandte
Verbend um die schöne Braut,
Hat für Bertha, König Flores
Kind, er ihm den Ring vertraut.“ —

Und die Jungfrau hört's und lauschet,
Stürmend wogt's in ihrer Brust;
Thränen von der Augenwimper
Stehlen sich ihr unbewußt.

Und von ihrem Finger streift
Sie herab die goldne Bier —
„Bring' dies Zeichen Deinem König,
Jene Bertha steht vor Dir.“ —

VII.

„Noch einmal, Mädchen rede, noch einmal sag' es laut,
Du, Du bist jene Bertha, bist meines Königs Braut?“
„Ich bin's, im Ungarlande steht meines Vaters Schloß:
Viel Burgen sind sein eigen, viel Städte reich und groß.

„Dort sandte König Pipin einst seine Boten hin,
Um Bankflors Tochterwerbend für sich zur Königin.
Und fort mit jenen Boten zog ich in's Frankenland
Zur Herrscherbraut erkoren, dies Kinglein an der Hand.

„Doch als wir lang geritten durch blühendes Gefild,
In einen Wald wir kamen, gar finster dicht und wild.
Da sprach mein Führer leise zu der Genossen zwei:
Nicht ziemt's, daß unsere Herrin aus fremdem Lande sei;

„Denn viel im Reich der Franken noch schöne Mägdelein sind,
Und auf den Thron erheben will ich mein eigen Kind.
Die Fremde laßt uns morden darum im Walde dicht,
Wo's sieht kein sterblich Auge unter dem Sonnenlicht.

„Und wollt zum Werk Ihr helfen, gar reich mit Gold und Hülz
Will ich dafür Euch lohnen und zahlen meine Schuld.“
Drauf führten jene weiter mich in den Forst hinein,
Und ihre Dolche zogen sie, hell wie Wetterschein.

„Den Tod das Eisen blinkend, den Tod ihr Blick mir droht —
Da fleht' ich auf zum Schöpfer hoch über'm Abendroth,
Und bittend sank ich nieder vor sie zur Erde hin,
Da war's, als hätt' ein Engel gewendet ihren Sinn.

„Nicht sei Dein Blut vergossen,“ der erste sprach vom Troß,
„Wenn nimmer wiederkehren Du willst zum Vaterschloß,
Noch je die Feste schauen, wo König Pipin wohnt;
Dies schwör' uns bei dem Gette, der ober den Wolken thront.“

„Ich schwor's, und dann im Dunkel verschwanden jene bald,
Und einsam lag ich weinend nun in dem tiefen Wald;

Doch kaum am nächsten Morgen ein Roth am Himmel hing,
Fort schritt ich, bis am Abend die Sonne nieberging.

„Und als am Bergesgipfel verglomm ihr letzter Strahl,
In menschenleerer Wildniß fand ich dies stille Thal.
Da ward am Bach die Mühle, im grünen Waldbrevier
Vor aller Welt verborgen zur zweiten Heimath mir.“

VIII.

Schon die Morgennebel draußen
Sinken auf den See herein,
Drinnen einsam Bertha schlummert
Noch im trauten Kämmerlein.

Nicht ein Traum um ihre Sinne
Seine goldnen Bilder webt,
Und ein Lächeln wunderfelig
Ueber ihre Rippen schwebt, —

Ferne wähnet sie zu ruhen
Jetzt in einem Lindenhain,
Durch's Gezweig ein Schimmer leuchtet
Purpurn wie Karfunkelschein.

Und aus blauen Himmels Höhen
Sich ein Adler niedersentt,
Der ein prächtig Königskränlein
In den starken Fängen schwenkt.

Und das Krönlein reich und glänzend
Drückt er ihr in's Lockenhaar,
Schwingt sich mächtig dann zum Himmel
Durch die Lüfte blau und klar. —

Also träumet sie, durch's Fenster
Bricht der erste Frührothschein,
Sieh, da tritt herein der Jäger
Stille, still in's Kämmerlein,

Beugt sich auf ihr Lager nieder,
Küßt ihr leise Stirn und Mund,
Drauf verstohlen aus dem Hüttlein
Zieht er fort zur selben Stund.

Und das Mädchen jetzt erwacht
Sinnend nach dem schönen Traum —
Draußen lacht die liebe Sonne,
Und es rauscht der Lindenbaum.

IX.

Es prangt der Wald im Morgenthau
Wieder mit grünen Zweigen,
Hoch in die sonnige Luft empor
Singende Vögelchen steigen,

Und all die Vögel jubeln rings
In heimlichen Waldesräumen,
Als wollten die Blumen im feuchten Moos
Sie wecken aus ihren Träumen.

Doch milde ruht eine Jägerschaar
Mitten im Eichengrunde;
„Wo weilt wohl unser König und Herr?“
Geh's Wort in ihrer Runde.

„Wohl suchten wir ihn in finst'rer Nacht,
Und durch des Forstes Tiefen
Vergeblich unsere Stimme drang,
Umsonst die Hörner ihn riefen.“

Und wie sie's sagen, von ferne her
Tönt eines Hifthorns Klingen —
Der König! der König! — vom Rasen auf
Jetzt all' die Jäger springen,

Und hundertstimmig ein Echo schallt
Empor zum jungen Tage —
Doch langsam König Pipin tritt
Aus dämmerndem Eichenschlage.

X.

Und der König begrüßet nach Waidmannsgebrauch
Die Ritter und Knappen im Kreise
Und beginnt dann unter das Eichengrün
Sich setzend in traulicher Weise:

„Willkommen Ihr Ritter, willkommen Ihr Herrn,
Ein Märchen jetzt will ich Euch sagen,
So nachts ich vernahm in der Herberg im Forst,
Als ich verirrt mich beim Jagen. —

„Es war mal ein König, ein mächtiger Herr,
Der über viel Reiche befohlen;
Der sandte den Freund, den trauesten fort,
Die Braut aus der Fremde zu holen.

„Doch dieser stieß treulos im nächtlichen Wald
Die Jungfrau fort, die holde,
Und brachte die eigene Tochter zum Weib
Dem Herrscher mit bräutlichem Golde.

„Die theilte nun Reich mit dem König und Thron
Im eh'lichen Bunde vereinet,
Die andere trauernd im Eichenforst
Ein einsames Leben verweinet.

„Doch einst der König auf's Waidwerk zog
In stiller Walbesmitte,
Da kam er ferne von seinem Gefolg
In eine Müllerhütte.

„Dort fand er ein Mädchen gar minnig und schön,
Die Braut ihm frech entwendet,
Am goldenen Ringlein erkannt er sie,
Das er ihr einst gesendet. —

„Dies Märchen, es ist kein erdichteter Wahn,
Mögt's meinem Fürstenwort glauben,
Doch sagt, welche Strafe der Räuber verdient,
Der Kron' ihr und Leben wollt' rauben.“ —

Und staunend umsteht den König der Kreis
Ob der vernommenen Kunde,
Da stürzt der Jägermeister hervor
Bleich aus der stummen Runde.

Und vor dem Gebieter sinkt er in's Knie —
„Ich bin's, der die That verbrochen,
Doch, Herr, an meinem Leben allein
Sei schwer der Frevel gerochen.“

Drauf streng und finster Pipin spricht:
„Nicht soll der Tod Dir werden,
Doch fremd, verstoßen aus Land und Reich
Sollst unstät wandern auf Erden.

„Und Deine Tochter, das falsche Weib,
Umschließend die Klostermauer;
Dort mag sie büßen die Sündenschuld
In Reu' und bitterer Trauer.“

XI.

Im Gemach am Bogenfenster
Steht die Frankenkönigin,
Draußen geht die Sonne nieder
Roth, ein glühender Rubin —

„Senk Dich nieder, schöne Sonne,
Nieder in die dunkle Nacht,
Heller noch als deine Strahlen
Prangt ja meiner Krone Pracht.

„Möchtest all dein Gold verschwenden
Mir zum Schmuck an Haupt und Leib,
Nimmer schöner, nimmer holder
Wird des Frankenkönigs Weib.

„Wer kann mich an Reiz besiegen,
Wer entwinden mir die Macht? —
Eine könnt' es nur auf Erden,
Und die deckt ew'ge Nacht. — —

„Bleich' um mich, du stolzer Schimmer,
Bleiche, goldne Königspracht,
Senk' dich nieder, schöne Sonne,
Nieder in die dunkle Nacht.“ —

Also sinnt am hohen Fenster
Dort die Frankenkönigin,
Da in's Zimmer tritt ihr Page,
Reicht ihr stumm ein Brieflein hin.

Und sie liest es, aus den Händen
Sinkt das Blatt ihr niederwärts,
Und ihr Antlitz, schön und blühend,
Wird wie Marmor fahl und Erz,

Und der Brust, der bang gepreßten,
Sich ein dumpfes Ach entringt,
Dann auf seidnen Teppich weinend
Sie verzweifelt niedersinkt —

„Großer Gott, Du hast gerichtet —
Nun, so sei Dein Spruch erfüllt, —
Deiner Rache nichts verborgen
Bleibt, ob's auch die Nacht verhüllt.

XII.

Längst wieder zog der Lenz in's Land
Mit leisem, leisem Wehen
Und kränzt mit frischem Blättergrün
Die Wälder und die Höhen;

Und Abend ist's, die Vöglein all,
Sich auf den Zweigen wiegen,
Und rothes Gold durch's Laubwerk bligt,
Am Himmel aufgestiegen. —

Am Pindenbaume Bertha sitzt
Und sinnt und sinnt und lauschet
Dem Bach, der murmelnd durch's Gestein
An ihr vorüber rauschet.

Das tönt ihr zu so weich, so hold
Wie leises Saitenklingen,
Dem Mädchen wird so wohl, so weh,
Als wollt ihr 's Herz zerspringen.

Der Waldmann wieder vor ihr steht
Im Geist, der unbekannte,
Wie er ihr traut in's Aug' geblickt
Und sie sein Rösslein nannte,

Und wie sein Arm sie lind umschlang —
Ob er ihr gut geblieben — —
Daß sein sie denkt, sie weiß es kaum,
Was soll auch all ihr Lieben. —

Da horch, in öder Wildniß jetzt
Wird's laut mit einem Male,
Aus wildem Forst ein Reiterzug
Sprengt nieder zu dem Thale,

Und lustig klingt es aus dem Wald
Wie Paukenschlag und Zinken,
Und durch die Hecken dunkelgrün
Wel hundert Helme blinken.

Doch vor dem Zug auf weißem Roß
Da' jagt ein stolzer Ritter,
Schwarz um sein Haupt die Locke weht,
Sein Kleid deckt goldner Fitter.

Den Helm ein leuchtend Krönlein schmückt
Wie brennender Karfunkel,
So reitet er dem Troß voran
Aus grünem Waldesbunfel.

Und Bertha sieht den Zug und staunt,
Wie er sich naht der Mühle —
Schon sind sie da, der erste springt
Vom rothen Sattelpfuhle.

„Kind,“ ruft er, „kennst mich nimmermehr,
Der einst Dein Gast gewesen,
Bin König Pipin, Du die Braut,
Die ich mir auserlesen.

„Vorbei sind Trauer nun und Schmerz,
Laß Freud' und Jubel walten,
Komm', folg' mir auf mein Königsschloß
Wir wollen Hochzeit halten.“ —

Und Bertha hört's, ihr ist das Herz
So voll, so wonnetrunken;
Da ist dem König weinend sie
An seine Brust gesunken.

XIII.

Die Nacht liegt auf dem See, dem Walde,
Die Sterne steh'n am Himmelszelt,
Da reitet Pipin heimwärts wieder
Mit seinen Treuen auserwählt,

Und ihm zur Seit' auf salbem Zelter
Die Braut, das schönste Frauenbild;
Der Mond ihr Angesicht umfließet
Mit seinem Lichte bleich und mild.

Und langsam, langsam sich entwindet
Der Reiterzug dem Blicke bald,
Es nimmt ihn auf mit seinem Dunkel,
Mit seiner Nacht der stille Wald. —

Doch kaum der Zug dem Blick entwindet,
Zersieft das Hüttlein tief im Thal,
Das Mühlrad und die grüne Linde
Wie Nebel vor dem Sonnenstrahl.

Ein Rauschen tönt noch aus der Ferne
Wie Harfenklänge leis und lind —
Und ich erwach' aus meinen Träumen —
Es spielt im Laub der laue Wind.

Im tiefen Walde lieg ich wieder,
Durch's Dunkel glänzt herauf der See,
Der Abend dämmernd nieder sinket,
Und ferne glüht der Gletscherschnee.

Der Adjutant des Sandwirths.

Geschichtliche Erzählung

von

Max Stielerberger.

II.

Eine unheimliche Nacht.

Der Garten, welcher mit dem bekannten Birnbaum in das erste Stockwerk des Kreuzwirthshauses schaute, gehörte zu einem Gebäude, dessen Eigenthümer seit langer, langer Zeit verschollen war. Haus und Garten waren gleich verwahrloßt, gleich unheimlich; letzteres besonders, weil ein geheimnißvoller, düsterer Vorfall wie ein Fluch auf beiden lastete. Martin Schenk erinnerte sich zuweilen, wenn er etwas trüber Stimmung war, und er des Abends beim flackernden, traurigen Scheine des Talglichtes einem einsamen Becher Gesellschaft leistete, an eine wilde, schreckliche Sturmnacht.

Das war im Jahre 1791, also vor achtzehn Jahren, im Monate Juni. Tagsüber waren heftige Gähwinde thalaufgezogen, auf den Bergen hatten sich dunkle Wolfenballen hoch angethürmt. Krächzend zogen die Raben fürbaß, und die kleineren Vögel flatterten ängstlich hin und wieder. Zuweilen tönte dann ein tiefes, grollendes

Drummen in der Ferne, es zuckte plötzlich leuchtend auf in dem frühdunklen Thale, und man sah, wie es bis zu den Nebgeländen niederhing, grau, undurchsichtig, in dichten Streifen, und wie die Rinsen in den alten Bergen sich mit jungen, ungestümen Bächen anfüllten, die donnernd niederstürzten zum Rinnfal des Eisak.

Alles hatte sich in die Stadt, unter das schützende Dach geflüchtet. Der alte Kreuzwirth saß stillschweigend am großen Rundtisch in der Zechstube, als Martin, sein Sohn, von Sterzing, wohin er einen Bozener Handelsmann geführt, eintraf. Martin brachte einen Passagier mit heim; es war ein alter Jäger, der da draußen irgendwo niedergestiegen war, um, wie er sagte, seine Beute an die fürstbischöfliche oder an eine andere herrschaftliche Tafel abzuliefern.

Martin hatte ihn um ein „Vergelt's Gott“ mitfahren lassen. Vater und Sohn hatten kaum einander die Hände gedrückt zum „Willkomm“, und der Jäger sich auf die Ofenbank niedergelassen, als ein furchtbarer Donnererschlag das Haus in seinen Grundvesten erschütterte.

„Heilig's Kreuz! heilig's Kreuz!“ murmelte der alte Wirth, indem er voll banger Inbrunst ein Kreuz um's andere schlug und eine Gebetformel zum weiß Gott wie vielen Male begann.

Auf der Gasse schnob es jetzt, der Sturm brauste einher, daß die verschlossenen Thüren und Balken ächzten, Fenster klirrend barsten, und Holzschindeln aller Art in unablässigen Kreisen vor dem Winde flogen. Plötzlich trat eine unheimliche, bange Stille ein, aber nur auf Augenblicke. War es erst ein sinnloses Wüthen, so sprachen jetzt der Wind und des Donners mächtige Stimme einen Dialog, schauerlich genug, um in den Verhärtesten, die ihre Haut in sicheren Gewahrjam gebracht, ein dankbares Stoßgebettel zu wecken.

Der alte Schenk hatte sich zum Jägersmann hinter den Ofen geflüchtet; er scheute diese späten Gewitter. Die Beiden sprachen mit einander, und Martin benützte die Gelegenheit, um in die Hinterstube des ersten Stockwerkes hinaufzusteigen. Dort öffnete er das Fenster, steckte den Kopf hinaus trotz aller Unbild des Wetters und sah den Blitzen zu, wie sie schlangenförmig mit rasender Geschwindigkeit an den Gebirgen drüben hinfuhren. Es tönte des Hochwalbs Rauschen herüber und das Gebrause der Wildbäche — Stimmen der empörten Natur. Das hörte Martin gerne. Da dachte er an den wilden Jäger und an den schrecklichen Alten vom Berge, der dort im Sturme schritt mit flatternden Haaren und fliegenden Kleidern. Dann kam eine Schaar Hexen, bössartige Geschöpfe, in deren Munde viel unheiliger Zauber lag. Sie ritten auf Besenstielen, verborgen in den dichtesten Wolken, aber ihr Geschnatter, das den rollenden Donner überschrie, verrieth, daß sie es wieder nicht versäumt hätten, den Kamin zu passiren. Ein Schauer um den andern überlief den jungen Wirthsohn, wenn der Sturm so majestätisch durch den hohen Forst oben und unten durch Thal und Haideland rief und es dann plötzlich stille ward, als wäre er ob den tausend Stimmen, die er aufgeweckt, selbst erschrocken, oder als wollte er in die Nacht hineinhorchen, ob da sich noch etwas regte, ihm zum Troste.

Ah, das war unheimlich, dieses Schweigen, kein Athemzug der Natur, kein Pulsschlag des Lebens!

Angestrengter lauschte Martin hinaus.

Leise Schatten, die lautlos durch triefende Blische huschen, dunkle Gestalten, die auf Kreuzwegen reglos stehen, Kobolde, Gespenster, hu! Jetzt, da — da! was flammt in des Nachbarn Hause auf? Heller Lichtschein fällt heraus auf den öden Kiesweg des Gartens — verworrene Stimmen da drüben — klirrende Säbel — ein Schrei! Jesus, Maria!

Martin dachte nach, das waren keine Geister, denn Geister haben keine Hälse zu brechen, Geister rumoren zuweilen nur in Dachkammern, wenn sie allein im Finstern und übler Laune sind. Da drüben aber im Hause des Nachbarn war Licht, und eine weibliche Stimme rief unablässig: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ Martin erkannte die Stimme. Sie gehörte der jungen Frau des verschlossenen, schönen Mannes an, von dem die Fama wußte, er sei ein Franzose, den die Jakobiner aus der Heimath vertrieben, und der vor einigen Monaten das Nachbarhaus gekauft hatte, um da den Frieden zu finden, den er in Paris vergeblich gesucht. Man sah ihn nie ausgehen, den Mann, nur sein Diener, der aber nicht rebstlicher war, als sein Herr, verkehrte mit der Außenwelt, so weit es sich nämlich um den Einkauf von Lebensmitteln und dergleichen handelte. Da die neuen Bewohner des „stillen Hauses“ — diese Benennung war neu und von den Ehehalten des Kreuzwirthes erfunden — nie in die Kirche gingen, schüttelten die frommen Bräuner unzufrieden die Köpfe. Dabei blieb es inbessen nicht, man sagte nichts Gutes von den Fremden . . . sie waren mindestens Lutherische. Als Oftern war, hatte man sehr Acht. Sie werden doch zur Beichte gehen? Das heil. Abendmahl empfangen? Aber das Thor des stillen Hauses blieb verschlossen. Nur ein Mal hatte man den Diener einen Mann in Reisefleibern und mit einem dichten rothen Barte rückwärts in den Garten führen gesehen. Das war am dritten Feiertag.

Am nächstfolgenden Morgen wurde dieser Mann in Begleitung eines andern Reisenden auf der Straße nach Bozen getroffen. Es war ein Beneficiat des Domcapitels, den sein „Muli“ im gemächlichsten Trotte dem Süden zutrug. Ihm kamen die beiden Fremden auf leichten Pferden nach. Da sie an dem Priester vorbeizogen, unterbrachen sie ihren Dialog nicht. Sie sprachen ja französisch. Dem Beneficiaten war das Idiom aber nicht fremd, er übersetzte:

„Mortbleu, in diesem Pfaffeneste hätte ich den Oberst der Schweizer nicht gesucht! Gut, daß ich Remy traf.“

„Und daß er Dich für einen Freund seines Herrn hielt.“

„Das bin ich auch, obwohl mich sein Glück, das die schöne Adrienne de Launay noch so sehr verführt, eifersüchtig macht.“

„Er verdient sie nicht; er ist nicht einmal von Adel und hat sehr bäuerische Ansichten. Man sagt sogar, er schwärme für . . . kurz, er soll ein Republikaner vom reinsten Gepräge und ein abgeflagter Feind aller bevorzugten Stände sein. Er war als Knabe nach Paris gekommen, und nur die Dankbarkeit erhielt seinen Degen im Kampfe für Ludwig XVI . . . Was scheert das mich und Dich, wir wissen seinen Aufenthalt, und der Bürger Roisson, dessen Sohn er bei der Erstürmung der Bastille am 14. Juli 1789 erschlug, wagt uns das Geheimniß mit Gold auf.“

„Armer Bürger Roisson,“ lachte der Rothe. „Ob ihm damit geholfen ist?“

„Die Rache ist süß, Capitän Mellat, und Adrienne de Launay ist die Tochter des letzten Commandanten der Bastille. Ah, Roisson wird uns brauchen, er ist ein rachsüchtiger Schurke.“

„Der Teufel, Canille! Wenn er halbwegs seine Goldfische nicht spart, kann er sich auf meinen Degen verlassen. Ich will vor Allem meine Sache auf recht viel Geld stellen.“

„Mir fällt noch etwas ein, Capitän. Der Graf Dervilles —“

„Bürger Dervilles,“ verbesserte Mellat lachend. „Was ist's mit ihm?“

„Der Bürger Dervilles war wahnsinnig in Fräulein de Launay verliebt —“

„Mortbleu! Das war ich auch.“

„Er verfolgte sie, wie ihr Schatten, geizte nicht mit Liebenswürdigkeiten, er wollte um jeden Preis reussiren. Ich weiß nicht warum; der arme Narr bildete

sich ein, den Schweizer Obersten, der damals schon als der erklärte Ritter des Fräuleins galt, ausgestochen zu haben, bis ihm die Geliebte eines Tages als Obristin Bartial vorgestellt wurde. Seit der Zeit —“

„— ist seine Liebe in ebenso glühenden Haß verwandelt, nicht? Die Moral, welche Du aus der Geschichte ziehen wirst, errathe ich. Es ist gut, wir machen ein doppeltes Geschäft, und der Schweizer wird sich in Acht zu nehmen haben. —“

Der Beneficiat schauderte; die beiden Franzosen trieben ihre Pferde an und waren bald aus seinem Gesichtskreise verschwunden. —

Die Sonne hatte den Frühling verbrängt, und der Herbst war nachgefolgt. Die Bewohner des stillen Hauses waren weniger Gegenstand des Stadtgesprächs; denn die Zeit der Weinlese brachte andere Unterhaltungstoffe. Sie waren fast in Vergessenheit gerathen. Nur der Sohn des Kreuzwirthes sah zuweilen, wenn er, träumerisch zu den blauen Bergen hinüberlaufend, am Fenster seines geliebten Hinterstübchens saß, den großen, ernsten Mann und die schlanke Gestalt der jungen Dame und das dreijährige Bübchen der Beiden zwischen den dunklen Hecken dahinwandeln. Er fühlte ein mächtiges Interesse für die Emigrantenfamilie, besonders seit ein neidischer Wind den Schleier der Dame hob, und sich ihm ein helles Engelsangezicht zeigte. Seine Jünglingsseele bebt bei dem Gedanken, wie es erhehend sein müßte, vor solchen Augen Großes zu vollbringen.

An dem Tage, der die unheimliche Nacht im Gefolge hatte, war er wieder hinaufgestiegen in die Hinterstube. Er sollte einen Passagier brennervwärts fahren und wollte nur eben noch nach dem Wetter sehen... vielleicht freilich trieb ihn auch ein anderes Gefühl an... genug, es war nicht zu leugnen, etwas lange schielte er doch in des Nachbarn Garten hinunter. Sein Vater, der Wirth, rief hin und wieder, den langsamen Kutscher zur Eile mahnend, aber Martin erschaute just das helle Kleid der Französin in den Lücken, welche der Herbst in das Strauchwerk gegraben.

Die Frau des Obersten eilte wie suchend durch die Alleen.

„Nemy! Nemy!“ tönte ihr Ruf, und ein bedenkliches Kopfnicken begleitete ihn. Martin freute sich noch über den Wohlklang dieser Stimme, als der Wirth zum wiederholten Male schrie: „Eile Dich, Schlingel, oder —“

Auch dieser Ruf hatte ihm mancherlei zu bedenken gegeben, und seufzend war er dies Mal auf den Vock gekrochen. —

Als nun jetzt das durchdringende Hilfesgeschrei zu ihm herüberscholl, erkannte er die Stimme alsbald, und er war außer sich. Was geschah der Dame? Was ist los? Martin war kein Hasenfuß; ein Schilke wie er ist das nie. Das Erste, werauf Martin dachte, war sein Stutzen. Diesen von der Wand reißen und durch's Fenster in den Garten springen, war das Werk eines Augenblickes. Wie ein flüchtiges Reh setzte er über Busch und Zaun dem Hause zu, in welchem das Jammern immer lauter, und das Klirren der Degen immer schwächer wurde. Es schien ihm wenigstens so, und Martin pressirte um so mehr. Er fand die Thüre verschlossen; was thun? Klirrend flog das Fenster hinein. In dem Momente aber, da er sich auf die Brüstung schwingen wollte, erschien in der Oeffnung ein Kopf. „Qui vive!“ donnerte es ihm entgegen. Das verstand der Tirolerbursche nicht, aber er wußte sogleich, daß er es mit einem Feinde des Obersten zu thun hätte. Er überlegte. Der Fremde war offenbar im Vortheile, denn abgesehen davon, daß es ihm ein Leichtes war, dem Hinausfliehenden eine Kugel durch die Stirne zu jagen, das Gestampfe und Ringen in verschiedenen Räumlichkeiten des Hauses ließ in dem Einzelnen am Fenster vorerst nur einen Beobachter, eine Wache vermuthen. Martin befand sich vielleicht zum ersten Male in seinem Leben in einer Situation, die Muth und

Schlaueit in gleich hohem Grade erforderte. „Versuchen wir's bei einem anderen Fenster,“ sagte er zu sich. „Einen frischen Anlauf, hinein mit Glas und Rahmen, den Stützen hübsch parat gehalten, und läßt sich ein Wälscher sehen, hums, niedergekracht den Kerl.“ Er kam nicht zur Ausführung, dieser tolle Plan; im stillen Hause schien der Kampf ein Ende zu nehmen: ein heftiger Schrei, der den Wirthsburschen erzittern machte — ein schwerer Fall, der Fall eines weichen Körpers, — durch Martins Seele zuckte es, wie trübe Ahnung. Da erscholl das kräftige „Halloh!“ — der Jagdruf der Tiroler Gebirgsschützen — am Gasseneingange des Hauses. Martin dünkte der wildmuthige Ruf angenehmer als das „Hosiannah“ am Oftertage. „Halloh! Halloh! Niederschlagen!“ schrie auch er.

Am Fenster wurde es lebendig, zwei Gestalten sprangen rasch nach einander heraus.

„Eilen Sie, Graf, man kommt, man hat uns bemerkt; kein Wunder auch, der Obrist wehrte sich wie ein Verzweifelter, und der Schurke, sein Diener, machte absichtlich einen Heidenlärm,“ sagte eine rauhe Stimme.

„Wir haben das Unfere gethan. Bartal ist todt,“ setzte der andere Mann hinzu. „Schwingen Sie sich heraus, rasch, in Teufels Namen, wir werden von allen Seiten angegriffen.“

Da trachte Martins Büchse aus dem nahen Busch; der Graf, welcher eben der Mahnung seines Commilitonen nachkommen wollte, fiel diesem blutend in die Arme.

„Nehmen Sie ihn auf, Camille, Sie sind ein Herkules. Ich werde den Rückzug decken.“

„Hier nehmen Sie mein Pistol, Capitän, und nun fort.“

Man eilte dem rückwärtigen Ausgange zu.

Als die Flüchtigen zum Thore gelangten, vor welchem drei Pferde aneinandergekoppelt standen, schrie es:

„Halt! nicht weiter!“

Unter der Thüre stand ein junger Mann, der seine Büchse wie eine Keule schwang. Das war Martin.

„Es ist nur ein Knabe. Auf die Seite, Tollkopf!“

Aber die Büchse machte bedenkliche Kreise.

„Schlagt ihn nieder, Capitän,“ stöhnte der Graf.

„Wart' Bube da — da und da, denk an den Capitän Mellak und an die Lection, die er Dir ertheilt.“

Martin wälzte sich zähneknirschend im Grase; bis er sich emporgerafft, war das Kleeblatt auf und davon...

Im stillen Hause war das Unheil eingezogen. Der Oberst lag sehr schwer verwundet, Adrienne de Launay war dem Wahnsinne nahe. Sie kauerte am Lager ihres Gemahls lachend und weinend. Nemy, der Diener, hatte die Wunde untersucht, dann den Kopf geschüttelt, und jetzt sah er finster und trübe auf die Gruppe hernieder. Nebenbei stand, auf sein Gewehr gestützt, jener alte Jägersmann, der blinde Passagier Martins, nach ihm streckte das kleine Büßchen der unglücklichen Ehegatten die Händchen aus. Draußen im Garten befand sich des Kreuzwirths Sohn, seine Niederlage hatte ihn kleinlaut gemacht, er getraute sich nicht in's Zimmer herein, und darum guckte er durch's Fenster.

Noch ein Mal in jener schrecklichen Nacht schlug der ehemalige Oberst der Schweizer am Hofe Ludwigs XVI. die Augen auf. Martin sah, daß er die Lippen bewegte; aber er hörte nicht, was gesprochen wurde. Wichtiges mochte verhandelt werden, dabei fiel ihm im Besondern auf, wie der alte Jäger angelegentlich in's

Gespräch gezogen wurde, wie er gleichsam zusagende Bewegungen machte, während die eigene Frau des Obersten nicht zu hören schien, was um sie her vorging. Dann sah er den Oberst allmählich immer fahler und stiller werden, bis die Wachsfarbe des Todes sein männlich schönes Antlitz überzog. Die Scene, die nach seinem Dastehen nun folgen mußte, hatte er nicht mit ansehen wollen; er war wieder in seine Hinterstube zurückgekehrt, still und nachdenklich, und seit der Zeit hatte er keinen Schritt mehr in des Nachbarn Garten gemacht. Sag ja doch eine Leiche in ihm begraben . . . die Leiche eines Ermordeten . . .!

Aber hinabgeschaut hatte er oft und dabei ein Kreuz geschlagen und ein Vater-unser gesprochen. Es galt das dem stumm in der kühlen Erde liegenden, wie dem Andenken derjenigen, die eines Abends aus dem entweihten Hause ausgegangen waren, und von denen er seither nichts mehr gehört noch gesehen hatte.

Das Haus war jetzt in der That ein „stilles Haus“ geworden, und der Garten stand verwildert und verödet. Niemand kümmerte sich darum.

Nur den Jägersmann hatte er dann und wann zu Gesicht bekommen, wenn er je ein Mal über den Zaun gestiegen war zum Sandwirth. Dort wohnte der Alte in einem bescheidenen Häuschen, das er mit seinem Sohne theilte. Dieser letztere war ein hübscher, kräftiger Bursche und der erste Schläge des Thales von Passeyer. Der Sandwirth Hofer liebte ihn über die Maßen. Friedl hieß sein Name, und er zählte jetzt zu des „Sandwirths Adjutanten“.

Friedl ist nicht der Sohn des alten Jägers, daß hat keiner von Beiden ein Fehl. Der Jäger hat ihn aufgezogen und zum freien thätigen Manne herangebildet, Friedl vergilt die Wohlthaten mit ebensoviel Liebe.

Wer aber die Eltern des Burschen von Rechtsens waren, oder ob sie noch lebten, das weiß Niemand, nur der Jäger weiß es. Martin Schenk, der Kreuzwirth von Brigen, hat aber über diesen Punkt seine eigenen Gedanken . . .

Feuilleton.

Die vom **östr. Touristen-Club** im vorjährigen Herbst wegen ungünstiger Witterung verschobene **Feier der Schlusssteinlegung** des neuen **Touristenhauses** auf dem **Birbih-Kogel** in Steyermark fand am **14. August** d. J. statt und kann in jeder Hinsicht eine überaus gelungene genannt werden. Die Stadt Judenburg bezeugte ihre warmen Sympathieen für das humanitäre Unternehmen durch einen glänzenden Empfang der Wiener Gäste. Böllersalven, Musik, reicher Fahنشmuck, Ehrensporen und ein prächtiges Kleeblatt von Blumendamen in steyerischer Landestracht empfingen die Touristen am Bahnhofe trotz strömenden Regens und achtsündiger Zugverspätung. — Das Vorwiegen deutscher Fahnen bekrundete die ferndeutsche Gesinnung der Judenburger. — Noch am selben Abende begab sich die durch Theilnehmer aus Judenburg, Graz und andern Ortschaften verstärkte Touristenschaar nach St. Wolfgang, wo die wenigen Stunden bis Mitternacht unter lebhaften Toasen, Gefängen, Musikproduktionen, nationalen Tänzen und Feuerwerk nur zu bald verannen. — Als andern Tags am frühesten Morgen ein wolkenloser Himmel alle Besorgnisse wegen des Wetters zerstreute, begann unter weithin schallendem Jubel der Aufbruch auf den Bergesgipfel, der nach dreistündiger genussreicher Wanderung um 8 Uhr erreicht war. Das nahe demselben stehende, mit Fahnen, Guirlanden aus Zirben und Alpenblumen reich geschmückte Haus wurde den zahlreich erschienenen Gästen (weit über 100 an der Zahl, worunter sehr viele Mitglieder des Vereins der steyerischen Gebirgsfreunde zu Graz) als gastliches Obdach geöffnet und allseitig als solid und wetterdicht anerkannt. Nach Einleitung des Festes mit Böllersalven und Musikfanfaren erläuterte die vom Obmann des Touristen-Clubs, Dr. Schießl, schwungvoll vorgetragene Festrede den Sinn und die Bedeutung der Feier. Der Schluß derselben sprach die Hoffnung aus, daß trotz des

Bemühens, durch Wiedererweckung des längst begraben geglaubten Provinzialseparatismus (Kantönligeistes) den kranken Staatskörper zu heilen, unter den Alpenfreunden Deutsch-Oesterreichs das Gefühl der Gemeinsamkeit und das Bewußtsein, einem schönen großen Vaterlande anzugehören, gegen die Stürme der Zeit und den Wechsel politischer Verhältnisse eben so Stand halten werde, wie das neue Schuhhaus gegen die Mißgunst der Elemente. Nach Einsetzung der öffentlich vorgelesenen und von den Festgenossen unterzeichneten Gründungs-Urkunde, Anbringung der üblichen drei Hammerschläge und Einzeichnung in's Fremdenbuch, wurden aus dem stattlichen, mit trefflichem Rebensaft des Landes gefüllten Clubpokale begeisterte Toaste auf die Gründer und Förderer des Unternehmens u. s. w. ausgebracht, und zuletzt vom Obmann der Versammlung des Club-Ausschusses, das neue Haus der Stadtgemeinde Judenburg schenkungsweise in's Eigenthum abzutreten, damit sie für dessen Erhaltung und zweckentsprechende Verwendung wache, kundgemacht, welche Erklärung mit donnerndem Jubel begrüßt wurde. Nach eingenommenem Mittagessmahle in St. Wolfgang erfolgte die Rückkehr nach Judenburg, wo ein von dem Club veranstaltetes Tanzfränzchen die Elite der Jugend vereinigte und dem Feste eine würdige Schlußdecoration gab. Allgemein war die Befriedigung über das Gelingen der Feier, die, über den Rahmen gewöhnlicher derartiger Festlichkeiten hinausreichend, in Aller Herzen die Ueberzeugung weckte, daß in der Reihe der Sängers-, Turners-, Schützen-, Feuerwehr- und ähnlicher Vereine auch die alpinen Vereine als markige Sprößlinge deutschen Volkslebens am großen geistigen Einigungswerke mitzuwirken berufen sind. — Das Verständnis, das die Bürgerschaft Judenburg's für diese Idee durch die wahrhaft munifizente Theilnahme bethätigte, gereicht ihrer Intelligenz zu hoher Ehre, und es wird der 14. August in den Herzen der Theilnehmer nicht weniger fest eingegraben sein, als der Denkstein von Marmor im Steinhaufe auf dem Jirbizkogel. Dieser Berg mit einer Höhe von 7583 Fuß und einem unvergleichlichen von der Tauernkette bis zu den Karavanken reichenden Rundpanorama, leicht auch für minder geübte Touristen zu ersteigen, wird, nachdem er jetzt mit einem für 50 Personen Raum bietenden Schuhhause versehen ist, sicherlich bald unter die besten Ausflugsplätze des schönen Steyerlandes zu rechnen sein. L. M.

Von **Besteigungen jungfräulicher Spitzen** im Laufe der verfloffenen Reisesaison haben wir noch wenig vernommen. Nur aus der Glogner- und Benedigergruppe sind uns in dieser Beziehung einige Nachrichten zugegangen. Dort hat nämlich Herr A. Zähler aus Wien, unser geehrter Herr Mitarbeiter, in Begleitung des Führers Joseph Brandtner, am 15. August den bisher unerstiegenen „großen Eiser“ (Glognergruppe) und mit dem Glognerführer Michael Groder am 21. August den „hohen Gaiger“ (Benedigergruppe) ersteigen. —

Das Mißliche der **materiellen Lage des tirolischen Lehrerstandes** hat Herr Landes-schulinspector Schneller in Innsbruck durch einen trefflichen Artikel „über den Stand der Lehrergehalte in Tirol im Voten für Tirol und Vorarlberg“ recht drastisch beleuchtet. „Es haben“, sagt er als Resumé desselben, „in Tirol von 1967 Lehrern und Lehrerinnen 96 unter 40, 317 unter 60, 659 unter 80, 962 (also fast die Hälfte) unter 100 Gulden Jahreseinnahme. Weitauß am schlimmsten steht es im Bezirk Landeck, wo 34 von 72 Lehrern nicht einmal je 80 Gulden beziehen!“ —

Die **Pustertal-Bahn** (Franzensfeste-Vienz) geht rasch ihrer Vollendung entgegen. Wenn nicht besondere Hindernisse dazwischen treten, hofft man dieselbe noch im Laufe dieses Jahres (wahrscheinlich gegen Mitte November) eröffnen zu können. Die bedeutendsten Bauobjecte an derselben sind: 1) der Viaduct über den Eisack bei Franzensfeste mit 7 Oeffnungen, die mittlere mit 50 m, zwei Oeffnungen mit je 24,24 m und vier Oeffnungen mit je 20,2 m, zusammen mit 178,88 m (565,9 f.) Stützweite; die Bahn liegt bei diesem Viaduct 90 f. über der Poststraßenbrücke, der Wasserspiegel des Eisack mindestens 300 f. tiefer als die Bahn; 2) der Tunnel durch den Döfnerhügel, unweit der Franzensfeste, 813,6 f. lang; 3) der Viaduct über den Balserbach bei Mühlbach, 168,47 f. Stützweite, 69 f. über dem Wasserspiegel; 4) der Tunnel bei Lamprechtshaus, 955 f. lang; 5) der größere Wienenbachstunnel, 597 f. lang und der kleinere Wienenbachstunnel, 171 f. lang, vom größeren nur 500 f. entfernt; 6) der Niedertunnel bei Welsberg, 430 f. lang (liegt in einer Curve, R = 900). Gitterbrücken zählt die Bahn 13, nämlich über den Lampmanngraben, den Pfunderbach, die Rienz bei Untervintl, über die Gader bei St. Lorenzen, über die Rienz bei Bruned, über die Rienz bei Percha, über den Braggerbach, über die Rienz bei Rienz, über die Drau bei Untervierschach, über die Drau bei Tafelbach, über den Thurnbach bei Abfalterbach, über den Margarethenbach bei Mitterwald, über den Christleinbach desgl.; kleinere Brücken 2, nämlich 1) eine halbkreisförmige über den Riesbach bei Oberolanz; 2) eine über den Tunkelbach bei Niederolanz. Die Höhe der Brücken über den Wasserspiegel wechselt von 10 zu 96 Fuß.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Ed. Amthor; Verlag von Eduard Amthor in Gera.

Einige Aussichtspunkte in den deutschen Alpen.

Von

Adalbert Böhne.

Herrlich in seinem Siegesruhme steht das deutsche Volk vor uns; es darf sich mit Recht das erste, das mächtigste, das gebildetste Volk der Erde nennen, aber es ist auch ein schönes Gebiet, welches dieser großen Nation zur Heimath geworden. Soweit die deutsche Zunge reicht, entzückt uns ein reicher Wechsel von ebenso großartigen wie lieblichen Naturscenen! Unser Rheinland mit seinen seltsam zerklüfteten Bergspitzen, auf denen verwitterte Ruinen sich aufthürmen, während die Gelände mit reichen Weinpflanzungen geschmückt sind; der sagenbesungene, wildemporstarrende Harz; der Thüringerwald, in welchem mächtige Buchen- und Tannenwälder mit blühenden Feldern und Gärten wechseln; die Höhlen der fränkischen Schweiz; das anmuthige Elbthal; ja sogar die weiten Sandebenen Norddeutschlands, die Küsten der Nord- und Ostsee bieten uns Schönheiten dar, wie sie so reichlich, so mannichfaltig nicht leicht wieder ein Land vorzuführen im Stande ist. — Aber wollen wir doch auch einen Landstrich nicht vergessen, der, wenn gleich in diesem Augenblicke nur zum kleinsten Theil zum deutschen Reiche zählend, doch eben so schön wie deutsch geblieben ist und es auch in Zukunft bleiben soll. Das Alpengebiet ist es mit seinen Bergen, das gleich unserm Vater Rhein seit Jahrhunderten ein festes Bollwerk gegen die Stürme der Wälschen bildete und an Großartigkeit der Gestaltung alle übrigen Punkte des deutschen Reiches überstrahlt! —

Einige Aussichtspunkte in diesen Alpen hervorzuheben, die einen lohnenden Blick in die Ferne mit angenehmer und verhältnißmäßig leichter Erstiegung paaren, soll im Folgenden mein Bestreben sein. Ich glaube jedoch hiebei Berge, wie den Schafberg bei Salzburg, den Herzogenstand bei Roßel, die hohe Salve bei Hopfgarten, deren Ruf ohnedies ein weitverbreiteter, anerkannter ist, füglich unbesprochen lassen zu dürfen, und gehe sogleich auf andere Punkte über, die einer nicht geringeren Beachtung werth sein mögen, wenn auch ihr Name noch nicht in gleichem Maße sich eines Weltrufes erfreut.

1.

Die Zwieselalpe, 4883 W. F.

Es ist ein schönes Land, dieses Salzammergut, an dessen südliche Grenze wir uns jetzt begeben wollen. Gmund, Ischl, Lambach, der Traun-, St. Wolfgang-, Mond- und Hallstätter See, das sind Namen, die gewiß keinem Freunde der Alpen fremd sein werden. Dieser kleine Erbfleck ist ja von der Natur so begünstigt und von der Menschenhand so verschönert, daß er sich ohne Scheu mit vielen der gerühmten Schweizergegenden zu messen im Stande ist. Darum herrscht aber auch überall ein wunderliches Leben und Treiben. Ganz Wien scheint hierher seine landlustigen Kinder ergossen zu haben, und beinahe alle andern Nationen sind hier vertreten. Auf den lieblichen Seen, in den zahlreichen Badeorten sehen wir deshalb vom Morgen bis in den späten Abend hinein ein wunderbar bewegtes, ja nur zu bewegtes Getriebe! So schön also auch die Umgebung, in solchem Weltgetümmel kann unseres Bleibens nicht lange sein. Es drängt uns tiefer vorzubringen in die Einsamkeit und Schönheit der Natur, die sich eben nur dem eifrigen und stillen Beschauer in ihrer ganzen Fülle offenbart. Also hinweg aus der lockenden Nähe von Gmund und Ischl! Auf Hallstadt zu geht unser Marsch, welches wir als den eigentlichen Ausgangspunkt unseres Unternehmens betrachten dürfen.

Hier ist bereits eine bedeutende Aenderung in der ganzen Umgebung eingetreten. Mit dem lebendigen Menschengewühl hat uns auch der heitere, sanfte Charakter der Gegend verlassen; ernst und großartig liegt der Hallstätter See vor uns zwischen seinen Bergen, Hirlatz, Sarstein und Blankenstein, eingezwängt. Und doch bietet er einen ganz besonderen Reiz, wie ihn gewiß nur wenige Seen in gleichem Maß aufzuweisen vermögen. Laßt nur einmal den Mond dort hinter den Bergen hervortreten und seine Strahlen herübersenden in das stille Thal; dann scheint es wirklich, als kämen die Geister rings aus ihren dunkeln Schlupfwinkeln hervor und hielten hier in der Stille der Nacht ihren einsamen Reigen; so geisterhaft heben sich die weißen Häuschen des Ortes von der Felswand ab, an die sie geklebt erscheinen, in so wunderbarem Lichte liegen See und Berg vor uns ausgebreitet! Ja, wem es vergönnt ist, der möge in Hallstadt eine Mondnacht in ihrer ganzen Schöne genießen. Dann aber heißt es vorwärts, der Zwieselalpe, unserm vorgesteckten Ziele, zu.

Vom See aus führt uns der Weg unter dem kühnen Bau des Johann Spillbichler aus Hallstadt hindurch, welcher schon im Jahre 1757 angelegt die Soole in einer 432 Fuß langen, 130 Fuß hohen Leitung über das Thal des Gosaubaches hinwegleitet. Gewiß für jene Zeit ein beachtens- und rühmenswerthes Unternehmen! Der Gosaubach aber ist jetzt unser Führer, und laut-schäumend geleitet er uns auf bequemer Fahrstraße an manch hübschem Punkte vorbei zu dem bereits 2368 Fuß hochliegenden Dorfe Gosau, einer ansehnlichen Ortschaft von etwa 200 weit zerstreut liegenden Häusern. Der Schmied-

wirth ist mit dem Nothwendigsten zu unserer Erquickung genügend ausgerüstet, denn täglich kommen zu Fuß und zu Wagen die Gäste aus Ischl und Hallstadt, um die berühmten Gosauseen oder wenigstens den vorderen zu besuchen. Auch wir wären einem Gange dahin, der ja so viel des Schönen bieten soll, keineswegs abgeneigt; aber auf den kühnen Rath der Ortsangehörigen, die uns einen noch bedeutenderen Genuß in Aussicht stellen, entschließen wir uns zur sofortigen Besteigung der Zwieselalpe, neugierig, welcher überraschenden Punkt uns der hier gewählte Führer (Johann Umstöger) entgegenbringen werde.

Anfangs gewährt uns ein schattiger Waldweg Erfrischung, hindert jedoch unseren nach schönen Ansichten begierigen Blick, bis endlich nach 1½stündiger leichter Wanderung Johann uns zur Umschau auffordert. Noch verhindern auf drei Seiten die bewaldeten Bergrücken, die uns umgeben, den weiteren Ausblick, aber in unserm Rücken ist allmählich der Dachstein, jener König der steyerischen Alpen, mit seinen Schneefeldern emporgetaucht, zum ersten Male steht der lang-ersehnte in seiner ganzen Pracht uns gegenüber, und jetzt entwickeln sich auch mit jedem weiteren Schritt neue, unerwartete Reize, bis endlich nach etwa dreistündiger Wanderung der die Zwieselalpe überragende 4883 Wiener Fuß hohe Gipfel erklimmen ist.

Und welcher ein Panorama lohnt unsere ebenso geringe als kurze Anstrengung! Unschlüssig ist das Auge, soll es hinüber blicken zu den Felszacken und Eismuntern des uns so benachbarten Dachsteins und seiner Trabanten, oder soll es sich mehr rechts wenden zu den trotzig und zerrissen emporstarrenden Kegeln der Donnerkogel, oder soll es nach Süden schweifen, auf das weite Gletschergebiet der Tauern und die kolossalen Massen des mehr westlich gelegenen Tannengebirges. Sogar die wellenförmig sich hebenden und senkenden Hügelketten, die sich zwischen unserem Standpunkte und jenen Bergen stundenweit ausdehnen, gewinnen uns sicher einige Bewunderung ab. Aber ein Punkt zieht uns immer wieder mit erneuter Gewalt an und bildet die Perle des ganzen Bildes, das sind die grünen Flächen der beiden Gosauseen, welche zu unsern Füßen im Thale liegen und der schon ohnedies so schönen Landschaft ein erhöhtes Leben verleihen. Dunkles Grün ist die Farbe des vorderen und größeren Sees, während der hintere Gosausee, hart an den Abfällen des Dachsteins liegend und von seinen eisigen Gewässern gespeist, einen helleren, smaragdgleichen Anblick gewährt. Den Maler lockt dieser Dachstein mit den beiden Wasserflächen im Vordergrund, mit den reichbewaldeten oder felsigen Höhen zu beiden Seiten in unwiderstehlicher Gewalt. Viele kunstvolle Gemälde über den Gegenstand verbanken wir bereits seinem zauberhaften Eindruck; aber auch der Raie, der einfache Alpenfreund, weiß einen Aussichtspunkt, wie ihn der Zwiesel bietet, zu schätzen, denn jeder Blick bringt uns eine neue, bewunderungswerthe Entdeckung!

Hat sich nun das Auge sattfam entzückt, und können wir es endlich über uns gewinnen, von dem lieblichen Standplatze zu weichen, so bietet die nahegelegene Sennhütte auch dem leiblichen Verlangen alles, was in solchen Ver-

hältnissen eine bescheidene Anforderung erheischt; ja es ist gewiß kein geringer Vorzug dieser Alpe, daß sie die so oft gepriesenen, so selten gefundenen Eigenschaften: Freundlichkeit der Bewirthung, Reinlichkeit der Behausung vollständig vereinigt.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß auch über den vorderen Gosausee ein etwas weiterer Pfad zu der Alpe emporführt; aber wer bereits vom Thale aus See und Gletscher bewundert hat, für den verliert der Anblick von der Bergspitze, wenn auch noch immer lohnend, doch seinen Hauptreiz, wie hingegen auch Dachstein und Gosauseen — die man überdies nur von der Höhe aus mit einem Blicke überschauen kann — sicher nur gewinnen, wenn man sie als schönstes Glied der ganzen schönen Umgebungskette betrachten kann. Wer also einen möglichst großen Genuß aus seiner Parthie ziehen will, der steige sogleich von Gosau aus zur Alpe hinan; wer sich aber etwa von Golling oder Gastein (Radstadt) dem Salzkammergut nähert, der versäume ja nicht von Abtenau über unsern Berg in das Gebiet vorzubringen, das ihm auf der Höhe der Zwieselalpe mit einem Male sogleich einen seiner schönsten Punkte entgegenbringt. Natürlich kann der Weg, der von Abtenau über das Dorf Annaberg, meist durch Wälder, die leider in der letzten Zeit nur zu oft dem verheerenden Beile des Holznichtes als Opfer fallen, zur Zwieselalpe in 3—4 Stunden emporführt, auch, statt der Rückkehr auf bekanntem Pfade, zum Abstieg benutzt werden. Ist dann einmal die Landstraße erreicht, so steht uns frei über den Gschüttpaß nach Hallstadt zurückzukehren, wodurch die Tour eine Länge von zwei Tagen bekommen würde, oder südlich gegen die Touren vorzubringen, die uns schon auf der Höhe so verlockend gewinkt, oder die Straße nach Golling mit seinen Wasserfällen und Döfen zu verfolgen, ein wundervoller Weg zu Füßen des Tännengebirges!

2.

Das Kammerlinghorn, 8900 W. F.

Tausende von Wanderern besuchen jährlich das reizende Berchtesgadener Land, besonders der Königssee, Wakmann und Gölz sind in aller Munde; auch über den Hirschbühel, der das Berchtesgadener Gebiet mit dem Pinzgau verbindet, ziehen viele Touristen mit flüchtigem Fuß, viele Wägen in anstrengender Fahrt dahin; aber daß von Mooswacht, dem höchsten Punkte dieses schönen Alpenpasses, einer der lohnendsten Punkte in den bayerischen Alpen mit geringer Mühe und wenigem Zeitaufwand zu erreichen sei, das war bis vor wenigen Jahren den meisten Besuchern der Alpen eine unbekannte Wahrheit. Erst jetzt scheint dieser Wahn gelöst, und so oft das Wetter sich günstig zeigt, pilgern nicht nur einzelne, sondern ganze Züge von Bergsteigern die Hirschbühel-Straße hinauf, um von hier aus nächsten Tages das Kammerlinghorn zu ersteigen, das nur einige hundert Fuß niedriger ist als sein nördlicher Nachbar der Wakmann, aber nicht bloß diesen, sondern auch einen großen Theil der anderen

Bergspitzen nah und fern an lohnender Aussicht übertrifft. Und dazu kommt noch, daß die Besteigung bedeutend geringere Mühe und Zeit erfordert, als die des Wagnmann oder anderer Spitzen von gleicher Höhe: für die einigermaßen geübten Bergsteiger bildet die Expedition von Mooswacht aus sogar nur einen gewiß ebenso zufriedenstellenden wie leicht ausführbaren Morgen- und Vormittags-Ausflug. Freilich der Unbewanderte, wenig Geübte wird hier bereits ein ziemliches Stück Arbeit vorfinden, denn der ganze Anstieg ist immerhin ein gut Theil schwieriger als der jener oben erwähnten Zwieselalpe, was vielleicht eine kurze Beschreibung desselben darzuthun im Stande sein wird.

Ein steiniger Waldweg nimmt uns zuerst auf. Als bald aber erfährt unser Eifer und unsere Kraft die erste Probe, welche vor allem die Athmungs-Werkzeuge in Anspruch nimmt; denn in Zickzackwindungen gilt es eine ziemlich steile Höhe, von Grasshalben bedeckt, zu ersteigen. Dies überwunden, dringen wir leichteren Schrittes immer weiter in die Region vor, wo der Pflanzenwuchs erstirbt, Tannen, Katschen, auch die massenhaften Alpenrosen und andere Bergblumen hören allmählich auf, und nach zweistündigem Marsche sehen wir uns nur noch von Felsparthien, welche hie und da bescheidene Moose bedecken, von Sand- und Geröllflächen und vereinzelt Schneelagern umgeben. Aber je über die Natur in unserer nächsten Nähe sich gestaltet, desto entzückender wird der Blick in die Ferne und in die Tiefe. Mit jedem Schritte mehrt sich die Schönheit der Umgebung; vor allem ist es die Tauern-Kette, welche in ihrer imposanten Ausdehnung gar bald dem staunenden Blick sich erschließt und uns, sind wir zeitig genug aufgebrochen, im rosigen Lichte der Gös beleuchtet, Spitze um Spitze, Eisfeld um Eisfeld, ihren lockenden Gruß zuwirft.

Schon dieser Anblick allein würde jede gehabte Mühe reichlich lohnen; aber wollen wir die ganze Fülle des Genusses auf uns einströmen lassen, so heißt es noch weiter vorwärts dem höchsten Gipfel zuwandern. Endlich glauben wir uns dem Ziele nahe; aber lächelnd erklärt uns Peter, der Führer, daß dies erst das kleine Horn sei, und in der That, wie es so oft bei Bergbesteigungen geschieht, sobald wir die Kuppe betreten, winkt uns in der Ferne eine noch viel höhere, die bisher unserem Auge verdeckt war. Auf einem schmalen Grate nähern wir uns dem Ziele; der Feind wird von Position zu Position zurückgeworfen, und immer enger und enger wird der Bergkamm, auf dem wir uns bewegen, bis endlich in einer Höhe von 8900 Fuß der letzte Abschnitt der Feste erstürmt ist, und weiteres Vordringen unmöglich wäre. Denn nur der Hang, den wir emporgestiegen, und der sich allmählich in Dreiecksform zuspitzt, bietet Ausgang und Rückweg, vor uns aber gähnt nach allen Seiten hin der tausend Fuß hohe, grausige Abgrund. Nur schüchtern späht das Auge hinab in eine solche Tiefe, und das Ohr lauscht dem erst spät hörbaren Schall der hinunter stürzenden Steine. Desto entzückter aber verweilt das Auge an dem Bilde, das sich ihm ringsum darbietet. Gegen Norden tritt die Hocheisspitze nahe an uns heran; ein schmaler, zerklüfteter, unübersteigbarer Kamm läuft von derselben bis

unter unsern Standpunkt heran. Beschränkt hier also das Hocheis und der daran sich schließende Watzmann einigermaßen die Fernsicht, so tummelt sich unser Blick in entgegengesetzter Richtung um so freier. Kein Hinderniß hält ihn auf, bis er in einer Entfernung von nahe 10 Meilen auf den eisigen Wall der Tauern trifft. Die zierliche Pyramide des Wiesbachhorns, die abgestumpft erscheinende Spitze des Großglockners, die eisbedeckten Kämme des Venedigers sind in ganzer Majestät und Ausdehnung sichtbar. Ehrfurchtsvoll scheint nach Osten hin das steinerne Meer, nach Westen das Birnhorn zurückzuweichen, um den Eindruck des Bildes nicht zu beschränken, welches durch das in seinem Vordergrund liegende freundliche Thal von Zell, mit seinem friedlichen, blauschimmernden See noch einen erhöhten Reiz gewinnt. Auch das steinerne Meer mit der schneeübergossenen Alm im Osten, die wilden Steinberge von Rofen, welche wir gegen Westen hin überblicken, die uns so nah und drohend entgegenstarrenden Massen der Mühlfsturzhörner oder der drei Brüder, sie alle verdienen gewiß, daß wir eine geraume Spanne Zeit bei ihnen verweilen, und wenn wir auf sie hin etwas schärfer unsere Aufmerksamkeit richten, so werden sie uns auch noch gar manche Geheimnisse erschließen. Ja sieh nur! was ist das für ein Wasserspiegel, der hinter den Brüdern schüchtern hervorlugt? Kein anderer kann es sein als der des Chiemsees, der zum Theil wenigstens sichtbar wird. Und dort gegen Norden, was windet sich so glänzend durch die Berge hindurch, bis es endlich in der Ebene verschwindet? Es ist die Salzach; wir wollen sie grüßen und die schöne Salzburg an ihren Ufern. Auch die zierlichen Schlangenlinien der Hirschbühlstraße, die wir beinahe bis Rofen zu verfolgen vermögen, die vereinzelt Menschen- und die langen Pferdezüge vor den bespackten Wagen nehmen sich von unserm Standplatz gar drollig aus. Gewiß freut es uns auch, tief zu unsern Füßen noch beträchtliche Schneeflächen zu sehen und uns über ihnen so erhaben zu wissen. Aber schau nur! was soll denn die schwarze Masse, die sich dort unten über den Schnee hin bewegt; und dort wieder, was springt jene Felsen hinan! Ein Blick durchs Fernrohr belehrt uns darüber und zieht sogleich die allgemeine Neugierde auf den Gegenstand hin: Gemsen sind es, ganze Rudel von Gemsen, zu 10—20 vereinigt! Gewiß 60 treiben sich hier, da und dort zerstreut, herum. Wir können sie ruhig beobachten; sie scheinen uns nicht bemerkt zu haben, denn auch der Wind ist uns günstig. Sicher ein seltenes, in wenigen Gegenden anzutreffendes Schauspiel. Doch, was ist das? Plötzlich stuzt eine Schaar; jetzt sind sie schon alle unruhig, und dahin stürzen sie über Schuttfelder, über Schneeflächen, selbst steile Hänge halten sie nicht auf. Im Nu sind sie allen unsern Blicken entschwunden; vielleicht zur rechten Zeit; denn im Eifer des Schauens hätten wir bald ver-
gessen, daß es endlich auch einmal umkehren und scheiden heißt.

Noch einmal schweift der Blick hin über alle die Berggipfel, über die verschiedenen Thäler, die uns bald mit hübschen Dörfern besät freundlich zulachen, bald düster und öde vor uns liegen, und dann geht es wieder abwärts mit

dem Wunsche, nicht zum letzten Male hier gewesen zu sein. Rasch ist der Weg zurückgelegt, der zum Anstieg immerhin volle drei Stunden erfordert hatte. Sind wir etwa um 5 Uhr früh aufgebrochen, so umfängt uns am Mittag schon wieder Moosbachs gastliches Dach; Abends können wir leicht Lofer, Saalfelden, Ramsau oder Berchtesgaden erreichen und wieder neuen Schönheiten zueilen, bei denen wir aber gewiß der eben genossenen nicht vergessen werden.

3.

Die Stoißeralpe, 4106 W. F.

Nur vorwärts, vorwärts, recht tief hinein in die Berge, so drängt es einen jeden, der zum ersten Male oder nach langer Trennung wieder sich dem Alpengebiete nähert. Stolz eilt er an den kleinen Waldbergen des Vorlandes vorüber, viel höhere und berühmtere Gipfel sind es ja, die dem nimmerfatten Wanderer entgegenwinken, reich an Hoffnungen und Wünschen beeilt er sich zu denselben vorzubringen und sie im Sturme sich zu unterwerfen. Aber wenn die schöne Frist, die zur Wanderung in dem überreichen Alpengebiete vergönnt ist, ihrem Ende naht, wenn es bald wieder von den Bergen scheiden heißt, da verlangsamt sich der bisher so muntere Schritt, oft noch blickt das Auge zurück, und gar mancher Punkt, der zuvor keine Beachtung für sich erlangen konnte, erscheint jetzt schön, weil er noch ein Mal einen Rückblick gewährt in jene Gegenden, die wir mit solchem Eifer durchwandert, zu jenen Höhen, die wir mit Stolz zu den von uns bezwungenen zählen. —

Jedem, der mit ähnlichen Gefühlen das Hochgebirge verläßt, aber auch solchen, denen es nicht vergönnt ist, weiter und höher in den Alpen vorzubringen, möchten wir aus voller Ueberzeugung die obengenannte **Stoißeralpe** empfehlen, welche südlich der von Traunstein nach Salzburg führenden Eisenbahn der Staufengruppe vorliegt.

Wer ihn so vor sich sieht, den Teisenberg, dessen Hauptkamm die Stoißeralpe trägt, der möchte kaum vermuthen, daß der melancholische, bewaldete Bergrücken wirklich etwas Schönes zu bieten vermöge; selbst beim Anstieg könnte sich noch Manchem ein Gedanke des Zweifels aufdrängen, denn der meist durch Waldungen führende Steig läßt uns nur wenig ahnen, was von der Spitze aus zu sehen sein werde. Noch nie aber habe ich oben auf der Höhe andere denn Worte der Befriedigung vernommen. Nicht bloß die benachbarten Bergzüge der Kalkalpen stehen meist schön gruppiert gegenüber, an den geeignetsten Punkten öffnen sich auch weite Einschnitte, die dem Auge tief in die Centralalpen zu streichen verstaten. In nächster Nähe begrüßen uns die Berge des Reichenhaller Gebietes: Untersberg, Vattengebirge, Drei Brüder, Mühlsturzhörner und allen voran schauen im traulichen Verein die beiden Stausen zu uns herüber; sie sind uns so nah, daß wir fast jeden einzelnen Felsblock, jede Rinne, die das Wasser in den spröden Rücken gebohrt, jeden Baum und Strauch von unserem Standpunkte aus zu erkennen vermeinen. Aber um das Bild auch

gegen Südwesten geeignet abzuschließen, treten hier die Gebirge des Chiemgaus: Hochfellen, Hochgern und Kampenwand in den Vordergrund. Eine kaum zählbare Reihe von Spitzen und Gruppen erscheint über und zwischen diesen Vorposten. Wer aus dem Osten kommt, findet hier die ihm wohlbekannten Gipfel des Traunsteins und Schafbergs wieder und wird uns auch gern beipflichten, wenn wir in jenen Vergriesen, die jenseits des Untersbergs und über den Rücken des hohen Gölz hinaus sichtbar werden, das Tännengebirge und den fernen Dachstein erkennen wollen. Unbeeinträchtigt durch die ihm zur Seite liegende Reuter Alpe (Drei Brüder, Mühlfsturzhörner) steht der Wagmann mit seinen weißen Wänden und Schneefeldern vor uns, und an dem spitz in die Lüste ragenden Hochkalter vermögen wir ohne Mühe den nördlichsten Gletscher Deutschlands zu entdecken, das Blaue Eis, das durch seine herrlich blaue Färbung wol mit Recht diese Bezeichnung verdient. Zur rechten Seite der Mühlfsturzhörner endlich fällt die Gruppe des Kammerlinghorns und der Hocheis Spitze steil zum Hirschbühel ab, gleichsam den Eckpfeiler des Berchtesgadner Landes bildend.

Fast eben so imposant ist die Erscheinung, welche gegen Südwesten die breiten Rücken des Kaisergebirgs, die hohe Salve und andere Höhen des Uebergangsgebirges gewähren, besonders weil hier und dort einzelne Eisspitzen des Zillertals oder der Stubaiergebirge wie verschämt darüber hinweg zu uns herüberblicken. Allein erst im Süden werden wir den Glanzpunkt des ganzen Bildes finden. Die Pyramide des Sonntagsbergs, der langgestreckte Rauschenberg, die verwitterten Loferer Steinberge erheben sich hier mächtig und schön genug in's hellere Blau des Himmels, um unsere wohlgefällige Betrachtung zu erringen. Sie können aber unsern Blick nicht hindern, noch weiter nach Süden zu dringen. Wir brauchen auch nicht lange zu spähen, um von unserer Almhütte aus die Schneefelder der Hohen Tauern zu entdecken, und mit Freuden werden wir die schmutzgebaute Spitze des Wiesbachhorns sowie die formloseren Bärenköpfe uns gegenüber sehen.

Aber jetzt, getreuer Wanderer, hast Du Dich genug abgemüht, um unter dem Gewirr der Dich umlagernden Berggruppen die alten Bekannten wieder herauszufinden. Ruhe nun aus von der Arbeit, denn offen gestanden, mein Vorrath an Sehenswürdigkeiten ist heute noch nicht erschöpft, und ich möchte, daß Du mit neuer Lust Dich in's Schauen vertieftest. Sieh, wir stehen ja vor der Sennhütte! Folgen wir ihrer stummen Mahnung, lassen wir uns nieder auf einer der Bänke, die sie umgeben; alles was wir bisher geschaut, läßt sich ja auch von hier überblicken, indeß wir uns gemüthlich an Milch, Butter oder anderen Alpenspeisen erlaben. Und zudem ist Alles hier in der Sennhütte so reinlich, so wohlherhalten; „Moidei“ kommt uns so freundlich entgegen, daß wir nicht länger zaudern dürfen. Milch, Butter, Brod wird verlangt. „Ober wünschen's vielleicht Bier,“ ist die erwartungsvolle Antwort der Sennlerin. „Was Bier!“ Mißtrauische Blicke werden gewechselt. Da geht ja alle Alpenpoesie verloren, man meint in einem der Schweizeralpenhotels oder wenigstens

auf den gasthausähnlichen Almen um Miesbach sich zu befinden. Allein was thut's? Die Neugierde treibt uns, doch auch hier oben das bayerische Brau-
bier zu kosten. Und richtig, ein besserer Saft, als wir ihn in mancher besuchten
Dorfschenke getroffen, fließt über unsere Lippen.

Während wir uns nun zugleich an dem Genuße der Speisen, die vor uns
liegen, wie an den Reizen der Natur, die uns umgeben, in vollen Zügen erlaben
und den Töblern der Sennerin lauschen, die sie uns unermüdlich und mit seltener
Ausdauer, Höhe und Reinheit der Stimme zum Besten gibt, erscheint von der
Reichenhaller Seite ein Zug neuer Ankömmlinge und — dürfen wir unsern
Augen trauen? — sogar ein einspänniges Wägelchen, besetzt von zwei Damen,
kommt langsamen Schrittes den Berg herauf. Das ist doch zu viel! Bisher
meinten wir, wenn auch nicht einen bedeutenden, so doch einen Berg erstiegen
zu haben, und thaten uns etwas zu gut darauf, in 2 Stunden die Alpe von
der Südseite erreicht zu haben, und jetzt — kommen die Fremden sogar mit
Wägen angefahren! Unser Stolz ist beleidigt, alle Befriedigung ist dahin. Es
duldet uns nicht länger hier. Hinaus! Aufwärts! So hoch als möglich! Fünf
Minuten stürmen wir so fort, da auf ein Mal bietet sich — geeignet allen
Grimm vergessen zu lassen — ein neues, kaum erwartetes Bild. Wir stehen
nunmehr auf der höchsten, die Alpe etwa um 100 Fuß überhöhenden Spitze des
Teisenbergs.

Während gegen Süden die uns schon bekannte Gebirgskette sich ausdehnt,
liegt nun nordwärts die österreichisch-bayerische Hochebene mit einer Menge von
Dörfern und Weilern unabsehbar ausgebreitet. Feld und Wald, dichtbewachsene
Hügel und bachdurchzogene Thallandschaften wechseln bunt durcheinander; noch
in weiter Ferne sind einzelne Thürmchen und Häuser sichtbar; ja, wenn wir
das Auge waffnen, lassen sich weit gegen Norden auch noch die Höhenzüge des
bayerischen Waldes erkennen. Fast zu unsern Füßen liegt das Becken des
freundlich blauen Chiemsees; der düstere Waginger See zieht sich in seiner
ganzen Länge vor uns hin. Die belebte Stadt Traunstein, das stille tief unter
uns gelegene Teisendorf, Laufen im Salzachthale und, alle anderen Orte der
Umgebung an Schönheit überragend, das herrliche Salzburg mit seinem Mönchs-
und Gaisberg, mit seiner Festung, mit Maria Plain, Kleßheim und all den
Punkten, die gewiß kein Alpenfreund unbefucht läßt — all dieses zeigt sich uns
jetzt fast in nächster Nähe. Wie überall in den Boralpen, so vermehrt auch
hier eben der Gegensatz von Gebirgsland und Ebene den Reiz unseres Bildes.
Und stehen wir auch hoch und günstig genug, um einen Einblick tief in die
Berge zu erhalten, so ist doch unsere Stellung nicht so erhaben, daß alle Orte
der umgebenden Ebene nur noch wie verschwindende Pünktchen erscheinen sollten.

Und dieser Gipfel, der wider Erwarten gewiß vieles bietet, ist von der
Straße Inzell-Traunstein aus, die sich im Süden desselben hinzieht, von
jener Straße, die der Reisende benützt, der über das schöngelegene Mauthhäusl
die Berge verläßt, auf angenehmen Waldwegen in zwei Stunden

zu erreichen! Der Weiler Wagenau bietet dabei den besten Ausgangspunkt. Von Teisendorf an der nordwärts laufenden Bahnlinie sind dagegen vier Stunden erforderlich; zwei derselben nimmt bereits der Weg nach Achthal in Anspruch, von wo der Berg am zweckmäßigsten bestiegen wird. Wer aber eine Bergtour zu Wagen zu machen beabsichtigt, der verfolge von Reichenhall über Bibinig bis Anger die Teisendorfer Straße und strebe dann links abbiegend seinem Ziele zu, das von Reichenhall in 4—5 Stunden erreicht wird. Doch Glück auf zur Fahrt, bei welcher die Reichenhaller Kutscher sicher für die Preise zu sorgen nicht vergessen werden! Wir ziehen es vor, mit unseren eigenen Kräften die Besteigung zu unternehmen, höchstens begleitet von einem Wegweiser, der, wenn auch nicht unentbehrlich, so doch bei den sich oft kreuzenden und überichtslosen Walddpfaden zur schnelleren Erreichung des Zieles höchst dienlich ist. Jedes Dorf rings um den Berg vermag dazu Leute zu bieten, und wenn sie auch keine eigentlichen Führer sind, denn solche gibt es in der ganzen Gegend überhaupt nicht, so werden sie doch genügen, den Fremden einem wahrhaft lohnenden Aussichtspunkte zuzuführen.

4.

Der Hochfellen, 5164 W. F.

Wir können das Gebiet der bayerischen Ostalpen nicht verlassen, ohne einer Berggruppe Erwähnung zu thun, die, im Süden des Chiemsees sich ausbreitend, einen weiten Ueberblick sowol über das sübliche Bergland als über die Ebene im Norden gestattet. Wer von Rosenheim aus die Eisenbahnroute Traunstein-Salzburg einschlägt, der gewahrt zuerst die bewaldeten Aschauer Berge, dann die trostige Kampenwand, und ist dann die Ache, welche bei Köffen sich mühsam durch enge Felsenpässe ihre Bahn zum Chiemsee bricht, überschritten, so tritt ein neuer, lang sich erstreckender Gebirgsstock in den Vordergrund, als dessen höchste Gipfel Hochfellen (5164') und Hochgern (5379') zu nennen sind. Ist der freundliche Leser nicht abgeneigt uns zu begleiten, so wollen wir den ersteren einer Durchforschung unterziehen, da er uns ja bei der Bahnstation Bergen so gar verlockend gegenüber steht; der Besuch des Hochgern wäre von unserer Seite aus mit etwas mehr Schwierigkeiten verbunden, ohne eine viel umfassendere Aussicht zu gewähren als sein niedrigerer Nachbar; doch sollten wir uns ein Mal vom Süden dem uns vorliegenden Bergstock nähern, so wollen wir nicht vergessen, daß von Marquartstein sowol als von Unterweissen der Gipfel des Gern in vier Stunden bequem erstiegen wird.

Wir verlassen bei der Station Bergen die Bahn und schlagen den Weg nach dem ziemlich entfernten, gleichnamigen Dorfe ein, wo es immerhin gerathen ist, sich einen Führer und Mundvorrath zu beschaffen. Wir brauchen uns mit den Vorbereitungen nicht gerade zu beeilen, denn am besten ist es, wir brechen erst Nachmittags auf und steigen noch zur Brünling-Alpe empor. In aller

Frühe dann eilen wir zur Spitze, um den Sonnenaufgang zu genießen, der gerade hier von mannigfachen Reizen begleitet ist.

Doch, wir wollen davon noch nichts verrathen; vorerst ziehen wir ja erst, geführt von irgend einem Bauernburschen oder Eisenarbeiter der naheliegenden Maximilianshütte, durch ein enges Thal an dem kleinen Bache Schwarzaßen aufwärts. Meist zwischen waldbedeckten Hügeln hinmarschierend können wir noch wenig Merkwürdiges entdecken. Wir müssen uns begnügen, wenn manchmal ein aufgeschrecktes Reh in eiliger Flucht die Einsamkeit unserer Umgebung unterbricht, bald wird dies auch nicht mehr der Fall sein, denn in diesen Gegenden, wo von Hasen schon längst fast keine Spur mehr zu finden ist, scheint auch das Rothwild seinem unausweichbaren Untergange geweiht, ähnlich den schönen stattlichen Tannen, die jetzt noch zahlreich unsern Weg beschatten, an die aber vielleicht gar bald die zerstörende Menschenhand die Art ansetzen wird, den stillen Wald und damit auch manches Feld und Haus, das in seinem Schutze wohlgeborgen war vor Gießbächen und Schneestürzen, erbarmungsvoll vernichtend.

Der Weg, anfangs noch ein fahrbares Sträßlein, steigt bald steiler, doch immerhin unbeschwerlich aufwärts, und in drei Stunden ist das heutige Ziel, Brünling, ohne alle Mühe erreicht. Doch da heißt es genügsam sein; die hier zerstreut liegenden Alpenhütten haben weder das hübsche Aussehen noch die freundlichen Bewohnerinnen, die mehr in der Sage denn in Wirklichkeit auf den bayerischen Alpen eine Rolle spielen. In die Berge dürfen wir überhaupt nicht kommen, um mit der nämlichen Bequemlichkeit wie in der Heimath zu leben; wer die wenigsten Bedürfnisse hat, der wird hier am besten reisen. Wie sollten wir also Anspruch auf Comfort in einer einsamen Alpe erheben, die uns ja doch nur wenige Stunden beherbergt? Denn Abends weilen wir so lang als möglich im Freien, ein hohes Bergfeuer am Vorsprung errichtet gibt von uns Kunde weit über den Thiemsee hinaus, und Morgens, da heißt es zwischen 2 und 3 Uhr sich erheben, wollen wir das Schauspiel des Sonnenaufgangs nicht veräumen, wir bedürfen ja von der Alpe aus noch immer $\frac{3}{4}$ Stunden, um den Gipfel zu bezwingen.

Also frisch auf! Dem möglichst primitiven Nachquartier verdanken wir, daß uns die Trennung von demselben nicht zu schwer fällt. Bald befinden wir uns mitten in Geröllmassen, durch die sich der Pfad in beständigen Windungen mäßig steil emporschlängelt. Zur Linken wie zur Rechten schließen uns Felswände ein und hindern uns, die Schuttmassen umgehend einen bessern Pfad ausfindig zu machen. Wie Berggeister huschen wir in dem Dämmerlichte des Mondes über die steinigen, spärlich bewachsenen Zickzackwege dahin. Nur langsam geht es vorwärts. Aber nur Geduld; nach einer Stunde ist der geröllbedeckte Engpaß überwunden, und durch Ratschen und Alpenrosengehege wandern wir auf Grasmatten dem Gipfel zu. Im Sturme ist die erste Kuppe und wenige Schritte hierauf auch die höchste Spitze des **Hochfellen** erobert.

Zwar ist der Mond noch sichtbar, und die Sternlein funkeln noch, aber immer schwächer wird der Schein. Schon wird es heller im Osten hinter den Berchtesgabner und Salzburger Bergen; die dunkle Bläue des Himmels geht dort in violette und endlich in rothe Farben über. Nicht mehr lange und auch uns werden der Sonne erste Strahlen erreichen. Schon beginnt auch im Südosten jene eisige Masse — es ist die Tauernkette — die bisher im verbleichenden Mondeslichte nur schwach zu uns herüber geschimmert hatte, sich in violette Farben zu kleiden; hell und immer heller wird der sie umhüllende Glanz; schon prangen die östlichsten Schneegipfel im Purpurlichte, und von Spitze zu Spitze, von Eisfeld zu Eisfeld breitet sich das Glühen aus. Schon ist der Fürst der deutschen Alpen, der Großglockner, in herrliches Roth gehüllt. Da, mit einem Male, wird auch uns die feurige Scheibe der Sonne sichtbar; die Schatten, die sich über die Thäler gelagert, weichen zurück; selbst dort in der Tiefe beginnt es zu tagen. In der Höhe stürmt nun rastlos der Sonnengott mit seinem glühenden Gespanne dahin. Bereits erhellt er die westlichen Spitzen, die bisher in Nacht gehüllt waren, und immer neue Gipfel erscheinen von seinem Morgenruße angehaucht. Die Tauern mit ihren Rogeln, Scharten und Keesen hat er sich natürlich zu ganz besonderem Angriffe auserkoren. Ankogel, Wiesbachhorn, Großglockner, Venebiger, Drei-Herrnspitze werden der Reihe nach von seinen Strahlen übergossen. Mag er immerhin auf ihre eisigen Felder seine Pfeile von Licht herabschleudern, sie vergolden sie nur und erwärmen sie nicht! Auch uns, die wir keine eisigen Riesen sind, kann die Sonne, obwohl sie unterdessen schon völlig im Osten emporgeklommen ist, noch immer keine Wärme verleihen. Was thur's? im Anblicke der uns umgebenden Scenerie ist Alles, Frost und Schlaf und jede Müdigkeit vergessen!

Doch nicht bloß die Tauernkette, die gewiß auf wenigen Bergen in so bedeutender Ausdehnung und in so hübschen Formen sichtbar ist, auch andere Gebirgsgruppen, selbst die Ebene verdient, daß wir ihr volle Aufmerksamkeit zuwenden. Einzig gegen Westen sperren Hochgern und Kampenwand einigermaßen die Fernsicht, aber nicht genug um nicht doch den Wendelstein mit seinen Trabanten sowie die Innthalalpe Berge sichtbar werden zu lassen. Stolz sehen wir hinweg über die übrigen uns im Halbkreis umgebenden Berge, worunter Sonntagshorn, Raufenberg und Stausen die bedeutendste Rolle einnehmen. Erst die prächtige, steil emporsteigende Masse des Kaisergebirgs im Südwesten, die so selten besuchte Gruppe des Flachhorns und Breitsteins bei Lofer, sowie weiter gegen Osten die Wüsteneien des steinernen Meeres und der übergossenen Alpe, der hier als breiter Rücken erscheinende Watzmann, die Kuppe des hohen Göll, die in's Flachland vorgeschobene Felsenburg des Untersbergs stellen sich als bewunderte Schranken dem erstaunten Auge gegenüber. Hinter und zwischen dieser zweiten Umwallungslinie drängt sich als drittes Glied und gleichsam als Krönung der südlichen Umgebung die glänzende, übereiste Kette der Centralalpen hindurch; außer den schon oben gepriesenen Tauern werden noch manche

fernere Gipfel, die zum Theil dem Zillertthale, zum Theil dem Oetzthaler Gebiete angehören, bemerklich. Auch das Salzkammergut ist durch seine höchsten Gipfel im östlichen Hintergrunde vertreten.

Wenden wir uns ab von diesem wirr vor uns wogenden Meere von Berg und Thal, von diesen Wüsten von Stein und Eis, so begrüßt uns auf der Nordseite eine weite, fast ununterbrochene Ebene, deren Regelmäßigkeit durch die Thäler des Inn und der Salzach, durch die Einschnitte der Ache und Alz aufgehoben wird, welche in Verbindung mit dem Simsee, dem Waginger See und dem sog. bayerischen Meer, dem Chiemsee, der sich mit seinen drei Inseln gerade zu unsern Füßen ausbreitet, ein angenehmes Leben in dem sonst einförmigen Bilde hervorrufen. Wie verschwinnend klein erscheinen all die Dorfschaften in Nah und Fern, die Hügel, die uns schon manchmal sonst eine angenehme Aussicht gewährt, wie der Hochberg bei Traunstein, das Hochhorn bei Neukirchen; ja selbst der uns wohlbekannte Teisenberg dünkt uns ein unbedeutender Zwerg von dem jetzigen Standpunkte betrachtet. Warum sollten wir ihn aber jetzt verachten, nachdem er uns vor Kurzem verhältnißmäßig so viel Schönes geboten? Nicht die Höhe eines Berges ist ja von entscheidendem Einfluß, um ihn zu einem geeigneten Aussichtspunkte zu gestalten; die günstige oder ungünstige Stellung, welche die Berge seiner Umgebung einnehmen, kurz die Lage eines Berges ist vor allem, ja fast einzig maßgebend. Und diese ist es, welcher der Hochfellen eine so ausgezeichnete Aussicht verbanft.

Was die Fernsicht vom Hochfellen betrifft, so gehört es jedenfalls in's Gebiet der Fabel, wenn man von ihm den Spiegel des Adriatischen Meeres zu entdecken vermeinte; dagegen ist gegen Norden manche Stadt mit freiem Auge sichtbar; manche wird sich mit Hilfe des Glases herausfinden lassen; den guten Münchner wird es freuen, wenn er auch seine mehr bekannten als schönen Frauenthürme bei heiterem Wetter zu sehen vermag. Ueberhaupt streicht das Auge ungehindert gegen Nord über die bayerische Hochebene hin, erst jenseits der Donau findet das Bild durch die in Düst gehüllten Bergzüge des bayerischen Walbes seinen Abschluß.

Indessen ist die Sonne hoch emporgestiegen; die aus den Thälern und von den Schneefeldern aufsteigenden Nebel, welche hier und dort die Aussicht beeinträchtigen, lassen uns erkennen, wie wohl wir gethan, schon am frühen Morgen dem Gipfel zuzustreben. Noch einen Scheidegruß, dann geht es vorwärts, anfangs denselben Pfad; denn wollten wir nach Süden hinabsteigen, so würden wir in die abgelegenen Gegenden der hinteren Urtschlaw gelangen, nach Rötthelmoos, von wo aus freilich in wenigen Stunden Reit im Winkel und Kössen, zwei der reizendsten Punkte an der bayerisch-österreichischen Grenze, zu erreichen sind. Lassen wir es uns dagegen nicht gereuen, nochmals jene Geröllmassen zu passiren — was ja abwärts schnell vollbracht ist — so stehen uns in jeder Richtung zahlreiche Wege offen. Wir wählen den ostwärts am Fellen sich hinziehenden Weg, der uns in $\frac{1}{2}$ Stunde in die Nähe einer stattlichen Alpe, des

Erh's, geleitet. Verlockend blickt dort das freundliche Thal von Ruhpolbing mit seiner hübschen, hochgelegenen Kirche zu uns herauf. Wer das Reichenhaller und Salzburger Gebiet zu besuchen beabsichtigt, dem möchten wir rathen dieser Lockung Folge zu leisten, in 2 Stunden ist Ruhpolbing, bald auch Zell und Inzell (1½ St.) erreicht, und frisch geht es dann, den Engpaß zwischen Staufen und Rienberg hindurch, in neue Berge hinein. — Ein anderer Weg, den wir jetzt einschlagen wollen, der sog. Jägersteig, führt uns, sich unmerklich abwärts senkend, durch stattliche Wälder um die Ausläufer des Hochfellen herum. Noch manch hübscher Ausblick auf die Ebene, besonders auf den blauen Chiemsee, ist dabei verstattet. Schon in 1½ Stunde können wir den auch wegen seiner hübschen Aussicht oft besuchten Wallfahrtsort Maria Egg auf angenehmem Pfade erreichen, ¾ Stunden später zu Siegsdorf in einem der beiden empfehlenswerthen Wirthshäuser uns an der wohlbesetzten Tafel erlaben; stille Zufriedenheit über eine neue, wohlgelungene Tour möge dabei eines Jeden bester Rock sein!

5.

Das Ritzbühelerhorn, 6181 W. F.

Wenn wir die Kalkalpen, die sich an der südöstlichen Grenze Bayerns aufthürmen, verlassen und süblich gewendet tiefer in's Gebirge hineinwandern, so haben wir manchen Bergriegel zu übersteigen, bevor wir am Fuße der eigentlichen Central-Alpenkette angelangt sind, und mancher stolz emporragende Bergstock wird uns verlocken, Bau und Aussicht des Uebergangsgebirges kennen zu lernen, das hier die Lücke von den Abfällen der Kaiser- und Lofererberge bis zum Thale der Salzach im Süden ausfüllt. Nicht leicht wird ein Alpenfreund Itter oder Hopfgarten passiren, ohne der Salve seinen Besuch abgestattet zu haben; wir wünschten aber, daß auch keiner, der durch's Thal der Großache zieht, an St. Johann oder Ritzbühel vorbeiginge, ohne das im Osten dieser Orte sich erhebende Horn erstiegen zu haben. Hier haben wir es mit einem Berge zu thun, den wir mit vollem Rechte als einen Rivalen der hochberühmten Salve bezeichnen können, mit einem Berge, von dem Schaubach sagt: „Das Ritzbühelerhorn gehört unstreitig zu den schönsten Aussichtswarten der Alpen,“ und dessen Aussicht Amtor in den Worten charakterisirt: „Seine Aussicht rivalisirt mit der der hohen Salve, ja übertrifft sie darin, daß sie mehr Thalansicht mit Gebirgsansicht verbindet und auch die Tauernkette näher gerückt erscheinen läßt.“ Die Leichtigkeit der Besteigung und die Kürze des Zeitaufwandes (3 Stunden) können uns nur noch mehr zum Besuche aneifern; denn von Ritzbühel aus läßt sich in 2—2½ Stunden die Drathalpe, eine Stunde später der höchste Gipfel erreichen. Abwechselnd durch Waldpartien oder über grüne Matten zieht sich der Weg von Ritzbühel an der Südwestseite des Berges hinan, und im allmählichen Anstieg werden die verschiedenen Absätze und Terrassen überwunden. Etwas steiler ist der Weg von

St. Johann aus über die Hofer Alpe zum Horn. Wer, von Norden kommend, den Berg mit möglichst geringem Zeitaufwande besuchen will, wird sich dessen bedienen.

Auch beim Rißbüchelerhorn empfiehlt es sich Abends noch eine der beiden Alpen zu erreichen; ein wunderbares Schauspiel wird sich dann am frühen Morgen den Augen von der Spitze aus gewähren, wie wir es kaum am Abend, niemals aber zur Mittagszeit genießen werden, wo der meistens die Bergspitzen umhüllende Nebel und eine weniger günstige Beleuchtung den Reiz der Aussicht beeinträchtigt.

„Nun aber, was gibt es denn dort oben zu sehen?“ wird der Leser bereits ungeduldig fragen. „Ringsum zeigt mir ja die Karte eine Reihe von anderen Bergen, die sicher den Blick weiter in die Ferne hinaus versperren.“ — Nicht doch! Einzig der hohe Kaiser im Nordwesten, der nach unserer Seite ohne alle Vorberge steil zum Achenthale abfällt, und die vielfach gespaltene Gruppe der Hoferer Steinberge, welche uns vom Saalachtale trennt, treten mit ihren imposanten Massen nahe an uns heran und scheinen als grimme Wächter das Thal der Ache zu überwachen. Weithin können wir diese aber verfolgen, wie sie sich nordwärts durch grüne Matten dahinschlängelt; erst zwischen den Wänden des Hochplattens und des Hochgern hinter dem Passe des Klobenstein, wo sie sich wild schäumend und ringend ihre Bahn nach der Ebene hinaus erkämpft, öffnet sich eine Lücke und läßt uns auch auf das bayerische Hochland hinausblicken, auf den blauen Spiegel des Chiemsees, der ja zum großen Theil von der Ache gespeist wird.

Freier noch gestaltet sich die Aussicht gegen Süden, Südwesten und Südosten. Hier stehen uns die Thonschiefergebirge nachbarlich gegenüber, welche mit ihrer Südseite ziemlich steil zur Niederung des Pinzgaus abfallen. Diese meist bebaute, oder bewaldete Bergkette bietet nur wenige hervorragende Berggipfel dar; als bedeutendste Erhebung ist die Gruppe des großen Kettensteins sowie der Gaisstein bemerkbar. Doch unbeirrt durch diese Höhen dringt der Blick weiter, und staunend haftet er an den Eisfeldern und Spitzen der Tauern, die sich vor uns fast in ihrer vollen Ausdehnung erheben. Stundenlang könnten wir hineinschauen in dieses Meer von Eis, das uns so nahe entgegentritt und uns fast unwiderstehlich an sich zieht. Ganz besonders wird die eisgekrönte Pyramide des Venedigers mit ihrem unabsehbaren Gletschergewande Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen, denn gerade dieser Stock der Hohen Tauern ist es, der über die Einsattelung von Paß Thurn am mächtigsten und großartigsten sichtbar wird. Ebenso bieten Südwest und Südost Alles auf, unser Auge auf sich zu lenken. Schwesterlich schaut dort aus dem Westen die Salve zu uns herüber; ihr zur Linken werden die Berge am Inn und die Gletscher des Zillertals, ja selbst einzelne Eisnabeln des Ortlergebietes (?) in mehr oder minder bedeutender Höhe sichtbar. Auch aus dem Osten lacht mancher Gipfel des Berchtesgadener Landes zu uns her, besonders die steilen Abstürze des

steinernen Meeres; die eisbedeckten Hochflächen der übergossenen Alm überragen die Bergzüge im Norden des Glemmthales und schließen in dieser Richtung in Verbindung mit den Radstaber Tauern das reiche Bild ab.

Während so ringsum ein Wall der verschiedenartigsten und prächtigsten Bergzüge uns umgibt, sind zu unseren Füßen lachende Thäler ausgebreitet. Wir verfolgen weithin die belebte Poststraße, die hart an dem Berge sich vorbeizwindet, und manch zierlicher Kirchturm, wohlgebaute Dörfer und Marktflecken (vor allem das besuchte Ritzbühel, das freundliche St. Johann) blicken zu uns empor; auch das Sträßlein, das im Nordosten von St. Johann durch's Pramautal über Hochfilzen und den Griesenpaß nach Saalfelden führt, spitzt dort und da zu uns empor; wir vermögen es fast bis an sein Ende zu verfolgen. Das Leben, das auf all diesen Straßen herrscht, das üppige Grün der wohlgepflegten Felder und Wiesen, das Glitzern der Bächlein, die mehr oder minder wasserreich der Ache zufließen, all dies bietet den lieblichsten Gegensatz zu den dunklen, walbigen Schiefergebirgen, zu den trozigen Bergriesen der Kalkalpen, zu den schimmernden Eismassen des Tauernkamms, welche unser Bild im Hintergrunde umschließen!

Mit vielem Takte haben die Bergbewohner fast überall verstanden, die Wallfahrtskirchen, die sie in frommem Sinne gründeten, an solchen Punkten zu erbauen, die schon wegen ihrer Schönheit verdienen, daß wir zu ihnen wallfahren. Nur selten wird der Alpenfreund, der, auf diesen Grundsatz sich stützend, vertrauensvoll zu solchen Wallfahrtsörtern emporpilgert, sich in seinen Erwartungen getäuscht finden, noch seltener aber wird eine Kirche die Spitze eines so lohnenden Berges krönen als die kleine, unscheinbare Kapelle auf dem — Ritzbühelerhorn!

Sellrain und seine Bewohner.

Von

J. G ü n t h e r.

„Ah! wie sauber das gewaschen ist! Wo lassen Sie das besorgen, Madame?“

„In Sellrain. Nicht wahr, es ist vortrefflich und dabei doch verhältnißmäßig so billig. In der Stadt käme mir das nöthige Feuerungsmaterial theurer zu stehen, von der Mühe und all den andern Unbequemlichkeiten gar nicht zu reden.“ —

Man darf in Innsbruck sicher sein, in hundert Fällen, wo man diese Frage stellt, wenigstens fünfzig Mal obige Antwort zu erhalten. Ja, Sellrain ist das Wasch- und Bleichthal par excellence, und wenn einmal in Tirols Hauptstadt ein Sophokles aufsteht und derselbe wie sein College aus Attika Lust

bekommen sollte ein Drama: „Die Wäscherinnen“ zu schreiben, so dürfte er gut thun, die Scene in jenes Thal zu verlegen, in welches ich den geneigten Leser nun zu führen beabsichtige.

Wenige Stunden südwestlich von Innsbruck öffnet sich dies, keineswegs sonderlich schöne, dafür aber bedeutend rauhe Seitenthal des Inn. Zwei Hauptwege führen dahin; einer über das Mittelgebirge durch das große Dorf Axams, der gewöhnliche Fahrweg; der andere über Kematen und den Badeort Oberperfuss, von welchem letzterem Ort er aber sich in einen beschneiten, nur noch für Fußgänger benutzbaren Steig verengt. In drei, aber „fuchsgemessenen,“ würde ein Stadtkind sagen, d. h. sehr starken Stunden kann ein Tourist, der sein Gangwerk zu benutzen versteht, füglich den ersten, zugleich Hauptort des Thales: St. Anna oder, was uns geläufiger ist, Rothensbrunn erreichen.

St. Anna ist eine Kuratie mit 866 Seelen. Trotz der geringen Seelenzahl ist der Posten für die Geistlichkeit hier vielleicht einer der beschwerlichsten und darum auch am wenigsten gesuchten von ganz Nordtirol. Die einzelnen Häuser, richtiger wäre wohl der Ausdruck Hütten, sind so auseinandergestreut, als hätte an einem recht schlimmen Herbstabend der Sturm sich das Vergnügen gemacht in einen Häuserknäuel drein zu fahren und sie mit größtem Fleiße ja recht gesondert an den Vergleichen auszusäen. Stundenweit haben die Leute zur Kirche, und wenn Jemand auf einem solchen „Einschichthof“ schwer erkrankt, so bleibt dem Kuraten oder Kooperator nichts übrig, als sich Fußseisen an tüchtige Bergschuhe zu schnallen, damit er das Schäflein mit den letzten Tröstungen der Religion versehen könne. Die Hostie trägt er bei solchen, namentlich zur Winterszeit keineswegs gefahrlosen Bergfahrten, in einer silbernen Kapsel von Herzform um den Hals gehängt.

In ebenen Gegenden kann man sich schwer einen Begriff machen, welche Mühsale der Seelsorgsdienst in so rauhen Alpenthälern mit sich bringt. Und wie armselig sind diese Leute in materieller Beziehung gestellt! So ein Aushilfspriester bezieht weniger als ein mittelmäßig bezahlter Hausknecht, an vielen, sehr vielen Orten hat er nicht mehr als fünfundsiebenzig bis achtzig Gulden jährlich neben freier Kost und Wohnung im Widdum. Ist sein Vorgesetzter etwas launischer Natur, wie es häufig genug vorkommt bei Leuten, die oft versauern müssen, so kann man sich denken, welches angenehme Leben diese Priester verbringen, die nicht einmal, wie der nächst beste Bauernknecht, ihren Herrn wechseln dürfen. Es ist das Dasein der Entfagung in seiner dürrsten Form! Daneben sollen sie doch auch wenigstens halbwegs anständig gekleidet gehen und werden nur zu oft von Nothleidenden aller Art angesprochen, die sie auch nicht immer abweisen wollen und dürfen. Ist vollends ein Zunge im Thal, den seine Leute auf die „Studi“ schicken wollen, weil er „sovl a guata Kopf“ hat, so muß der Priester wieder in erster Reihe herhalten, um für den „Quabn“ Monatgelber und Kostorte aufzutreiben und für Bücher und Schulgeld zu sorgen.

Sonderbar, gerade der achtbarste Theil des Alerus muß seine Tage unter Sorgen und Mühen zubringen, so daß ihm in vielen Fällen kaum ein Thaler monatlich zur Restauration seiner selbst in der Tasche bleibt, während reiche Prälatenstifte in dulce jubilo leben wie der Herrgott in Frankreich.

Vom Ackerbau in Sellrain zu reden ist eigentlich eine Hyperbel. Die Melach, welche ihr Wasser vom Eisenser- und Zirmbach bezieht und das Thal seiner ganzen Länge nach durchfließt, nimmt, wenige Stellen ausgenommen, die ganze Thalsohle ein. Es ist ein gar arrogantes Bürschchen diese Melach und macht auch einen heidenmäßigen Lärm. Eine Unzahl von Felskolossen liegt in ihrem Bette, und die weißen Wellenkinber streben umsonst, die Riesen „zürnend weg zu spülen.“ Da giebt es denn ein ewiges Gezanke und Geflatsch, daß man seine Lunge schon ein Erkleckliches anstrengen muß, wenn man sich verständlich machen will. Daher kommt es wohl, daß die Thalbewohner alle sehr laut sprechen, auch wenn sie auswärts sind. Die erste Nacht, welche ich im Gasthaus zu Rothenbrunn zubachte, vermochte ich wegen des ungewohnten Getöses kein Auge zu schließen. In frühern Zeiten hatte der Ort noch eine Art von Berühmtheit wegen seines Bades, das für Frauen besondere Heilkräfte entwickeln soll, namentlich in Magen- und Gliederkrankheiten; es ist eine eisenhaltige Quelle. Doch die schlechte Wirthschaft, der ganz unrationelle Betrieb hat das Bad gewaltig heruntergebracht, daß selbst Leute, die nicht um der Mode oder des Vergnügens willen dahin gehen und bescheiden sind in ihren Ansprüchen auf Comfort, es doch gar zu primitiv fanden und — ausblieben. Noch eine zweite merkwürdige Quelle ist wenige Schritte von der Badequelle entfernt, wenn anders das kaum zwirnfaden dicke Brunnlein diesen Namen verdient. So bescheiden aber auch dies Wässerchen auftritt, eine um so ärgere Teufelsstück hat es. Kaum hat man das Getränk im Schlund, so verspürt man im Gaumen genau den Geschmack, als ob man die reinste Galläpfeltinte geschluckt, was meines Wissens noch nicht einmal die Engländer zu den Vergnügungen rechnen. Uebrigens bringt der Genuß des Wassers nicht den mindesten Nachtheil. Der Bauer, welcher in der Nähe wohnt, gebraucht es sogar zum Kochen. „Aber um's Himmelswillen,“ sagte ich zu den Leuten, „könnt ihr auch nur einen Teller solcher Suppe essen?“ „Warum nicht? Gesotten verliert das Wasser vollständig das „Hantige.“

Das Wenige, was von Feld im Thal ist, befindet sich auf den weniger steilen Halben, etwas Gerste, Hafer, Kartoffeln; vom Türkenbau ist kaum die Rede, das meiste Getreide wird ohnedem eingeführt. Selbst die Viehzucht ist nicht von großer Bedeutung, am stärksten ist die Ziege vertreten, die als Kletterthier ersten Ranges sich auf diesem Terrain noch ganz behaglich findet. Weiter thaleinwärts, wo das eigentliche Almrevier — Eisens, Pragmar, Zirmbach — anfängt, gibt es zwar ganz anständige Weideflächen, aber da es bei unserer Alpenwirthschaft in derartigen Gegenden, wo es keine Thalwiesen gibt, an Winter-

futter mangelt, will es mit der Viehzucht nicht vorwärts. Der Seltrainer ist froh, wenn er den Sommer hindurch zwischen den Felsen, oft an schwindlig jähren Stellen, mit seiner kleinen, fichelartigen Sense so viel Gras zusammen zu raffen vermag, daß er im Winter, der dort in der Regel von „Martini“ (11. November) bis Ostern, nicht selten bis „Georgi“ (24. April) bauert, seine zwei „Goas“ nothdürftig beim Leben und bei Milch erhält.

Wenn ich früher sagte, die minder steilen Berghalden würden beackert, so darf man nicht glauben, der Seltrainer kenne die Bequemlichkeit eines Pfluges. Selbst die am wenigsten steilen Gehänge legen gegen eine derartige Verfeinerung als sündhaften Luxus ein ganz energisches veto ein. Mit dem Spaten muß das Land hergerichtet werden, wohlverstanden, nachdem man in großen Körben die nöthige Erde und den erforderlichen Dünger hinaufgetragen. Fast jeden Winter rutscht bei Gelegenheit von Lawinstürzen, Murrbrüchen und Felsabrutungen der ganze Humus mit und im „Langes“ (Frühjahr), wenn es „auszuapern“ beginnt, starrt dem Landmann dort, wo er vergangenen Herbst seinen Hafer geschnitten, eine kahle Steinfläche entgegen. Da heißt es denn wieder bei Zeiten anfangen, die im Herbst oder Vorfrühling gesammelte Erde neuerdings dort auszubreiten. Es bedingt das eine eiserne Stirne gegenüber der Natur, wahrhaftig, es ist eine Existenz „truerie unde unendliche“, wie es in einem alten Liede heißt. Von Obstsorten kommt nur die Spätkirsche ordentlich fort und wird auch stark cultivirt, da sie auf der Speisefarte des Seltrainers eine Honoratiorenrolle spielt. Die Kirschen werden ohne Stiel gepflückt, gleich am Baum „abgebeerlt“ und im Backofen gedörft. An Sonn- und Feiertagen gibt es dann in jedem Hause Kirschesuppe, d. h. die gedörften Früchte werden in einer entsprechenden Quantität Wasser gesotten und schließlich geschmälzt oder auch eingebrannt. Das schmeckt eben so übel nicht.

Große Ansprüche an das Leben stellt unser Thalbewohner nicht. Sein Haus ist meist ganz, im Oberbau fast ohne Ausnahme von Holz. Sein Schindeldach hat er vorsichtig mit schweren Steinen belastet. Seine Fenster sind kleine viereckige Oeffnungen, häufig mit einem Holzschieber zu verschließen. Die Stuben sind mit Holz getäfelt, im Tischwinkel fehlt nirgends das Bild des Gekreuzigten. Er geht nie zu Bette, bevor er mit seinen gesammten Hausgenossen den „Nuster“ (Rosenkranz) gebetet. Kann er ein Gärtchen beim Haus haben, ist er schon sehr glücklich; ist das nicht der Fall, so zieht die Magd oder die Tochter wenigstens unter dem Dachfenster in einem riesigen Holzgeschirr den beliebten „Schneller“ (lichtrothe gefüllte Nellen) und Rosmarin, was zum Sträußchen gebunden der „Bua“ (der Geliebte) sich Samstag Abends nie zu helen vergißt, um damit Sonntags zu prangen.

Es liegt eine unendliche Vertrauensseligkeit in der Art und Weise, wie der Seltrainer seine Hütte an Stellen hinbaut, die nur sehr schlecht vor Lawinen und derlei Eventualitäten geschützt sind. Ich habe dort einen Bauern kennen gelernt, der nicht zu bewegen war sein Haus anders wohin zu bauen, obwohl

schon zu wiederholten Malen ein „Enzfl“ (ungeheuer großer Stein) die halbe Wand seiner Bodenkammer, neben der er schlief, eingeschlagen hatte. Daß es unter solchen Verhältnissen an zahlreichen „Unglücken“ nicht fehlt, bedarf kaum der Erwähnung. Nirgends in Tirol habe ich so viele „Marterln“, wie in Sellrain, gesehen. Diese Marterln sind gewöhnlich fünf bis sechs Schuh hohe rothangestrichene, hölzerne Säulen, oben mit einem Bilbe versehen, auf dem die Art und Weise zur Anschauung gebracht wird, wie der Verunglückte zu Grunde ging. Darunter steht Name und Alter und eine Aufforderung „der armen Seele ein Vaterunser zu schenken.“ Gemälde und Inschrift, beides von einem „Tuiselmaier“, ist in der Regel haarsträubend für Künstler und Orthographen.

Wovon lebt nun der Sellrainer bei solchen Bodenverhältnissen? Ich habe diese Frage schon Eingangs beantwortet: vom Tuchbleichen und Waschen.

Fast bei jedem Hause steht eine sogenannte Waschhütte; es sind diese hölzerne oft nur aus rohen Baumstämmen zusammengefügte Baracken mit zwei bis drei Waschöfen und „Waschzubern“*) versehen. Sommer und Winter wird nun dort handirt. In den Kesseln brodelt die Lauge, gewöhnlich aus Holzasche, die man oft weither nicht ohne Unkosten zusammenschleppt; in neuester Zeit ist auch Sodalauge stark in Gebrauch gekommen, nur sagt man den Leuten nach, daß sie damit nicht sehr sparsam umgehen, und die Dosis Soda eine sehr bedeutende ist, was der Wäsche gerade nicht zum Vortheil gereichen wird. Das Wäschervolk setzt einen gewissen Stolz darein, auch die oft sehr schmutzige Wäsche der Handwerker, der Schmiede, Schlosser u. dgl. mit gleicher Weiße abzuliefern, wie die minder „hergenommene“ der Privaten oder Beamtenfamilien. Und deshalb soll, wie die tausendbüngige Fama erzählt, zu gedachtem Zwecke nicht selten auch die Bürste recht gute Dienste leisten. „Gschwaamt“ d. h. rein herausgewaschen nach dem „Seachtln“ (Waschen in der Lauge) wird die Wäsche im Bache. Uebrigens wird auch dasselbe Wasser zum Anmachen der Lauge benützt, welchem Umstande man die besondere Reinheit zuschreibt, da das Wasser wegen seiner „Milden“ hiezu ganz vorzüglich geeignet sein soll. Mit dem Waschengeschäft befaßten sich aber nicht bloß Frauen, sondern auch Männer, die darin eine ausgezeichnete Gewandtheit entwickeln. Getrocknet wird im Sommer im Freien, bei schlechtem Wetter und im Winter in der zu diesem Zwecke sehr stark geheizten Stube oder auf eigenen Trockenböden. Ebenfalls mag der Aufenthalt in solchen Lokalen weder angenehm noch wegen der ungemein starken Ausdünnung sehr ersprießlich für die Gesundheit sein. In das Bleichgeschäft theilt sich ebenfalls das männliche und weibliche Geschlecht. Aus großen am nahen Bach gefüllten Spritzkübeln wird das ausgebreitete Leinwandstück so lange mit Wasser besprengt und dann wieder trocknen gelassen, bis es die erforderliche

*) Zuber = zuipar, Gefäß mit zwei Handhaben im Gegensatz zu einpir (Eimer) mit einer Handhabe. Noch jetzt sagt man im Oberland „Emper“, wie sich überhaupt in unsern Dialecten noch viel Althochdeutsch erhalten hat; vielleicht komme ich ein andermal ausführlicher darauf zu sprechen.

Weisse erhalten hat. Gebügelt wird im Thale nicht; das überläßt man den Rundschaften selbst. Jede dieser Rundschaften hat ihr eigenes gewöhnlich aus verschiedenartig gekreuzten farbigen Fäden bestehendes „Mark“ (Merkzeichen).

Die Wäsche wird ziemlich oberflächlich zusammengelegt, mehrere Parthien werden zu einem Ballen vereinigt, in große Tücher eingeschlagen und so verladen. Wer ein größeres derartiges Geschäft betreibt, liefert von Fall zu Fall wohl eine zweispännige Wagenladung in die Stadt. Ein, zwei, manchmal drei Personen gehen mit, um die Wäsche auszutragen und gegen beschmutzte wieder einzutauschen. In Innsbruck sind diese Figuren, Mädeln, Weiber und junge Bursche, die mit einem solchen Pack auf dem Rücken von Haus zu Haus gehen und mit einer minutiösen Akkurateffe ihre Geschäfte besorgen, schon ganz stereotyp geworden. Der Preis ist wie gesagt ein ziemlich geringer und sehr constanter; Abrechnung wird entweder jedes Mal oder von Monat zu Monat, manchmal auch erst in längern Zeiträumen gehalten. Der Erlös wandert zum geringsten Theil in Geldform, meist in der Gestalt von Naturalien: Getreide, Schmalz, Zucker, Kaffee u. dgl., wieder in's Thal zurück, womit zur Heimfahrt die Wägelchen neben der alten Wäsche noch befrachtet werden. Gewöhnlich erscheinen diese schon um sieben Uhr, manchmal noch früher in der Stadt, so daß die Leute bei der ziemlich bedeutenden Fracht, die nicht erlaubt schnell zu fahren, schon um drei Uhr früh aufbrechen müssen. Bis gegen drei, vier Uhr Nachmittags haben sie ihre Geschäfte gewöhnlich beendet, manche auch erst gegen Abends, und dann geht es heimwärts. Von der Frequenz des Geschäftes bekommt man einen Begriff, wenn man sich die Mühe nehmen will, die zahlreichen Sellrainer Wäschfuhrwerke zu zählen. Ich habe das nie gethan, doch glaube ich nicht zu hoch zu greifen, wenn ich annehme, daß wöchentlich zwölf solcher Ein- und Zweispänner die Linie passiren. Die „kleinern“ Leute mietthen sich gemeinschaftlich ein Fuhrwerk. Wer von diesen Leuten gezwungen ist in der Stadt zu übernachten, thut dieß in den seltensten Fällen in einem Gasthaus, sondern schläft auf der Ofenbank in einer Bäckerstube; die Leute sind sehr sparsam, was man auch an ihrer höchst einfachen, durch Nichts sich auszeichnenden Tracht bemerkt. Aber bildsaubere Mädels sind darunter, weiß und roth wie Milch und Blut und von einer überraschenden Feinheit des Teints, um den sie manche Dame trotz Prinzessinnenwasser und Pulcherin beneiden könnte.

Das bildet die Haupteinnahmequelle des Thals; die jüngern Bursche treiben auch wohl Schleichhandel, wie vielfach behauptet wird und „schaffen hinüber“ in's „Boarisch“ über die sogenannte Schwärzerscharte in der Nähe der Telffer Munde, ein weiter und beschwerlicher Weg. Bezüglich des „Schwärzens“ haben unsere Bauern, selbst die intelligentern, gar kuriose Begriffe. Was nicht im Katechismus verboten ist, gilt nicht als Sünde. Von den moralischen Verpflichtungen eines Staatsbürgers haben sie keine deutlichen Vorstellungen; nur das „Erwischt werden“, die Uebertretung des „eiften Gebotes“, gilt als fehlerhaft. So ist es auch bezüglich der Militärloosung oder, wie es bei uns heißt, des

„Spielsens“. Kann sich der Bursche „brücken“, ist's gut für ihn, Gewissensscrupel hat er keine. Diese Ansichten theilt sogar theilweise der Klerus, um so weniger kann man es den in dieser Richtung nie weitsehbenden einfachen Landeuten verargen.

Gehen wir nun, nachdem wir Bodenverhältnisse und Einnahmequellen des Thals im Allgemeinen kennen gelernt, noch ein Stück thaleinwärts. Doch halt! St. Krein (Quirin) dürfen wir nicht vergessen. Es ist dieß eine Art Wallfahrtskirche für die Thalbewohner, etwa fünfviertel Stunden von St. Anna entfernt, auf der linken Seite des Melachbaches in der ganz anständigen Höhe von 3749 Fuß. Wie die Leute sagen, und wofür auch ihre sehr alterthümliche Bauart spricht, war es die erste Kirche im Thale; von dem kleinen Plateau aus, auf dem sie steht, hat man gar keine üble Aussicht in's Innthal. Einige Bauernhöfe, wo man sich zur Noth restauriren kann, sind in der Nähe.

Verfolgt man die Melach stromaufwärts, so kommt man auf dem holperigen Thalweg in einer Stunde in das Dorf Gries und in weitem anderthalb guten Stunden in den Ort St. Sigmund. Da im Winter es oft für die Bewohner zu den unmöglichen Dingen gehörte, in's äußere Thal zu gelangen, so stiftete das Kloster Wilten, welches das Patronatsrecht ausübt, hieher einen eigenen Seelsorger. Die ziemlich unansehnliche Kirche liegt auf einem kleinen Hügel ganz festungsartig, nur wenige Häuser sind herum gebaut, die meisten weitem zerstreut. St. Sigmund liegt schon 4787 Fuß über dem Mittelmeer. Eine und eine viertel Stunde hinter St. Sigmund ist der letzte noch zu Seltrain resp. zum Gericht Sonnenburg, das früher in Wilten, jetzt in Innsbruck seinen Sitz hat, gehörige Weiler Haggen, aus fünf Häusern bestehend; dort ist die Gerichtsgrenze gegen Siz. Weiter einwärts öffnen sich die Zirmbacher Alpenwiesen. Beim Dorfe Gries theilt sich der Weg, dem eigentlichen Melachbach folgend gelangen wir in zwei und einer halben Stunde nach dem Sommerfrischorte Pragmar, 5275 Fuß, mit einem bequemen, gemauerten Alpenhaus, vollständig zur Beherbergung von Touristen und „Sommerfrischlern“ eingerichtet. Nördlich von Gries erhebt sich der Roßkogel, südlich der Freihut. Einige kleinere Seitenthäler wie Kreuzlehen und Glersch können wir wol unbeachtet lassen. An der rechten Bachseite kommt man von Gries aus in die dem Stifte Wilten gehörige Alpe Lisen, ebenfalls mit einem gemauerten, zum Erfrischungsort für die Stiftsmitglieder hergerichteten Alpenhause.

Ghe wir Seltrain verlassen, muß ich noch zweier Männer erwähnen, die beide sich in der Welt einen bedeutenden Namen gemacht haben und von denen der eine direct dieß Thal, der andere die nächste Nähe, den Weiler Dmes*) seine Heimat nennt. Der erste dieser Männer, im Weiler Duregg 1750 geboren, ist Peter Jordan, war Professor der Naturgeschichte und Landwirthschaft an der Wiener Universität, wurde später Hofrath und Director der kaiserlichen

*) Dmes = Weideplatz, Drumes (heißt Arams) = Ochsenweide.

Familienherrschaften. Er starb als ein sehr geachteter Mann im hohen Alter von 82 Jahren, von Allen, die ihn näher kannten, betrauert, im Jahre 1832. Im Lande selbst ist er ziemlich unbekannt geblieben. Einen weit vollern Klang hat der Name des andern hier zu erwähnenden Mannes, dessen Thätigkeit wesentlich in Deutschland und für Deutschland sich entfaltete, ich meine den bekannten Marburger Professor Dr. Sylvester Jordan. Er wurde am 30. December 1792 geboren und war der Sohn eines Schuhstifters, betrieb das Geschäft auch bis in sein dreizehntes Jahr. Wohlthäter schickten den aufgeweckten Knaben auf das Innsbrucker Gymnasium. Zur Zeit der Bayernherrschaft kam er nach München, wo er, wie später in Landshut und Wien, juristische Vorlesungen hörte. 1817 wurde er doctor utriusque juris, nahm dann in München, später in Frankfurt, Dienste bei einem Advokaten, trat in Heidelberg als Privatdocent im juristischen Fache auf und wurde von der hessischen Regierung 1821 zum Professor der Rechte an der Landesuniversität Marburg ernannt. Seine Hauptschrift ist das „Lehrbuch des allgemeinen deutschen und Strafrechtes.“ Bekannt wurde S. Jordans Name in weitem Kreise zuerst durch seine Donnerreden im hessischen Landtag, dann durch seine Stellung im Frankfurter Parlament, wo er neben seinem berühmtern Landsmann J. Ph. Fallmerayer saß. Am berühmtesten jedoch machte ihn seine langjährige Festungshaft, die sein gnädiger Landesherr höchst ungnädig über ihn verhängte. Doch ereifern wir uns nicht, die Zeit hat jetzt gerichtet. Den gnädigen Landesherrn hat das deutsche Volk — vergessen, aber Jordan ist ihm nicht aus dem Gedächtnisse entschwunden! —

Sonnwendfeier in Tirol.

Von

Dr. L. v. Hörmann.

Sommer Sonnenwende! Ein eigener Zauber liegt im Klang dieses Wortes. Wir denken dabei an jene friischen Sommermorgen nach abendlichem Gewitter, wo der Himmel wie ein feuchtverklärtes blaues Auge niederblickt, während an den Bergspitzen die letzten Nebelreste schwinden; an jene warmen Tage voll Duft und Sonnenschein, an denen kein Lüftchen streicht, kein Halm des reisenden Aehrenfeldes sich bewegt, und nur das Dunkel des Walbes Kühlung gewährt vor der brennenden Mittagshitze; oder endlich an die lauen sternklaren Nächte, durchströmt von würzigem Heuduft, wo im dunkeln Gebüsch unzählige Glühwürmchen auftauchen und wieder verschwinden. Alle diese Gefühle aber, die sich unser um diese Zeit bemächtigen: die Freude über das vollentfaltete Leben der

Natur und den herrlich prangenden Erntesegen und doch die Furcht vor Blitzstrahl und Hagelschlag mußten in der Vorzeit, als noch die Existenz eines Zeben viel inniger an die Natur und an das Gedeihen der Feldfrüchte geknüpft war, die Herzen nur noch in erhöhterem Maße bewegen. Die alten Deutschen feierten um diese Zeit eines ihrer größten Jahresfeste, brachten ihren Göttern Thier- und Pflanzenopfer und entzündeten auf Höhen und Ebenen mächtige weithinleuchtende Feuer zu Ehren des glückbringenden Sonnengestirns. So viele Jahrhunderte seitdem auch vorübergerauscht sind, so haben sich doch noch zahlreiche Spuren der ehemaligen Feste unter dem Volke erhalten und ein geheimnißvoller Nimbus umgibt die Sonnwendzeit. Besonders ist dies in Tirol unter dem schützenden Einfluß der Berge der Fall. Da treffen wir in den Thälern eine Menge alter Gebräuche und Meinungen, und auf den Bergen flammen am Johannisabend (23. Juni) die Feuer, und beim Zauzen der lustigen Dorfburschen fliegen die brennenden Scheiben durch das Dunkel der Nacht, wie es einst zu Ehren Wobans und Donars geschah. Am Vorabend des Johannistages, in der Nacht und am Tage selbst erreicht die heilige Zeit gleichsam ihren Gipfelpunkt. Da blühen die Schätze und fallen dem kühnen Gewinner in den Schooß, da enthüllt sich die Zukunft, und die Geisterwelt ist vor den Blicken des Sterblichen aufgethan. So herrscht der Glaube, daß in der Johannisnacht die Farren blühen und den Samen abwerfen. Dieser Same soll aber die wunderbare Kraft besitzen, zum Gelbe gelegt, dasselbe nie weniger werden zu lassen, so viel man auch davon fortnimmt. Um diesen kostbaren Samen zu gewinnen, muß man Papier um die Farrenkräuter legen, daß ersterer darauf fällt, und es gegen den Wind mit einem Stein beschweren. Doch hüte man sich denselben bei der Wegnahme am nächsten Morgen bergan zu werfen, denn dieses würde dem Sammler Unglück bringen. Sollte man nicht glauben, die Tiroler wären durch dieses probate Mittel alle reich? — Wer ferner mit einer Farrenblüthe in der Hand um die zwölfte Stunde der Johannisnacht auf das Joch steigt, findet eine Geldbader. Auch für die Liebenden und Heirathslustigen ist dieser Abend von hoher Bedeutung. Sie wissen allerlei Zaubermitteln, die Zukunft zu ergründen, welche ihnen den Liebsten bescheeren soll. Eines derselben ist folgendes: Man binde während des Feierabendläutens am Johannisabend mit drei Fingern der rechten Hand einen grünen Kranz und lege denselben, doch ohne ihn über Bach oder Schwelle zu tragen, unter das Kopfpolster, dann wird im Traume das Bild des künftigen Bräutigams oder der Braut erscheinen. Auch wer zu eben genannter Stunde einen Zweiflee findet, hat im Heirathen Glück. Schlimm ist hingegen die Sonnwendzeit für die Hexen, da die geplagten Menschenkinder in diesen heiligen Tagen alle ihre Tücke zu erkennen und sich vor denselben zu schützen vermögen, was natürlich der Hexe gar übel bekommt. Wenn die Kühe keine Milch geben, und man glaubt, es sei eine Hexe daran Schuld, so legt man einen Kranz von Weiborn in den Kübel, darein man die Milch melkt, und hängt denselben dann in den

Rauchfang. So muß die Hexe mit dem Kranz bei lebendigem Leibe verborren. Um inne zu werden, wie viele solcher freundlicher Wesen sich im Dorfe befinden, braucht man nur ein Stück Holz, das ein Loch hat, aus einem Baume zu schneiden und beim Gottesdienst am Johannisstag durch diese seltsame Brille zu schauen. Dann sieht man alle Hexen während der Wandlung zum Opfer gehen. Weibspersonen können dieselbe Wirkung auch mit einem frischen vierblättrigen Klee erzielen, den sie sich in die Zöpfe einflechten. Sie erblicken dann beim Orate fratres alle Hexen, die mit häßlichen Gesichtern und die Köpfe mit Bienenkörben bedeckt gegen die Kirchthüre gewendet erscheinen. Man sieht, die Phantasie des Volkes war thätig genug, den St. Johannis- oder richtiger den Sonnwendtag mit allem Wunderbaren auszuschnüden. Nebst diesen abergläubischen Meinungen werden auch noch verschiedene interessante Gebräuche geübt. Besonders merkwürdig ist das den Elementen dargebrachte Opfer, welches indeß jetzt größtentheils abgekommen ist. Die Hausmutter warf nämlich einen kleinen Theil des Abendimbisses in's Feuer, einen andern in fließendes Wasser, einen dritten grub sie in die Erde, und den vierten klebte sie zwischen zwei kreuzweis über einandergelegte Blätter und gab ihn auf dem Hausdache den Winden preis. An manchen Orten bäckt man dreierlei, sechserlei oder neunerlei Kuchen mit heiligen Kräutern darin, besonders Brennnessel-, Hollunder- und Salbeikuchen oder macht aus solchen „Johannisblumen“ Kränze und hängt sie an die Hausthür zum Schutz gegen Feuersbrünste. Die Butter vom Johannisstage sowie die Asche vom Sonnwendfeuer wird als heilsam aufbewahrt. — Die Hauptfeierlichkeit aber bilden die Sonnwendfeuer und das Scheibenschlagen. Wer einen Sommer in Tirol zubrachte, erinnert sich gewiß des prachtvollen Anblicks, den erstere darbieten. Von allen Höhen, ja oft von den höchsten Gipfeln flammen die Feuer empor und funkeln um die Wette mit den Sternen, die hellstimmernd am dunkeln Himmel hervortreten. Im Aebachthale legt man das ganze Gewicht auf den Rauch und trägt den Tag über ganze Haufen von grünen Tannenästen in den Wäldern zusammen, so daß nur eine große graue Rauchsäule zum Himmel emporsteigt. Man nennt dies: „Sonnwendrauchmachen.“ — Nebst dem Entzünden der Sonnwendfeuer herrscht an vielen Orten auch der Brauch des Scheibenschlagens. Die „Scheiben“ werden schon lange vorher in großer Anzahl vorbereitet. Sie sind aus trockenem Erlen- oder Buchenholz geschnitten, beiläufig im Umfange einer Männerfaust, und am Rande ausgezackt wie ein strahlender Stern. In der Mitte befindet sich ein Loch zum Hindurchstecken eines Stockes. Die Scheiben werden noch überdies mit Pech beschmiert und mit Stroh umwunden, damit sie recht gut brennen. Am Sonnwendabend nun hängen die Burschen die Scheiben an einer Schnur um die Schulter, nehmen einen Bund Haselstöcke und die Scheibenbank mit und wandern frühlich hinaus zu einer geeigneten Anhöhe nächst dem Dorfe, wo das Scheibenschlagen stattfinden soll. Dort angelangt wird ein Feuer entzündet und die Scheibenbank aufgestellt. Letztere besteht aus einem einige Schuh

langen Brette mit drei Füßen, welches am Boden derart befestigt wird, daß es eine schräge Linie bildet. Nun tritt ein Bursche hervor, steckt eine Scheibe an den Stock, zündet sie am Feuer an, streift mit dem Stocke die Fläche der Bank und schleudert die brennende Scheibe weit in die Luft hinaus. Dabei ruft er:

„Scheib' aus, Scheib' ein,
Wem soll die Scheibe sein?
Die Scheibe fliegt wol über den Rain.
Die Scheibe soll dem N. sein.“

Ober:

„Scheib' auf, Scheib' ab,
Die Scheibe geht krumm und g'rad,
Die Scheibe geht links, geht rechts,
Geht aus und ein,
Geht der N. N. zum Fenster hinein.“

Ober:

„Holepfann, holepfann,
Korn in der Bann',
Schmalz in der Pfann',
Pflug in der Jarb',
Schau wie die Scheibe aufireart (geht).“

Dabei wird der Name des Mädchens genannt, dem der Bursche die Scheibe weist. Denn wenn auch Ehren halber die ersten Scheiben „zu Preis der heil. Dreifaltigkeit“, dem Herrn Pfarrer oder den Vornehmsten des Ortes fliegen, so spielt die Hauptrolle doch der holbe Schatz. Helles Jauchzen folgt jeder Scheibe, die in weitem Bogen kreisend und funkenprühend zu Thal fällt, die Völler krachen, und der Jubel der Burschen begrüßt den geschickten Schwinger, während jeder mißglückte Versuch von Spott und Gelächter begleitet wird. Man kann sich denken, mit welch' hochklopfendem Herzen die Mädchen unten dem prächtigen Schauspiele zusehen, und wie erwartungsvoll sie dem Flug jeder Scheibe folgen, bei welcher ihr Name genannt wurde! Aber auch zur Schande und Beschimpfung werden Scheiben geschlagen, jeder Dorffcandal oder dumme Streich wird an's Licht gezogen und tüchtig belacht. So dauert das Spektakel einige Stunden lang fort, bis die Burschen singend und johlend in's Dorf zurückkehren und mit lustigem Trunk im Wirthshause die Unterhaltung beschließen. So unschuldig dieselbe auch ist, so erzählt man sich doch ganz schaurige Geschichten, die dabei vorgekommen sein sollen, wozu freilich meistens ein Bursche durch Frevel Anlaß gab. So schlug einmal zu Schönwies im Oberinntale ein junger betrunkenener Bursche die erste Scheibe im Namen des Teufels herab. Da sprengte von der linken Seite ein Reiter auf einem weißen Pferde mit einem grünen Federbusch auf dem Kopfe heran. In wilder Eile verließen die Burschen das Feuer und sprangen in's Dorf hinunter; der schreckliche Reiter ritt bis zum Feuer, stieg ab, brüllte, daß die Berge zitterten, und warf die Scheiben links und rechts wol eine Stunde weit in's Thal

hinab, daß an vielen Orten Feuer ausbrach, und die Bewohner jammerten und bebten. Niemand getraute sich zu Bett zu gehen; Alle drangen in den Seelsorger, er möchte mit heil. Gewalt einschreiten. Dieser ließ Sturm läuten, rief die Bewohner zur Kirche, erteilte mit dem höchsten Gute den Segen und ging dann mit diesem auf den Berg dem höllischen Scheibenschläger zu. Das half. Brüllend und heulend verschwanden Roß und Reiter, das Feuer prasselte nochmals gegen Himmel und erlosch. Der betrunkene Bursche aber büßte seinen Frevel mit langwieriger Krankheit und frühzeitigem Tode. — Im Weiler Strohsack bei Petttau soll einmal während des Scheibenschlagens ein brennendes Faß den Berg herabgerollt sein, das die erschrocken fliehenden Burschen alle mehr oder minder verletzte; in Landeck dagegen will man einen feurigen Mann mit riesigen Hörnern gesehen haben, der Scheiben schlug. — Trotz aller dieser Schauerhistorien läßt sich aber die feste Jugend Tirols vom beliebten Spiele des Scheibenschlagens nicht abhalten, das alljährlich mit gleicher Fröhlichkeit vorgenommen wird.

Heiden.

Von

Dr. C. F.

Wenn ich in den ersten Hefen des zweiten Bandes des „Alpenfreundes“ einige Touren in den erhabensten Gegenden des Alpengebietes schilderte, so will ich in den folgenden Zeilen den nachsichtigen Leser an einen stillen Ort der Vor-alpen führen, wohl geeignet, dort auszuruhen nach einer Fußreise, und oft gepriesen als Mollenort und Lustbad für solche, die Genesung suchen. Sind es auch bereits einige Jahre her, daß ich längere Zeit in Heiden verweilte, so sind doch meine Erinnerungen an jene Zeit noch so frisch, daß ich es schon wagen darf, sie noch nachträglich zu Papier zu bringen und der Oeffentlichkeit anzuvertrauen. Ich glaube, so Manchen werden die Schilderungen willkommen sein, der, wie ich solches damals that, längere Zeit in Heiden zu leben beabsichtigt und gern etwas Näheres von diesem Alpendorfe und seiner Umgebung wissen möchte. Und überdies ist ja das Appenzeller „Ländli“ so lieblich und anziehend, man lebt dort so frei und ungebunden, das Volk ist in vieler Beziehung noch so originell und wahrte die Sitten der Väter so treu, daß ich es wohl verantworten darf, eine der schönsten Gegenden dieses Cantons auch selbst für kürzeren Besuch den Touristen gelegentlich zu empfehlen.

1.

Nach Heiden.

Die ziemlich ermüdende Fahrt durch Bayern liegt hinter uns, der Bodensee, der uns schon seit einer Stunde oftmals entgegenblinkte, in weiter Ausdehnung

vor uns, der Zug ähzt über den langen Damm, welcher Lindau mit dem Festlande verbindet, wir können aussteigen, das Gepäck ist versorgt, und alsbald stehen wir am Hafen. Vier Schiffe liegen bereit, zwei von ihnen sollen nach Korsbach gehen; wir besteigen das eine derselben, suchen einen vor den Strahlen der Mittagssonne durch das Zeltbad geschützten Platz und stärken uns an einem einfachen Mahle, zu dem das gute bayerische Bier trefflich mundet. Alsbald ertönt das Signal, und hinausgeht es zum Hafen, zwischen dem Löwen und dem Leuchtturme hindurch; wir nehmen Abschied vom deutschen Ufer und lassen uns auf den klaren Fluthen den Schweizer Bergen zutragen. Ein kurzer Gewitterregen verschafft erwünschte Kühlung, und bald erglänzen die Berge jenseit der Fluthen wieder in hellem Sonnenschein. Ein lichter Punkt am grünen Vorberge wird uns als Heiden's Kirchturm gezeigt. Korsbach ist bald erreicht und die Gepäckrevision durch die Erklärung „Reiseeffekten“ zurückgewiesen.

Von Korsbach aus kann man Heiden auf zwei Wegen erreichen. Eine Fahrstraße führt direct hinauf, ist aber so schlecht, daß die Kutscher unverschämte Preise stellen; besser thut man, die Bahn bis Rheineck zu benützen, von wo eine schöne Poststraße über Wolfshalden dahin führt. Letzteres erfuhr ich leider erst, als der erste Zug nach Chur abgegangen war, und so blieb mir nichts übrig, als noch drei Stunden lang auf den nächsten Zug zu warten. Das war aber keine schwierige Aufgabe, sie wurde im Garten des Seehofs leicht gelöst; mitten im Grün sitzen wir hier, bewundern als Norddeutsche die mächtig starken Weinreben, die sich, Lauben bildend, emporschlängeln, und lauschen dem Geplätscher der blauen Fluth, die weit ausgebreitet vor uns liegt. Auch die Wartezeit im Bahnhofe wird uns gekürzt; es kommt ein Zug durch, der die St. Gallener Cantonschüler aus ihrer Frühlingsvacanz zurückführt; meist frische, feste Burschen, denen die blaue Uniform mit goldenen Knöpfen und die blaue Mütze mit weißem Streifen vortrefflich steht. Ihr armen Jungen, nun müßt ihr wieder Schulstubenstaub schlucken, ich habe einiges Mitleid mit Euch, denn kaum habe ich meine Athmungsorgane davon gereinigt. Pfeift und singt nur zu und trommelt die lustige Weise mit euren Vergstöcken, die euch bei eurer Ferientour treue Begleiter waren, schlürft noch die Reize der köstlichen Zeit!

Auch unser Zug setzt sich mit der Zeit in Bewegung, und alsbald ist Rheineck erreicht; droben winkt eine alte Ruine. Ehe die Post nach Heiden abgeht, verstreicht noch genugsam Zeit, den Rhein zu betrachten, wie er hier träge dem Bodensee zufließt; es ist sehr nöthig, daß er sein Läuterungsbecken erreicht, denn hier sieht er ungefähr so schmutzig aus, wie die Elbe bei Elbflorenz nach anhaltendem Regenwetter.

Der Postwagen war gut, wie die meisten in der Schweiz; es ging oft im Schritt, da die Straße meist beträchtlich steigt; das war aber recht schön, da hatte man Zeit zum Genießen, und wahrlich ein Genuß ist es, hier hinauf zu fahren. Gut war es auch, daß die Pferde den Weg nicht das erste Mal machten, denn der Herr „Schwager“ hatte etwas allzuviel Spirituosen bei sich, so daß

er seine Thiere sich meist selbst überließ. Der Himmel war ziemlich rein, nur einzelne Wolken trieben noch, als letzte Ueberbleibsel der Gewitter, die sich während unserer Seefahrt entladen hatten; selten nur wurde daher der Vollmond bedeckt, meist sendete dieser all' sein Licht auf die Landschaft.

Liebl'ich war die Maiennacht,
Silberwolken flogen,
Ob der holden Frühlingspracht
Freudig hingezogen.

Ruhig lagen Wief' und Hain,
Jeder Pfad verlassen.
Niemand als der Mondenschein
Wachte auf der Straßen.

Lenau.

Der Weg geht durch große Obstpflanzungen, zum Theil aber auch durch Wald und oftmals hart an tiefen Schluchten hin, die er zuweilen durch Brücken überseht. Tief unten liegt der Spiegel des Bodensee im Mondlichte; silberne Streifen durchfurchen die weite Fläche, einzeln auflackernde Lichter bezeichnen menschliche Wohnstätten; der dunkle Vordergrund contrastirt gewaltig gegen den aus der Tiefe sichtbaren See; am großartigsten ist der Eindruck, wenn nur ein enger Durchblick gestattet ist, und zwischen Bäumen hindurch, oder durch eine enge Schlucht herein ein silbern glänzendes Stück Wasserspiegel heraufleuchtet.

Gegen halb 10 Uhr ist Heiden erreicht, und erwartungsvoll verlassen wir den Wagen, erwartungsvoll wie an jedem uns fremden Orte, der zu längerem Aufenthalt bestimmt ist.

2.

Das Dorf Heiden.

Der Canton Appenzell trat 1452 dem Bunde bei und trennte sich in Folge der Reformationskämpfe 1597 in Außer- und Inner-Rhoden (Bezirk). Beide Bezirke sind wesentlich von einander verschieden, und es zeigt sich dieser Unterschied selbst dem flüchtigen Beobachter.

Außer-Rhoden ist ein Alpenvorland, ein Wellenland, häufig von tiefen, zum Theil schroffen Schluchten (Tobeln) durchschnitten; die höchsten Spitzen der Wellen steigen nicht über 1118 Meter und gewähren einerseits weite Blicke nach dem Bodensee und über diesen hinaus nach Schwaben und Bayern, andererseits dienen sie als Schaugerüst für die nächsten Alpenketten, deren Vordergrund die von Außer-Rhoden bilden. Inner-Rhoden ist ein Alpenland, das im Säntis zu 2504 Meter aufsteigt und mit seinen schönen Bergen und Thälern ein Hauptziel der Touristen bildet.

Verschieden, wie ihr Land, sind auch die Bewohner beider Bezirke und deren Beschäftigungen. Der Inner-Rhodener ist schon an seiner Kleidung zu erkennen, deren Charakteristisches er noch aus alten Zeiten gewahrt hat; er hängt starr, wie an jeder alten Sitte, so auch an dem strengsten Katholicismus; er ist meist unbemittelt; die Männer treiben die Viehzucht, während die Frauen und Mädchen durch die Kunstfertigkeit im Weißsticken allbekannt sind; meist ist aber der Erwerb ein geringer. Der protestantische Außer-Rhodener hat minder an den alten Formen und Gebräuchen festgehalten, man sieht das schon an seiner

Kleidung; durch ihren industriösen und unternehmenden Geist hat sich die Bevölkerung dieses Bezirkes zu bedeutendem Wohlstande gehoben; besonders ernährt hier die Baumwollenmanufactur das Volk; vielfach sieht man aber auch hier Weißtöckerinnen. Wohnungen und Leute zeichnen sich durch größte Nettigkeit aus.

Unser Heiden (806) liegt in Außer-Rhoden, auf einem weiten Mattenplane, der sich nordwärts abdacht und freie Ansichten nach dem Bodensee bietet. Es ist einer der vielen Molkencurorte, die beide Bezirke von Appenzell besitzen; von allen wohl derjenige, der durch freie Lage und durch überaus große Sauberkeit hervortritt. Der Gesunde wird allerdings einen Ort in einem der Thäler Inner-Rhoden vorziehen, von wo aus er viele Excursionen nach den Bergen machen kann; der Kranke aber wird sich hier auf den schönen, weite Ansichten bietenden Wegen und Plätzchen wohler fühlen, wo die Sonne zu ihm kommt, und er sie nicht erst suchen muß auf den Bergen. Zu leugnen ist das Eine nicht, daß, wer allein ist und außerdem sich schwer an Fremde anschließt, in Heiden leicht zu isolirt sein kann, indem beim Mangel an größeren Ausflügen, an Eisenbahn oder Dampfsschiff, die Curgäste auf sich unter einander angewiesen sind. Für solche Naturen empfehlen sich frequentere Orte mehr, zumal solche, die am Ufer eines Sees liegen.

Wohlthuend und anziehend für Jeden muß die Sauberkeit sein, die Sauberkeit der Straßen und Häuser, die Sauberkeit in den Zimmern und an der Wäsche, die Sauberkeit an den Bewohnern, kurz an Allem, was man sieht. Diese Haupttugend, welche dem Fremden in den meisten Orten der Schweiz entgegentritt, ist hier ganz besonders ausgeprägt.

Das Dorf mit seinen ca. 3000 Einwohnern (unter denen nur wenige Katholiken sind) besteht aus einigen netten, breiten Straßen, deren Häuser meist über und über mit Schindeln bekleidet sind; diese sind an ihrem freien Ende abgerundet, so daß die ganze Bekleidung ein schuppenartiges Ansehen bekommt, und tragen durch ihren hellen Delanstrich nicht wenig zu dem freundlichen Charakter des Ganzen bei. Die Kirche ist in der Mitte des Ortes sehr gefällig gebaut und besitzt einen ansehnlichen Thurm, der, selbst weithin sichtbar, von seiner Galerie aus einen schönen, weiten Anblick bietet. Diese und die Häuser der Straßen sind alle seit dem Brande von 1838 neu aufgebaut; die übrigen Häuser, unter denen sich auch ältere befinden, sind weithin auf den Matten zerstreut. Eines fehlt dem Kranken: Wald in unmittelbarer Nähe und ohne Steigen erreichbar. Schattige Plätzchen in unmittelbarer Nähe bieten nur der Kirchhof und die parkähnlichen Anlagen, die zur Pension „Paradies“ gehören, aber für Jedermann geöffnet sind. Die einzige auf ebener Straße erreichbare Promenadenlage liegt schon über 10 Minuten vom letzten Hause ab, auf der Straße nach Grub zu, und macht einen sehr primitiven Eindruck. Wer gesund ist und Bergwege nicht scheut, der hat an näheren Ausflügen Auswahl, so lange er nicht als deren Endziel eine Restauration oder dergleichen verlangt.

3.

Pensionsleben.

Vor dem „Freihofe“ mannigfach wegen Uebertheuerung und steifen Lebens gewarnt, hatten wir nach Bädener und Berlepsch den „Löwen“ erwählt. Mein Kutscher war zu bezechet, als daß ich seinem Rathe gefolgt und gegenüber im „Schweizerhofe“, wo die Post anhält, geblieben wäre. Der freundliche Löwen-Wirth geleitete uns beim Scheine einer Stalllaterne in sein Haus; wir bekamen die besten Zimmer, denn wir waren die ersten Gurgäste; die Zimmer waren nett und sauber, aber so klein und niedrig, daß ich mir nicht recht vorstellen konnte, wie wol die weniger empfohlenen beschaffen sein mußten. Zum Schlafen für die erste Nacht konnten dieselben genügen. Bei Tage besehen, kam ich noch mehr zu der Einsicht, daß die Zellen der Art waren, daß man sie eben nur des Nachts benutzen könnte, es fehlten Sopha, Ofen &c.; trat schlechtes Wetter ein, so war man auf den Speisesaal verwiesen. Dieser machte jetzt einen öden Eindruck, wir waren nur zwei Personen und längere Zeit noch allein in ihm; das vordem für diese Jahreszeit ungewöhnliche, heiße Wetter schlug um, und in dem großen Saale wurde es so unheimlich kalt, daß ich daselbst einheizen ließ. Allmählich kamen einige andere Gurgäste, aber gerade solche, mit denen man nicht gern von Früh bis Abend in einem Zimmer war. Kurz der Aufenthalt im Löwen war unbehaglich. Das soll kein Tadel für den Wirth und seine Wirthschaft sein: die Wirthsleute waren freundlich und aufmerksam, die Bedienung gut und zuvorkommend, das Essen schmackhaft und reichlich. Es lag das Mißliebige der Lage vielmehr in den Verhältnissen. Es ist und bleibt eben stets ein Fehler, von einem schönen Frühjahr verführt, allzuzeitig an einen Bade- oder sonstigen Curort zu gehen, kein Arzt sollte solches zugeben, viel weniger anrathen. Nur allzuoft schlägt das Wetter noch für Monate um, und zudem ist man in den Hotels noch nicht so eingerichtet, wie zur Höhe der Saison; es fehlen ferner nur zu oft passender Umgang und die später sich von selbst bietenden Unterhaltungen und Zerstreuungen &c. Es war unter den damaligen Umständen thöricht, daß wir vier Wochen lang im Löwen wohnten, es wird mir aber zu schwer, einen Ort zu verlassen, wo Alles gethan wird, was nur immer gethan werden kann. Die Gesellschaft aber war hier doch zu wenig anziehend, und endlich gab der Temperaturwechsel den Ausschlag; es wurde plötzlich sehr heiß, und nun wurden die engen Stübchen ganz unerträglich. Bei der Wahl einer neuen Pension schwankten wir zwischen „Freihof“ und „Schweizerhof“. Der „Freihof“ war bereits besucht, meist aber von Juden und ziemlich abstoßenden Gästen, während man im „Schweizerhof“ mehrere Familien verkehren sah, die unbedingte Anziehungskraft besaßen, und, was die Hauptsache war, im ganzen „Freihof“ fanden wir nicht so schöne und hohe, bequem und gut eingerichtete Zimmer, wie im „Schweizerhof“, trotzdem, daß hier per Kopf nur 30 Francs wöchentlich für volle Pension gezahlt werden, während sich der Preis im „Freihof“ viel höher gestellt haben würde. Die Annehmlichkeit, die Wolken

am Hause zu haben (am „Freihofe“ werden sie verschenkt), kann man wissen, denn bei gutem Wetter geht man hin und wieder ein Stück und bei schlechtem Wetter kann man sich die Wolken fünf Minuten weit holen lassen. Der Tausch sollte uns nicht gereuen, Essen und Bedienung waren gleich gut, wie im Löwen, letztere sogar besser, die Wohnung, wie schon erwähnt, ganz unvergleichlich besser, und außerdem fanden wir schön ansprechenden Umgang.

Das Leben entwickelte sich nun mehr und mehr in Heiden, auch wurde, wie schon erwähnt, das Wetter besser, und ich muß gestehen, daß es sich die letzten Wochen meines Aufenthaltes hier so angenehm lebte, wie man es nur an einem fremden Orte, wo man seine häuslichen Bequemlichkeiten entbehrt, denken kann. Das Leben ist ein ungezwungenes; man kann allein sein, wird aber sicher auch Umgang finden, wenn man ihn sucht. Nicht haben wir jenes Naturbummeln in seidenen Kleidern, nicht kommen jene Koffercarawanen, die nöthig sind, damit wenigstens 14 Tage lang täglich der Anzug gewechselt werden kann; Heiden gehört eben noch zu der immer kleiner werdenden Zahl derjenigen Orte, wo man noch vernünftig leben kann, und so leben, wie man will; und das ist um so mehr zu betonen, da es Viele gibt, denen solche Orte erwünscht sind, die sich aber in den überfüllten Modeorten vom großen Strome mit fortreißen lassen, angeblich um nicht anzustoßen etc.

Mehr und mehr bildeten sich zusammenpassende Kreise, die gemeinsame Spaziergänge unternahmen und überhaupt oft zusammen waren; ja bei einzelnen Unternehmungen war ein guter Theil sämtlicher Gäste vereinigt. Nur der „Freihof“ zeigte sich etwas abgeschlossen, seine Insassen zeigten zum guten Theil Hang, nur unter einander zu verkehren, wenigstens mußte man, wenn man in einer anderen Pension war, von ziemlich hohem Adel oder enorm reich sein, um der Ehre theilhaftig zu werden, sich zu einer Freihofs-Expedition gezogen zu sehen. Natürlich gab es auch hier rühmliche Ausnahmen, ich selbst fand sehr lieben Umgang auch unter den Bewohnern des „Freihofs“, es war nur der obenbezeichnete Ton da, der Einem zunächst entgegentrat, es wohnten dort sicherlich zu Viele, die sich an einem großen, frequentirten Badeorte, wo es Concerte, Cafésalons, Gesellschaftshäuser etc. gibt, wohlser befunden haben würden, als eben hier in Heiden.

Die Concerte reducirten sich auf Vorträge von herumziehenden Tirolern, unter denen es aber oft gar nicht schlechte Quartetts gab. Die Lectüre war auf wenige Zeitungen und Unterhaltungsschriften beschränkt; einige Brauereien der Umgegend waren die Orte, an denen man außer in dem Hotel ein Glas Bier trinken konnte; Damen konnten da freilich nicht gut mit hingehen, für sie blieb nichts übrig, als an einer Sennerei um Milch zu bitten, eine Bitte, der man nicht gerne nachkommt, da Alles zu Butter und Käse verarbeitet wird.

Der Arzt gab es zwei in Heiden, von denen der eine entschiedenes Vertrauen einflößte; er war ein ruhig und bescheiden auftretender, schöner Mann, mit interessantem dunklen Gesicht und schönem weißen Haar und Bart.

Weniger ansprechend war die Persönlichkeit des anderen Herrn, der es nie versäumte, jedem neuen Gaste seinen Besuch zu machen und seine Dienste anzubieten. Ich genoß diese Ehre zwei Mal, erst im Löwen, dann natürlich wieder nach meiner Uebersiedelung im Schweizerhofe. Im August oder September jeden Jahres kam bis zu seinem nur allzufrühen Tode auch Dr. Gräfe aus Berlin nach Heiden, das er über Alles liebte; dann schaaarten sich hier Schaaren von Augenkranken, die den Meister erwarteten, da sie in Berlin wegen des allzugroßen Andranges nicht vorgekommen waren. —

Früh zwischen 5 und 6 beginnt das Curleben; dann ist der Senn mit den Wolken da; er bringt dieselben aus der Schwendi (beim Weißbad am Säntis) herüber, auf weitem beschwerlichen Wege. Oftmals muß er in rauhen Nächten Steigeisen anlegen, um auf den dann hartgefrorenen Bergpfaden mit seiner Last nicht zu gleiten. Jede Nacht kommt er herüber, schläft am Tage einige Stunden und tritt bald nach Mittag seinen Rückweg an.

Was endlich die Pensionen außer den genannten anbelangt, so entzückt das „Paradies“ durch seine Lage und wird gelobt; von den übrigen lassen, ihren Besuchern nach, die Pensionen „Engster“ und „Weder“ darauf schließen, daß man dort gut lebt; freilich sind die Zimmer etwas eng; in den drei letztgenannten Pensionen sind die Preise etwa so, wie im Schweizerhof. „Krone“ und „Linde“ sind noch billiger, aber laden sehr wenig ein, es müßte denn das Äußere sehr täuschen, und das Innere weit einladender sein.

4.

Heiden's Einwohnerschaft.

Heiden's Bevölkerung zerfällt im Sommer in zwei Theile: wir haben neben den eigentlichen Einwohnern die Gurgäste, erstere gegen 3000, letztere gegen 300—400 an der Zahl. Von den Dorfbewohnern ist bereits erwähnt, daß sie zum bei weitem größeren Theile protestantisch sind. Was ferner die obigen Bemerkungen betrifft, daß die Bewohner von Außer-Rhoden meist wohlhabend seien und sich von Baumwollen-Industrie ernähren, so gelten beide für Heiden nur mit gewissen Modificationen. Man sieht in den wenigen Straßen Heiden's auch neben den Hotels und Pensionen und den zu diesen gehörigen Dependancen noch so manches stattliche Haus, ja einige wirklich mit Luxus ausgestattete Häuser, und deren Besitzer mögen in der That reich sein; auch gibt es wol viele kleinere sehr nette Häuser, deren Bewohner sie theilweise im Sommer vermietthen, und auch diese letzteren zeugen zum Theil von bürgerlichem Wohlstande. Aber ein großer Theil der Bevölkerung macht einen recht bemitleidenswerthen Eindruck; klein und verkrüppelt schleichen die armen Gestalten einher, elend und verkümmert. Es sind die Bewohner der in einzelnen Häusern eingebauten Souterrains, vor deren Thüren sie bei gutem Wetter über den mit Stickerien bespannten Rahmen gebückt sitzen, während sie bei schlechtem in den schlechten, düsternen Räumen fast ohne Licht die doch so viel Licht fordernde

Arbeit verrichten. Auch einzelne der zerstreut in weitem Umkreise liegenden Hütten bergen solche Unglückliche, von denen Einzelne sogar bis zum Cretinismus verflummert sind. Von der Baumwollenmanufactur bemerkt man in Heiden wenig; dagegen sucht man die Viehzucht keineswegs vergeblich; es gibt viele und zum Theil große Heerden in der Umgegend. Bei den Wohlhabenderen mag ein guter Theil des Vermögens mit der Zeit auch aus den Beuteln der Gurgäste in die ihrigen übergegangen sein.

Sehen wir von diesem Glück kleineren, uns eben nicht ansprechenden Theile der Bevölkerung ab, so finden wir beim Bewohner Heiden's, der übrigens, so gut wie der Sachse „Müller“ oder „Schulze“, meist „Fobler“ oder „Sonderegger“ heißt, alle die Tugenden, die man im Allgemeinen am Appenzeller preist. Er ist bieder und Vertrauen erweckend, arbeitsam und anständig; auf den ersten Blick scheint er oft unzugänglich, vielleicht gar mürrisch, aber das ist nur scheinbar, er liebt nicht viel unnütze Worte, wird aber zu jeder Gefälligkeit und Dienstleistung gern bereit sein. Sein guter Kopf zeigt sich oft in treffenden Aeußerungen, die er zumal auf müßige Fragen zu geben stets bereit ist; oft besitzen solche Bemerkungen viel gefunden Humor, oft aber auch möchte man sie eher beißend oder spitz nennen. Die Sprache hat ihren ganz eigenthümlichen Dialekt; das „au“ wird meistens als u, das „ei“ in vielen Wörtern als i gesprochen; der Neu-ling hat Mühe, Alles sogleich zu verstehen. Eigenthümlich ist ein singender Ton, der besonders auch in den Grußformeln „Grüß Sie“, „Grüß Sie der Herrgott“, „Guten Abend“ u. auffällt, aber bei der Kürze der Antworten und bei dem Wohlklange des Organs einen angenehmen Eindruck macht. Ja, wohlklingende Stimmen gibt es hier in großer Anzahl; der Gesang wird gehegt und gepflegt; selten hörte ich die Zungen so jubeln, wie in Appenzell, und selten hörte ich so schöne Chorgefänge wie hier von Männern, Frauen und Mädchen. Beim Gesange finden sich Alle zusammen, da vergißt man jeden Unterschied, selbst den doch hier so scharfen confessionellen.

So liegt eine halbe Stunde von Heiden entfernt das Dorf „Reformirt-Grub“, einige Minuten davon das Dorf „Ratholisch-Grub“; jedes hat seine Kirche, die Bewohner beider Nachbardörfer verkehren im Allgemeinen wenig mit einander; wenn aber der Abend naht, dann sitzen Viele aus beiden Dörfern dort friedlich beisammen, auf einigen Baumstämmen und auf dem Rasen, und stark und hell ertönen ihre Abendlieder und ihre Grüße, die sie zum Bodensee hinab in seine Tiefe senden.

Als auffällig ist noch der Sitte des frühen Heirathens zu gedenken: Zungen, die noch vor einigen Jahren mit dem Ranzen auf dem Rücken in die Schule gingen, verloben sich, und alsbald sieht man das junge Paar in einem mit Koffern beladenen Wagen die Rundfahrt im Cantone antreten, wie es die landesthümliche Sitte erheißt. So hatte mein Wirth mit 18, sein Sohn mit 19 Jahren geheirathet, und das waren gar keine allzugroßen Ausnahmen von der Regel.

5.

Die Curgäste in Heiden.

Den Curgästen wurde schon oben im allgemeinen ihr Lob gesungen; es sind meist solche, die noch mit nicht übergroßem Comfort zufrieden sind, und unter denen es sich daher auch angenehm und ungezwungen lebt. Noch Eines hat Heiden vor vielen anderen Curorten voraus: es ist die Zahl derjenigen Kranken verhältnißmäßig gering, denen man ihr Leiden allzusehr ansieht; und sicher ist es für Kranke nicht gut, wenn sie an einen Ort kommen, wo sie mit allzuvielen Leidensgenossen zusammenleben, es ist ihnen besser mit Gesunden zusammenzusein, so daß sie möglichst wenig Veranlassung finden, an ihre Krankheit zu denken.

Ueberall, wo aller Herren Länder ihre Unterthanen hinsenden, finden wir interessanten Stoff, einzelne Charaktermasken zu studiren. Am zahlreichsten vertreten waren zur Zeit meines Heidenes Aufenthaltes Deutschland und die Schweiz, nächstbem Rußland und Oesterreich, am schwächsten Italien und zum Glücke England und Amerika. Ich sage zum Glücke, da wohl jeder deutsche Reisende froh sein wird, die englische Sprache unterwegs möglichst wenig zu hören. Es gibt auch da rühmliche Ausnahmen, ich bin oft Tage lang mit Engländern und Amerikanern gereist und habe mich mit ihnen sehr wohl befunden, es waren das eben rühmliche Ausnahmen, wie man sie zumal unter denen findet, die schon wiederholt oder längere Zeit in Deutschland gewesen. Im Allgemeinen aber besitzen die, welche die englische Zunge reden, zwei Untugenden, die ihren Aufenthalt an Orten, wo auch andere Leute sind, nicht wünschenswerth machen können. Erstens haben Amerikaner und Engländer so andere Begriffe von dem, was wir Geld und sie money nennen, daß sie im Auslande Alles sehr billig finden, und die Wirthe sind natürlich nicht so dumm, hiervon keinen Gebrauch zu machen, leider aber auch sehr geneigt, an jeden Reisenden diesen neuen Maßstab anzulegen. Sodann besitzen die Englishmen und die Yankees eine Rücksichtslosigkeit, die den Deutschen verlegen muß; sie reisen bekanntlich, wie sie es gewöhnt sind, leben ihrer Gewohnheit gemäß, ohne sich irgendwie in fremde Sitten, in die Sitten der Länder, in denen sie zeitweilig leben, in irgend einer Beziehung zu fügen, und verlangen dabei, daß ihre Sitten womöglich als die allein guten anerkannt werden. Es gilt ihnen für anständig, drei bis vier Plätze in Anspruch zu nehmen, einen zum Sitzen, einen die Beine darüber zu hängen, und zwar je höher um so mehr eines Gentleman würdig, und nun noch einen oder mehrere für ihr Gepäc. Dann gilt es ihnen als ganz ehrenwerth, den Hut möglichst weit hinauszusetzen und dabei möglichst laut zu pfeifen. Dafür, daß sie so feine Sitten zu uns bringen, werden dann sogenannte deutsche Unsitten verboten: so gibt es genug Hotels, in denen es nur ein Gesellschaftszimmer gibt, in dem man der englischen Damen wegen nicht rauchen darf; der rohe Deutsche, der nach Tisch seine Cigarre rauchen will, mag bei gutem Wetter in das Freie, bei schlechtem Wetter in eine Führerstube gehen.

Die Zahl der Engländer und der Amerikaner war aber in Heiden so gering, daß sie sich schlechterdings einigermaßen den Gebräuchen Anderer fügen mußten; am originellsten war unter ihnen ein alter Herr mit weißem Haupt und weißem Bart; die Sonne mochte scheinen oder nicht, er rannte, denn er ging nicht, unter dem Schutze eines leinenen Schirmes herum, an dem der Hut angehängen war — den „Murray“ natürlich in der Hand.

Beim „Freihof“ früh, wenn die Molken getrunken wurden, fiel besonders eine Dame der jüdischen Religion durch ihr Costüm auf. Es war weiß vom Schüttel bis zur Zehe, bestand in weißem Unterrock, weißer Nachtjacke, weißer Haube, weißem Sonnenschirm und weißen Handschuhen. Auch die überall sich vorfindenden Nervenkranken fehlten nicht, die besonders das schöne Geschlecht in großer Zahl aufweisen kann. „Man ist sehr leidend“, „man kann nicht über die Stube gehen“, „man kann oft das Bett nicht verlassen“, zumal wenn es Arbeit oder eine Unannehmlichkeit gibt; und das Uebel währt oft bis Mittag, ja oft bis die Zeit zum Concert oder zum Theater kommt. Oft ist solch' ein Uebel „chronisch“, besonders im Herbst, wo die gute Witterung vorbei ist, und die Wintervergönungen noch nicht begonnen haben; dann tritt Besserung ein. Im Frühjahr muß man wieder kränker werden, damit der Arzt eine Cur verordnet, und nun geht es an den Ort der Heilung, wo meist nur noch einzelne Anfälle von Schwäche kommen, deren Zahl aber, Dank Wunderkraft von Bädern, Brunnen, Molken &c., geringer wird in dem Maße, in dem die Zahl der Vergönungen zunimmt. Solche Kranke fehlen an keinem Curorte, sie gehören aber auffälliger Weise meist den wohlhabendsten Klassen an.

Dort jener kleine aber schöne Mann ist ein Maler aus Düsseldorf, er zieht täglich aus mit Schirm, Schemel, Staffel &c. bewaffnet, um eine Studie zu fertigen; sein langer Begleiter überragt ihn um mehr als einen Kopf, er ist Jurist, lebt, wie sein Freund, hier mehr zum Vergnügen, wie zur Cur, und hat einige Bände Romane unter dem Arm, um zu lesen, während der andere malt. Der Arme dort ist nicht alle Tage sichtbar, oft müssen für ihn die Molken ins Haus geholt werden, er ist sehr leidend; es ist ein höherer russischer Beamter, der mit seiner von Gesundheit strotzenden Frau in Liebenswürdigkeit wetteifert; beide bescheiden, umgänglich und zuvorkommend; mit banger Sorge sehen sie oft auf ihre munteren drei Mädchen, die, ohne zwar ein Wort Deutsch zu verstehen, solches hier sehr schnell lernen. Ihre Sprache klingt auch sehr komisch und ist dem Deutschen sehr schwer verständlich; es ist ja der Appenzeller Dialekt, wie sie ihn von den Kindern, mit denen sie auf der Straße spielten, hören, mit dem dem Russen eigenen scharfen Accent gesprochen. Ein Paar wahre Hünengestalten sind dort die schwäbischen Gutsbesitzer; sie sehen nicht wie Kranke aus, und doch kann der eine kaum einige Fuß steigen, so lungenkrank ist er. Von den Schweizern zeichnete sich der eine durch seine Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit aus, die er besitzt, trotzdem, daß er stattlich, reich und auch viel erfahren ist; er ist Kaufmann, lebte schon oft viele Monate in Constantinopel &c.,

erzählt aber von seinen Erlebnissen nur, wenn er dazu aufgefordert wird, und dann auch in der bescheidensten und anspruchlosesten Weise. Dort, von anderen abgeschieden, stehen Herren und Damen, schon früh in tadellosem Costüm, jedes Salons fähig: es ist der bereits oben bezeichnete weniger angenehme Theil der Bewohnerschaft des „Freihofs“, von denen Jeder genau Rang, Gelbbeutel, Titel, Hoffklasse, Orden u. des Anderen kennt; zu unserer Beruhigung haben aber dafür diese Herrschaften die gelangweiltesten Gesichter von allen.

6.

Aus dem Schulleben.

Sedoch genug von diesen Typen, wir finden sie in jedem Bade, an jedem Curorte wieder; wir kehren zurück zu Heiden, seinen Dorfbewohnern und seinen Einrichtungen.

So primitiv auf der einen Seite die gerichtlichen Institutionen zu sein scheinen, so groß und anerkennenswerth ist andererseits die Sorgfalt, die man auf das Schulwesen verwendet.

Heiden mit seinen 3000 Einwohnern hat sieben Schulen. Die große Zahl ist nöthig bei der Zerstretheit der Gemeinde; haben doch trotzdem noch so manche Kinder gegen eine halbe Stunde weit zu gehen, und zwar so schlechte Wege, daß im Winter für Monate einzelne Schulen geschlossen werden müssen. An Schulgeld wird in sechs Schulen nichts entrichtet, nur einige Rappen werden für Federn u. monatlich bezahlt. In der siebenten Schule besteht ein niedriges Schulgeld; es ist das die obere Schule, wo auch französisch und englisch gelehrt wird. Im Allgemeinen wird etwas ganz Ordentliches gelernt, wenn es sich immerhin einige Lehrer sehr leicht machen, so daß der eine bei gutem Wetter sehr oft auf dem Fensterbrette eines Fensters der im Parterre gelegenen Schulstube sitzt, um mit Dictiren und der Unterhaltung mit den hübschesten Schenk-mädchen würdig abwechseln zu können. Knaben und Mädchen sahen meist beneidenswerth frisch und munter aus; es jammerte Einen, von einzelnen zu denken, daß sie binnen wenigen Jahren am Sticckrahmen oder sonst bei zu angestrengter Arbeit krank und elend werden sollten. Höchst originell nahmen sich oft sechzehn- und siebenzehnjährige Burschen aus, wie sie da den Ranzen auf dem Rücken, das Lineal in der Hand zur Schule schritten. Nach den beiden ersten Stunden am Morgen war eine längere Pause, da stürzte Alles heraus aus der Schule. Die Oberschule war an der Kirche, vor derselben ein grüner Rasenplatz mit einem Brunnen; hier tummelte man sich indessen, und in der That konnte man die Fertigkeit einzelner Jungen im Schwingen bewundern. Das Schwingen ist bekanntlich der Schweiz eigenthümlich; einzelne Orte haben noch alljährlich ihre Schwingefeste, in wenigen Cantonen aber wird es noch so geübt, wie in Appenzell. Ich war nie während einer Pause auf dem Platze vor der Kirche, ohne einige Paar von Schulfungen schwingen zu sehen. Der Schwingriemen am Kniee, der dazu dient, den Gegner zum geeigneten Moment anzufassen, auszuheben und

umzuwerfen, wurde durch das fest umgewundene Taschentuch ersetzt, und dann begann der Kampf mit einem Eifer und einer Gewandtheit, die den Kämpfern alle Ehre machten. Ertönte die Glocke, so stürzte Alles nach dem Brunnen, am Gierigsten die durchglühnten Schwinger — was würde dazu so manche sorgliche Mama sagen, welche, wenn ihr Kind aus der Schule geschlichen kommt, sogleich nach der Uhr sieht und 15 bis 20 Minuten ableiern läßt, bevor das arme Geschöpf einmal trinken darf! Und doch verlassen diese Kinder die Schule gesünder als die armen Stadtpüppchen, gesünder an Körper und an Geist; wenigstens ist der letztere nicht mit Allerhand überschüttet, wie solches am Ende unseres Jahrhunderts in Deutschland immer mehr zur Nothwendigkeit zu werden scheint.

7.

Kirchgang.

Es ist ein schöner Sonntagsmorgen, wir sind früh hinausgegangen auf einen Hügel. Der Bodensee liegt klar zu unseren Füßen, in den Bregenzer Bergen hängen die letzten zu Wolken geballten Nebel, uns zunächst liegt das friedliche, reinliche Heiden, von seiner netten Kirche überragt. Die Häuser liegen zerstreut auf den Matten, leichter Rauch steigt schnurgerade aus den Schornsteinen, tiefe Stille umgibt uns. Nach dem eigentlichen Dorfe laufen von allen Seiten her die Wege strahlenförmig zusammen, welche die einzelnen Hütten verbinden. Jetzt ertönen die Glocken der Kirche, und alle Wege sind alsbald belebt, überall wallfahrtet man fromm zur Kirche. Es ist ein erhebendes Bild, wie bei dem Frieden rings umher alle die dunklen Gestalten über die grünen Wiesepteppiche wallen. Wir gehen nach dem Dorfe zurück, um die Andächtigen zu beobachten: sie haben sich gesammelt, die Männer an diesem, die Frauen an jenem Ende des Dorfes, und vor der Kirche treffen sich beide Züge; nun wandeln sie zu Paaren, Mann und Weib, Alle begrüßen den Pfarrer, der vor der Kirche steht, da wo sich beide Züge vereinigen. Einen angenehmen Eindruck macht die sonntägliche Kleidung; Alle haben ihre dunkelsten Sachen hervorgefucht, wo möglich geht man schwarz. In der Nähe besehen, sieht solch ein Sonntagsanzug, einer der Ärmsten, freilich nicht immer sehr anziehend aus; der Frack mag schon vom Ahnen getragen worden sein, und dieser muß bedeutend größer gewesen sein, als der jetzige Besitzer, denn der Frack reicht fast bis zur Erde, seine Weite wetteifert mit seiner Länge, die Farbe ist eine dunkle: schwarz, braun, blau oder grün. Dazu kommt ein weithin glänzender Cylinderhut, oft so hoch, als sollte der Himmel gestürmt werden, oft auch niedrig, aber mit einem solchen Rande, daß er gleichzeitig als Sonnenschirm dienen könnte, stets aber sehr alt und abgetragen, oft so sehr, daß der Augenblick nicht allzufern sein kann, wo sich der Deckel löst und in das Rohr fällt; einige derselben hängen schon bedenklich schlief.

Vor dem Gottesdienste geht der lange Zug, vom Priester geführt, nach dem Kirchhofe; am frühen Morgen hat man einige Leichen versenkt, jetzt wird an

das noch offene Grab gewandelt, und der letzte Segen gesprochen. Voran gehen die Leidtragenden, die Männer mit ihren kleinen, schwarzen Mäntelchen, etwa solchen, wie sie unsere Kirchendiener tragen. Alsdann geht der ganze Zug in das Gotteshaus, hinter dem Geistlichen zunächst wieder die Leidtragenden, für welche auch einige Reihen von Sitzen bestimmt sind; auch in der Predigt wird noch einmal der Todten gedacht.

8.

Heiden's Umgebung.

Der nachsichtige Leser mag es sich zuletzt gefallen lassen, daß ich ihn mit Heiden's nächster Umgebung einigermaßen bekannt mache.

Schon erwähnt ist, daß es für Kranke wenige nahe Promenaden gibt, überall muß man mehr oder minder steigen; wer die schönsten Punkte erreichen will, muß mindestens eine halbe Stunde lang steigen können, dann findet er allenthalben prächtigen Wald und prächtige Aussichtspunkte, wohin er auch immer gehen mag. Für ein anderes Fortkommen außer zu Fuß oder zu Wagen ist nicht gesorgt; zwar existirten damals zwei Esel, aber diese mußte man kennen, um sie benutzen zu können, und außerdem brauchte eine einzelne Person beide für sich; denn, der eine war so tückisch, daß er principiell Leben, den er auf seinem Rücken fühlte, abbockte oder womöglich an einer Planke oder einem Zaune hinrieb, während der andere zwar ruhig und gedulbig jede Last trug, aber nur ging, wenn der erstere vor ihm war; man mußte daher beide Esel mietken, ersteren leer vorausgehen lassen, letzteren reiten, dann ging die Sache zur Noth.

Wer die schönsten Punkte kennen lernen will, muß noch etwas weiter zu gehen vermögen; ich will ihn zuerst auf den Raien führen, auf den höchsten Punkt in Außer-Rhoden (1118). Der Raien fällt nach Heiden zu sanfter ab, als auf den anderen Seiten, und ist daher von hier auch sehr bequem zu ersteigen. Man kann erst die Straße nach Rehtobel eine halbe Stunde verfolgen, dann muß man zum Theil steil steigen. Mir war der bequemste Weg ein Fußweg, der vom Dorfe aus fast in einer Richtung zur Spitze zeigt, über Matten, durch Viehschläge und durch Wald hindurch; hier erreicht man den Gipfel bequem in $\frac{3}{4}$ Stunden. Der Raien gehört zu den Bergen der Voralpen, wir dürfen daher von seinem Gipfel aus nicht eine großartige, erschütternde Ansicht der mächtigsten Alpenketten oder wohl gar Einblicke in wilde und erhabene Gletscher und Felsenmassen erwarten, ja auch nicht einmal in der Ferne meilenweite Züge von weißschimmernden Schneebergen und um uns herum See an See gereiht — wie wir solche etwa vom Nigikulm aus erblicken — aber herrlich ist trotzdem der Blick, den wir von hier aus haben, ja so herrlich, daß ich nicht weniger als 13 Mal während meines Aufenthaltes in Heiden dort droben war. Zu allen Tageszeiten war ich hier, am liebsten aber des Abends, wenn die Sonne sank. Im Norden liegt dann der See in seiner ganzen Ausdehnung, oft leicht gekräuselt vom Wind, oft aber auch so spiegelglatt, daß man jedes Schiff sich in

den klaren Fluthen spiegeln sieht, im Westen das Hügelland des Thurgau's, im Osten die Berge des Vorarlberger Landes und im Süden die mächtige Kette des Säntis mit seinen Gletschern, der mit seinen Trabanten, dem Ramor und dem hohen Rasten, den Mittelpunkt der Aussicht auf dieser Seite bildet; weiter links die lange Kette des Rhätikon mit der schneebedeckten Scejaplana, mehr rechts aber, alle anderen dominirend, der mächtige Tödi, die Zacken der Kurfürsten und fern am Horizonte auch Rigi und Pilatus. Unten im Thale ruhen schon die Schatten, höher und höher steigen sie an den Bergen hinauf, dunkler und dunkler wird das Violett des Abends, nur noch die höchsten Gipfel erglänzen rosa übergossen: wir müssen scheiden, um morgen bei guter Zeit, während Andere ihre Mollen trinken, die frische Luft auf St. Antonien zu athmen.

Eine halbe Stunde weiter als nach dem Raien hat man zur St. Antoni-Capelle; der Weg ist ebenso leicht zu finden, wie der nach dem Raien, jeder Mann, jeder Junge beschreibt ihn in Heiden so genau, daß ein Führer höchst überflüssig sein würde. Die Aussicht wird der vom Raien vorgezogen; ich mag die Entscheidung nicht geben, mir waren beide Punkte gleich lieb; vom Raien hat man eine weit bessere Uebersicht über den See, von dem man hier nur einen kleinen Theil sieht, dagegen wird man bei St. Antoni ganz plötzlich, wenn man von der Capelle (neben welcher noch ein Schulhaus und wenige Minuten weiter ein Wirthshaus steht) noch einige Schritte vortritt, überrascht durch einen prächtigen Niederblick in das tief zu Füßen liegende Rheinthal, zu dem der Nagelschneefelsen, auf dem wir stehen, jäh abstürzt. Dadurch, daß wir hier die Thalsohle übersehen, scheinen die Appenzeller Gebirge noch um so gewaltiger und höher emporzusteigen.

Oft besucht werden ferner zu Fuß oder zu Wagen Wolfthalben, Rehtobel und noch mehr Walzenhausen. Letzteres hat eine wunderbar schöne Lage. Hier war ich auch einst zu einem Gausängerefest. Viele aus Heiden waren wir da versammelt, für einige Franken erhielten wir eine Festkarte, die uns Theilnahme am Festmahl und zwar an der Ehrentafel gestattete. Dieses Fest wurde kurz vor dem Ende meines Aufenthaltes gefeiert.

Ehe ich zurückkehrte in meine Ebene, mußte ich wenigstens noch kurze Zeit weiter in die Alpen hinein.

„Strahlende Berge, zu euch doch, zu euch
 „Rastlos mich zieht es hinan durch's Gesträuch!
 „Weit hin zu schauen die duftende Pracht,
 „Droben zu loben des Ewigen Macht!

So schloß das Wanderlied (von Oser), das man in Walzenhausen sang; ich folgte seinem Rufe. Das Berner Oberland wurde noch durchstreift; über Straßburg, Heidelberg, Frankfurt und Cassel nahm ich meinen Rückweg.

Der Adjutant des Sandwirths.

Geschichtliche Erzählung

von

Max Stischlberger.

III.

Unter den Franzosen.

Auf jenen kahlen, grauen Klippen und Schieferfelsen, zwischen welchen das obere Wippthal in all seiner Trostlosigkeit und Beschwerniß in ewiger nicht endenwollender Länge zickzackförmig dahinzieht, hatte die ganze Nacht viel Leben geherrscht. Die Bergfeuer sahen wie große Glühaugen in die stillen Thäler herab. Dort und da im Engpasse war eine Lebenjoppe aufgetaucht, und von Zeit zu Zeit hatten kurze, schrille, ganz eigenthümliche Rufe das schlummernde Echo erweckt. Aber es war wieder eingnickt, die funkelnden, glitzernden Gorgonenaugen hatten sich geschlossen, eines nach dem anderen, und als das erste Tagesgrauen durch die Tannengipfel lugte, lag tiefe Grabesruhe ringsum. Kein Ton verrieth Leben in den verschwiegeneu Bergen. Nur der Eisat tief unten that als wäre etwas, das ihm zu Herzen ginge und ihn sehr beunruhigte. Unwirsch setzte er seinen Weg über Stein und Block fort, immer in sich hineinbrummend, immer zorniger aufschäumend. Was war ihm begegnet da oben am Brenner? Fremde Adler, fremde Krieger!

In der That marschirten sie dort, die nie besiegten Colonnen des großen Korps, furchtlos, im Spazierengehen Tirol erobernd.

In Sterzing liegt das Hauptquartier des Marschalls Lefevre, des Siegers von Danzig, der in Spanien so viele Lorbeeren auf sein Haupt gesammelt, daß er den Tirolern selbst Feigheit verzeihen könnte, falls sie von seinen Thaten gehört.

Der Marschall hat soeben seine ersten Befehle ertheilt: „General Royer geht mit der Avantgarde voraus, in längstens sechs Stunden kann er in Brigen eintreffen.“ Dann war's ein gutes Frühstück, was dem tapferen Danziger Herzog zuvörderst am Herzen lag.

Die Nagelwirthin verließ vergnügt schmunzelnd des Herzogs Zimmer im ersten Stocke. Seine Excellenz waren sehr herablassend mit ihr gewesen, Seine Excellenz hatten sie liebäugelnd in die rothe Backe gekneipt und Seine Excellenz sie in stark elsfässischem Accente ein „goldenes Sukkerplüppchen“ genannt. Wenn aber die Leutseligkeit des großen Herrn auf die Tochter Ewas vielleicht auch bedeutenden Eindruck gemacht und selbstgefällige Gedanken in ihr erweckt haben mochte, sie wurden gestört, als sie kaum die Küche, ihr eigentliches Departement, betrat — nicht durch das bewegte Treiben, das um den massiven Herd kreiste, nein! in der finstersten Ecke lauerte die seltsame Gestalt eines Kreins. Die Wirthin hatte bei seinem Anblick verwundert die Hände zusammengeschlagen, und etwas wie eine entsetzliche Neugierde malte sich auf ihrem hübschen Gesichte ab.

„Mooskarei, Du bist hier? Um Gotteswillen, was thust Du?“

„Will mich lei verstecken,“ schnarrte der Kleine.

„Aber was hat's denn gegeben? Was ist geschehen? So sprich doch.“

„Die blauen Männer haben mich geschunden; sie thaten mir eine große Pelzhaube auf den Kopf, hoben mich auf ein Pferd, das störrig sprang, und wenn ich

schrie, lachten die Männer. Ich hasse sie! Ich hasse sie! wäre ich groß und stark wie Haimon, der Wiltauer Riese! . . .“

Der kleine Mensch knirschte die Zähne aufeinander, das breite, fahle, runzlige Gesicht wurde zur gräßlichen Frage, und die großen Augen sprühten ein so unheimliches Feuer, daß der guten Wirthin ganz anders zu Muth war.

„Wo ist denn aber die gnäd'ge Madame und ihr Begleiter? Unsere liebe Zeit, da kenne sich aus, wer mag! Kommt der Tölpel allein nach Haus und redet nicht über wie? was? wo? nur seine Pelzkappe liegt ihm im Kopfe und die blauen Soldaten, die ihn ausgelacht. Möcht' wissen, wer nicht lachen soll, wenn er so einen Kfirbiskopf begegnet, wie Du bist . . . Jetzt erzähl', sag' ich, Du vierediger Zottelbär; ich will wissen, was mit der französischen Herrschaft ist, die Du nach Brizen und von dort nöthigenfalls über den Jaufen führen solltest. Hörst Du? Seid Ihr hinüber zum alten Haidejäger. Was ist's mit dem Alten, haben sie ihn getroffen? Rede, rede, Klotz, oder ist Dir der Stimmstock abhanden gekommen? Was thaten sie beim Jäger? Heilige Jungfrau, ich gäbe was, wenn ich wüßte, was die fremde Frau bei dem Alten zu suchen hat. Was sagte sie? Was machte er für ein Gesicht? Nun? Du schüttelst den Kopf. . . was soll das heißen? Ist ein Unglück passiert? Die Franzosen werden ihr doch nichts in den Weg gelegt haben, sie ist ja eine Landsmännin, oder — ich bin gleich im Stande und gehe stante pede zum gnädigen Herrn Exzellenz hinauf und erzähl' ihm die Geschichte, wenn es die Blauröcke gewagt haben — he? Muß ich hinauf?“

Aber Mooskarei hatte auf den ganzen Erguß, auf alle die vielen Fragen der Frau Wirthin keine einzige Antwort. Er hüllte sich vollkommen in weißes Schweigen und kaute mit gierigem Heißhunger an einem Stücke Fleisch, das er, von den Köchinnen unbemerkt, vom Urrichtetisch genommen.

Unwillig kehrte die Nagelwirthin dem Undankbaren den Rücken. „Es ist halt ein Kreuz!“ dachte sie. Und nicht mit Unrecht. Sie hatte den Karei vor einigen Jahren mit der Bedingung in ihr Haus aufgenommen, daß er das Vieh auf der Weide beaufsichtige und namentlich auch, um fremden Touristen, die eines Führers bedurften, dienstlich zu sein; denn Mooskarei kannte die Wege und Stege weitem so gut als der nächstbeste Jäger. Er war aber auch ein echtes Mooskind der Karei. Man sagte, daß er einstens von einer armen Häuslerin, die Winsen schnitt, aufgefunden worden war; vielleicht hatten ihn vagabundirende „Laninger“ zurückgelassen. Von Erziehung, die er erhalten hätte, war wenigstens keine Spur zu entdecken, wohl aber ein gewisser Eigenwille und eine Ungebundenheit und Leidenschaftlichkeit, die an Wildheit gemahnte. So lange seine Pflegemutter noch lebte, fand er ein besonderes Wohlgefallen daran, in den Bergen herumzuklettern oder wochenlang das weite Stergingermoos, für welches er immer eine ungewöhnliche Vorliebe bewahrte, nach allen Richtungen zu durchstreifen.

Während die Nagelwirthin noch mit sich zu Rathe ging, wer sie über das Schicksal der beiden Reisenden, die ja vor wenigen Tagen noch ihre Gäste waren, und denen sie selbst den Führer bestellte, näher unterrichten könnte, war oben in das Cabinet des Marschalls eine Dame geführt worden, die durchaus eine Audienz gewünscht, und deren Erscheinen nicht geringe Verwunderung bei dem Feldherrn hervorgerufen hatte.

„Adrienne de Launay? . . . Madame Bartal!“ rief der Herzog in der ersten Ueberraschung.

„François Lesebre hat die Gattin seines Obersten und Wohltäters nicht vergessen?“

„Gewiß nicht! Gewiß nicht!“ versicherte der Herzog.

„Die Menschen haben für genossenes Gute ein kurzes Gedächtniß . . . doch sprechen wir nicht davon. Ihre Soldaten haben mich aufgegriffen, Excellenz; kann eine Französin unter Landsleuten nicht unbehelligt ihres Weges ziehen?“

„Die Frau eines Soldaten sollte sich darüber nicht beklagen. Die Verhältnisse gebieten Vorsicht.“

„Ich kenne sie und bitte um einen Geleitschein, Monsieur, damit ich ungehindert meine Straße wandere.“

„Darf ich fragen, welches Ziel Ihre Reise verfolgt, Madame?“

„Ich suche Bartial's Sohn, meinen Sohn.“

„Sie haben einen Sohn, der in diesen abscheulichen Bergen leben mag?“

„In diesen Bergen leben köstliche Menschen, Excellenz, und eine unverdorbene Männlichkeit . . . Ich bitte um den Geleitschein.“

Die Dame sagte das mit einer Festigkeit im Tone, als dürfte sie befehlen.

Lefebre sah sie mit eigenthümlichen Blicken an, er bewunderte sie, ihren Anstand, ihre Schönheit. Denn schön war Adrienne de Launay trotz ihrer 36 Jahre. Noch glühte ihr dunkles Auge im vollen Jugendglanze, aber es war manchmal ein seltsamer, unheimlich anmuthender Schimmer, der in der Tiefe dieser schwarzen Sterne aufblitzte. Ihr edelgeformtes Antlitz war blaß, die Blässe ließ ihr gut, der Mund war klein und zart, nur dann und wann warf die Oberlippe sich höhnisch empor, oder die beiden seibeweichen Lippen kniffen sich in eine feste, starre Linie zusammen. Gegenwärtig war nichts von diesen Seltsamkeiten zu sehen, und der Marschall fühlte großes Interesse für diese Frau.

„Madame,“ sagte er, „Sie sind mir seit Bartial's Tode zwei Mal unter seltenen Umständen erschienen. Das erste Mal war's in Paris. Frankreich seufzte unter dem Regimente Robespierre's, und die Guillotine hatte ihre blutigsten Tage gehabt. Fast schien es jetzt, als wäre kein Legitimistenhaupt mehr übrig für das gefräßige Ungeheuer. Ein paar Tage war das Geschäft schlecht gegangen, und der Abschaum des Volkes, der oben auf den Wellen der Revolution schwamm, fürchtete schon für sein größtes Plaisir. Endlich am dritten Tage zerrten sie noch einen kleinen Grafen auf's Gerüste, trotzdem das Männlein ein eifriger Republikaner und Clubist zu sein vorgab. Der kleine Graf sah allerdings nicht recht heldenmähig dem Tode in's Auge, und er brach zusammen, als eine weibliche Stimme ihm zurief: Bartial! Denk an Bartial, Memme! Er mußte die Rufende erkennen; gab es doch eine Zeit, da ein Wort aus ihrem Munde zu den Seligkeiten des armen, kleinen Dervilles gehörte. Auch ich erkannte die Stimme, es war —“

„Die Witwe Bartial's,“ sagte Adrienne mit eifriger Kälte.

„Und Sie waren es, Madame, die den armen Deraillès denuncirte.“

„Denuncirt! Wie beliebt? Ich habe einen Mörder der verdienten Strafe überliefert.“

„Das zweite Mal traf ich Sie auf meinem Marsche gen Danzig, Ihr hattet Euch meinem Zuge angeschlossen, Sie und Remy, Madame. Eines Tages sandte ich einen meiner Ordonnausoffiziere mit wichtigen Depeschen an den Kaiser. Gleichzeitig mit Camille verließen auch Sie das Lager, und, so wie er, kehrten auch Sie nicht wieder, doch ja, Camille konnte nicht wiederkehren, denn draußen auf freiem, ödem Felde lag sein blutiger Leichnam. Sie treffe ich hier, Madame, Sie wissen gewiß Aufschluß über den Todesfall . . .“

„Er blieb im ehrlichen Zweikampfe, Excellenz. Remy hat ihn getödtet.“

„War auch dieser unter den Mördern Ihres Gatten?“

„Er war dabei.“

„Camille? Nicht möglich!“

„Ich scheue nichts so sehr als die Lüge.“

Der Herzog stand auf und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Endlich blieb er stehen, seine grauen Augen böhreten sich tief in Adrienne's marmorstarre Gesichtszüge ein.

„Es ist ein gräßlich Handwerk, Madame, Menschen bis zum Tode gehässig zu verfolgen.“

„Das sage ich mir selbst jeden Tag, Francois Lesebre; übrigens sind, die ich verfolge, gemeine Verbrecher, die der irdischen Gerechtigkeit nicht entgehen dürfen. Sie aber bedrohen mit Tod und Verderben Unschuldige, deren Fehler darin besteht, daß sie nichts von der fremden Herrschaft wissen wollen.“

Der Marschall hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt, er schien die letzten Worte überhört zu haben. Nachdem er einige Zeilen flüchtig auf einen Streifen Papier geworfen, erhob er sich.

„Hier, Madame, haben Sie den Paß; es ist gefährlich, Ihr Feind zu sein. Nur Eines sagen Sie mir noch: Lebt noch Einer von den Mördern Ihres Gatten? Ich erinnere mich, als Sie einstmals dem General Buonaparte die Geschichte jener Mordnacht erzählten, von drei Männern gehört zu haben, die dabei thätig gewesen sein sollten?“

„Diese Frage kann ich nicht mit Bestimmtheit beantworten, Excellenz; doch werde ich Gott danken, wenn er mir das Rächeramt erleichtert und den dritten von mir ferne hält.“

Ein Wink des Herzogs, Adrienne Wittwe Barial schritt der Thüre zu. Aber sie blieb auf halbem Wege stehen, draußen erscholl Waffenlärm, hastig nahte man, ein Officier trat in's Cabinet des Herzogs.

„Herzogliche Excellenz, unser Streifcorps ist zurückgekehrt; wenige Stunden von hier schwärmen bewaffnete Bauern in den nahen Wäldern. Sie schossen unversehens auf die Unseren. Lieutenant Dibier, der Commandant der Patrouille, ist todt.“

Zornig stampfte der Feldherr auf den Boden:

„Koyler soll augenblicklich mit der Avantgarde aufbrechen!“

„Halten zu Gnaden,“ sagte der Officier stehen bleibend, „in unsere Hände fiel ein bewaffneter Bauernjunge, derselbe ritt sorglos seinen Klepper auf offener Heerstraße und, morthen, er schien ganz überrascht, als unsere Soldaten ihn umringten, ihm sein Gewehr und eine Depesche abnahmen.“

„Eine Depesche? Wo ist die Depesche?“

Da trat General Koyler ein, in der Hand ein Stück Papier, zornroth und mit den Armen fuchtelnd.

„Excellenz,“ rief er, „lassen Sie den Kerl baumeln; es müssen Exempel statuirt werden. Diese Kitzlungen unterstehen sich uns Widerstand zu leisten. Können Sie es glauben, Excellenz, wir haben es mit einem wohlorganisirten Aufstand zu thun? Exempel! Exempel!“

Lesebre langte gleichzeitig nach dem Papier, das General Koyler in einem fort in der Luft herumkreisen ließ. Während er las, tippte der General dem Ordonnanz-officier auf die Schulter.

„Capitän Mellak, führen Sie doch den Burschen herauf.“ Der Officier verschwand durch die Thüre, die er leise hinter sich in die Klinke zog.

Adrienne, die gleich anfangs in die Fensterbänke getreten und von den Vorhängen verdeckt war, hatte Alles mit angesehen und jedes Wort gehört. Aber mit ihrer Ruhe war es aus.

Schon der Eintritt des Officiers hatte sie aufgeregt; als sie dann seine Stimme hörte, griff sie unwillkürlich an das Herz, das ungestüm pochte und hämmerte.

„Mellat? Capitän Mellat? o er ist's, ich sehe seine Züge, seine rothen Haare. Er ist's! Er ist's! Sei stark mein Herz! Ich räche Dich Bartal, mein Schwur galt für Alle, Alle, auch den Dritten trifft mein Arm.“

Eben legte der Marschall die aufgefangene Depesche, deren Lectüre ihm schwer genug geworden war, bei Seite, als der Träger derselben, ein kräftiger Bauernbursche, eingeführt wurde.

Fesebre betrachtete den Jüngling mit finstern Blicken; dieser hingegen sah mit ungemeiner Unbefangenheit zu dem Manne auf, in dessen Händen gegenwärtig sein Leben lag. „Goldener Kragen, goldene Treffen, goldene Sterne,“ dachte er, „es ist kein Zweifel, das ist der ‚Danziger‘. Nun . . . fürcht' mich doch nicht.“

„Wie heißt Du?“ fragte der Herzog barsch.

„Friedl, Herr.“

„Wer gab Dir den Brief zu bestellen?“

„Das war da draußen, Herr; ich ritt wie im Traume, wie ein Waisenbube, der Nachts von seiner Mutter geträumt und auszieht, um sie zu finden; da stand der Rothbart auf der Straße, der —“

„Der Rothbart, wer ist das?“

„Ihr werdet ihn noch kennen lernen,“ wollte Friedl zur Antwort geben, aber Royer kam ihm zuvor:

„Pater Haspinger, Excellenz.“

„Man hat mir, glaube ich, einmal von einem verrückten Mönch erzählt,“ sagte der Herzog mit wegwerfendem Tone. „Also der übergab Dir den Brief?“

„So ist's. Des Kreuzwirths Christl könnte zu spät beim Sandwirth eintreffen, meinte er, oder es könnte ihm auch sonst etwas Menschliches passiren. Aber mein Eid! Der Pater kennt den Christl nicht, der ist längst an Ort und Stelle.“

„Was? Trug unseren Patrouillen?“

Ein mitleidiger Blick traf den Marschall, der diesen Ausruf gethan.

„Eure Patrouille hätte mich ihr Lebtag nicht gekriegt, Herr, wenn —“

„Wenn was?“

„Wenn ich nicht ein Waisenbube wäre, Herr, wenn mich's nicht gebrängt hätte nach einer verwandten Seele, nach Jemandem, den ich auch lieben dürfte, der mich wieder liebte.“

„Der Kerl wird sentimental!“ lachte Capitän Mellat, während Adrienne von Launay hinter dem Vorhange fast hörbar athmete und unwillkürlich in die Luft griff, als hätte sie ein Unsichtbares festzuhalten.

Mit einiger Theilnahme sah der Marschall zu dem Jüngling nieder, nur Royer fuhr ungeduldig auf:

„Weißt Du nicht, verdammt'r Bauer, daß es verboten ist, Waffen zu tragen?“

„Wer kann das verbieten? Der Kaiser Franz hat keinen Montgelas.“

„Der Kaiser Franz hat in Tirol nichts mehr zu befehlen, Bauer!“

„Wenn ich ein Bauer wäre!“ rief Friedl naiv.

„Vorläufig befehlt der Herr Herzog von Danzig, Marschall von Frankreich —“

„Aber nicht von Tirol. Der Danziger möcht' uns also die Stutzen nehmen?“

„Zum Teufel, ja!“ schrie der General überlaut. „Und wer demnach damit getroffen wird, wie Du eben, der hat das Leben verwirkt. Verstehst Du das?“

„Nicht ganz. Wir sind freie Leute; der Kaiser hat uns ausgegeben, einen andern Herrn kennen wir nicht, und es hat folglich auch Niemand über unsere Freiheit, über unser Leben zu verfügen.“

„Rebellen seid Ihr, die man an die Bäume knüpfen soll, Einen nach dem Andern.“

Der General gerieth immer mehr in Hitze, und es war gut, daß der Marschall anwesend war; denn die Aufreizung Royers war ungeheuer, sie hatte bis zur offenen Gewaltthätigkeit nur einen Schritt.

Der Marschall beruhigte ihn.

„Ereifern Sie sich nicht, General,“ sagte er, „diese Leute wissen noch nichts von der Macht der französischen Waffen, sie hatten es ja nur mit Deroz zu thun und seinen Bayern. Wohlan, General, geben Sie die erste Lection, Sie kennen Ihre Instruction und somit Gott befohlen; morgen essen wir zusammen an der Prälatentafel in Brixen.“

Als aber der General noch immer zögerte, und seine Bohnblicke den gefangenen Friedl zu durchbohren schienen, setzte der Marschall kurz und bestimmt hinzu:

„Der Bursche gehört Ihnen, General, Sie können mit ihm anfangen, was Sie wollen, vorher will ich aber versuchen einen Grenadier aus ihm zu machen. Adieu, meine Herren!“ —

Die Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten frohe Klänge, aber stumm zogen die Soldaten in endlosen Colonnen dahin. Oben am Fenster stand der Marschall. Er grüßte hinab, doch keiner dieser Deutschen, seiner eigentlichen Landsleute grüßte herauf, nur Royer schwang grimmig den Säbel, als wollte er sagen: Frankreich wird sich eine Straße hauen durch die Welt. . .

Die Nagelwirthin fand mittlerweile Zeit zu einem kleinen Disputate. Sie hörte ober sich, im Zimmer der französischen Dame, leichte Fußtritte, sie mußte die Dame sprechen, welche nun wieder — wer hätte gedacht, daß es so bald sein würde — unter ihrem Dache wohnte. Wichtiges hatte sie zu sagen, sie hatte Alles. . . Alles erfahren.

Von Kemy wußte sie, was Karei der Moosbube hartnäckig tobttschweigen wollte: Sie wären in Brixen gewesen, die Dame hätte im Garten lange gebetet, dann aber wären sie aufgebrochen, um über den Zaun zu steigen, als sie eine französische Streifpatrouille anhielt und trotz allen Bitten und Drohungen nicht wieder gehen ließ. Von dem Einfangen eines Abjutanten des Sandwirths hatte ihr ein französischer Reiter erzählt, der die Gefangennehmung mit angesehen haben wollte und viele Details in echt gascongnischer Ausschmückung wußte. Begreiflich machte diese Kunde auf die gute Wirthin nicht wenig Eindruck; waren ja jene jungen Männer, die Abjutantendienste bei Hofer leisteten, schon mehrmals ihre Gäste gewesen. Und ihre Gäste, ach für diese fühlte sie fast mütterlich! Da fragte sie sich denn, welcher von den Theuren es sein könnte: Ist es der Schwer oder der Dönninger? Eisenstecken? oder gar . . . Friedl, der „wisse“ Jägersbue? Unmöglich! Der kann es nicht sein. . . der läßt sich nimmer fangen!

Aber, wenn doch? . .

Unruhig war die gute Wirthin hin- und hergetrippelt, die Ungewißheit peinigte sie, und die Sprüche, deren sie für alle Fälle des Lebens gesammelt und stets im Munde hatte, fanden heute häufige Verwendung. „Die seligste Jungfrau von Marthey wird Alles zum Besten wenden,“ seufzte sie einmal in ihrer Angst; dann wieder „Mein Heiland, was ist's für ein Kreuz in der Welt!“ Dann wurde sie wieder resoluter und calculirte: „Ei! ei! habe schon bemerkt, daß sie's den Franzosen nicht zutrinken wollen, werden's ihnen machen wie den Bayern, ja ärger, denn das waren keine Windbeutel. Gott segn' den Ausgang, hierinnen sind sie . . .

Horch, da polterte es die Stiege herab.

„Gott sei's gedankt, jetzt werde ich endlich selbst sehen. Der Friedl kann's nicht sein. . . ich glaub's nicht, bis . . . Heilige Dreifaltigkeit, er ist's doch!“

Wer den Schmerz fassen könnte, den die Nagelwirthin empfand, als sie zugeben mußte, daß ihre Voraussetzungen falsch waren!

„Heiland der Welt, was hast du gemacht!“ jammerte sie, die Treppe hinaufklimmend. „Der hübsche Bursch, der brave Bursch, sie werden ihn massacriren, sie werden ihn einsperren, erschießen, Jesus, Jesus!“

Ihr Herz war ganz voll, sie mußte ihr Leid ausschütten, und vielleicht könnte die französische Dame ein Unglück verhüten, wenn sie erfährte, der Gefangene sei der Sohn desselben Haidejägers, den zu besuchen sie gar von Paris herkam. Wieder dämmerte ein Hoffnungsschein, und sie athmete leichter auf, als sie die Hand an die Thürklinke legte. Da hörte sie, daß innen gesprochen wurde, Kemy war bei seiner Herrin. Da die Conversation in deutscher Sprache geführt wurde, blieb die Wirthin stehen; sie mußte doch wissen, ob die beiden Fremden von dem Ereignisse schon unterrichtet waren, das sie selbst so mächtig aufregte. Sie legte das Ohr an die Thüre. Adrienne sprach: „O, daß Du ihn gesehen hättest, Kemy! Ganz so stand Bartal vor den Feinden seines Herrn und Königs, vor den eigenen Feinden; so bligte sein Auge, so klang seine Rede und keine Falte der Furcht verunzierte die männlich schöne Stirne. O wolle Gott, daß ich mich nicht täusche. Mein Sohn! mein Sohn!“

Dann polterte der Fuß Kemy's:

„Er ist es! haben wir nicht die Aussagen des Kretins, der den Jüngling kennen muß, da er, wie Madame selbst sah, vom Baume in Ihrem Garten zu Brigen die Gespräche der Bauernführer belauschte. Er ist es, denn was sonst hätte ihn mit unwidderstehlicher Gewalt uns nachgezogen, wenn es nicht jener dunkle Trieb that, den man die Stimme des Blutes nennt. Und dann, diese Aehnlichkeit!“ —

Hier entstand eine Pause. Endlich hörte sie die fremde Dame tief aufseufzen:

„Ach! wenn ich meinen Sinnen doch trauen dürfte! Wenn meine Gefühle wahr wären! aber mein Schwur, mein Schwur auf die Leiche des gemordeten Gatten, Kemy! Ahtzehn volle Jahre lang trieb er mich herum, der Rachegeanke, der Durst nach dem Leben der feigen Mörder ließ mich wie eine Hündin die Blutspur, die Bahn dieser Elenden verfolgen. Ist's nicht genug? Muß der Schwur nun selbst zum Fluche werden? Er hat meine Gefühle ertödtet, meine Gedanken verpestet und mein Gebet, ach bete ich denn anderes als: ‚Gib sie in meine Arme, Herr, daß ich sie erwürge!‘ Einzig das Mutterherz konnte nicht weiken in diesen dürren Jahren, das Mutterherz hat die Liebe frisch und kräftig bewahrt, wozu? Grausames Geschick! daß sie beim Anblicke des Sohnes in stummem Ringen sich zu Tode quäle, denn, Du weißt es Kemy, was ich in jener schrecklichen Nacht gelobt: Ich will den Sohn nicht eher umarmen, als bis der Gatte am letzten seiner Mörder gerächt ist.“

„So werde ich ohne Weiteres diesen Mordak fordern.“

„Du wärest ihm nicht gewachsen, Kemy, die letzte lange Krankheit hat an Deinen Kräften gezehrt, dann ist Dir der Capitän auch in der Fektkunst ebenbürtig. Ich verbiete Dir, mit ihm anzubinden!“

„Dernach weiß ich nicht —“

„Lasse das meine Sorge sein. Ist nicht Krieg? Suchten nicht die Geschosse dieser Tiroler stets die goldgestickten Uniformen? Ich werde auf meinen Mann die beste Büchse lenken.“ —

Der horchenden Wirthin ging es kalt über den Rücken: „Das Weib hat kein Herz!“ murmelte sie im Hinabsteigen.

Sie blieb den ganzen Tag über recht nachdenklich, und die Ehehalten wunderten sich über die ungewohnte Schweigsamkeit der Hausfrau, die heute nichts zu sagen mußte als zuweilen unter tiefen Seufzern: „'s ist halt ein Kreuz auf der Welt!“

Aus unserm Album.

Der Hexenmeister.

Von

Adolph Pichler.

Noch liegt im Hochgebirge, welches mir
Aus dem Getrümmern, das der Frost zer-
sprengt,

Die seltenen Versteinerungen liefert,
Der tiefe Schnee, wenn unten schon der
Frühling

Durch weiche Thäler wandelt, wo die Kresse
Und das Berggüßmeinnicht den frischen Quell
Bunt wechselnd schmückt. Da schleich' ich
gern hinaus,

Den Stock zur Hand, die Büchse festgeschnaht
Am Ledergurt, doch birgt sie Hammer nicht
Noch Meißel, nein! ein leichtes Blickelein nur:
Uralter Dichter schweres goldnes Wort!

Dann such' ich manches traute Plätzlein auf,
Entdeckt durch Zufall, durch Erinnerung
Mir werth an schöne Stunden, wo ich selbst
Ein Lied gestammelt, wo vom steilen Focke
Mich die Lawine donnernd aufgeschreckt,
Wenn ich mit Zeus am Ida saß, wenn ich
Mit dir von Cynthia schwärmte, o Properz!

* * *

So traf ich auch, verirrt im Wald einmal
Den Pfad, wenn du noch Pfad es nennen
magst,

Wo selten nur die Schafe treibt ein Hirt,
Noch seltener ein altes Mütterchen
Im Schlag Erdbeeren pflückt, braunroth
und voll

Gleich ihrer Enkel Wange. Hin zum Schloß
Führt er, das finster durch die Föhren lugt
Und, wenn auch nicht an Helden stahlgerüstet,
An Sankt Romed in brauner Kutte mahnt,
Der auf dem Bären ritt von Thaur *) nach
Rom,

Vielleicht dem Bären, welchen Priester schlau

Dem Volke nachher auf den Rücken banden,
Und den es noch zur Ehre Gottes trägt.

Der Pfad verkriecht sich in die Schlucht,
es gähnt

Das Eisgewölß zur linken, das der Bach
Im Juli noch mit weißem Gischt bespritzt.
Du müßst am Steingeröll dich rechts empor,
Und aus der Wildniß lächelt freundlicher
Ein kleines Feld, von Dorngestrüpp umhegt,
Ein Gärtchen auch. Am sanft geneigten
Hang,

Den junger Anflug deckt mit Buchenlaub,
Gebeißt das zarte Kraut, mit welchem
Bacchus

Im deutschen Nebengau den Becher wärzt,
Doch in der Mitte breitet ein Geviert
Schwarz und verbrannt um einen Stein-
bloß sich:

Das gelbe Seilmoos wächst auf Kohlschutt,
Der rothe Quendel und das blaue Glöckchen.

Des Greises denk' ich, welcher hier ge-
wohnt,

Verabscheut und geflohen von dem Volke,
Weil er nicht mit dem Volke ging und sich
Die Einsamkeit erkor. Man sah, wie Hexen
Den Reigen schlangen um sein niedres Dach,
Und nicht natürlich war des Sturmes
Wimmern,

Das Nachts durch die gequälten Tannen
zog.

Er wußte mehr, als sonst die Menschen
wissen;

Nur Kinder schauten ruhig in sein Auge,
Das in den Sternen las; mit sichrem Finger
Wies er dem Hagel und dem Blitz die Bahn,

*) Auf dem Schlosse Thaur wohnte der heilige Romedius. Bei der Pilgerfahrt nach Rom
zerriß ihm ein Bär das Pferd, er zwang diesen zu kommen und ritt auf ihm weiter. So stellen ihn
Bilder nach der Legende vor.

Und klang die Wetterglocke, hob der Pfarrer
Stets gegen seine Höhle die Monstranz.

Wie er gelebt, so starb er einsam auch,
Liegt einsam in des Friedhofs fernstem
Winkel;

Das schlechte Kreuz, ihm auf das Grab
gesetzt,

Verschwand bei Nacht, und Niemand weiß
wohin.

Bald tobten wilde Geister in der Hütte,
Sie duldeten kein menschlich Wesen dort:

Als einst ein Jäger Unterstand gesucht,
Wie frachten alle Fugen, daß er scheu
In's Freie sprang, verfolgt von Spott-
gelächter!

Des Abends sah man blaue Flämmlein
zucken

Um das Gebälk empor hoch an den Firn,
Bis sich der Pfarrer gürtete zum Werk:
Bewehrt mit Stola und mit Weihbrun-
teffel

Stieg er hinauf; nachdem er lang gesucht,
Ob keine Spalte Sündengeld verberge

Zu Messen noch für seine arme Seele,
Verging der morsche Bau in Flammengluth.

Die Hexen sind ja christlich und der
Teufel,

Zwar nicht getauft, gilt sicher auch dafür:
So durst' ich wol in den verruchten Kreis

Als Heide ruhig treten, mit dem Alten,
Der weiser als ein Confistorium

Zu sprechen wußte, plaudern mancherlei,
Nicht bangend vor katholischen Gespenstern.

Nie spürt' ich was von höllischem Gestank,
Wenn er mir schöne Alpenblumen bot,

Gar manche herrliche Versteinering,
Die er gesammelt, flog nicht aus dem

Schrank

Wie Hekethaler, andrer Teufelspud.

Er forderte die Unterschrift auch nie
Mit rothem Blut auf weißem Lein von mir.

Zufrieden stets und dankbar nahm er an
Im Bleiverschuß den braunen Scaglia,*)

Von dem ihn eine Brise oft erquickte,
Ein Päckchen Chokolade, was ich sonst

Ihm mitgebracht zum Lohn. Ich denke
drum

Mit Nührung an den alten Hexenmeister,
Denn gute Geister nur betrogen mich
In seiner Nähe um so manches Stündchen.

* * *

Der Frühling, wie es manchmal ge-
schieht,

Vergaß auf unsre Alpen ganz, daß ihr
Ergoß der Sommer plötzlich seine Gluth,
Durch alle Runen**) wälzte schäumend sich
Der Schnee geschmolzen von dem Hoch-
gebirg.

Vielleicht, daß er gar manches aufgestappelt
Für mich im Tobel dort, es hielt vielleicht

Mein Alter lese schon; ich schlich hinauf
Den Stod zur Hand, die Büchse festgeschnallt

Am Ledergurt, doch barg sie dieses Mal
Ein Stilk Gefelchtes, eine Flasche Wein

Zum schlichten Abendbrot, für beide but
Er friisches Maisbrod stets in seiner Hütte.

Steil ging's empor, auf meinen Scheitel
brannte

Die Sonne heiß; sie hatte weiter noch
Zur Martinswand, als ich zu meinem Ziel:

So konnt' ich eine kurze Rast ganz wol
Mir gönnen zwischen Haselbusch und Erlen.

Das Licht wob zitternd von den Fluren sich
Zum Waldessaum; betäubend duftete

Der Elfe***) Luft in das Arom der Tannen.
Sein Solo sang mit heller Stimme dort

Der Emmerling, es strich der Grillen Chor
Die Geige grell und schrill, Maikäfer

brumnten
Dazu den Baß, und ein Apollosalter

Flog leicht im Tanz vom Klee zum Aglai
hin

Und her zum Klee. Ich sah ihn, sah ihn
nicht —

Zwei waren's — nein! — auch das Concert
verstummte —

Wie lange — weiß ich nicht! Endlich be-
gann

Der Baß auf's neue, zwar von weitem nur,

*) „Scaglia“, ein beliebter Schnupftabak.

**) „Runen“ nennt man schmale und tiefe Einrisse, durch welche das Schneewasser ab-
fließt. Sie münden häufig in „Tobel“, Einsenkungen, die von Schutt erfüllt sind.

*** „Elfe“. So nennt das Volk die Traubentirsche (*Prunus padus*).

Dann näher, näher, immer dröhnender —
Ein lauter Schlag! erschrocken fuhr ich auf,
Dort von den Felsen höhnte schwer und
dumpf

Den Schläfer im Gebüsch des Donners Echo.
Fast war es Nacht, tief senkte sich in's Kar*)
Ein schwarz Gewölk, durchflammt vom hellen
Blitz

Sah ich des Hagels Streifen näher zieh'n.
Der Sturm fuhr eifig kalt mir in's Gesicht;
Nach Hause war's für heut zu spät, ich
faßte

Stoß, Büchse rasch, bald spornten zum
Galopp

Mich schwere Schloßen, bis des Hegen-
meisters

Verheimte Hütte feuchend ich erreicht.

Er stand davor und hielt die flache Hand,
Als er mich stolpern hörte, über's Auge,
Ein Lächeln spielte durch den Zottelbart,
Nachdem er mich erkannt. „Ei, kommt ihr
endlich,

Hat Euch mein Blitz den Weg hieher ge-
zeigt?

Noch schlimmes droht! Sie brauen uns
wol gar

Im Kessel droben einen Wolkenbruch.

Laßt sie nur brau'n: Die Hütte segt kein
Sturm

Uns weg vom Grund, und keine Fluth ver-
schwemmt sie!“

Er schritt voran, ich folgte; aus dem
Dunkel

Des Hintergrundes funkelten zwei Augen:
„Mein Katerchen, hast du dich auch ge-
flüchtet?“

Rief er hinein, als Antwort ein Miau,
Wie eines Bettlers Lied um Brot und Lager.
„Nun wird's erst schlimm!“ begann er und
schlug Feuer,

„Necht schlimm, wenn auch das Thier die
Höhle sucht.“

Ein Blitz, ein Donner und schräg über's
Dach

Des Hagels wild Geprassel gab ihm Recht.

Schon flammt' ein Spahn; ich trat zum
Herde staunend:

Ein ungeheurer Block aus Gletscherzeit!
„Nicht wahr? den rückt mir niemand weg!“
rief er,

„Ich hab' ihn aber auch nicht hergesetzt.
Noh lag er da im grünen Farrentraut
Und trug den Filz von Moos und bunter
Flechte.

Ich schlug ihn flach und meiselte die Grube
Für Gluth und Asche, schrämmte sorglich
dann

Die Kanten ab, so daß der Herd noch früher
Vollendet stand, als ich das Haus erbaute.“

Er schob den Spahn in einen Eisenring
Und zündete den zweiten an, dann ging

Er in den Gaden, wo die Ziegenmilch —
Auf Schüssel Schüssel ihm gestapelt war,

Manch friischer Käseleib und die gelbe Butter,
Im Kästchen nebenan das weiße Salz

Und in dem Säcklein braunes Roggenmehl.
Ich saß auf einer Bank, — ein rauhes Brett

Auf Pfählen in den Boden eingerammt;
Den irdnen Teller hob ich von dem Schranke

Zur Seite links und legte drauf Gefelchtes,
Daß schnobernd froh der Kater es begrüßte,

Daneben stellte ich die große Flasche,
Im Bleiverschluß den braunen Scaglia.

„Ich koch' Nocken**“) uns“, rief er heraus,
„Daß Euch das Schmalz vom Wunde

triefen soll,
Mit frischer Waismilch wollen wir sie dann

Hinunterschwenken, drauf von Schnaps
ein Tupper***) —

Ist's Euch genug?“ — „Laß ungekocht die
Nocken,“

Gab ich zurück, „was hast du denn zum
Samstag

Kein friisches Maisbrot?“ — „Habt ihr's
nicht gerochen —

Und ist doch Eure Nase sonst so fein! —
Zu Häupten auf dem Brett?“ — Er trat

heraus.
„Ja, ja!“ begann er schnunzelnd; „keine
Nocken,

*) „Kar.“ Das Wort kommt häufig auch auf Karten vor und bezeichnet ein kleines von
schroffen Felsen eingeschlossenes Hochthal. Z. B. „Kühkar, Gamskar.“ Als Verkleinerung „Karli“.

**) „Nocken.“ Der in Schmalz geröstete Mehlsbrei der Aelpler.

***) „Tupper.“ Ein kleines feldförmiges Gläschen.

Wo Fleisch und Wein im Ueberflusse winkt.
Ihr seid der rechte Gast, ihr laßt Euch
laden,

Das Essen bringt ihr mit — dem Wirth
und Euch!“

Ich drehte an dem Reif den Eisenhasen,
Bis mitten in die Gluth er niederhing,
Und warf dann Fleisch hinein, daß brodelnd
rings

Es überquoll vom Sud. Indeß trug er
Vom Stalle her gehackte Fichtenzweige
Und warf sie auf den Boden, trocknes Laub
In einer Blache*) dann, ein Leintuch drüber,
Und fertig war das Bett; mein grauer Plaid
Der mochte mir auch hier zur Decke dienen.

Ich drehte an dem Reif den Eisenhasen,
Daß nicht mehr in die Gluth er niederhing
Und holte mit der zweigezinkten Gabel
Das Fleisch heraus. Wir setzten uns zum
Mahl,

Das Angewitter machte die Musik
So toll und wild, als wäre Hegeſabbath.
Nachdem wir uns gesättigt und der Kater,
Der auf das Maufen heute ganz vergaß,
Ließ funkeln ich den Rothen von Meran**)
In weiter Flasche, schenkte voll die Gläser
Und brauchte nicht den Alten lang zu laden.
Wir redeten gar mancherlei, denn weiser
War er viel als ein Consistorium,
Daß nie dem Worte kluger Sinn gebrach.
Der Aufruhr tobte draußen toll und toller
Als wollt' in Spott der Hütte Ruhm er
wenden:

Sie stehe sicher! Krachend stieß er plöglich
Das Fenster auf und wirbelte die Funken
Am Boden hin. — Er schloß mit raschem
Griff,

Ich trat die Flämmchen aus; wir setzten
uns,

Und wieder ließ ich den Meraner funkeln,
Daß voll die Gläser ein zum Trunke luden.
„Wie könnt ihr da,“ begann ich zu dem
Alten

„Aushalten Jahr für Jahr in wüster
Debe?“

Er sah mich an und deckte mit der Hand
Das blaue Auge, das ein leiser Schimmer
Von Trauer überflog. Nach einer Weile
Hob er die Stirne, hob empor das Glas
Durch welches wie Rubin die Lichter
zuckten.

„Der Wein erfreut das Herz, allein er löst
Die Zunge auch! wohl wahr!“ — Drauf
fuhr er fort:

„Ihr habt erkannt im ersten Augenblick
Das, was ich bin: ein armer, alter Mann,
Der viel gebuldet, aber nie habt ihr
Gequält mit Fragen mich. Trost ist das
Wort

Und Schwägen unbestrittenes Recht des
Alters.

So hört, wie ich geworden, was ich bin
Und auch, warum ich es geworden bin.

Auf einem kleinen Glütchen war mein
Vater

Sein eig'ner Knecht nicht weit vom Dorfe
Bolp.

Wenn er den ganzen Tag gebaut das
Glenb,

Dacht' er des Sohnes wol, nicht sollte
dieser

Den Schweiß vergeuden einem Lastthier
gleich.

Ich ging zur Schule. Unser Katechet
Pries meinen offenen Kopf, wol könnt' es mir
Gelingen, wie es ihm gelungen schon.
Das Ehrenkleid Sanct Benedikts zu tragen,
Latein sei bald gelernt. — Das Ehrenkleid!
Ich wollt' es nicht! Es mag den runden
Bauch

An des Prälaten Tisch verhüllen würdig,
Wer kann damit empor die Schrosen klettern,
Wie's meine Leidenschaft? — Wer sollte
rathen da?

Nicht ungern las ich Bücher, ich entschloß
Zum Stand des Lehrers mich, ward
approbirt

Und in ein Dorf des Unterlands versetzt.
Im Sommer wollt' ich auf die Alm mich
nicht

*) „Blache.“ Ein viereckiges Stück Leinwand, in welchem man Korn, Heu u. dgl. vom
Feld heimträgt.

**) „Rothen von Meran.“ Die Umgebung dieser Stadt, namentlich der Rüsselberg
ist berühmt durch ihre Weine.

Verdingen sei's als Senner oder Gaisbub',
Wie andre Lehrer zwang die bitter Noth.
Ich griff zum Stutzen, als ein Wilderer
Gewann ich leicht in Bayern, was ich
brauchte.

Noch mehr als das! Berufen ward mein
Name!

Weithin durch's Thal. Wie rechneten die
Bursche

Zur Ehre sich's, that ich Bescheid im Wirths-
haus,

Wie lächelten die Mädchen, wenn ich stolz
Erzählte, wie mit List ich und Gewalt

Die kühnen Förster Bayerns hielt vom Leib.
Nur eine — o wär' dieses Aug' erblindet,

Eh's noch an ihrem Blicke sich gesenkt! —
Ja, die gewann mir's ab! Doch mag ein
Thor

Um Dinge klagen, die gesch'eh'n schon längst.
So saß ich in der Schenke zu Jakobi,

Den Wein vor mir, die Buben rings um
mich,

Sie gegenüber; eitel ließ ich klingen
Die Thaler in dem Gurt, die mir der Wirth

So eben für den Rehbock aufgezehrt
Aus Ludwigs Jagdrevier. *) Sie staunten
alle,

Als ich von meiner letzten Fahrt erzählte,
Nur einer schwieg und zog die Lippen schief

Um's Mundstück seiner Pfeife, bis er sie
Bei Seite warf. — „Ich thue nichts herab

Von dem, was du erzählst. Hast du dich auch
Gestellt dem Forstwart Adler?“ Ich ent-
gegne:

„Dem wach ich aus!“ — „Das glaub' ich
gerne dir!

Er heißt der Adler, weil die Wilderer,
Die Geierlein er zähmt mit Adlerklauen.

Dafür verlieh der Herzog Max ihm auch
Den schweren Schlagring aus massivem

Silber,
Vorn eingelassen ragt im Reif ein Stück

Von Stahl vierkantig, spitz und scharf wie
Gift.“

Ich schwieg; das Mädchen rührt' mich mit
dem Fuß,

Daß mir die Bluth durch alle Glieder schoß.
Sie flüsterte: „Das solltest du nicht leiden!“

Ich war kein Freund von Händeln in dem
Wirthshaus

Und blieb verstummt. Als wir nach Hause
gingen,

Fragt' ich sie leise, ob sie zu Kathrein
Nicht ewig meine Kathi heißen wolle?

Sie zog die Hand zurück: „Der Adler hat
Bereits ein Weib. Traun! sonst erför'
ich ihn.

So wähl' ich den, der mir des Adlers
Schlagring

Als Gabe bringt.“ — Ich rief, die Faust
geballt:

„Mein ist er schon, gibst du als Dran-
geld**) mir

Den ersten Kuß!“ — Sie neigte sich zu
mir —

Ein Alberer***) flog feurig durch die Luft, —
O wär' ich Mönch geworden, hätte niemals

Gefüßt den Kuß! — Doch klagen mag ein
Thor

Um solche Dinge, die gesch'eh'n schon längst!
Am nächsten Morgen schnitz' ich einen

Stutzen
Aus weichem Holz und malte Rohr und
Kolben,

Daß er von fern der ächten Waffe glich.
Noch Abends schlich ich mit dem Bild nach

Bayern,
Ich stellte an den Steig mich, wo der Adler
Vorüber zum Gamswechsel klettern mußte.

Und richtig kam er auch, blieb steh'n und
staunte,

Daß sich ein Wilderer hieher gewagt.
Ich that, als säh' und hör' ich nichts von ihm,

Obgleich die Steine unter seinem Tritt
Zum Abgrund flogen. Schußbereit den

Stutzen
Schrie plötzlich er: „Hab' ich dich endlich,
Lump?“

*) „Ludwigs Jagdrevier.“ Die bayerischen Könige haben an der Grenze von Tirol sehr wildreiche Forste.

**) „Drangelb.“ Beim Abschluß von Geschäften hinterlegt der verpflichtete Theil nicht selten eine Summe, um auf diese Weise um so fester gebunden zu sein.

***) „Alberer.“ So heißt der Welpen der feurigen Meteore, die er für böse Geister hält. Ihr Erscheinen ist kein gutes Zeichen. Vergl. darüber auch S. 186 dieses Bandes.

Schnell lehnte ich das Holzbild an die Wand

Und rief, die Hände faltend: „Schwert mich doch!

Dem Adler geb' ich wehrlos mich gefangen.“ —

Er lächelte, ich schlich, die Knie schlotternd,
Entgegen ihm und als ich vor ihm stand,
Und er den Strick mich festzubinden faßte,
Zog ich, wie eine Piper, die zum Biß
Sich plötzlich rüstet, meinen Leib zurück
Und stieß, eh' er's noch ahnte, mit dem Kopf

Ihn vor die Brust. Er taumelte zurück
Und rollte durch die Künste in den Tobel
Befinnungslos, ich sprang ihm jauchzend nach:

Mit meiner Rechten packte ich den Stutzen,
Mit meiner Linken riß ich schnell den Ring
Vom Finger ihm. An seinem Stutzen brach
Ich ab den Hahn und warf höhnlächelnd dann

Mein Holzschwert neben ihn, mocht' er sich rühmen,

Er hab' von Wilderern für seine Sammlung
Jetzt einen Stutzen mehr und meinen Namen

Am Laufe vorn sich eingraviren lassen!
So blieb er stöhnend liegen im Geröll,
Ich aber schwang mich aufwärts durch die Zundern *)

Befah den Schlagring aus massivem Silber:
Vorn eingelassen ragt im Keil ein Stilk
Von Stahl vierkantig, spitz und scharf wie Gift.

In Sicherheit geborgen schaut' ich zu,
Wie er gar langsam sich zusammenklaubte,
Den Kopf verband und eine Thräne schien's,
Sich wischte aus dem Bart. Ich schlich davon,

Sollt' ich den Armen necken noch durch Jauchzen?

Froh bracht' ich meiner Kathi seinen Ring;

Wer war mir gleich im schönen Unterland?
So hielten wir die Hochzeit zu Kathrein.

D hätt' ich nie gefreit! Doch mag ein Thor
Um Dinge klagen, die schon längst gescheh'n!“

Er senkte tief und deckte mit der Hand
Die blauen Augen, die ein leiser Schimmer
Von Trauer überflog, nach einer Weile
Hob er die Stirne wieder und fuhr fort:
„Nicht vor dem Altar, nach den Flitter-
wochen

Beginnt die Ehe, weil der Ernst beginnt.
Es heißt mir Recht ein großes Sakrament
Sie der Apostel, denn die Andren weih'n
Nur einen Menschen, aber zwei verbindet
Bis an das Grab dies eine, und die Zukunft

Der Menschheit selber ist daran geknüpft.
So schien es mir! — Doch seht die Hölz-
chen da:

Legt über eines ihr das andre quer,
Dann gibt's ein Kreuz; ein Kreuz auch in
der Ehe,

Stellt sich des ernststen Mannes Willen frech
Des leichteren Weibes Eigensinn entgegen.
Drum blühte auch kein Frieden zwischen uns,
Und dan' ich Gott, so dan' ich ihm dafür:
Daß uns'rem Bund er Kinder stets versagt.
Ich ließ den Becher, ließ das Kartenspiel,
Des Wildbrers Stutzen vor dem Altar dort,
Mit einem festen, reblichen Entschluß,
Als heil'ge Pflicht erschien das Lehramt mir,
Seit ich ein Weib gefreit und Kinder als
Des Himmels Segen hoffte. Sie nahm
Flitter

Und Tändelei und eitlen Klatsch mit sich
Vom Altar heim und weil ein Hänschen sie
Mir zugebracht mit einem Paar von Rülhen,
Hielt sie zu hoch sich für die stille Arbeit.
An Christus dacht' ich oft, sein Zammerbild,
Das mit dem Rohr, dem Purpurrock ge-
schmückt

Auf den Altären trägt den Dornenfranz!
Die Priester sagen, daß er jedes Leid,
Das je gefühlt ein Mensch, erlitten auch, —
Doch war er nie vermählt! — Die Dornen-
krone

Wol hätt' ich für das Band erkoren sie,
Das seine Stacheln fein und schneidig mir

*) „Zundern“ oder Legföhren. Die am Boden hinfriedende Föhrenart der Moore und Hochalpen.

Zu jeder Stunde in den Nacken trieb,
Das selbst im Traume mich nicht ruhen ließ,
Wenn mich der Schlaf nach langer Dual
umfing.

Mein Vater starb. Ich wäre barfuß
gern
Zurückgekehrt auf seine magre Scholle;
Das einst als Vorbild mir zu schlecht
erschien:
Ich pries sein Leben ach! voll Noth und
Jammer,
Den er kurzschichtig mir ersparen wollte.

Ist das Gemüth erstarrt, es schmilzt im
Schmerz
Wie Gletschereis! Nun sehnt' ich innig mich
Nach Herz und Seele eins zu sein mit ihr.
Die Antwort klang wie Hohn aus einer
Wildniß,
Wo üppig wucherte der Taumelolch
Der Eitelkeit, des Eigensinnes Distel.
Bleibt lebzig, Herr, bleibt lebzig! denn der
Einsatz
Ist viel zu groß für dieses Spiel. — Doch
sei's!
Erfahren muß ein jeder für sich selbst!
So gingen uns're Pfade immer weiter
Und weiter auseinander, nur mit Grauen
Konnt' ich der Zukunft denken und des
Endes.

Es sollte kommen schrecklich, furchtbarlich,
So wie der Blitz, der jetzt mit rother Gluth
Unwiderstehlich niederwarf die Tanne.
Auch dieser sang es nicht die frohe Amsel,
Die sich im Wipfel einst das Nest gebaut.
Hört ihr sie krachen, dumpf und schwer den
Sturz?"

Er trat zum Fenster, auf dem Vorsprung
dort
Erhob sie sich, die Gluth flog zischend hoch
Zum Nachtgewölk, bis sie der Regen löschte.
Nach einer Weile kehrt' er auf die Bank,
Und als er sich die Nässe aus dem Haar
Und von der Stirn getrocknet, fuhr er fort:
„Am Kirchtag war's, ich ging mit ihr in's
Wirthshaus,
Sie wollt' es ja, denn zu verführerisch

Erklang die Zither und des Tanges Lärm.
Das nahe Städtchen hatte Garnison,
So schob ein Schwarm von Offizieren sich
An unsern Tisch, sie blieben unbeachtet:
Ein Lieutenant galt ja nirgends viel bei uns!
Da war ein Bürschchen, eingekuppelt den
Zwicker,

Drängt' er sich vor, das spitze Näslein fest
Als wie der Schwanz des Bockes aufgedreht,
So daß ich was von Widerwillen spürte,
Eh er zu Rathi noch gerückt den Stuhl.
Er that, als wär' ihr Mann nicht da und
pries

Ihr schwarzes Auge bald, das schelmisch ihn
Zu locken schien, die dunklen Haare dann,
Bedauerte den Ring am Fingerlein
Und sprach, was eben nur ein Dube schwägt,
Der ungezogen aus der Schul' entlieft.
Ich schwieg. Ein Kamerad gab einen Wink,
Daß mir das Blut empor zur Wange schoß
Und flüsterte: „Wirf ihn zur Thür hin-
aus!“

Ich war kein Freund von Händeln in der
Kneipe
Und blieb verstummt bis der Kehrhaus er-
klang.

Nach Hause führte schweigend ich mein
Weib,
Hätt' auch die beste Predigt was genügt?
Der Sonntag kam. Sie traukelte das
Mäulchen
Und hieß allein mich in das Wirthshaus
geh'n.

Ich trank ein Seidel, schwägte mancherlei
Mit Kameraden, trank ein Seidel mehr,
Bis Abends durch die offene Thüre sich
Der Schwarm von Offizieren schob. Sie
schauten

Mich spöttisch an, sie flüsterten, der eine —
Ihr kennt ihn schon — der eine schlich
davon

Nicht unbemerkt von meinem Späherblick.
Ich warf der Kellnerin die Beche hin
Und ging ihm nach, der Argwohn trieb
mich vorwärts.

Im Mondschein stimmerte von weitem schon
Die Säbelscheide, beim Geräusch der Schritte
Sah er sich um und hörte auf zu trällern.
Streng hielt ich hinter ihm: er schnell, ich
schnell,

Er langsam, langsam ich. Mit einem Fluch
Kehrt' er sich um: „Was hast Du hier zu
suchen?“ —

„Für mich und dich ist ja gebaut die
Straße!“ —

„Du dugest Hund?“ — „Du fängst zu
duzen an.“

Rasch zog er blank, ich steckte an den Finger
Des Adlers Ring. — „Ich haue dich zu-
sammen!“

Hohnlachend gud' ich mir das Knäblein an.
Die Klinge faust, gewandt ein Seitensprung
Ein Schlag zugleich und lautlos stürzt er
hin.

Ich führte nicht mit voller Kraft den
Schwung

Und ließ daher ihn liegen, wo er lag,
Der Bader konnte morgen pflastern ihn,
Und er der Schramm als Duellant sich
rühmen.

Zu Hause traf ich wachend noch mein
Weib,

Den Tisch gedeckt und Wein und frisches
Fleisch,

Mich lud sie nicht, doch ließ ich's schmecken
mir,

Bis sie voll Mißmuth in die Kammer schlich.

Des Morgens blühtete die Sonntags-
kleider

Ich säuberlich, wie Stück für Stück der
Schragen

Sorgfältig aufgehängt von gestern trug.
Welt war der Strauß am Hut, ich pflückte
mir

Am Gartenzaun hinstreifend eine Nelke
Und steckte zu den Spielhahnsfedern sie.

Selbst ging ich zu Gericht, den kleinen
Handel

Nach meiner Meinung — dort genau zu
melden;

Doch in der Halle klang's wie Aufruhr fast.
Die Weiber flog'n, die Männer zischelten
Mit scheuem Blick: „Er ist's, der Mörder
ist's!“

Betroffen blieb ich steh'n, doch schnell gefaßt
Trat ich hinein. Es lag der Lieutenant
dort

Auf einer Bahre bleich, von Blut bespritzt,

Zerkloben vorn das Hirn. Ich schlug die
Hände

Entsetzt vor's Angesicht und rang nach Athem.

„Du bist unschuldig, hast du's auch gethan!
Das muß vor Gott, das muß vor Menschen
gelten!“

So bändigte den wilden Sturm in mir
Des Herzens Stimme. Oben stand der
Richter

Und maß mich ernst und finster mit den
Augen.

Ich selbst fing bebend zu erzählen an,
Es stieg mein Muth, bis männlich fest und
sicher

Ich endlich sprach vor dem gedrängten Kreis.
Schon hob sich aus der Menge dort und da

Bereits ein Ruf: „Ich trete für ihn ein!“ —
„Wahr ist es, was er sagt!“ — „Ich kenn'
ihn auch!“ —

„Er mußte wehren sich!“ — „Er mußte
wehren sich?“

Begann der Richter, „konnt' er fliehen
nicht?“

Die Zornesgluth schoß in die Wangen mir:
„Ich laufen, ich? Nie wich ich einem Gegner,
Und er zuerst, nicht ich begann den Streit.
Schmerzt' es mich auch, daß ihren Sohn
die Mutter

Durch mich verlor, konnt' ich denn anders
thun?“ —

Was half es mir, sprach alles auch für mich:
Der bloße Säbel, sein verruf'ner Stolz,

Der Platz fogar, auf dem ich ihn erschlug, —
Ich ward verurtheilt, ja verurtheilt Herr,

Und im Recurs bestätigt die zehn Jahre.
Als mir's der Richter feierlich verkündet,

Da lacht' ich grimmig auf ob diesem Spruch,
Die Sage fiel mir ein vom Untersberg,

Was die verstorb'ne Mutter mir erzählt
Vom deutschen Kaiser, der erscheinen soll,

Um prangend in der alten Herrlichkeit
Zu richten mit dem Schwert Karls des

Großen

Auf Erden all' die Ungerechtigkeit,
Die, wie die Stundfluth, berghoch sich ge-
thürmt.

Zust damals fiel mir diese Sage ein,
Ich weiß nicht wie; vielleicht erlebt ihr
noch

Das deutsche Reich und die Gerechtigkeit,

Denn auf der Welt kann's so nicht länger
bleiben.

Für mich ist's längst zu spät, zu spät!" Er
starre

Trüb in das Feuer, das in sich verglomm,
Warf sein gehacktes Reisig hin und Scheite,
Bis wieder hell dem Glost entstieg die
Flamme.

"Es war ein Morgen düster nebelgrau,"
So fuhr er fort, "als sich des Kerkers Thor
Für mich erschloß, nicht um mich frei zu
geben:

Ein Karren stand bereit, der in das Zucht-
haus

Mich schleppen sollte; Hand an Hand ge-
fesselt,

Die schweren Ketten an dem Fuß, troch ich
In den Verschlag, zur Seite der Gensdarm.
Zehn Jahre! bald gesagt ist's, aber Tod
Und Leben gilt's für den, der dulden muß.
Scharf lugt' ich durch die Dämmerung,
mein Weib,

Das keinen trock'nen Bissen mir gesendet,
Wie Fremden selbst Barmherzigkeit ihn beut,
Durch's Gitter des Gefängnisses, mein
Weib,

Für das ich litt, das sollte doch die Hand
Mir bieten noch — vielleicht zum letzten
Mal!

Der Platz blieb leer, kalt wie der Morgen-
wind

Schnitt nun Enttäuschung durch die Seele
mir.

Die Peitsche knallte. Aschermittwoch Abends
Traf ich im Zuchthaus ein; nicht hofft'
ich noch

Es zu verlassen je gebeugt von Scham
Und tiefstem Seelenleid. — Die Zeit gibt
Fassung,

Und mit der Fassung knospen neue Pläne,
Und mit den Plänen reißt die Zuversicht!
So schrieb ich meinem Weibe: „Bin ich
frei,

Dann laß uns wandern nach Amerika,
Dort gründen wir die neue Heimat uns,
Denn harre muthig aus in Ernst und
Treue!"

Kein Vorwurf klang hinein, doch hört die
Antwort,

Von ihr zwar nicht, vom Pfarrer unsres
Dorfes:

„Im eig'nen Haus sitzt Kathi, wie du weißt,
Und dieses Haus ist nicht das deine mehr,
Die Pforte bleibt geschlossen ewig dir —
Dem Sträfling, dessen Weib sie nicht mehr
ist!"

Krampfhaft zerknüllte ich das schosle Blatt,
Und jene Thräne, die geweint ich nicht,
Als ungerecht der strenge Spruch mich traf,
Sie floß wie Wermuth jetzt aus meinem
Auge. —

Es war vorbei! Die Zeit gibt endlich
Fassung

Und mit der Fassung knospen neue Pläne
Und mit den Plänen reißt die Zuversicht.

Amerika! der Name klang in's Ohr
Wie Prophezeiung, die das Herz mit Freude,
Mit Angst erfüllt! Wie dreht' ich emsig nun
Die Spule und das Rad, so daß ich mehr
Als andre für die Freiheit mir ersparte!

Das Zuchthaus schien mir fast ein Paradies,
Es schied von ihr mich, die das Leben mir
Im Mark vergiftet, schuf zugleich die Mittel
Zur Ueberfahrt, daß zwischen mich und sie
Das ungeheure Meer sich trennend schiebe.
Und abgeseh'n davon, gerad' im Zuchthaus
Lern' ich genau den Schein vom Wesen
trennen.

Ihr mögt es glauben oder nicht, wahr
bleibt's:

Die ärgsten Schelme wandeln frei herum
In Uniformen, Equipagen stolz,
Daß man dich einsperrt, rüdst du nicht die
Mühe.

Ja selbst vor Gott tritt mancher zum Altar
Mit siebenfach geweihter Glaze frech,
Zu schlecht für's Zuchthaus, wär' Ge-
rechtigkeit

Gerechtigkeit! Der Schein beherrscht die
Welt,

Beherrscht sie von der Wiege bis zum Grab,
Beherrscht sie bis der letzte Mann verstirbt!
Zehn Jahre! lang, ach! wenn du vorwärts
schaust,

Wie kurz, schaust du zurück! so schwanden sie
Mir schnell dahin. Der Monat brach
schon an,

Der Monat, der die Freiheit bringen sollte,
Doch eh der Freiheit Morgenroth erschien,

Erhielt ich einen Brief, der zweite war's
Seit ich die Ketten trug. „Dein Weib ist
tobt!

Noch sterbend hat sie dir verziehen alles —
Ich lachte grimmig wie am Tag des Ur-
theils! —

„Doch für ihr eig'nes Seelenheil zu sorgen
Vermachte sie dem Pfarrer Hab und Gut.“
Den kannt' ich ja! er trug des Stieres
Nacken

Und Baden gleich dem Butterfaß, mag ihm
Gebeh'n das Gut, so wie er es verdient.
Mir schien ein Stein von meiner Brust
gewälzt:

Jetzt war ich frei, nicht braucht' ich mehr
zu fliehen

Der Heimath Alpen um ein Weib zu fliehen:
Für mein, für ihr Grab war ja Platz
genug, —

Die Seelen überließ ich Gott zu richten.

Die letzte Woche! Stund' um Stunde
zählt' ich,

Fast kam sie länger vor mir als ein Jahr!
Auch sie zerrann; es gab mir der Verwalter
Die alten Kleider, den ersparten Lohn
Und rief am Thor: „Auf nimmer Wieder-
seh'n!“

Ich ging nach Volp. Wie sah mein
Gütchen aus!

So lang ich es verpachtet, stand es leidlich,
Doch während ich im Zuchthaus hing zu
Innsbruck:

Dort zupfte der, da pfligte jener ab,
Der kaufte so den Wald, daß Gott erbarm!
Nicht nahm ich's ruhig hin, es galt die Probe,
Ob das Gesetz für mich sei dieses Mal.
Verurtheilt wurde Pfarrer und Gemeinde,
Doch ärg'rer Aufruhr tobte wider mich,
Als in der Halle, wo der Todte lag. —

„Den Pfarrer klagen, den Gemeinderath,
Die Bettern alle bringen in die Schande:
Was muß' der Sträfling kehren aus dem

Zuchthaus,

Wär' er verkauft dort, wie das Fug und
Recht,

Oh solche Schmach er über's Dorf ge-
bracht!“ —

Kein Hohn blieb mir erspart, das kleinste
Kind

Fand einen Stein, galt es zu schaden mir.
Geächtet war sogar ich in der Kirche,
Ein jeder stieß mich knurrend aus der Bank,
Und selbst der Pfarrer spendete beim Segen
Kein Wasser mir. So thaten sie vor Gott!
Geduldig trug ich's lange, zog mich streng
Auf meinen Grund zurück. Je mehr ich
schwieg,

So schulbiger erschien der Meute ich.

Bin ich nach Volp verbannt und ein-
gewurzelt

In diesem Boden? Auf dem Rücken nicht
Kann ich forttragen Feld und Haus von hier,
Doch kann ich es verkaufen! dacht' ich mir.
So that ich auch! Ich nahm noch eine Scholle
Vom Grab der Aeltern, wählte diesen Platz,
Erstand ihn billig, baute drauf mich an
Und klammere nicht mehr um Menschen mich.
Dum fürchteten sie mich auch; sei's immerhin!
Des Teufels ist, wer nicht mehr ihrer ist,
So tönt das Urtheil aus des Dorfes Mund.
Nach Volp kam ich nicht mehr; wol manches
Mal

Besuchte später ein Herr Vetter mich:
Sollt' ihm vermachen all mein Zaubergeld;
Der Pfarrer könnt' es immerhin gesegnen,
Und ein paar Messen würden mir nicht
schaden. —

Ich habe keinem aufgethan die Thüre,
Durch's off'ne Fenster kriegten sie den Ab-
schied

Und schlugen noch ein Kreuz, erblickten sie
Den Zottelbart, das lange graue Haar.“ —
Er nestelte ein Federsäcklein los,
Das ihm am Halse hing; es barg den Ring
Massiv von Silber mit dem Knauf vier-
kantig

Und scharf wie Gift. Er blickt' ihn lange an,
Dann fuhr er fort: „Nehmt ihn, ihr
wandert viel,

Geht ihn dem Alder, sei's mein Testament!

Nun wißt ihr alles, urtheilt über mich
Wie's Euch beliebt, ihr kennt mich lange
schon.

Was ich gesündigt, mag mir Gott verzeihen,
Was ich gelitten, hab' ich Euch gebeichtet,
Gebeichtet ja, denn jeder soll die Last,
Die stumm getragen er und einsam stets

Vor seinem Tod in einer treuen Brust
Noch niederlegen, daß das Irdische
Auf Erden bleibe. Also steig' ich frei
Hinab in's Grab und leicht!" Er schwieg,
Gedankenvoll sank ich in mich zurück,
Da faßt' er einen Spahn und ohne Gruß
Ging er hinein in seinen stillen Baden.

* * *

Aus Träumen schön und wild verworren
weckte
Am nächsten Morgen mich der Vögel Sang,

Ich sprang empor, nicht braucht' ich mich
zu kleiden,
Weil ich mich hingeworfen im Gewand.
Zur Seite lag ein thauig frischer Strauß,
Den er gepflückt für mich, als ich noch schlief;
Die Hütte leer, ihn holte nicht mein Ruf,
Doch hört' ich droben aus den Wolken fast
Sein frommes Lied. So ging ich sinnend fort
Und dachte staunend noch des Greises lang
Und kehrte oft, bis endlich hoch der Brand
Zum Himmel lohend Abends mir verkündet
Des Klausners und der Hütte Untergang.

Miscellen aus der Alpenwelt.

Der Alfer und der wilde Ghsner.

Ein Beitrag zur alpinen Sagenkunde

von Ludwig.

Als ich vor ein paar Jahren einen Ausflug in das an Naturschönheiten reiche
Oetzthal machte, begegnete mir auf meiner Wanderschaft ein altes Bäuerlein. Schon
lange hatte ich auf meinem Wege, der sich zwischen Wiesen und Aedern ziemlich ein-
förmig dahinzog, nach einer Gesellschaft speculirt, und weil ich nebenbei nichts Lieberes
erzählen höre, als von den Gebräuchen und Meinungen meiner Tiroler Landsleute, so
rief ich ihm freundlich grüßend zu:

„Wohin so eilig, Landsmann? Ihr habt gewiß noch einen weiten Weg zu
machen?“ —

„Ja, ich bin in Längenfeld daheim,“ antwortete der Bauer, „und bis dahin ist's
noch wohl ein Stück zu gehen.“ —

„Nach Längenfeld? Dorthin will ich auch. Wenn's Euch recht ist, gehen wir
mitsammen.“ —

„Da müßt's aber fest auftreten,“ lächelte der Alte, „sonst kommen wir nit heim
vor geschlagener Nacht.“ —

Wir war dies ganz recht, und bald marschirten wir mit raschen Schritten die
Straße entlang. Wir sprachen vom Wetter, vom Korn und Heu. Plötzlich fiel mir
in der Wiese neben uns eine Erscheinung auf, die ich noch nie gesehen hatte. Es zogen
sich nämlich durch den Grasboden parallele halbkreisförmige Streifen, ein paar Hände
breit und von vielleicht fünf bis sechs Fuß im Durchmesser. Es mochten deren etwa
zehn bis zwölf sein. Die ersten sahen aus wie Brandstreifen, gegen die Mitte der
Reihe wurden sie allmählig undeutlicher, und die am andern Ende liegenden Streifen
waren nur noch durch den üppigeren Graswuchs zu erkennen.

„Woher kommt denn das?“ fragte ich verwundert meinen Begleiter.

„Ja,“ sagte dieser mit wichtiger Miene, „da ist halt der *Alber* d'rüber g'fahren.“ Vermuthlich bemerkte der Alte, daß ich durch diese Erklärung eben so viel wisse wie zuvor, denn er fuhr fort: „Der *Alber* ist ein höllischer feuriger Drache, der hoch oben im Gebirge haust, in schauerlichen Schluchten und Spalten, wo kein Mensch hinauf gelangen kann. Jedes Jahr im Herbst, wenn es gegen Martini geht, fliegt er über's Thal in ein anderes Loch. Dabei macht er einen Bogen und streift den Wiesgrund mit seinem feurigen Schweif. Davon wird das Gras so verbrannt, daß mehrere Jahre nichts mehr wächst. Nach sieben Jahren aber gibt es auf demselben Plage viel fetteres Gras als vorher. Es ist nicht gut, wenn man den *Alber* nahe beim Dorfe sieht,“ fuhr mein Begleiter fort; „denn es kommt dann ein großes Unglück und man mag sich mit geweihten Rosenkränzen wohl segnen. Der Nachtwächter in unserm Dorf hat ihn einmal gesehen. Er ist wie ein feuriger Vogel aus der Erde gestiegen, in einem weiten glühenden Kreise durch die Luft geflogen und dann im Thalbach verschwunden. Aber gethan hat ihm das Teufelsvieh nichts, denn der Nachtwächter ist schon durch sein Amt vor Hexen und Hölle sicher.“

Als ich später über diese Sage nachdachte, erinnerte ich mich, bereits eine ganz ähnliche im *Sarntthale* in Südtirol gehört zu haben. Man soll dort nämlich Nachts feurige Strahlen von einer Bergspitze zur andern fliegen sehen und erzählt, das seien Hexen, welche auf feurigen Pferden durch die Luft reiten. Oft geschieht es, daß das Pferd ein Hufeisen verliert. Man will auch solche gesehen haben; sie sollen anders als die irdischen aussehen und auffallend leicht Feuer geben. Wenn der Reiterin ein solcher Unfall passiert, so erbarnt sich der Teufel der Bedrängten, erscheint einem Schmiede des nächsten Ortes und spricht zu ihm: „Schmied steh' auf, schlag' mein Roß ein Eisen auf!“ Wenn der Schmied nicht gesonnen ist ein Hufeisen zu machen, so antwortet er: „I steh' nöt auf, i tret' nöt fñr, i schlag' dein Roß kein Eisen fñr.“ Ruft ihn der Teufel zum dritten Mal, so muß er folgen, wenn er nicht vom Schwarzen geholt werden will. Nach beendigter Arbeit präsentiert ihm der Teufel einen Hut voll Geld, aber wehe, wenn der Schmied so unbesonnen ist und denselben annimmt; er fällt unvermeidlich in die Gewalt des schlaunen Versuchers. Diese höllischen Amazonen nennt das Volk „Pfaffenköchinnen.“ Wenn nun eine derselben über einen Rasen fährt, verbrennt sie ebenfalls das Gras bis auf die Wurzeln, so daß erst nach mehreren Jahren, dann aber schöneres und üppigeres Gras wächst.

In anderen Gegenden heißt der *Alber* auch *Sct. Martinsvogel*.

Die Erscheinung findet ihre Erklärung in den um diese Zeit ziemlich häufig fallenden Sternschnuppen, sowie der bekannten Sage vom wüthenden Heere, auch *Martinsgestämpfe* genannt, nichts anderes zu Grunde liegt, als die brausenden Herbststürme. Wie schon der schwäbische Name desselben, *Wuotass* oder *Muotass* = Heer, besagt, glaubten die alten Deutschen in dem Getöse einen Jagdzug ihres höchsten Gottes *Wuotan* zu erkennen, und als die Heiden zu Christen bekehrt wurden, bezogen sie manche alte Ansicht und Meinung auf den heil. Martin, der durch seine kriegerischen Eigenschaften dem einstigen Göttervater am nächsten kam, und dessen Erscheinen fast in eine Zeit fiel, wo man den Gott der Erde besonders nahe glaubte.

Tirol kennt das wilde Heer in der Sage vom wilden Döhsner. Man stellt sich denselben als einen großen schwarzen Mann vor. Wenn der Sennner mit seinem Vieh von der Alpe heimgefahren ist, so zieht der wilde Döhsner auf mit seiner schwarzen Heerde und richtet sich in der Almhütte häuslich ein, ganz wie andere Sennner. Er melkt und hütet das Vieh, macht Butter und Käse, aber alle Geschäfte verrichtet er zur Nachtzeit. In der Nacht vor Martini zieht er dann mit fürchterlichem Getöse und

Geschelle von der Alm und durch das Thal hinaus. Der Kede aber, der ihm zu begebenen wagt, büßt Gesundheit, ja selbst das Leben ein. Ein neugieriger Bauer soll einmal, als er spät Abends das Gellengel hörte, zum Fenster hinaus gesehen haben, da wurde er zur Strafe festgebannt, so daß er erst am nächsten Morgen nach dem Ademarialäuten den Kopf wieder zurückziehen konnte. Wer der wilde Döhsner eigentlich sei, darüber wissen die Bauern keine Auskunft zu geben. Manche sagen, die arme Seele eines ehemaligen Senners, der untreue Wirthschaft geführt habe, müsse unter dieser Gestalt umgehen, sowie man dasselbe auch vom Kasermannl sagt, unter dem man sich ein kleines graues Männchen denkt. —

Der Name *Alber* oder *Alberer*, mit dem man an einigen Orten auch den wilden Döhsner benennt, hat indeß mit allen angeführten Geisterwesen nichts gemein. Er stammt ursprünglich von den *Elben* oder *Elfen*, unter welchen man zarte Wesen verstand, welche klein wie ein vierjähriges Kind waren, doch das Geschlecht der Menschen durch höhere Geistesgaben weit überragten und gleichsam eine Mittelstufe zwischen Menschen und Göttern bildeten. Der ähnlich lautende Name hat sie dem Gebirgsbewohner zu Alpengeistern gemacht, was die verbrannten oder üppiger grünenden Grasplätze beweisen. Denn die zauberisch schönen Elbenjungfrauen, welche im Walde wohnten, tanzten auf den dichtungschlossenen Wiesen beim Mondschein ihren verlockenden Reigen, und am andern Morgen konnte man am abgestreiften Thau oder geknickten Grase die Spuren des Kreises sehen. Der Fußtritt der guten Elben bewirkte üppiges Grün, die bösen Elben aber verdarben das Gras.

Dieser Glaube ist unter dem Namen *Hexenringe* noch jetzt in Deutschland sehr verbreitet; auch an vielen Orten Tirols sagt man, wenn sich auf den Mulden ein Streifen durch besonders fettes Gras auszeichnet, der *Alber*, der hier ganz im Gegensatz zur ersterzählten Sage als freundlicher Mingeist auftritt, habe durch den Tritt seiner schmalzigen Füße den Boden gebüugt.

Die Zeit der Dreißigen.

Wer je einmal länger mit tirolischen Bauern verkehrte oder in einem tirolischen Dorfe zur Sommerfrische sich aufhielt, der hörte gewiß oft von der heiligen Zeit der *Dreißigen* reden. Es sind dies die vier Wochen zwischen dem sog. großen Frauentage d. i. Maria Himmelfahrt (15. August) und dem kleinen Frauentage d. i. Maria Geburt (8. September). Alle Hausmittelkräuter, Blumen und Wurzeln, die man zu Thee und Medicin oder zu anderem Hausgebrauche nöthig hat, werden vorzüglich in den Dreißigen gepflückt, denn man glaubt, daß in dieser Zeit ein dreifacher Segen auf allen Gewächsen der Erde liege, welche den Menschen nützlich sind, folglich auch die heilsame Wirkung derselben eine dreifache sei. Die alten Mütterchen, welche „doctern,“ wissen hunderte von Beispielen zur Befräftigung anzuführen, daher ist keine Wiese im Lande, wo an diesen Tagen nicht gesammelt wird. Man beginnt dieses Geschäft am Vorabende des hohen Frauentages und zwar nach dem Feierabendläuten, denn nach demselben geht schon der Feiertag an. Die gesammelten Kräuter werden zu Büscheln, den sog. *Weihbüscheln*, auch *Wechtilidenkränze* genannt, gebunden und entweder auf den Altar vor das Bildniß der unbefleckten Maria gestellt oder zum festtäglichen Vormittagsgottesdienste mitgenommen, wo der Priester die feierliche Weihe derselben vornimmt. An vielen Orten wird die Kräuterweihe erst um Maria Geburt abgehalten,

was den Bauersleuten viel lieber ist, weil sie dann das Sammeln mit Muße während der ganzen Zeit des Frauendreißigt vornehmen können. Solcher Weibekräuter gibt es eine große Anzahl, meistens sind es wohlriechende oder durch Gestalt und Farbe bedeutungsvolle Pflanzen. Die „vornehmsten“ darunter sind: Himmelbrand, Frauenschuh, Wegwart, Wohn, brennende Lieb', Kauten, Vermuth, Wohlgemuth, Mutterkraut, Kamillen, Karwenbel, Sinngrün, Tausendguldenkraut, Donnerkugeln (Stechapfel) und Baslgoam (Basilicum). Ein alter Spruch sagt:

„Tausendguldenkraut und Baslgoam
Treibi die Milch von die Zöcher hoam.“

Die schöne Blume „Einhanggen“ (Einhacken), eine Art Lauskraut, gilt für so heilig, daß es heißt, sie erhalte die Weihe ohne Priestersegen. In früherer Zeit steckte man auch eine gedörrte Dreißigenkröte in den Büschel, sowie die doppelte Wurzel der Weitsblume (Brunelle), Alraunwurzeln und Weifuß (Wermuth), den man acht Tage vor oder nach Bartholomä um Mitternacht ausgrub, und trieb damit allerlei Schwarzkünste. Die geweihten Büschel werden sorgfältig das ganze Jahr aufbewahrt. Man steckt sie im Estrich unter das Dach zum Schutze gegen Blitz und Feuersgefahr oder ziert damit das Crucifix in der Stubenecke. Wenn Gewitter und Hagelschlag droht, und durch das Saufen des Sturmwindes die Wetterglocke tönt, dann legt die Hausmutter vertrauensvoll einen Theil der getrockneten Kräuter auf die Herdgluth und während der Rauch emporsteigt, kniet sich Alles nieder und betet in festem Glauben auf die kräftige Hilfe desselben. Auch gegen die unheimliche Macht der Hexen sind solche Kräuter ein wirksames Mittel, ferner gebraucht man sie gegen den „Abfraß“ (Engerlinge) in Gärten und Feldern, sowie als Arznei für Menschen und Vieh.

Eines kaum minder großen Rufes erfreuen sich die Dreißigenkröten, Hotten oder Höppinnen genannt. Besonders macht man auf die dunkelröthlichen mit schwarzen Flecken besäten Jagd, tödtet sie und stellt sie an einen Stod gesteckt auf das Dach zum Dörren. Dann stößt man sie zu Pulver. Schüttet man davon in die Medicin, so wird der Kranke unfehlbar gesund, sei er auch mit was immer für einem Uebel behaftet. Besonders schnell soll es die „Wildniß“ (Rothlauf) heilen. Wenn beim Schlägeln die Butter nicht „zusammengehen“ will, streut man solches Krötenpulver in die Milch. — Guten Appetit! Häufig sieht man auch solche Dreißigenkröten auf Stallthüren aufgenagelt als Schutz gegen Hexereien und Viehkrankheiten. Als Heilmittel für Kühe verwendet man auch oft das Fell der im Frauendreißigt gefangenen Wiesel; es wird nämlich damit das kranke Euter gerieben. Man sieht aus dem Gesagten, daß der Bauer der Zeit des Frauendreißigt eine ganz besondere Wichtigkeit beilegt. Es ist dies auch sehr erklärlich, da ihn das vollständige Gedeihen und Einbringen der Feldfrüchte abwechselnd mit Hoffnung und banger Sorge erfüllen muß, welche unklaren Gefühle sich freilich oft in seltsamer, an das alte Heidenthum erinnernder Weise offenbaren. In diese Zeit fallen auch eine Menge Voostage und Wetterregeln; besonders sieht man das Fest Maria Himmelfahrt gern schön und prophezeit daraus ein gutes Weinjahr.

„Maria Himmelfahrt klar Sonnenschein
Bringt gern viel und guten Wein.“

Von besonderem Werth sind, was ich noch schließlich erwähnen will, den Bäuerinnen die Dreißigen-Eier, d. h. solche, die in dieser Zeit gelegt werden. Sie sollen nämlich nicht faulen. Deshalb bringt man sie nicht zum Macke, sondern behält sie für den Winter auf.

Die Zwergbachhütte im Pomperloß.

Vom Markte Schwaz im Innthal erstreckt sich gegen Westen das Pomperthal. Der hinterste Theil desselben heißt Pomperloß und wird nur höchst selten von Touristen besucht. Dort, wo der Zwergbach, von Norden kommend, dem Pomperbach zusießt, steht mitten in einem herrlichen Buchenwalde eine Jägerhütte, Zwergbachhütte genannt. Sie, sowie die an Hochwild, vorzüglich an Gemsen, reiche Gegend, gehört zum Jagdgebiete Sr. Hoheit des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha. Die Hütte ist, vom Markt Schwaz aus über den Pomperberg, in $3\frac{1}{2}$ Stunden leicht und ohne Beschwerden erreichbar. Am rechten Bachufer, ihr gegenüber, befindet sich die, für nicht ganz schwindelfreie Naturen ungangbare Katzenleiter, welche jedoch von Jägern häufig benützt wird. Ueber dieselbe gelangt man nach 5 Stunden auf den Haller Ager. Für jeden Alpenfreund kann der Besuch der Zwergbachhütte jedenfalls als lohnend bezeichnet werden, da der Weg zu ihr durchaus keine Mühen verursacht, und von derselben ein tiefer Einblick in die herrliche dortige Gebirgswelt gestattet ist. Die Hütte selbst ist mit den Nöthigen zum Uebernachten als: Kochgeschirr, Bettzeug u. ausgestattet, welche Einrichtung vorzüglich den Bemühungen des Herrn k. k. Oberförsters Wilhelm Bergthold, — früher in Schwaz, gegenwärtig in Ruffstein, — zu danken ist.

B. Vergetporer.

Feuilleton.

Major A. Schöpfer in Bozen. Ein großer Künstler ist in Bozen über Nacht entdeckt worden. Es ist der Major A. Schöpfer. Seine Kartons erregten bei der letzten Ausstellung zu München die Bewunderung der Kunstfreunde. E. Pecht schrieb einen sehr anerkennenden Aufsatz darüber. Schöpfer hat sein 50. Jahr überschritten, ohne daß früher jemand von ihm Notiz nahm; er brachte es wenigstens zum Major, während Senn, der Dichter des herrlichen Liedes vom „Tiroler Adler“ als pensionirter Lieutenant verkümmerte. So mag manches ausgezeichnete Talent in Oesterreich stumm verkommen sein, denn früher war es ja in Oesterreich schon ein Verbrechen, Talent zu haben, und auch in der allerneuesten Aera scheint mehr die Protection als die aufrichtige Schätzung von Geist und Character zu gedeihen. Schöpfer ist bereits mit dem Ausarbeiten neuer Entwürfe beschäftigt; die Kunstausstellungen des nächsten Frühlinges dürften von ihm manches Neue bringen.

G. Mader's Fresken. G. Mader hat nun seine schönen Fresken in der Kirche zu Steinach (südlich von Innsbruck) vollendet. Der Cyklus stellt das Leben Jesu dar. Die Kirche von Steinach besitzt bereits drei prachtvolle Altarblätter von Knoller; sie gehört jetzt zu den interessantesten Kirchen des kirchenreichen Tirols. Mader ist nun mit dem Entwurf eines Frescos „Tirol und die Künste“ für das Giebfeld des Ferdinandeum zu Innsbruck beschäftigt.

Ueber Fische Tirols und Vorarlbergs. Professor Dr. Cam. Heller in Innsbruck hat ein interessantes Werk über „Die Fische Tirols und Vorarlbergs“ veröffentlicht. Außer zahlreichen Seen haben wir hier drei Stromgebiete: des Rheins, der Donau und der Etsch. Man hat bisher in diesen Gewässern mit Sicherheit 46 Arten Fische nachgewiesen. Dem Donaugebiet fehlt der Aal, es besitzt dafür den Fuchsen. Eine betäubende Thatsache ist die Abnahme der Fische auf diesem Gebiete. Gar mancher Tourist, der sich einbildete am Achensee in Renken und Salblingen schwelgen zu können, dürfte sich erinnern, daß er kein Schwänzlein zu fischen kriegte. Und doch war vor 300 Jahren der Fischreichtum dort so groß, daß man wöchentlich ganze Wagenladungen nach Innsbruck sandte. Die Ursache des geringen Fischstandes ist in der

irrationellen Weise zu suchen, wie in den Wässern Tirols gewirthschaftet wird. Zerstört schon das Tristen des Holzes viele Fische, so kommen Massen gar nicht zur Entwicklung, weil man die Fische auch bei der Laichzeit fängt, und daß man, was aus den Eiern schlüpft, gar nicht anwachsen läßt; besonders geschieht dieses jetzt, wo Tirol von Touristen überfluthet wird. Helfen könnte die künstliche Fischzucht, vor allem jedoch eine zweckmäßige Gesetzgebung, die nicht bloß, wie andere heilsame Gesetze in Oesterreich auf dem Papier bleiben sollte. Nachträglich bemerken wir, daß im Antholzer See vor Kurzem noch Forellen von 12—15 Pfd. Schwere gefangen wurden, im Achensee fing man vor etlichen Jahren eine Lachsforelle von 20 Pfd. Hier fängt man auch jetzt noch hier und da Hechte von 20 Pfd.

Europa's höchstes Gletscherjoch. Die Ueberschrift „Europa's höchstes Gletscherjoch“ meines im 3. Bande des Alpenfreundes enthaltenen Artikels ist so manchen Anfechtungen ausgesetzt gewesen. Ich will weiteren Bemerkungen durch diese Zeilen vorbeugen. Je größer die Zahl der Alpenreisenden und der kühnen Bergsteiger wird, um so schwieriger wird es auch, den Begriff eines „Gletscherjoches“ zu begrenzen. Als ich meinen Aufsatz betitelte, bezeichnete ich durch den Ausdruck „Gletscherjoch“ einen Weg, der über Gletscher und zwischen zwei ansehnlichen Bergspitzen hindurch führt, aber verhältnißmäßig noch öfter begangen wird. Ich schloß Einsattelungen aus, die nur wenig unter der Gipfelhöhe selbst sind und vielleicht erst ein einziges Mal von Menschen betreten wurden. In diesem Sinne erscheint meine Bezeichnung gerechtfertigt, wie solches aus der folgenden Zusammenstellung der höchsten Gebirgsübergänge hervorgeht, welche zu dieser Kategorie gehören:

In der Montblanc-Gruppe: Col du Géant 3715 Meter.

In den Berner Alpen: Jungfernjoch 3560 Meter, Mönchsloch 3687 Meter, Finsteraarjoch 3300 Meter, Strahlegg 3351 Meter, Eigerjoch 3703 Meter.

In den Walliser Alpen: Altes Weißthor 3576 Meter, Alphubel 3802 Meter, Matterjoch 3322 Meter, Col d'hérans 3480 Meter, Adlerpaß 3798 Meter, Neues Weißthor 3483 Meter, Malinpaß 3570 Meter.

Wollte man aber Uebergänge der oben ausgeschlossenen Art berücksichtigen, so könnten mir allerdings mit Recht entgegengehalten werden:

In der Mont-Rosa-Gruppe: Sestajoch ca. 4300 Meter, Nyajoch ca. 4000 Meter.

In der Mischabel-Gruppe: Domjoch 4286 Meter, Nadeljoch 4167 Meter, Mischabel- oder Täschjoch 3856 Meter, Hochbergpaß 3850 Meter und endlich auch der Zwillingpaß ca. 4000 Meter.

Um also mit der schweren Begrenzung des Begriffs „Gletscherjoch“ nicht in Collision zu kommen, dürfte mein Artikel besser einfach: „Das Alphubeljoch“ benannt sein. Ich gebe zu, daß gerade für dieses Joch, wenn es als das höchste bezeichnet wird, der Begriff entweder als zu weit oder als zu eng gefaßt bezeichnet werden kann. Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, daß das Alphubeljoch jedenfalls nicht vor dem Jahre 1852 begangen wurde. Als erste Ueberschreiter werden genannt: Leslie Stephen, Melchior Anderegg und Peter Perren. Zu den ersten Ueberschreitungen gehört sicher auch die 1861 von Coutts Trotter und Franz Andermatten ausgeführte.

D. E. F.

Erste Besteigung des Castor. Zur Berichtigung des im „Alpenfreund“, Band II, enthaltenen Aufsatze: „Die erste Besteigung des Castor in der Monte Rosa-Gruppe“ erlaube ich mir mitzutheilen, daß der „Castor“ von den Herren Mathews und Jacob mit den Führern J. B. Croz und Mich. Croz am 23. August 1861 zum ersten Male erstiegen wurde. Vollzug wurde 1864 von einem Schweizer, Jules Jacot, erstiegen. Die Bestätigung hierüber findet man im Fremdenbuche im Riffelhotel und in G. Studer „Ueber Eis und Schnee“ II. pag. 176—180.

Ein Leser des Alpenfreundes und auch ein Solcher.

Besteigung der hinteren Mondatschspitze. Die erste Besteigung der hinteren Mondatsch- (Madatsch-) Spitze in den Ortleralpen führte Prof. Dr. O. Ster aus Rastatt am 26. August d. J. mit den Trafoierführern Anton Thöni und Johann Mazagg aus. Ausbruch von Trafoi 4 Uhr früh, von Franzenshöhe 6 Uhr; von da in südlicher Richtung über den zerklüfteten Madatschferner, 9 $\frac{3}{4}$ auf dem Ramme zwischen dem mittleren und hinteren Madatsch; von da hart auf der Schneide weiter, die nach Osten fast senkrecht auf den Trafoier-Ferner abfällt, Gipfel erreicht 10 $\frac{3}{4}$. Aussicht namentlich auf die Berninagruppe und die Döphthalfer Ferner. Rückweg 12 Uhr, 3 Uhr Franzenshöhe, 4 Uhr Trafoi. Weg im Ganzen nicht leicht, im letzten Abschnitte gefährlich. Stufen wurden im Ganzen über 500 gehauen.

Literarisches. Freunde der alpinen Literatur machen wir aufmerksam, daß von dem im zweiten Bande der Zeitschrift des deutschen Alpenvereins erschienenen Aufsatz: **Der Nebelthalferner und seine Umgebung von Dr. L. Pfaundler**, (mit Karten und Panorama), Separatabdrücke à 50 Kr. in der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck zu haben sind, was vornehmlich Besitzern des Barth-Pfaundler'schen Werkes über Stubai, zu dem er Ergänzung ist, erwünscht sein dürfte. — Ueber das bei Ed. Amthor in Gera erschienene Werk „**E. Hofmann's gesammelte Schriften alpinen und vermischten Inhalts**“, herausgegeben von **Joh. Stüdl**“ (vergl. Alpenfreund, Bd. III, S. 376) erlauben wir uns mitzutheilen, daß dasselbe Folgendes enthält: Vorwort von Joh. Stüdl; Gedichte von E. Hofmann: Meiner lieben Mutter zum Geburtstag; Nachruf an einen 1866 gefallenen Freund; Reise nach Tirol 1866 (In's Stammbuch der Scholastika, Wie es uns im Bad Kreuth ergangen ist, Boshalt des Wetters, Aufklärung, Ein großes Glück, Tirol's Lob); Prosaisches von E. Hofmann: Aus dem Berchtesgadener Land (Der hohe Göll, Der Kallersberg, Der Hundstod und das Steinerne Meer); Der Untersberg; Eine Glocknerfahrt; Der Gamskartogel; Der Kampf im Engpäß Luez; Eine Dachsteinbesteigung; Ein Abenteuer; Die Zugspitze; Erste Besteigung des Hochgall; Das Guffertjoch; Münchener Carneval; Das Kaisergebirge (Topographischer Theil, Touristischer Theil: 1) Treffauer Kaiser, 2) Mautspitze und Kaiseracker Spitze, 3) Halls Spitze); Auf dem Wapmann; Das große Wiesbachhorn; Von Kals über den Großglockner zur Pasterze; Aus der Glocknergruppe (Der Hauptkamm der Glocknergruppe, Der Glocknerkamm, Der Fusch-Kapruner Kamm); Studentenleben; Statistische Zusammenstellung von Hofmann's Reisen (von ihm selbst zusammengestellt).

Fremdenbesuch. Ueber den außerordentlich starken Besuch des deutschen Alpenlandes im Laufe vergangenen Sommers sind der Redaction von den verschiedensten Seiten Notizen zugekommen. Am stärksten scheint derselbe in Salzburg-Berchtesgaden, im Zillertal, Achenthal, Dethal und in Meran gewesen zu sein. Sehr frequent waren auch Brilegg, Rißbüchel, Bruned, Impezzo.

Ein Triolet. Ein recht nettes Triolet in französischer Sprache ist uns von einem schweizer Alpenfreund zugeandt worden. Wir geben es hier zum Besten.

Salut Tyrol, tes pics majestueux
Sont des amis, qui avivent mon ame;
Avec transport je revois ces beaux lieux:
Salut Tyrol, tes pics majestueux;
Car mes regards, sur tes monts sourceilleux,
Errent ravis dans cet éther de flamme:
Salut Tyrol, tes pics majestueux,
Sont des amis qui avivent mon ame.

Druckfehlerberichtigung.

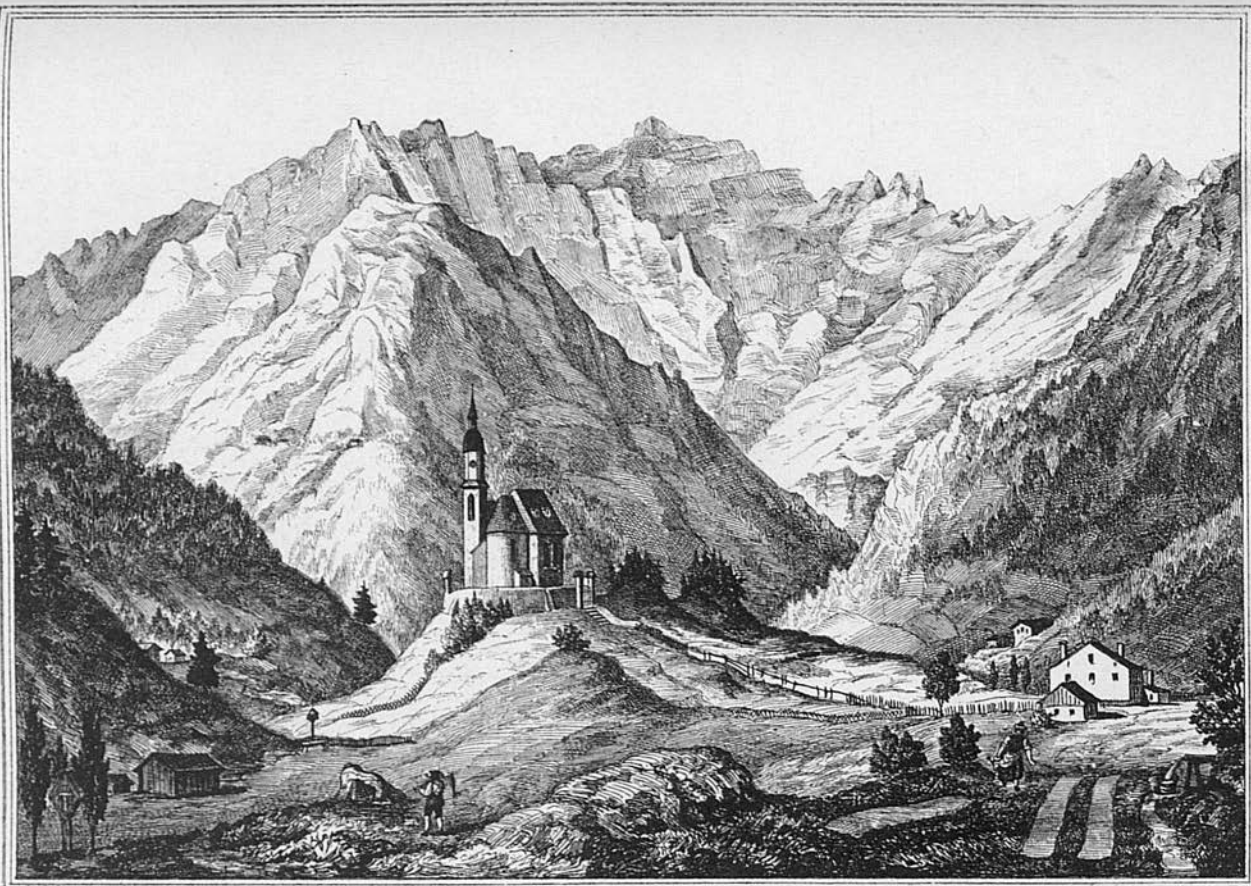
Im vorigen Heft des Alpenfreundes (IV. 2.) S. 140, 3. 4 von unten muß es anstatt „Monat Juni“ heißen: „Monat October.“

Obernberg und Obernberger See.

(Zwei Bilder in Schwarzdruck.)

Wegen der diesem Hefte beigegebenen Bilder „Obernberg“ und „Obernberger See“ erlauben wir uns auf den Artikel: „Obernberg“ aus der Feder unseres geehrten Mitarbeiters Dr. v. Hörmann, Alpenfreund Band III, S. 133 ff., zu verweisen. Vielleicht daß der geehrte Leser durch die wiederholte Beziehung auf diesen ebenso erhabenen als reizenden Erdenwinkel, der so bequem von der Brennerbahn aus (Station Gries) zu erreichen ist, veranlaßt wird, nächsten Sommer demselben einen gewiß sehr lohnenden Besuch zu machen.

Verantwortlicher Herausgeber: **Dr. Ed. Amthor**; Verlag von **Eduard Amthor** in Gera.



Letzt v. Steindr. v. C. Bollmann, Gera.

Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera.

Zeichnung v. Fr. Rumer.

OBERNBERG
in Tirol.



Lith. u. Steindr. v. C. Bollmann, Gera.

Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera.

Zeichnung v. Fr. Rumer.

OBERNBERGER SEE
in Tirol.

Die Enthüllungsfeier
der
Gedenktafel für Carl Hofmann
auf der Franz-Josefshöhe (Glocknergruppe)

am 4. September 1871.

Sein Glück fand er in Bergeseinsamkeit
Und frühen Tod für's Vaterland im Streit,
Hier grüßt ihn die Erinnerung seiner Treuen.
Mag Haushofer.

Tiefe Dämmerung lagerte noch über dem tiroler Gebirgsbörtschen Kals, als am 4. Sept. 1871 Böllerschüsse das Echo der umgebenden Berge wach riefen und mit ihm auch die Touristen, welche sich zu der Feier rüsteten, die heute Mittags auf der Franz-Josefshöhe stattfinden sollte. Es galt der festlichen Enthüllung einer Gedenktafel, welche zum Andenken an den unermüdblichen Alpenforscher, den kühnen Bergsteiger und heldenmüthigen Vertheidiger seines Vaterlandes, Carl Hofmann, der bei Sedan den Heldentod fand*), von seinen Freunden und Verehrern auf dem reizendsten Punkt der deutschen Alpen aufgestellt ward, und zu welcher Feier aus allen Thälern der Glocknergruppe Theilnehmer herbeieilten.

Eine große Anzahl von Touristen mit beinahe sämmtlichen Kaiser Führern waren schon Tags vorher zur Stübhlütte gezogen, mit dem festen Entschlusse, an dem heutigen Tage die Spitze des Großglockners zu ersteigen und von da über den „Hofmannsweg“ direct zur Pasterze und zur Franz-Josefshöhe zu eilen, um an der erhebenden Feier Antheil nehmen zu können. Ebenso waren aus dem Fuschertthale von Ferleiten aus, aus dem Möllthale von Heiligenblut aus, am heutigen Morgen gar viele Festtheilnehmer aufgebrochen, und namentlich konnte letzterer Ort die große Zahl derselben kaum fassen, die sich daselbst eingefunden, um, nach gehörter Seelenmesse für Carl Hofmann, ihre Schritte dem herrlichen Punkte zuzuwenden, auf welchem die Enthüllungs-

*) Eine Biographie Carl Hofmann's aus der Feder Dr. Amthor's finden die geehrten Leser im Alpenfreund, Band II, S. 247, so wie eine solche aus der Feder Joh. Stüdl's in „Carl Hofmann's gesammelten Schriften, herausgegeben von Joh. Stüdl, Gera 1871“.

feier stattfinden sollte, und der wegen seiner grandiosen Umgebung sogar die Perle unserer Alpenwelt genannt wird. Und mit Recht! Denn es gibt in den ganzen deutschen Alpen kein großartigeres Bild, als das, welches sich von der Franz-Josefshöhe darbietet!

Herr Stübl schildert diesen Aussichtspunkt in dem Werke über seine und Hofmann's „Wanderungen in der Glocknergruppe“ mit folgenden Worten: „Es ist ein Gemälde von so erhabener Naturschönheit, von so großartiger Wirkung daß etwas Ähnliches vielleicht nur in den prachtvollsten Theilen der schweizer Gebirgswelt aufzufinden wäre. Der riesige Eisstrom des Pasterzengletschers, über welchem sich in einer Höhe von mehr als 4000 Fuß in überwältigender Majestät der Glocknerkamm mit den beiden stolzen Glocknerpitzen und der Glocknerwand emporthürmen, der makellose Eistalar des Johannisberges im Hintergrunde, zu dessen Füßen der Kleine und Mittlere Burgstall gleich zweien kolossalen Steinblöcken hervorstehen, zwischen beiden der charakteristische Eisbruch der Pasterze — dies Alles vereinigt sich zu einer der großartigsten Hochgebirgsscenerien unserer Alpen“.

Hier nun, im Angesichte all' dieser Pracht, am höchsten Punkte der Franz-Josefshöhe — das alljährliche Ziel vieler Hunderte von Touristen — ragt knapp am Wege ein mächtiger Steinblock empor, in welchem an der dem Glockner zugekehrten Seite die Gedenktafel für Carl Hofmann von weißem Marmor eingefügt wurde. Vor dem Gedenksteine war von den Heiligenbluter Führern ein Plateau mit Steinbänken hergestellt und der Stein selbst zu der heutigen Feier mit reichen Kränzen von Alpenblumen geschmackvoll verziert. Ober der bisher noch verhüllten Gedenktafel hing ein großes Bildniß Carl Hofmann's, von einem Lorbeerkranz umgeben, von welchem blauweiße Schleifen mit folgender Inschrift hingen: „Dem begeisterten Alpenfreunde Carl Hofmann, dem heldenmüthigen Vertheidiger seines Vaterlandes.“ Ueber diesem war ganz sinnig ein Bergstock mit einem Degen gekreuzt, und über dem Ganzen wehten mächtige Fahnen in den bayerischen, kärnthner und den österreichischen Reichs-Flaggen.

Lange vor Beginn der Feier, welche auf 12 Uhr angesetzt war, versammelte sich allmählich der größte Theil der Festtheilnehmer. Das größte Contingent lieferte die Section Wien des deutschen Alpenvereins mit ihrem wackeren Obmann und Bürgermeister Herrn Louis Röß an der Spitze, doch auch andere Sectionen waren vertreten — Touristen aus allen Weltgegenden versammelten sich zur heutigen Feier, und die große Anzahl von Bewohnern der hier zusammenstoßenden Kronländer Salzburg, Kärnten und Tirol, die zum Feste erschienen, lieferte den besten Beweis, welcher allgemeinen Beliebtheit sich jener junge Mann, dem die heutige Feier galt, auch unter den Alpenbewohnern erfreute, und wie sehr das Andenken an ihn hier geehrt wird. Aber auch die blonden Söhne Albions fehlten nicht, und sogar das zarte Geschlecht fand in den Gestalten mehrerer reizenden Damen ihre Vertretung und gab dem Ganzen ein farbenprächtiges Aussehen. Darüber wölbte sich ein klarer, wolkenloser

Himmel, der nicht wenig zur Hebung der feierlichen Stimmung beitrug, in welcher sich alle Anwesenden befanden.

Weit über 100 Personen waren bereits versammelt, und noch immer sah man von allen Seiten Festtheilnehmer der Stätte zueilen. So z. B. beobachtete man seit geraumer Zeit mit großem Interesse den Abstieg der heutigen Glocknerbesteiger, die sich mit ihren Kaiser Führern in zwei Partien über das äußere Glocknerfahr (den Hofmannsweg) herunter bewegten und bei der riesigen Entfernung wie ganz kleine schwarze Pünktchen auf dem Gletscher aussahen. Ueber den untersten Pasterzenboden näherte sich nun auch jene heute früh von Kals aufgebrochene Touristenschaar, und auch von der Elisabethruhe kamen noch Nachzügler.

Nun ein Böllerknall, und gleich rollendem Donner wurde der Schall von Wand zu Wand getragen. Es galt dieses Zeichen den neuen Ankömmlingen, die von Kals aufgebrochen waren, und zwar den beiden Brüdern Carl Hofmann's: dem ältesten Bruder Philipp und dem jüngsten Bruder Constantin. Beide hatten den weiten Weg nicht gescheut, um an dieser dem Andenken ihres geliebten Bruders geltenden Feier Theil zu nehmen. Mit ihnen kamen die beiden treuesten Freunde und Gefährten des Verewigten, nämlich Peter v. Wiedemann, königl. bayerischer Oberlieutenant und Ritter des Max-Josefsordens, und Joh. Stübl, Kaufmann in Prag, dem die Anregung und Ausführung des Gedankens der Errichtung dieser Gedenktafel zumeist zu verdanken ist. Durch deren Ankunft begann es in den malerisch gelagerten Gruppen der früher Angekommenen lebendig zu werden, und Alles eilte dem Gedenksteine zu, hinter welchem bereits sämtliche Heiligenbluter Führer um ihren wackeren Obmann Anton Granögger versammelt waren, welcher letzterer als Kanonier auf das Zeichen wartete, das durch Lösung von Böllersalven den Beginn der Feier verkünden sollte. Mittlerweile war auch die letzte heutige Glocknerpartie mit ihren braven Kaiser Führern hier angelangt, und es mischten sich die reckenhaften Gestalten der Letzteren mit ihren charakteristischen Spitzhütchen unter die zahlreich Versammelten.

Weithin dröhnende Böllerschüsse bezeichneten nun den Beginn der Feier.

Herr Professor Eduard Richter, Mitglied der Section Salzburg des deutschen Alpenvereins, eröffnete dieselbe durch eine treffliche Rede, in welcher er die Verdienste hervorhob, die Carl Hofmann sich um die Erforschung der Alpen und insbesondere der Glocknergruppe erworben, und begründete, warum gerade dieser Ort, der eigentliche Punkt der Glocknergruppe, wo ringsumher die Wahrzeichen seines Schaffens und Wirkens zu finden sind, zur Aufstellung dieses Gedenkzeichens an Hofmann gewählt wurde. „Möchte diese Tafel Allen für immerdar stets eine Erinnerung sein an jenen Mann, der uns ein leuchtendes Beispiel der edelsten Begeisterung und rastlosesten Arbeit für die Alpen, aber auch ein Vorbild der edelsten Liebe zu seinem Vaterlande ist. Möchten aber auch die Deutschösterreicher der Alpenländer nicht vergessen, daß Hofmann in

der Erfüllung der Pflicht gegen die deutsche Nation gefallen, und ihrer Pflicht eingedenk sein, ihr Heimatland deutsch zu erhalten.“

Als bei diesen von rauschendem Beifalle begleiteten Worten unter Völlerschüssen der Vorhang fiel, erblickte man eine weiße Marmortafel in dem mächtigen Felsen eingefügt, auf welcher in schwarzen Lettern folgende Worte zu lesen waren:

Dem
Andenken
an
C a r l H o f m a n n
den begeisterten, unermüdlichen Alpenforscher,
den pflichtgetreuen, heldenmüthigen Kämpfer
für Deutschlands Ehre und Einigung
geb. zu München am 26. October 1847,
gefallen in der Schlacht bei Sedan,
gest. zu Bazeilles am 3. September 1870.

Errichtet
von seinen Freunden und Verehrern.
1871.

Hierauf ergriff der Waffengefährte und Freund Carl Hofmann's, Herr P. v. Wiedemann das Wort und schilderte in zündender Rede, wie Hofmann sich außer den Verdiensten um die Durchforschung der Alpen hier in seinen geliebten Bergen auch theilweise jene Eigenschaften erwarb, durch welche er sich vor dem Feinde im Dienste des Vaterlandes in so hohem Grade auszeichnete; wie er sich durch die vielen anstrengenden, ja oft höchst verwegenen Touren in den Alpen einen seltenen Grad von Muth und Entschlossenheit aneignete, seinen jugendlichen Körper an Strapazen und Entbehrungen gewöhnte und dadurch all' die Mühsalen des Feldzuges leicht und wohlgemuth ertrug. Bei seiner Begeisterung für alles Große und Schöne, bei der Liebe für die deutsche Sache war es ihm daher nichts Schweres, den Bergstoc und die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen und sein Leben für höhere Zwecke, als es bisher gesehen, einzusetzen. Wie er es gethan, ist uns Allen bekannt. Er starb als kühner Held in treuer Erfüllung seiner Pflicht für die deutsche Sache. „Lieb Vaterland magst ruhig sein, treu steht und fest die Wacht am Rhein,“ dieß war eines seiner letzten Worte, und er sprach wahr, denn so lange Deutschland solche Söhne in den Kampf zu schicken hat, kann es wahrlich „ruhig sein!“ Als Herr Prof. v. Wiedemann dann einen prachtvollen Edelweißfranz mit folgenden Worten zum Fuße des Gedenksteines legte: „Im Namen aller deutschen Waffenbrüder, von der Nordsee bis in die Alpen, glaube ich zu handeln, wenn zum Zeichen der Anerkennung der Verdienste Carl Hofmann's als Vertheidiger des großen deutschen Vaterlandes, als Soldat und Offizier — ich hier an seinem Denksteine den ersten Edelweißfranz niederlege“ — da wollte

der Beifall nicht enden und bewies, wie sehr Herr v. Wiedemann allen Anwesenden aus der Seele gesprochen.

Herr Louis Röck, Bürgermeister von Wien und Obmann der dortigen Section des deutschen Alpenvereins, faßte in seiner beifällig aufgenommenen Rede die beiden Momente zusammen, die Carl Hofmann für Alle zu einem so leuchtenden Vorbilde gemacht, und sagte schließlich: „Als wälscher Uebermuth die Freiheit, Ehre und Selbständigkeit des deutschen Vaterlandes bedrohte, folgte Hofmann unge säumt und begeistert dem Rufe seines Kriegsherrn und zog hinaus, um Deutschlands Grenze vor den fremden Eindringlingen zu schützen. Leider war es ihm nicht beschieden, die Erfolge dieses in den Blättern der Weltgeschichte einzig dastehenden Völkerkampfes mitzuerleben und dessen Früchte mitzuernsten, denn am 1. September 1870 fiel er bei Sedan auf dem Feld der Ehre, um nach wenigen Tagen seine edle Seele auszuhauchen. Wir haben in ihm einen theuern Freund, die Berg- und Gletscherwelt einen ihrer kühnsten Durchforscher, die alpine Wissenschaft einen aufgehenden Stern erster Größe, sein Vaterland aber einen seiner heldenmüthigsten, edelsten Söhne verloren. Trauernd stehen wir da, ein so vorzeitiges Ende eines hoffnungsvollen Daseins beklagend, das reich begrabigt war von der Natur, und das ein höherer Wille doch still stehen ließ, noch bevor es sich ausleben und vollenden durfte. Wir fühlen, wie unerseßlich dieser Verlust; doch finden wir einigen Trost in dem Bewußtsein, daß Hofmann jenes Band zu festigen half, das nun die deutschen Brudervölker geeinigt und umschlingt, und wiewohl wir Deutschösterreicher diesem Bunde nicht angehören, so verknüpft uns doch ein in geistiger Hinsicht unlösbares Band der Cultur, der Sprache und der Sitten mit den deutschen Brüdern im Reiche, welches Band wir Deutschösterreicher zu schätzen und zu vertheidigen wissen werden gegen jeglichen Angriff, gegen jegliche Vergewaltigung, und sollte diese versucht werden von welcher Seite immer. Das Blut Hofmann's und der Tausende deutscher Jünglinge und Männer, das im jüngst vergangenen Freiheitskampfe geflossen, möge das letzte sein, das die Vertheidigung und Erhaltung des deutschen Vaterlandes gekostet und der unauflösbare Kitt bleiben für die Einigung Deutschlands — es möge aber auch der Urquell sein für die Freiheit aller deutschen Volksstämme!“

Hierauf ergriff Herr Joh. Stüdl das Wort und dankte in warmen Worten allen Denen, die zur Aufstellung der Denktafel beigetragen hatten, ganz besonders dem Heiligenbluter Führervereine und dessen wackeren Obmann Anton Granögger, der die Arbeiten der Aufstellung geleitet und in einfacher aber vollkommen entsprechender Weise dies Arrangement der heutigen Feier ausgeführt hatte.

Zum Schluß sprach Herr Philipp Hofmann im Namen der Familie Hofmann in herzlichen Worten allen Anwesenden den Dank aus für die zahlreiche Betheiligung und für das ehrende Andenken, das man in so erhebender Weise seinem Bruder Carl allseitig bewahre.

Böllerschüsse' verkündeten den Schluß der einfachen aber erhebenden Feier, und alsbald fingen die Festtheilnehmer an sich nach den verschiedenen Richtungen zu zerstreuen. Die Kaiser Führer stiegen zum Pasterzengletscher hinab, um über die Stockerscharte ihrem trauten Dörfchen zuzueilten, ein anderer Theil zog gegen die Pfandelscharte in's Fuscherthal und die größte Anzahl der Festtheilnehmer ging hinab nach Heiligenblut. So lange die einzelnen Gruppen, die nun jede einen anderen Weg verfolgte, sich sehen konnten, wurden lustige Suchzer und Jöbler gewechselt, und die Wände der granbiosen Umgebung wiederhallten von dieser poetischen Alpensprache.

Bereits war über den Thälern sanfte Abenddämmerung ausgebreitet, als ein großer Zug unter fröhlichen Gesängen, die Bergstöcke geschultert, unter weit-hinschallendem Böllerschießen, in Heiligenblut einrückte. Nur die stolze Glockner-spitze umspielten noch rosige Sonnenstrahlen als freundliche Abschiedsgrüße eines Tages, der allen Theilnehmern auf der Franz-Josefshöhe in ewiger Erinnerung sein wird!

Ein Fernerabenteuer im Stubai.

Abgesehen von der Tour über das Dektthaler Hochjoch dürfte es in Tirol kaum einen Fernerübergang geben, der in den letzten Jahren von Reisenden so häufig gemacht wäre, als der über das sogenannte Wildstöckl. Es ist das sehr erklärlich, da dieser Uebergang die nächste Verbindung zwischen Innsbruck und dem hintern Dektthale, einem Hauptzielpunkte der meisten Reisenden, bietet, und die Wanderung durch das herrliche Stubaitthal viel lohnender ist, als der Umweg durch das Oberinntal und das vordere Dektthal. Zudem ist der Weg für einen rüstigen Wanderer auch dann, wenn er noch nicht viel im Hochgebirge gewesen ist, nicht gerade zu anstrengend; und die etwas größere Mühe wird hinreichend gelohnt durch die außerordentlich schöne Aussicht, insbesondere auf die Eismwelt des Dektthals, welche die Fochhöhe bietet.

Aber der Weg führt weit über Ferner mit zahlreichen und regellosen Klüften, so daß er besondere Vorsicht erheischt. Seit der Engländer Watson hier seinen Tod fand, ein Anderer nur mit Mühe gerettet wurde, war der Weg eine Zeitlang freilich übermäßig in Verruf gekommen; der verstorbene Salzburgerwirth zu Neustift hatte ihn sogar förmlich unter Bann gelegt und erklärte jedem Reisenden, der ihn um Besorgung eines Führers ersuchte, daß mit seinem Zuthun niemand jenen Weg machen dürfe. Auch später ging man den Weg in der Regel nur mit zwei Führern; jetzt wird er in der Regel nur mit einem Führer gemacht. Dabei ist auch kaum eine Gefahr, wenn der Führer tüchtig, das Wetter ganz sicher, und kein neuer Schnee auf dem Ferner ist. Die Unge-

fährlichkeit solcher Wege nimmt gleichsam zu, je häufiger sie von Reisenden und demnach auch von den Führern begangen werden; der Führer sieht den Ferner unter den verschiedensten Verhältnissen und kennt die Lage aller Klüfte schließlich so genau, daß bei sonst günstigen Verhältnissen ein Einbrechen auch nur des Führers nicht leicht zu befürchten steht. Anders ist das, wenn Nebel eintritt; dann gehört schon ein sehr kundiger Führer dazu, um nur im Allgemeinen auf dem Ferner die rechte Richtung einzuhalten, während kleinere Abweichungen vom gewöhnlichen Wege kaum zu vermeiden sind, womit dann auch natürlich die Gefahr des Einbrechens sich steigert; noch schlimmer, wenn der Ferner stark mit neuem Schnee bedeckt ist, und damit auch die Kennzeichen fehlen, an welchen der Führer das Vorhandensein der Klüfte auch unter altem Schnee leicht wahrnimmt. Dann wird es dem tüchtigsten Führer bei aller Vorsicht passieren können, daß er einbricht und damit auch den Reisenden in Gefahr oder wenigstens in die allerpeinlichste Situation bringt, wenn kein zweiter Führer mitgenommen wurde.

Es mag daher nicht überflüssig sein, zur Warnung einen Fall zu veröffentlichen, dessen erste Kenntniß ich einer gefälligen Zuschrift, des betreffenden Reisenden, Herrn S. aus Berlin, verdanke, während ich überdies vor einigen Tagen Gelegenheit hatte, mir das Abenteuer auch von dem Führer erzählen zu lassen.

Dieser, Andreas Pfurtscheller von Nanalt, ist zweifellos einer der tüchtigsten jüngern Führer im Stubai. Er hat seine Studien vorzüglich unter Leitung des längst rühmlich bekannten Führers Marger Graze gemacht; da ich in den letzten Jahren mit beiden mehrfach längere Fernerwanderungen gemacht habe, war ich oft Zeuge ebensowol von der Sorgfalt, mit der Graze den jüngern Genossen auf Alles, was dem Führer zu wissen nöthig, aufmerksam machte, als von der Gelehrigkeit des Schülers. Hatte „Anderl“ früher die seltener begangenen und gefährlichen Fernerwege meistens nur als zweiter Führer mitgemacht, so hat er in diesem Jahre auch schon als einziger Führer ein Meisterstück geliefert, indem er am 5. September einen Reisenden von Stubai nach Pfersj führte auf einem Wege, der von demjenigen, auf welchem er im vorigen Jahre mich und Graze begleitete, wesentlich abweicht, und den er nach einigen ihm von Graze gegebenen Andeutungen ganz anstandslos durchzuführen wußte. Für die Tour über das Bildstöckl zumal konnte seine Verlässlichkeit keinem Zweifel unterliegen; von frühern Jahren abgesehen, war es in diesem Sommer schon das zehnte Mal, daß er Reisende hinüberführte.

Am 25. Sept. 1871 in der Frühe wurde von dem gewöhnlichen Nachtquartier in der Mutterberger Alm aufgebrochen und in anderthalb Stunden der Ferner erreicht. Das Wetter war übrigens nicht gerade ungünstig; aber es lag frischer Schnee, dessen Menge sich weiter nach oben so vermehrte, daß er alle Unebenheiten des Terrains verbedete; zudem trieb ein stoßweise wehender Wind den Schnee in Wirbeln empor. Anderl verhehlte sich nicht, daß größte

Vorsicht geboten sei; obwohl Herr S. das kaum für nöthig hielt, bestand er auf Anlegung des zehn Klafter langen Seils in vollster Länge, damit möglichst großer Zwischenraum bleibe, und prüfte sorgsam mit dem Alpstocke, wo er irgend eine Kluft vermuthete. Schon war der größte Theil des Ferners zum Bildstöckl hinauf zurückgelegt, als ein dumpfer Schall den Reisenden aufschauen machte, und er den Führer vor sich versinken sah. Das Seil sichert bekanntlich sonst keineswegs nur dadurch, daß es nach dem Versinken die Möglichkeit des Wiederaufziehens bietet; in der Regel läßt dasselbe es vielmehr zu gar keinem Versinken kommen, indem die Bewegung nach abwärts dadurch gebrochen wird, daß das Seil den Einbrechenden nach vorwärts oder rückwärts zieht, ihm dadurch die Möglichkeit geboten ist, sich wenigstens einen Augenblick im Schnee anzuklammern, wo es dann selbst einem wenig kräftigen Begleiter leicht wird, ihn durch Ziehen am Seil so weit zu unterstützen, daß er sich ganz herausarbeiten kann. Ich bin mehrmals selbst eingebrochen oder habe Andere einbrechen sehen; aber nie kam es wegen der Unterstützung des Seils zu einem Herabsinken über halben Leib. Dazu ist nun freilich nöthig, daß das Seil straff gehalten wird; dann zieht es den Nachfolgenden beim Einbrechen von selbst vorüber, während es beim Einbrechen des Vorausgehenden nur eines Ruckes des Hintermanns bedarf, um ihm die nöthige Unterstützung zu gewähren. Das war hier nicht der Fall; um das Schleppen des Seils auf dem Schnee zu verhüten, hatte Herr S. dasselbe in mehreren Schlingen wohl nur lose mit der linken Hand gefaßt, die ihm sogleich entchlüpfte sein werden. Der Fall wurde damit nicht im ersten entscheidenden Momente gebrochen; statt einen Einhalt am Reisenden zu finden, wurde er desselben mächtig; auf dem Schnee liegend, sich fruchtlos mit Händen und Knien sträubend, wurde er rasch der Kluft zugezogen, bis er kurz vor der Oeffnung Halt gewann und nun, wie das natürlich war, nach Leibeskräften am Stricke zog.

Gerade das wäre, wie mir Anderl erzählte, beinahe verhängnißvoll geworden. Daß er in der Gegend einer größeren Kluft sei, hatte dieser wohl gewußt; aber die einförmige Bedeckung mit tiefem neuen Schnee, überdies die Schneewirbel, welche der Wind aufjagte, ließen nichts erkennen; er war lediglich auf das Tasten mit dem Stecken angewiesen. Die Kluft war im Allgemeinen mit einer hinreichend mächtigen Decke von altem Schnee versehen, welche aber einige Risse hatte, die ganz mit neuem Schnee gefüllt waren; er konnte das später von unten genau beobachten, da wohl der neue, nicht aber der alte Schnee das Licht durchließ. Nachdem er so eben mit dem Stecken noch genügenden Widerstand gefunden hatte und ihn etwas weiter vorwärts einsetzen wollte, kam er auf eine solche nur mit frischem Schnee bedeckte Stelle und brach dann natürlich ein. Er merkte sogleich, daß das Fallen und Gleiten durch das Gewicht des Reisenden wohl etwas gehemmt, aber nicht mehr zum Stillstand gebracht werden könne; daß er weiter auf eine Stelle zufuhr, wo alter Schnee in der Kluft lag, und demnach möglicherweise ein Haltpunkt gewonnen werden

könne. Fast unwillkürlich hatte er sogleich nach dem Messer gegriffen und hatte dasselbe bereits in der Hand, um das Seil zu zerschneiden, falls der Schnee unter ihm gleichfalls nicht halten sollte; denn es brauchte da keiner weiteren Ueberlegung, um sich sagen zu müssen, daß sie Beide rettungslos verloren waren, wenn er den Reisenden nachzog, während andernfalls doch dieser gerettet, und für ihn selbst die Rettung wenigstens noch möglich war. Aber der Schnee hielt; sich anstemmend, gewann er etwa sechs oder sieben Klafter unter der Oberfläche Halt und damit auch, wie gesagt, Herr S. Als dieser nun aber anfang zu ziehen, wurde die Situation wieder kritischer; der Raum, auf dem Anderl sich hielt, war sehr klein; nur mühsam behauptete er seinen Stand und mußte befürchten, durch das Ziehen denselben zu verlieren; während er dem Reisenden, der ihn nun verstand, zurief, nachzulassen, hatte er zugleich das Seil losgeknüpft.

Damit war nun wol die erste Gefahr vorüber; aber die Lage blieb übel genug. Die Kluft war hier mehrere Klafter breit, von einer dicken Lage alten Schnees überwölbt; da das Seil in diesen beim Ziehen einschneiden mußte, war es nicht einmal möglich, hier das Gepäck heraufzuziehen; noch weniger war für Anderl daran zu denken, hier wieder an die Oberfläche zu kommen. Nachdem dieser die Gestalt der Kluft, so weit das wenige einfallende Licht das gestattete, durchmustert hatte, wies er Herrn S. an, das Seil heraufzuziehen und fünf Klafter weiter rechts in der Richtung der Winacherspizze ein anderes Loch aufzustößen. Dieser führte das nicht ohne große Mühe, da die Schneedecke über eine Elle dick war, mit dem Alpstocke aus. Inzwischen war es Anderl gelungen, jeden Haltpunkt benutzend und mit dem Messer Stufen machend, sich bis dahin durchzuarbeiten; es wurde ihm das dadurch erleichtert, daß ziemlich in der Höhe seines ersten Standpunkts die Kluft sich schräg unter das Eis hinabzog. Es wurde nun zuerst versucht, das Gepäck heraufzuseilen. Zwei Mal mißlang das, da das Seil immer noch in den Schnee einschneitt; erst nachdem die Eiskante möglichst frei gelegt war, hatte ein dritter Versuch bessern Erfolg.

Aber Anderl war noch unten und erklärte jetzt, daß für ihn dort kein Weg sei; die Kluft war noch zu breit, um ein Hinaufklettern zu gestatten, während vorauszusehen war, daß Versuche, ihn freihängend heraufzuziehen, nur dazu dienen könnten, das Seil an der Eiskante zu ruiniren. Auf die Frage, was denn nun zu thun, antwortete Anderl: „Nehmen Sie vor allem einen recht tüchtigen Schluck aus der Flasche, denn es gibt noch harte Arbeit.“ Herr S., dessen bereitwillige Bemühungen Anderl nicht genug zu loben weiß, stieß dann an der ihm bezeichneten Stelle eine dritte Oeffnung. Nun begann die Hauptarbeit. Es handelte sich zunächst darum, einen Vorsprung an der unten noch ziemlich weiten Kluft zu erreichen. Indem Anderl Herrn S. anwies, zu ziehen, was er könne, während er von unten durch Einstemmen des Stockes nachhalf, gelang das glücklich. Er arbeitete sich dann langsam, durch das Seil unterstützt, stemmend und kletternd nach oben. Endlich kamen oben Hand und Gesicht

zum Vorschein, die Sache schien beendet. Da aber zeigte sich, daß die Oeffnung noch zu klein war. Mit aller Kraft mußte sich Anderl unter derselben anstemmen, um nicht wieder in die Tiefe zu gleiten, während Herr S. die Oeffnung erweiterte, den Schnee auf ihn hinabstoßend. Endlich, nachdem auch das geschehen, bedurfte es nur noch einer letzten gewaltigen Anstrengung, nach der sich Beide oben auf dem Schnee nebeneinanderliegend fanden. Seit dem Einbrechen war über eine Stunde verflossen. Bei einer Revision ergab sich, daß die Sache überaus glücklich abgelaufen war. Anderl hatte sich am Kopf ein paar Beulen geschlagen, weiter beim Hinaufklettern an den scharfen Vorsprüngen des Eises die Hände blutig geschunden, welche überdies wegen der Kälte stark aufgeschwollen waren; sein Hut war gleich anfangs in's Bodenlose entleert, den Alpstocken hatte er zurücklassen müssen, nachdem er ihm zum Aufschwimmen auf dem Vorsprung der Kluft gebient hatte, die Schneibrille hatte sich in der Tasche durch das Anstemmen zerdrückt; sonst war Alles in Ordnung. Herr S. meinte, man werde besser thun, zurückzukehren; Anderl fand dazu keine genügende Veranlassung, der Weg wurde programmäßig fortgesetzt, nur auf der Oetzthaler Seite, da sich doch einige Fernerscheu eingestellt hatte, das Betreten des Winacher Ferners vermieden, die ganze Tour aber, von jenem Zwischenfalle abgesehen, rasch und glücklich vollendet.

Wie viele günstige Umstände dazu gehörten, daß die Sache so glücklich ablief, wie viele Sorge und Mühe dem Reisenden auch unter diesen Umständen erspart worden wären, wenn ein zweiter Führer zur Hand gewesen, bedarf kaum einer Ausführung. Vor allem wäre damit der Reisende selbst nicht in die Gefahr gekommen, nachgerissen zu werden, der er nur mit knapper Noth entging; der ihm nachgehende zweite Führer würde zweifellos die unfreiwillige Bewegung sogleich zum Stillstande gebracht haben. So wacker weiter Herr S. auch gearbeitet hat, um Anderl herauszuhelfen, so wenig ist das doch eine Aufgabe, der ein mit den Fernern nur wenig vertrauter Tourist im Allgemeinen gewachsen zu sein pflegt; jedenfalls ist sie für ihn ungleich beängstigender und mühevoller. Ich erinnere mich selbst noch wohl, in einer wie peinlichen Situation ich mich befand, als mir vor Jahren beim Uebergange über das Pitzthaler Jöchel auf dem Nettenbacher Ferner der Führer einbrach, welche Mühe es mir machte, ihm die nöthige Hülfe zu gewähren, obwol er gar nicht einmal ganz eingefallen war, sich mit den Händen noch am Rand der Kluft angeklammert hielt, wobei freilich die Unterstützung des Seils fehlte. Ich habe es mir seitdem zum Grundsatz gemacht, auf Wegen und unter Verhältnissen, wo man auf ein Einbrechen überhaupt gefaßt sein muß, nicht bloß immer am Seil, sondern auch immer mit einem zweiten Führer zu gehen. Man vergegenwärtige sich nur, wie peinlich die Lage des Herrn S. geworden wäre, wenn Anderl sich genöthigt gesehen hätte, das Seil abzuschneiden, oder wenn die Gestaltung der Kluft weniger günstig, der Führer weniger umsichtig und gewandt gewesen wäre, so daß es sich unmöglich gezeigt hätte, ihn ohne weitere Hülfe wieder heraufzubringen.

Es wäre jenem nichts übrig geblieben, als allein den Rückweg zu der drei Stunden entfernten Mutterberger Alm einzuschlagen, um dort Hülfe zu holen; er hätte diesen Weg größtentheils über einen Ferner zurücklegen müssen, der voll von Klüften ist, deren Lage er nicht kannte, deren Kennzeichen durch den frischen Schnee verdeckt waren, während es ihm auch kaum möglich gewesen sein würde, sich in den alten Fußtapfen zu halten, da diese der durch den Wind aufgewirbelte Schnee gewiß längst verwischt hatte; wäre da ein glücklicher Ausgang auch nur irgend wahrscheinlich gewesen?

Wann auf solchen Touren, selbst bei vollster Verlässlichkeit des einen Führers, noch ein zweiter mitgenommen werden sollte, das läßt sich freilich in allgemein gültiger Weise nicht beantworten. Es kommt da einmal viel auf die Witterungsverhältnisse und auf die Schneebedeckung an. Es kommt da weiter aber auch sehr viel an auf die zu führenden Reisenden. Handelt es sich um Reisende, welche oft Fernerwege gegangen, mit den Eigenthümlichkeiten derselben vertraut sind, so wird, zumal wenn mehrere Reisende dieses Schlags zusammen sind, ein Führer durchweg genügen können. Bei Fernerwegen aber, welche, wie der über das Bildstöckl, am Beginn einer vielbegangenen Route liegen, wird man mit der Annahme kaum fehl gehen, daß die größere Hälfte der Touristen, welche ihn machen, bis dahin nie einen Ferner betreten, von einem solchen nur sehr unklare Vorstellungen haben. „Da sieht man denn nicht ein, was der zweite Führer noch soll, wenn der erste den Weg hinreichend kennt“; da sträubt man sich gegen das Anbinden, „das man auf der ebenen Schneefläche für ganz überflüssig hält“. Wie groß da die Unbekanntschaft mit der Natur der Ferner sei, wie leicht dann selbst bei umsichtigster Führung ein Unglück geschehen könne, hat mir recht deutlich ein früher erlebter Vorfall gezeigt, der immerhin hier eine Erwähnung verdienen mag.

Am 8. August 1864 bestieg ich den Großvenediger; in Pregratten hatte ich Begleiter gefunden an den Herren F. aus Wien und N. aus Sachsen; wir hatten drei Führer bei uns, von welchen der treffliche Schmied Bloner im Wesentlichen die Expedition leitete. Da die Spitze in jenem Jahre vorher noch nicht bestiegen war und sich seit dem vorigen Herbst doch mancherlei geändert haben konnte, so schien es mir, sobald wir die höheren schneebedeckten Theile des Mollwikkeeses erreichten, rathamer, das Seil anzulegen, wenn auch der Schmied versicherte, es sei zunächst von Klüften noch nichts zu fürchten. Der Schnee war ziemlich weich, das Gehen in demselben wegen des tiefen Eintretens unbequem. Herr N., der nie eine ähnliche Partie gemacht hatte, fühlte sich bald ermüdet, hatte die sonderbare, ihm nicht auszurebende Idee, daß daran lediglich das Seil Schuld sei, und verlangte endlich, von demselben losgebunden zu werden, da dasselbe ja doch keinen vernünftigen Zweck habe. Wir hatten in diesem Falle nichts dagegen; wo vier Personen vorausgegangen waren, war für die Nachfolgenden nicht leicht mehr etwas zu fürchten; er wurde losgebunden, angewiesen, sich in unsern Fußtapfen zu halten, während einer der Führer ihm nachfolgte.

Beim Umgehen des Hemmentkopfes gewahrte der Schmied eine, wie er sagte, im Jahre vorher noch nicht vorhandene Kluft. Er stieß sie sorgsam bis an die beiden Eisränder auf; es bedurfte kaum eines Sprunges, sondern nur eines etwas größern Schrittes, um sie zu überschreiten. Kaum war ich, der Letzte am Seil, hinüber, als sich ein durchbringendes Schreien hinter uns erhob. Als Herr N., der sich eine Kluft etwa wie einen Brunnen vorzustellen schien, an das Loch kam, sah er nicht ein, weshalb er denn gerade da hinüberhüpfen sollte, da ja rechts und links die schönste Straße sei. Ohne zu fragen, ohne nur so lange zu zögern, daß der hinter ihm gehende Führer auf seine Absicht aufmerksam werden konnte, ging er einfach links vom Loch durch und brach augenblicklich ein. Seine Rettung verdankte er lediglich dem Umstande, daß er schräg einbrach, seine Füße an der entgegengesetzten Wand der Kluft einen augenblicklichen Halt fanden, und so dem sogleich hinzuspringenden Führer, einem der Brüder Steiner, noch die Möglichkeit geboten war, ihn beim Rückfragen zu erwischen und festzuhalten, worauf es dann bald gelang, ihn ganz auf festen Boden zu bringen. Er trat eilends, ohne sich nur noch in irgendwelche Erörterungen einzulassen, mit seinem Führer den Rückzug an, während wir die Tour ohne allen weiteren Anstand vollendeten. Die Kluft, sich nach unten eher erweiternd, als verengernd, schien von ungewöhnlicher Tiefe zu sein; wäre er gerade herab durchgebrochen, so konnte es leicht um ihn geschehen sein. Sicher würde es dann nicht an Stimmen gefehlt haben, welche es versucht haben würden, den so überaus wackeren Führern von Pregratten einen guten Theil der Schuld aufzubürden. Meiner Ansicht nach durchaus mit Unrecht. Daß der Führer auch auf solche Unkenntniß der Natur der Ferner auf Seiten eines Touristen gefaßt sein soll, wie sie hier zu Tage trat, wird man nicht von ihm verlangen können; wollte man etwa geltend machen, er hätte den Touristen ausdrücklich aufmerksam machen sollen, daß er nicht neben dem Loch durchgehen dürfe, so würde man es schließlich auch als Pflicht eines sorgsamten Führers hinstellen können, am Rande jeder steilen Felswand den Reisenden aufmerksam zu machen, daß man über den Rand nicht hinaustreten dürfe, weil die Luft keine Balken habe.

Während manche Touristen mit einer, gewiß ebenso oft aus Unkenntniß, als aus übermüthiger Waghalsigkeit hervorgehenden Sorglosigkeit über die Ferner dahin schlendern, haben andere wieder die übertriebensten Vorstellungen von der Gefährlichkeit einer Fernerwanderung. Man wird aber gewiß sagen dürfen, daß mit zwei Führern und guten Stricken ein Fernerweg ebenso ungefährlich ist, als jeder andere Gebirgsweg; handelt es sich um unbekannte Wege, so wird man möglicherweise nicht durchkommen, aber von einer durch die Eigenthümlichkeit der Ferner bedingten Gefahr kann auch da dann nicht füglich die Rede sein. Und gar häufig kann auch der zweite Führer recht wohl entbehrt werden. Wenn das aber unbedenklich der Fall sein mag, das hängt nicht bloß von der besondern Beschaffenheit des Weges ab, sondern auch von manchen andern wechselnden

Umständen, unter welchen mir die größere oder geringere Vertrautheit der Reisenden mit Fernerwegen nicht der am wenigsten zu beachtende zu sein scheint. Diese Umstände in ihrer Gesamtheit wird in der Mehrzahl der Fälle ein erfahrener Führer besser beurtheilen können, als der Reisende; erklärt jener, daß er es für bedenklich halte, ohne zweiten Führer zu gehen, so werden die Reisenden auch wohl thun, die damit verbundene Auslage nicht zu scheuen, wollen sie sich nicht der Gefahr aussetzen, in eine so peinliche und gefährliche Lage zu gerathen, wie ich sie oben nach den mir gewordenen Mittheilungen schilderte. Dienen diese Zeilen dazu, vor zu großer Sorglosigkeit zu warnen, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

Innsbruck, 20. October 1871.

Julius Ficker.

Im Heimgarten.

Bild aus dem Tiroler Volksleben von J. Günther.

Loßt's, wie Sturm und Wahnwind hausen!
Schar die Hütten nimmt's dar mit,
Z dar Weiten z' sein heunt außen
Wünschst i mein' Feinden nit.

Gor soan Hund sollst außi locken,
's ist frod zu'n Darfriarn kost,
Gleim ban worman Ofen z'hoßen
Ist mein Dad heunt's Feinsti bolb.

Do thuast nicht vun Wöttar spüren,
Nochst dein Türgen o mit Ruah;
Wostele, du thuast nochi schüren,
Gelt, Rönl, du darzöhlst dazua?

Lutterotti: Frau Hütt.

Das einfache Abendessen, wie es der Oberinntaler Bauer kennt, ist vorüber; der Vater oder der „Rönl“ hat den nie versäumten Rosenkranz abgebetet, hat auch nicht vergessen für ein Duzend Heilige eine entsprechende Zahl von Vaterunsern anzuhängen jedes Mal mit dem Zusatz: „Dear Vaterunsfer gheart 'n heiligen Florian und dear der Muater Gottes vun Wiesenkopelle.“ Draußen heult der Novembersturm und rüttelt an den festgeschlossenen Fensterläden, wühlt unter den Schindeln des Daches und treibt die wirbelnden Flocken um's Haus. Doch drinnen in der großen Stube ist es gar gemüthlich.

Das Rannele hat tüchtig „eingekentet“, daß dem alten Kachelofen ganz tropisch zu Muthen wird; dennoch kann es sich der „derstorne“ Lois nicht ver-

sagen sich daneben auf die Ofenbank zu legen, dem siebenzigjährigen Nönl kann man es nicht verdenken, wenn auch er dort sein Plätzchen sucht. In der Wand neben dem Ofen ist ein Eisenrost eingelassen, darauf legt dieser die kleingespaltenen Holzstücke der Kranebittstaube*), und bald flackert im „Kemig“ (Kamin) ein lustiges Feuerlein, das nicht raucht, einen angenehmen dieser Pflanze ganz eigenthümlichen Geruch ausströmt und gerade genug Helle verbreitet, daß das Weißbvolk zum Spinnen sieht und der Michel zum „Türgen“ abmachen. Der hat sich auf einen niedrigen Schemel gesetzt, vor ihm steht ein Stargefäß mit einem darüber genagelten Eisenstab, an dem die Türkenkolben, die in einer „Reuter“ daneben stehen, gerieben werden, daß die losgebrochenen Körner in das Gefäß fallen. Der Kleinste, der noch einen Winter in die Schule gehen muß, hat sich neben dem Nönl postirt, holt von Zeit zu Zeit einen rothbackigen Zwiebelapfel, den er aus seiner „Maung“**) mitgenommen, aus der Tasche hervor und brät ihn in den Rachelvertiefungen des Ofens. Zwischenhinein blinzelt er manchmal nach dem Nönl hinüber, ob der nicht bald seine Pfeife ausgeraucht hat und es neben sich legt, in welchem Fall es in Beschlag genommen wird, um ihm den so seltenen Genuß eins zu schmauchen zu verschaffen. Es ist auch zu verlockend. Der Lois und der Michel raucht und 's Annele und die Mena (Filomene) haben ihre Pfeife in Brand gesetzt, und er ein Bub', der schon bald die Evangelien lernen muß, sollte zurückbleiben? Kann er noch nicht dazu kommen, so unterzieht er als Entschädigung dafür eine respectable Zahl von Bratäpfeln einer eingehenden Analyse, freut sich vielleicht auch auf den kommenden Nicolaus und sinnt nach, ob es nicht in den Bereich der Möglichkeit gehöre, daß ihm bei dieser Gelegenheit der „Klaubau“ eine Ruthe einlege; hat er nicht des Nachbarn Franza (Franziska) erst vor drei Tagen über Gebühr mit Schneebällen tractirt, und wenn man erst wüßte, daß er des Rädermachers Holzstoß umgeworfen — aber nein, das weiß Niemand. Solchen düstern Reflexionen sich hinzugeben, hat er aber nur Zeit, wenn, wie es Anfangs wol sein kann, kein „Gspocht“ laut werden will, wenn man nichts in der Stube hört, als das Schnurren der Spinnräder, das monotone Geräusch der geriebenen Türkenkolben und das heimliche Knistern des Kemigfeuers. Wie eine Wolke zieht der Tabakqualm durch die Stube, und man glaubt es ordentlich sehen zu müssen, wie die heiße Luft hin- und widerfluthet. Ja, gleich nach dem Rosenfranz ist es oft langweilig, und wenn nicht bald etwas Aufmunterndes, am Besten etwas Lustiges auf's Tapet gebracht wird, so kommt das „Pechmann“ viel zu früh, und wenn das um die Ofenbank schleicht und zu dem Stuhle der Spinnerin tritt, dann beginnt der Lois zu schnarchen, und das Annele kann nicht fertig werden mit dem Anknüpfen des Fadens, so oft reißt er ihr.

*) juniperus communis.

**) Maung = geheim gehaltener Ort zur Aufbewahrung des Obfies.

Da zum Glück trampelt etwas auf der Hausflur, man merkt, daß sich Jemand den Schnee von den Schuhen streift, und dann kommt noch Jemand, aber der tritt solider auf. Die Stubenthüre öffnet sich: „Grüß Gott Tönl! Grüß Gott Moidl! Grüß Gott miteinander!“ Schmieds Tönl setzt sich neben den Vater, und seine Schwester, die Moidl, zieht das Strickzeug heraus, nachdem sie neben der Mena Platz genommen. Es trifft sich sonst nicht oft, daß die Geschwister miteinander gehen; doch wenn der Tönl, wie heute in den Heimgarten geht, dann passiert es der Moidl regelmäßig, daß sie der Mena etwas Wichtiges auf dem Kirchweg zu sagen vergessen hat, etwas von einer neuen Putzkappe oder von dem blaugestreiften Seidenfürtuch, ob es nicht zu breit sei für einen Festtag; daß der Michl ein sauberer Bursch ist, wohl der „wachste“*) im ganzen Dorf, und daß er das Heimathl kriegen wird, weil er der älteste ist, kommt, versteht sich, nur beiläufig in Betracht. Zwar Moidls Tota**) will gemerkt haben, daß ihr Totenkind (Päthenkind) merkwürdig oft von Michl etwas zu reden hat, was für einen Sack Erbpäpfel der tragen könne, und daß er gerade ihr beim Grummeln (Flaschbrechen) seine „Handenvoll“ zugeworfen, und wie die Trina den Mund verzogen, als sie das gesehen. Daraus will die Tota mancherlei ableiten: wie halt die Leute sind.

Zwischen der Mena und dem Tönl hat es ohnedem seine Wichtigkeit. Hatte ihr doch der „Alte“ erlaubt, mit ihm am letzten Portiunkula-Sonntag (erster Sonntag im August, wo die Bauern des Oberlands ihre Weiber und die Buben ihre Mädels in's Gasthaus führen) auszugehen. Das weiß das ganze Dorf. Drum hat sich der Tönl zu seinem künftigen Schwiegervater gesetzt und erzählt ihm, was am letzten Markt in der Stadt das Star Erbpäpfel gegolten, und daß der Türken um fünfzig Kreuzer aufgeschlagen hat.

„Wir haben noch zweihundert Star auf dem Boden liegen, aber das kann warten, er muß noch höher hinauf“, schließt er. Dabei nimmt er eine möglichst kalte und gleichgültige Mine an.

Der Schwiegervater bemerkt leicht, daß Tönl's Leuten an den „paar Kreuzern“, die sie möglicher Weise verlieren könnten, nicht viel liegt. Die können warten, denkt er sich, ja das ist das Rechte: warten. „Der Türken wird noch drei Gulden werden“, sagt er dann laut und wie als Echo seines Gedankengangs setzt er hinzu: „Ja, ihr könnt warten.“

Nun wird der Reihe nach der Preis des Korns, der Gerste und des Hafers, des Leinsamens und der Rüben durchgenommen. Auch die Moidl hat dem Michl allerhand zu fragen, was es Neues gibt „3' Sprugg“ (in Innsbruck). Er fährt nämlich mit Erbpäpfeln in die Stadt. Er erzählt ihr dann von den „g'spassigen“ Mäden, von den prächtigen Läden und dem neuen Militär. Aber unvermerkt kommen sie wieder auf sich selbst zurück. Sie weiß gar prächtig mit

*) wach, aus dem Althochdeutschen = sauber in Gestalt und Kleidung.

**) Tota — Taufpathe.

einfließen zu lassen, wie viel Weinwand bereits ihre Truhe enthält, daß ihr der Vater den prächtigen Rainacker geben will.

„Weißt Du den, wo wir „feart“*) den schönen Weizen gehabt haben. Wenn ich heirathe, bekomm ich ihn mit. Aber mein Gott, ich und das Heirathen kommen nicht zusammen.“

„Warum nicht“, meint der Michel und blinzelt ein wenig und lächelt verschlagen. „Meinst Du, man wisse es nicht, wie Du immer im Garten zu thun hattest, wenn der Müller Seppel vorbeifuhr?“

„Der Müller Seppel?“ meint das Mädel, „das wäre mir der Rechte, tagelang im Wirthshaus zu sitzen, trägt es denen auch nicht. Das Gespreizthum brauchte es bei dem gar nicht, „nacht“**) hätte er mich beinahe nicht angerebet.“

So necken sich die Zwei eine Zeit lang herum und wissen bereits recht gut, wie viel es bei ihnen Beiden geschlagen hat. Vielleicht erfährt es schon den nächsten Fasching die gläubige Gemeinde, wenn der Pfarrer den Ehrsamem und die Ehrsame von der Kanzel wirft“***). —

Sind einmal die Leuten im „Heimgarten“ so unter sich im Reinen, so schließt der ganze Kreis eine heilige Allianz gegen die Nachbarschaft; namentlich, wenn einem oder dem andern ein Unglück zugestoßen ist, oder auch wenn ihn ein unverhofftes Glück getroffen, dann kann auch der zopfigste Gymnasiallehrer sich nicht über Mangel an Gründlichkeit beklagen, mit der das:

„quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?“
erörtert wird. Wer unsere Bauern kennt, wird nicht die Wahrheit des Spruches bezweifeln:

„Wenn's draußen regnet, ist die beste Zeit
Für die Hennen zum Scharren und Krähen;
Geht's dem Nachbar schlecht, ist's im Heimgarten laut,
Und am Brunnen gib't's viel zu schwätzen.“

Das liebliche Fraubasenthum florirt in der Stube, wo der nächtliche Oberinthalser Heimgarten sich versammelt, wie beim thé dansant der Frau Professorin in der Residenz. Noch viel lebhafter und lauter geht es her, wenn der Dorfschulmeister oder der Bader (Dorfschirurgus) da ist und die Zeitung vorliest.

Was der „Garabaldo“ wieder angestellt hat, interessirt das Völkchen ungemain. Von seinem Feldzuge gegen Oesterreich und die italienischen Fürsten wird das Fabelhafteste und das Märchenhafteste geglaubt.

„Aber zu uns herein kommt er doch nicht, nein, gewiß nicht, die Wälschen sind doch nichts gegen unsere Schützen.“

Das Vertrauen auf die Verzüglichkeit, ja Unbesiegbarkeit unserer Landwehr und des Tiroler Jägerregiments ist noch immer ein unerschüttertes, und es ist

*) feart — voriges Jahr; voarfeart — im vorvergangenen Jahr.

**) nacht — gestern; voarnacht — vorgestern.

***) Humoristischer Volksausdruck für das kirchliche Aufgebot.

auch nicht unbegründet. Die Ereignisse von 1848, 1859 und 1866, in denen Tirols Wehrkraft eine so ehrenvolle Rolle gespielt hat, haben eben dieser patriotischen und sicher ehrenwerthen Volksanschauung neue Stützen verliehen. Sie ist in Fleisch und Blut übergegangen.

Bei dieser Gelegenheit kann es der Mönl nicht verwinden, auch von seinen Kriegserinnerungen von 1809 zu sprechen, und meint, Alles das von jetzt sei pure Lumperei gegen die Dinge von damals. Ja, er wird ganz lebendig, fast jugendlich feurig, wenn er darauf zu sprechen kommt, wie sie die Franzosen am Berg Isel „gewischt“ haben. Er weiß noch recht gut, wie sie seines Vaters Haus angezündet, die rothen Hosen, während Weib und Kind in einsichtigen Berghöfen mühsam Unterkunft gefunden. „Aber“, setzt er seufzend hinzu, „besser haben wir es uns nicht viel gemacht, der Franzl (Kaiser Franz) wird nicht Alles gewußt haben, doch von dem, was man uns versprochen, ist wol blutwenig gehalten worden.“

Natürlich wird dann der Regierung, den „Hearan“ eins versezt, die der Bauer fast durchweg und zum Theil mit Grund als seine geschwornen Feinde betrachtet, und zur Zeit der alleinseligmachenden Reaction hatte der Landmann nur zu viele Gelegenheit, die Federfuchseri in der Justiz und Verwaltung gründlich hassen zu lernen. Ich kann hier unmöglich die Ausdrücke wiedergeben, wie sie bei dergleichen Anlässen gleich den draußen wehenden Schneeflocken Einen umwirbeln. Regelmäßig wird auch der alte Sünder Napoleon III. arg mitgenommen. „Das ist gar der ärgste Spitzbub“; darüber ist Alles einig. Daß sich der Bauer auch für auswärtige Politik, besonders Kriege interessirt, hat neben andern auch noch den Grund, weil er recht gut zu rechnen versteht, wo es seinen Vortheil gilt. Er weiß, daß in solchen Fällen nicht nur die schweizer und italienischen Viehhändler in's Land kommen und ihm dasselbe vom Stalle weg abkaufen, wobei er außer dem erhöhten Verkaufspreise auch noch die Unkosten erspart, die ihm erwachsen wären, wenn er seine Waare hätte zum Markte treiben müssen, sondern daß die Lebensmittel im Allgemeinen in die Höhe gehen, und er manchen Gulden mehrfach dabei heraus schlagen wird. Darum gewinnen Discussionen über Krieg und Frieden stets ein sehr lebhaftes Colorit, aber auch hier muß mich der Leser entschuldigen, wenn ich trocken referire, statt die Bauern selbstredend einzuführen, da die Dorkheit, ja oft Nothheit deraartiger Debatten in einem Blatte für Gebildete sich doch gar zu eigenthümlich ausnehmen würde.

Geistergeschichten und Abenteuer mit Hexen „aufzuführen“ ist jetzt schon viel seltener geworden. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“ Die jüngere Generation ist schon viel zu skeptisch dazu. Doch ganz aus den Gemüthern ist darum der Aberglaube noch nicht verschwunden, und gewiß findet einer, der erzählt, wie der und der Vater einen Geist gebannt hat, immer noch ein halbwilliges Auditorium. Früher hat der Mönl wohl oft seinem Vater und Großvater nach erzählt, wie ein reicher Bauer aus lauter Weiz die

Marksteine verrückt hat und dann als feuriger Mann, den glühenden Markstein in der Hand, hat umgehen müssen. Besonders in den heiligen Zeiten im Advent und in der Fastenzeit war er zu erblicken und rief in einem fort: „Wo hin? Wo hin?“ Da begegnete ihm einmal einer, den das ewige Schreien ärgerte, und der rief ihm zu: „Teufels Schwanz, thu' ihn hin, wo du ihn her hast“, und von der Stund an war der Geist erlöst. Doch, wie gesagt, jetzt, namentlich im Hauptthale des Inn, kommt dergleichen im Heimgarten wenig mehr vor. Vom Teufelbannen, daß er einen Sack Geld bringt oder eine einträgliche Kunst dem Beschwörer lehrt, sowie von dem zaubergewaltigen „Gertraudenbüchlein“ mag man schon gar Nichts mehr wissen.

Ist der Vater gut aufgelegt, so bringt er auch wohl eine Flasche mit Kornbranntwein oder wenigstens „einen Erbpfeiler“ aus der Nebenkammer, und das Glas geht der Reihe nach herum. Die Oberinntaler Mädchen thun dann auch gar nicht spröde, wenn sie die Reihe trifft, und das verschämte Rippen unsrer Stadtbämdchen vertritt dort ein resoluter Schluß, vorzüglich, wenn es einer der „Bua“ zubringt.

Ist einer unter den Heimgartenleuten, der Zitherschlagen kann, so gibt es eine anständige Abwechslung. Natursänger trifft man überall. Selten, daß größere Gedichte, eigentliche Lieder gesungen werden; am Gewöhnlichsten ist immer noch das Trutzlied, das die etwas Schlagfertigen bei der Einfachheit seiner Form auch gern improvisiren. Hier findet sich die beste Gelegenheit einen Mißliebigen aufzuziehen oder sich mit den Mädels herumzunecken.

Gegen zehn oder elf Uhr bricht man gewöhnlich auf, allmählich verschwindet der Rauch aus der Stube, da jeder seine Portion mit hinausnimmt, die Spinnräder stoßen, der abgemachte Türken steht in der Ecke. Der Nönl löscht, nachdem Alle schon fort sind, und er eine gute Zeit noch allein dem Spiel der verlöschenden Flammen zusehen hat, auch noch die letzten Fünkchen und humpelt dann in seine Schlafkammer, wo er noch lange, da das Alter so wenig Schlaf hat, dem brausenden Sturme zuhört, der noch immer sein Unwesen treibt. Vielleicht betet er auch noch ein paar Vaterunser für sein Weib, die schon seit manchem Jahr draußen liegt an der Kirchhofmauer!

Die Dreithor Spitze im Wettersteingebirge.

Von C. P.

Die bedeutendste Erhebung der bayerischen Kalkalpen erreicht im Wettersteingebirge ihren Höhepunkt, welches im Westen mit der Zugspitze (9369 W. F.) endigt. Kühn geformte und wild zerrissene Gipfel reihen sich in diesem Gebirgs-

stoße dicht aneinander. Das Auge findet keinen Ruhepunkt in dem Chaos von Trümmern und kahlen, hellglühenden Kalkfelsen, die ohne eine Spur von Vegetation gigantische Formen, kolossale Massen und die großartigsten Gebilde aufweisen. So sehr aber dieses Gebirge angestaunt und bewundert wird und eine große Anzahl von Fremden jährlich in das herrliche Loisach-Thal nach Partenkirchen und Garmisch lockt, so sehr auch die imposanten Felspartien des vordern und hintern Rainthals, sei es zum Zweck der Zugspitzbesteigung oder des Frauenalps mit dem Teufelsgraben (6757') besucht werden, so sind es doch nur Vereinzelte, welche es wagen, tiefer in die Wildniß hineinzubringen oder andere Zinnen und Gipfel zu erklimmen, als bloß die Zugspitze, die seit dem Bau der Knorrhütte und der ausgezeichneten Führung der beiden Brüder Roser schon in die Reihe der Touristenberge gekommen ist. Die früher verbreitete Ansicht, die Zugspitzbesteigung sei nicht lohnend, ist beiläufig gesagt, einer gegen-theiligen Meinung gewichen; das beweisen die oftmaligen Besteigungen.

Wenn nun zwar nicht in dem Maße lohnend wie die Zugspitze, so sind doch auch die andern Gipfel wie Alpspitz, das Frauenalpe u. a. ganz entschieden herrliche Punkte zur Aussicht in die weite Ebene und auf die Bergzinnen rings umher, zudem gewähren sie auch den Einblick hinab in die furchtbare, unnahbare Wildniß des Höllenthales und des obern Rainthales. Hier mischt sich in das Gefühl der Erhabenheit und Großartigkeit der Aussicht das Gefühl des Grauens und Schreckens!

Letzteres gilt ganz vorzüglich von der Dreithorsspitze. Sie bildet den höchsten Punkt des Wettersteins, welcher sich im Osten aus dem Isarthal beim Scharnigspass erhebt und in langgestreckter Kette — der Wettersteinwand — bis zu einer Höhe von 8670' emporsteigt, dann eine südwestliche Richtung in's obere Rainthal annimmt und mit einem wild zerrissenen Kamm von drei, in fast gleichmäßiger Entfernung voneinander sich erhebenden Gipfel, ähnlich einem Dreizack, schließt, der nach Norden in furchterlich steilen Wänden ins Raintal und im Süden ebenso jäh auf das „Leutascher-Platt“ abstürzt. Diese drei Gipfel, mit einem Namen die Dreithorsspitze genannt (unmittelbar an ihr vorbei führen schwierige Steige in die Leutasch), erheben sich um ein Bedeutesendes über den eigentlichen Wetterstein. Genaue Höhenangaben fehlen leider noch.

Von den drei Zinnen ist nur die südwestliche zu erklimmen, die zuerst der damalige Forstwart Rindl aus Grasseck erstieg. Im Jahre 1860 wurde sie zum zweiten Male bestiegen, und seitdem unternahm es weder ein Einheimischer noch ein Fremder sie zu erobern — man hielt sie für unersteiglich. Wieweit und inwiefern dies seine Richtigkeit hat, soll hiemit gezeigt werden.

Die bis jetzt unternommenen Besteigungen geschahen jedes Mal von einer andern Seite. Der erste Besteiger soll sie von der nördlichen Seite unternommen haben, was aber nach der jetzigen Gestaltung der Felsen absolut reine Unmöglichkeit ist. Mein Führer Joseph Roser, der die Spitze im Jahre 1860

bestiegen hat, konnte sie nur von der südlichen Seite vom Leutascher-Platt aus erreichen.

Als ich im Jahre 1868 die Zugspitze und 1869 die Alpspizze, das Teufels-g'säß und Frauenalpe erstieg und vom Leutascher-Platt durch's Dauterthal in die Leutasch hinunterging, wick mein Auge nicht von der imposanten Gestalt und der trostigen Wildheit der Dreithor Spitze, die ich fast beständig vor Augen hatte. Auf meine Frage, warum denn die für einen Bergsteiger so verlockende Spitze nicht bestiegen würde, wurde mir stets geantwortet: „Da hinauf könne man nicht steigen.“ Ich drang nun schon damals in meinen Führer, im nächsten Jahre probiren zu wollen, ob denn wirklich die Spitze unersteiglich sei. Die Besteigung mußte aber auf ein Jahr verschoben werden, da ich wichtigere Aufgaben zu lösen hatte, als Bergeszinnen zu erobern. Statt den Fuß auf eisige Berggipfel zu setzen, schritt ich über Frankreichs blutgetränkte Fluren hin.

Nun aber erwachte in diesem Jahre (1871) von Neuem der Trieb, den mit dem Nimbus der Unersteiglichkeit umgebenen Riesen zu bekämpfen.

Den 24. August trat ich in Garmisch ein, und mein bewährter Führer Joseph Koser erklärte sich mit Freuden bereit, das schwere und gefährliche Werk mit mir zu unternehmen. Nächsten Tag, den 25. August, Mittag 1 Uhr, brachen wir von Garmisch auf, mit allem Nöthigen gut versehen.

Unser Weg schlängelte sich an den Ufern der Partnach entlang, die wir in der bekannten Partnachklamm überschritten. Vorder-Graseck ließen wir links liegen und wanderten rechts über Matten, dann durch einen dunkeln, herrlichen Wald bis hinab an die Partnach und die Mündung des Ferkchenbaches, der tosend und schäumend über Felsen herab sich in die Arme der Partnach stürzt. Ein wildes, prächtiges Geschwisterpaar diese Partnach und der Ferkchenbach, echte Kinder des Gebirgs! Nachdem der Ferkchenbach überschritten, zieht sich der Weg noch geraume Zeit an dessen linkem Ufer entlang, bis er an einem herrlichen Wasserfall vorüber, zur Linken Mitter- und Hinter-Graseck auf dem bewaldeten rechten Ufer des Ferkchenbaches, in den Wettersteinwald führt. Der nun beginnende, etwas beschwerliche Anstieg wird durch den großartigen Anblick belohnt, der sich dem Wanderer bietet, wenn er den Wald verläßt. Ueber dunkle Wälder ragt jäh und wild der Wetterstein und rechts die Dreithor Spitze in ihrer völligen Nacktheit und Schroffheit empor — anscheinend ganz unbetretbare Wände. —

Wir gelangen nun zu dem erst kürzlich vollendeten, vortrefflichen, königlichen Reitweg, der zu dem unter dem Teufels-g'säß erbauten Hause führt, das Sr. Majestät zum zeitweiligen Aufenthalte dient. Da dieß schon ein Mal der Ungunst der Witterung und den heftigen Stürmen zum Raube gefallen war und bedeutenden Schaden gelitten hatte, arbeiteten eben Handwerksleute daran, es theils neu aufzubauen, theils seine frühere, prächtige Einrichtung wieder herzustellen. Auf dem mäßig ansteigenden Weg erreichen wir, an der Wettersteinalpe vorüber, die links zu unsern Füßen liegt, die Schachenalpe

(5620 W. F.) mit dem wundervollen Schachensee. Dunkelgrün, doch klar und rein wie ein Spiegel ruht dieser, umgeben von ernstesten Tannen, still und träumerisch in der Tiefe. Das Auge kann sich kaum trennen von dem geheimnißvollen Reiz des lieblichen Bildes, dessen tiefergreifende Schönheit einen großartigen Eindruck auf das Gemüth ausübt. An seinem Ufer steht die Behausung für die Dienerschaft des Königs und die Stallungen. Beim wettergebräunten, ernstesten aber doch ganz freundlichen Senner wird uns ein einfaches Abendbrod bereitet, und ein bescheidenes Plätzchen zur Nachtruhe angewiesen. Ich blieb vor der Sennhütte, so lange bis die Sonne untergegangen war, und betrachtete die hinter mir aufsteigende Schachen-Platte; anfangs stutzte ich wohl, als ich erfuhr, daß auf diesen Wänden unser morgiger Weg emporführe. Ueber den einige hundert Fuß tiefen schlummernden Schachensee erhoben sich die bewaldeten Berge des hintern Rainthales; zur Linken stiegen der Frauenalplekopf mit dem Teufelsg'saß, die Rainthalerschroffen und der Brunnthal Kopf mit dem Plattachferner der Zugspitze auf, geradeaus ragte, kühn in die Lüfte strebend, die hornförmige Alpspitze empor, zur Rechten zog sich das Loisachthal hin mit den Dolomitmassen des Kramer, im Rücken stieg die kolossale Wettersteinwand auf, deren verwitterte, weiße Kalkfelsen einen prächtigen Hintergrund zu dem herrlichen Bilde gaben. Nachdem ich so im Abendsonnenschein, der die höchsten Gipfel mit rothigen Tinten anhauchte, meine Betrachtungen angestellt, suchte ich einen Weg auf die Schachenplatte zu entdecken. Ein schmaler, grüner Streifen zog sich einige hundert Fuß in die Höhe, dann aber verschwand er, und nacktes Gestein trat an seine Stelle. Näh abfallende, wild zerrißene, kahle Felsen starrten entgegen. Anfangs glaubte ich, es sei unmöglich, da hinauf zu gelangen. Nach einigem Suchen fand ich aber Rinnfale von Schneebächen, die hier im Frühling herunterstürzen, und hoffte in ihnen unsern Weg gefunden zu haben. Meine Vermuthung war auch richtig: nur über, neben oder in diesen Rinnfalten, die aber arg verwittert sind, konnten wir ansteigen.

Für heute begab ich mich, da es Nacht zu werden begann, in die Sennhütte, wo ich mich mit Roser, dem Senner und einem Knaben von ungefähr 6—7 Jahren aus Tirol, der als „Rühbub“ hier diente, über alles Mögliche unterhielt. Eine gute Cigarre — seltener Genuß für einen Senner — erschloß seinen schweigsamen Mund, und das Gespräch dehnte sich einige Stunden aus. Doch wir wollten morgen schon beim ersten Tagesgrauen aufbrechen, und so suchte ich frühzeitig das Lager auf. Es war bald gefunden und hergerichtet. Die Nachtruhe konnte freilich keine recht dauerhafte und gute genannt werden, denn die verschiedenen, kleinen Unannehmlichkeiten und der heiße Rauch des Herdfeuers ließen mich wenig schlafen. So war ich froh, als es zu tagen begann, und das Frühstück — warmer Grog — eingenommen war, der in ganz primitiver Weise in der eisernen Pfanne, in welcher Abends vorher der Senner seine „Nocken“ gekocht, bereitet wurde.

Es war bereits $\frac{1}{2}5$ Uhr, als wir aufbrachen, denn vorher war die Dunkelheit noch zu groß, um die bevorstehende schwierige Felspartie überwinden zu können. Nachdem Gesicht und Hals tüchtig mit Glycerin eingerieben waren, traten wir den Weg an. Die Vorsichtsmaßregel, die Haut durch Glycerin unempfindlicher für den grellen Wechsel von Sonnenhitze und eiskalten Winden zu machen, ist sehr zu empfehlen. Der Semmer verabschiedete sich mit herzlichen Glückwünschen zu unserer Partie, und wir traten hinaus in die frische Morgenluft. Alles war noch in Dämmerlicht gehüllt, und nur die höchsten Zinnen strahlten in lichtem Kleide herüber, besonders war der Plattachferner von der Morgen Sonne wundervoll beleuchtet.

Ungefähr 10 Minuten von der Schachenalpe begann der Anstieg, Anfangs über eine stark geneigte, mit Krummholz bewachsene Halbe, die aber bald in nacktes Gestein überging, das äußerst scharfkantig und verwittert war. Nun wurde mir der Weg von Minute zu Minute immer klarer und deutlicher, ich erkannte aber auch die Schwierigkeiten desselben sehr wohl. Die Schachenplatte — der Name Platte ist sehr bezeichnend — besteht aus sehr steil abfallenden Felswänden oder Platten, deren Erstiegung ungemeine Aufmerksamkeit und festen, sichern Tritt erfordert. In sehr vielen Fällen nützte da der Bergstock nur wenig, es kamen mehr die Hände und Füße allein in Action, um mit ihnen an den glatten, abschüssigen Wänden hinaufzuklettern. An einigen Stellen sah ich mich sogar genöthigt, dem dicht über mir stehenden Führer den Bergstock hinaufzureichen, um mich dann selbst — auf diese Weise unbehindert — hinaufzuarbeiten. Auch kam es wol vor, daß mir Roser die Hand reichte, und ich, so festgehalten, mich rasch über die glatte Wand hinaufzuschwingen vermochte. Leider war ich nicht im Besitze eines Clinometers, doch möchte ich den Neigungswinkel der Schachenplatte auf 60° im Durchschnitt schätzen. An einigen Stellen war derselbe unbedingt noch größer, aber da ich eine sichere Zahl nicht festzusetzen vermag, glaube ich, ohne zu viel gesagt zu haben, mit 60° Neigung das Mittel gefunden zu haben.

Langsam und bedächtig stiegen wir aufwärts, immer höher und höher. Myositis und Leontodon fanden sich in seltener Farbenpracht, Fülle und Schönheit. Um $\frac{1}{2}7$ Uhr hatten wir die Höhe erreicht, und zu unsern Füßen breitete sich das Loisachthal aus. Aus dem Grün der Matten blickte, zwar noch in Schatten gehüllt, Garmisch und Farchant zu uns herauf, und drüber hinaus reichte der Blick bereits über das Ettaler-Mandl in die Ebene, wo mir der Staffelsee auffiel.

Doch unseres Bleibens war nicht lange. Eiskiger Wind zog von den Höhen der Dreithor Spitze herüber, die nun plötzlich wieder in ihrer schreckenerregenden Nacktheit und Schroffheit in überwältigender Größe vor uns emporstieg, von uns nur durch eine tiefe, breite Kluft getrennt. Ihre spitzen Zinnen und Zacken schienen sich im Blau des Himmels zu verlieren, ein wahrer Riesenbau der Natur! Einem gothischen Bauwerke, einem erhabenen, großartigen Dom

gleicht sie, dessen majestätisches Haupt klar und würdevoll, gleichsam nicht mehr dieser Welt angehörig, nur noch in überirdischen Regionen zu weilen scheint. Wie klein, wie nichtig ist doch der Mensch solchen Gebilden gegenüber!

Hier von dieser Seite die Dreithor Spitze ersteigen zu wollen, ist ein Problem, das wol nie gelöst werden wird, und ich zweifle sehr, ob es auch wirklich jemals gelöst worden ist! Schon der Versuch, ihr von hier aus zu nahen, wird vereitelt werden. Riesige Schutthalben, vermengt mit Schneefeldern, ziehen sich an ihren Abhängen hin, um sich dann in die Tiefe des obern Raintales hinabzusinken.

Wir steigen weiter. Die Sonne hat uns bereits mit ihren ersten Strahlen erwärmt, und die eisige Luft kühlte das von der Anstrengung erhitzte Antlitz. Wir lassen die Kuppe des Frauentalples zu unserer Linken und lenken unsere Schritte auf lauter schwierigen Geröllhalben zum Wettersteiner-Gatterl, zu unserer Rechten erhebt sich die Dreithor Spitze, links haben wir die Abstürze und Ausläufer des Wettersteins. Hier erreichen wir ein, auch in geognostischer Beziehung nicht uninteressantes Gebiet, besonders finden sich viele und seltene Arten von Versteinerungen. Noch eine steile Schutthalde zwischen mächtigen Felswänden hindurch, und wir sind auf der Passhöhe des Leutascher Thörls und haben damit die Höhe von 6800' überschritten. Unter uns, wohl 1000' tief, dehnt sich das Leutascher-Platt in seiner Breite von einer Stunde aus. Nichts als schneebedeckte Karrfelder zwischen hoch übereinander gethürmten Felsblöcken, nur riesige Schutt- und Geröllhalben erblickt das Auge — ein Bild der Verwüstung, ein Chaos von Trümmern und trostlosem, ödem Gestein. Ueber diese Wildniß erheben sich im Süden die Berge des Innthales, und über ihnen die eisigen Zinnen der Stubai- und Degthaler Gruppe, herrlich zeigt sich die kühn emporragende Habichtspitze. Links haben wir die drei Solsteinspizen und den Karwendel, in weiter Ferne aber erblicken wir die prächtigen Zillertthaler Ferner. Im Anblicke dieser entzückenden Aussicht machten wir eine kurze Rast, denn jetzt erst sollte der schwierigere Theil der Partie beginnen. Unmittelbar zu unserer Rechten erhob sich die Dreithor Spitze, von dieser Seite aus ebenso unnahbar wie von der Nordseite. Wir hatten nun zu untersuchen, auf welcher Seite wir uns ihr nähern konnten. Es blieb uns da nichts Anderes übrig, als auf das Leutascher-Platt über steile Felswände hinabzusteigen, uns dann gegen Südwest zu wenden und von dieser Seite den Anstieg zu forciren. Mein Führer war, wie schon bemerkt, nur ein Mal, vor 11 Jahren, oben gewesen, und seit dieser Zeit hatte sich gar manches Felsstück losgelöst, auf dem man, wenn auch mit Mühe, hätte ansteigen können.

Wir kletterten zuerst über lockeres Geröll und dann über äußerst steile, glatte Felsplatten hinab, die oft einen Neigungswinkel von 70° aufwiesen. Es erheischte das lockere Gestein, das sich unter unsern Tritten löste, die größte Vorsicht, und nicht ein Mal bloß kam es vor, daß unter unseren Füßen mächtige Felsstücke abrollten. Jeder Stein mußte geprüft und dann erst vorsichtig be-

treten werden. Koser recognoscirte das Terrain und sprach sich dahin aus, daß wir ganz hinab auf das Platt steigen müßten, indem die Wände zu steil seien und keinen Halt mehr böten. Also hinab mehrere 1000 Fuß!

Der Abstieg war glücklich vollendet. Wir befanden uns nun auf ziemlich stark geneigten Schneefeldern, die mit mächtigen Felsstücken und Geröll abwechselten. Es war bereits 8 Uhr, als wir langsam und bedächtig, fest in den Schnee eintretend, wieder empor wanderten. Bald war das letzte größere Schneefeld überwunden. Kurze Zeit gönnten wir uns Umschau zu halten und zu prüfen, wo der weitere Aufstieg erfolgen sollte.

Hoch über uns erblickten wir jetzt endlich diejenige von den drei Spitzen, die allein zu erreichen ist, und ich konnte auch mit freiem Auge bereits die „Stange“ erblicken, welche noch vom Forstwart herrührt. Da erklärte Koser, daß der Weg, den er früher gemacht, nicht mehr zu betreten sei, es hätten sich ungeheure Felswände gelöst, und man könne auf dem alten Weg unmöglich zur Spitze gelangen. Nun mußte ein neuer gefunden werden. Koser's geübtes Auge entdeckte auch bald die einzig mögliche Felswand, aber um diese zu erreichen, mußten wir stark nach links ausbiegen, eine mächtige, steile Geröllhalde überschreiten und uns zu einem ungemein stark geneigten Schneefelde hinarbeiten, von wo aus wir weiter zu bringen suchten.

Wir erreichten die Felswand. Zwischen Fels und Schneefeld, dessen Dicke weit über 5 Fuß betrug, theils auch auf dessen äußerster Kante kletterten wir empor, indem wir den Bergstock rechts an die Felswand stützten und mit den Füßen fest in die ganz schneidig zulaufende Kante des Schneefeldes traten, das zu unserer Linken in sehr starker Steigung auf das Leutascher-Platt abfiel. Auch dieß Mal hatte Koser recognoscirt und gesucht, wieweit wir auf der begonnenen Strecke kämen. Ich hatte einstweilen Gelegenheit, mir die zu meinen Häupten aufsteigenden Felswände zu betrachten, und ich muß gestehen, so furchtbar steil und so kolossal hatte ich mir sie nie gedacht. Alle die gefürchteten Stellen und Partien auf der Zug- und Alpspitze verschwinden vollständig vor diesen fast senkrecht abfallenden Wänden. Der Neigungswinkel betrug von hier aus beständig mindestens 70—80°, denn nicht etwa ein Mal oder an einzelnen Stellen, sondern ununterbrochen, bis wir auf dem Grat angelangt waren, befanden wir uns in einer solchen Stellung übereinander, daß mein Hut die Schuhe des Führers berührte. Ich maß an einigen Stellen auch die Basis, auf der mein Fuß zu ruhen kam, und fand, daß dieselbe nur drei Finger breit war. Hier kam das Seil in volle Anwendung, denn ein geringes Abrutschen oder ein unsicherer Tritt, und ich wäre in die Tiefe gestürzt. Hier kamen aber auch wirkliche Turnerübungen im Klettern, Balanciren u. dgl. vor.

Geraume Zeit ging es in dieser Weise aufwärts. Endlich hatten wir den Grat erreicht. Die Linke umfaßt noch den letzten höchsten Felsacken, der Körper schwingt sich hinauf — und in demselben Moment gleitet auch schon der Blick jenseits über den Grat in eine furchtbar gräßliche Wildniß und über noch jähere

Abstürze mitten in den Felsstobel des unvergleichlich wilden, oberen Rainthales hinab, das angefüllt mit riesigen Geröllhalben sich zum schauerlichen Gehänge des hintern Rainthalerschroffen, dem großen und kleinen Hundestall hinzieht und düster, von keinem Sonnenstrahl beleuchtet, in nächtlichem, grauenhaftem Dunkel tief, tief unter uns liegt. Wir standen nun auf dem Grat, der sich vor unsern Blicken noch mehrere 100 Fuß hoch kaum 1 Fuß breit hinaufzog. Unter uns zu unserer Rechten stürzten die Wände so jäh ab, daß wir den Platz unseres Aufstieges nicht sehen konnten; es mag dies einigermaßen die Steilheit der Wandbildung beleuchten.

Nun galt es auf einem, wie schon bemerkt, kaum einen Fuß, ja an manchen Stellen bloß $\frac{1}{2}$ Fuß breiten Grat anzusteigen, während zu unserer Linken und Rechten die Wände an einigen Stellen sogar senkrecht abfielen. Ein Umstand machte die an und für sich schon schwierige Partie noch unangenehmer — der starke Wind, der uns entgegenkam, gleich als ob der Geist des Berges uns mit unsichtbaren Händen abhalten wollte, sein ehrfurchtgebietendes Haupt zu betreten. Des Windes eisiges Wehen kühlte gar bald die von der Anstrengung erhitzten Glieder ab und verursachte unangenehmes Frösteln. Vorsichtig spähend und stets mit dem Bergstock das lose Gestein prüfend, schritten wir über die Felszacken weiter. Doch es wurde uns bald nicht mehr möglich, auf der Rinne des Berges zu bleiben; wir mußten uns links vom Grat an die Wand hinablassen, um weiter schreiten zu können, indem wir uns an die Felskanten anhielten und mit der Linken auf den vorsichtig vorgesezten Bergstock stützten. Von Schritt zu Schritt wurde die Wand- und Gratbildung gräßlicher. Roser ging voraus, um das Terrain zu untersuchen. Ich ließ mich einstweilen, an eine Felskante gelehnt, nieder.

Zu meinen Füßen, welche eine ganz abschüssige Fläche von einer Breite von kaum 3 Fuß zum Stützpunkte hatten, lag in grauererregenden Abstürzen der Abgrund vor mir, zur Rechten befanden sich die ebenso jähen Abstürze auf das Teufelscher-Platt. Kein Laut als das Brausen des eisigen Sturmes war zu vernehmen, das in diesen verwitterten und ausgehöhlten Felswänden so schauerlich klang, wie ich es noch nie vernommen. Ueber mir wölbte sich der blaue Himmel in entzückender Schönheit, voll von Licht und Leben — unter und neben mir Bilder der Verwüstung und des Todes — —! Nur schwach hörte ich noch das Klirren des Bergstockes des Führers und das Abrollen der unter seinen Tritten abstürzenden Felsstücke, deren Weg in die Tiefen ein langgezogenes, dumpftönendes Grollen wie ferner Donner begleitete, was ein trauriges Echo in dem Felslabyrinth wachrief. Plötzlich drang ein und unmittelbar darauf ein zweiter gellender, schriller Pfiff aus der Tiefe herauf. Es waren Gemen, ihr spähenbes, scharfes Auge hatte uns bemerkt. So saß ich nun hier oben, einsam, von Grabesstille umgeben — — Lange Zeit blieb der Führer aus. Fast beschlich mich Sorge um ihn, denn ich hatte das tückische Gestein kennen gelernt und wußte, daß das Weichen und Abrutschen eines Felsstückes, auf welches

sich Fuß oder Arm stützt, sichern Tod drohte. Da bei solcher Anstrengung jede Muskel außs Aeußerste angespannt wird, und jeder Nerv in Aufregung kommt, so ist überdieß die weitere Folge die, daß auch der Geist aufgeregter wird, und so kam mir unwillkürlich der Gedanke: Wenn nun Roser verunglückte? — In die möglichen Consequenzen desselben mochte ich mich nicht vertiefen, auch darf das Herz des Bergsteigers nie verzagen, denn sowie die moralische Kraft bricht, ist auch die physische Kraft im Erlöschen, und was kann, ja was muß die Folge sein, wenn in solch schwieriger Lage die Kräfte schwinden? — —

Doch Roser kam wieder, aber er brachte die Nachricht, daß die Gratbildung noch schwieriger würde, und er mir mit dem Seile von nun an nicht mehr zu helfen vermöchte, überhaupt nicht mehr im Stande sei, mir Beistand zu verleihen, indem jeder von uns Beiden ganz allein auf sich selbst angewiesen bleiben müsse. Er fragte mich daher, ob ich noch im Sinne habe, weiter zu gehen? Ich war entschieden dafür, den Weg so weit fortzusetzen, als es nur irgend möglich wäre, und so lange nicht augenscheinliche Todesgefahr sich uns entgegenstellen würde. Das Seil wurde abgechnallt, in den Rucksack versorgt, und nun ging's bald wieder weiter. Ich sollte mich jedoch gar rasch der Wahrheit und Richtigkeit der Worte Roser's überzeugen. Die Gratbildung erreichte eine Zerrissenheit, die unbeschreiblich ist, und die Felskanten wurden so schmal, daß kaum noch der Fuß vollständig darauf stehen konnte. Dabei erhob sich der Grat wieder zu einer Höhe von 7—8' empor, auf welche wir hinaufklettern mußten, um uns dann auf der andern Seite wieder ebenso tief auf den abfallenden Grat hinabzulassen. Dabei wurde das Gestein, was den Höhepunkt der Schwierigkeit und Gefahr bezeichnet, so verwittert, daß es sich beständig unter unsern Füßen löste. Auch erblickten wir ein äußerst gezacktes Felsstück vor uns, das zu umgehen war, an dem aber gerade zur Linken und Rechten eine senkrechte Wand abfiel. Dies schien mir denn doch zu bedenklich. Es konnte der Fall eintreten, daß der Eine hinüberkam, während sich das gelockerte Gestein beim Betreten des Zweiten ablöste und den Fall in die gräßliche Tiefe mit sich brachte; oder, wenn auch Beide hinübergekommen, mochten sie denn Beide auch glücklich wieder herüber gelangen? — —

Angesichts dieser augenscheinlichen Todesgefahr entschied ich mich, unsere Aufgabe als gelöst zu betrachten und vom weitem Vorbringen abzustehen. Nach den gemachten Erfahrungen mochte ich nun aber die Behauptung aufstellen, daß die Dreithor Spitze, wenn nicht unersteiglich, doch so gefährlich zu nennen ist, daß eine Besteigung immer als großartiges Wagstück angesehen werden muß! — —

Zwar getäuscht in unsern Erwartungen, doch wieder befriedigt, ein so schwieriges Vorhaben wenigstens so weit als möglich durchgeführt zu haben, machten wir Rast. Immerhin war es ein höchst unerquicklicher Ruhepunkt auf einem solchen Grat — doch es blieb uns kein anderer Ausweg, und wir richteten uns so gut als möglich ein, um uns ein Stündchen die wohlverdiente Ruhe zu

gönnen. Die Sonne war bis zur Mittagshöhe gestiegen, und ihre Strahlen, die beim Aufstieg so lästig fielen, thaten den von den eiskalten Winden starren Gliedern wohl. Ich betrachtete die in größter Pracht und Herrlichkeit vor den Blicken sich ausdehnenden Gebirge. Allerdings gewährt die Zugspitze eine weit- aus umfangreichere, schönere Aussicht, denn rechts versperren hier die gewaltigen Massen der Zug- und Alpspitze die Fernsicht gänzlich und nur zwischen Raintalerschroffen (7952') und Hochwanner hindurch erblickt man die Oetzthaler Ferner; dagegen ist die Aussicht auf Venediger und Großglockner von hier aus sehr schön, die den Hintergrund in dem östlichen Eismeer bilden, das sich immer höher erhebt und im Glanz der Sonne herrlich über die dasselbe umgebenden Felsköpfe emporragt. Im Osten erschaut man die Berge der Riß bis hin zu den Salzburger Gebirgen. Gegen Norden ist der Blick in die Ebene durch die Massen der Dreithor Spitze gehemmt, deren höchsten Punkt wir ja nicht erreichten. Doch schweift das Auge links und rechts von ihr hinaus in die nebelgraue Ferne, die von verschiedenen Flüssen gleich silbernen Bändern durchzogen wird. Vor uns zur Rechten öffnen sich die grauenvollen Schluchten des unzugänglichen, nie betretenen Obern-Rainthales.

Nach einer Stunde Rast brachen wir auf, um das noch gefährlichere Wagniß des Abstiegs über die furchtbaren Wände zu unternehmen, einen andern Weg konnten wir ja nicht einschlagen. Doch muthig vorwärts, es muß gelingen! Zuvor ließ ich noch meine Karte mit einigen Aufzeichnungen und Notizen zwischen zwei mächtigen Felsstücken fest eingekleimt in einer wohlverforchten Flasche zurück. Ob wol ein menschliches Auge diese Zeilen wieder zu lesen bekommen wird?

Mit der äußersten Vorsicht und Ruhe ging es vorwärts über die schrecklichen, fast überhangenden Wände, deren Grauenhaftigkeit beim Abstieg noch deutlicher zu Tage trat. Seil und Bergstock, Arme, Hände und Füße kamen in die regste Thätigkeit. Jeder Tritt mußte sicher und fest sein und wohlgeprüft werden. Ein Umstand, der beim Hinaufsteigen nicht in Betracht kommen konnte, war der, daß wir, um den Abstieg zu gewinnen, uns mit der Rechten an den Felsenwänden, auf einer, wie schon oben erwähnt, meist nur drei Finger breiten Unterlage fußend, halten, mit der Linken den Bergstock, wo es möglich war, fest einsetzen, dann uns auf dieser schmalen Basis, fest angelehnt an die Felswand, umbrehen mußten, um uns dann wieder mit der linken Hand anzuklammern und so weiter hinabzusklettern, wobei noch dazu die zu betretenden Felskanten mehrere Fuß weit von einander entfernt waren. Dieses Wechseln und Umbrehen wiederholte sich mehrere Male — ein sehr gefährliches und schwieriges Stück Arbeit!

Doch es war gelungen! Wir hatten wieder sichern, wenn auch noch immer schlechten Boden unter uns, nämlich das Leutascher-Platt. Der Dreithor Spitze sagten wir Lebewohl, ich wenigstens werde diese Zinnen nie mehr betreten.

Nachdem wir über eine mächtige Schutthalde schnell abgefahren waren, indem wir unsere Bergstöcke fest einstemmten und uns von dem unter unsern

Füßen abrollenden Gestein hinuntertragen ließen, betrachteten wir noch ein Mal die über uns aufsteigenden Zinnen. Der trostlose, sehr ermüdende und beschwerliche Abstieg in's Dauterthal und in die Leutasch war bis 5 Uhr Nachmittags erfolgt. In zwei Stunden befanden wir uns in Mittenwald, wo ich das Nachtlager aufschlug. Im trefflichen Gasthause zur Post fand ich prächtiges Quartier und ebenso vortrefflichen Trank und Speise. Der Abschied von Roser, der noch nach Garmisch wanderte, war ein herzlicher. Ohne ihn könnte eine solche Partie gewiß nur unheilvoll ausfallen, und ich bin überzeugt, daß weder in Partenkirchen noch in Garmisch ein so geübtes Auge, eine solche Kraft und Ausdauer zu finden ist, wie bei ihm. Möge es dem wackern Führer noch lange vergönnt sein, seine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten!

Aus dem Karste.

Federzeichnungen von A. C. Seibert.

I.

Am Timavo.

Dort wo das alte Meerßchloß Tybein (Duino) am nördlichsten Punkte der Adria hoch vom Felsen in's Meer schaut und den noch fernen Schiffer begrüßt, scheidet sich die westliche Flachlandküste vom steilen Ufer des Ostens. Und ganz in der Nähe des Schlosses bei dem Kirchlein S. Giovanni fließt aus dem letzten Felsen des sich landeinwärts ziehenden Karst ein Fluß, an dessen Wiege eine mächtige Mühle liegt, und unterhalb derselben wiegen sich zweimastige Küstenschiffe.

Diese zwei Umstände sind es namentlich, welche dem Timavo heute noch eine Zeile in den geographischen Lehrbüchern vergönnen. Ein nur etwas über 1000 Schritte langer Fluß, der an seiner Quelle eine Mühle treibt, und auf dem die Erzeugnisse der Mühle mit Seeschiffen fortgeschafft werden, kommt jedenfalls den kleinen Geographen der untersten Gymnasialklassen des Erinnerns wichtig genug vor.

Vielleicht interessirt es aber auch die Leser des Alpenfreundes, etwas mehr von jener Gegend zu erfahren, da sie auch in historischer Beziehung mannichfaches Interesse erregt, und gerade der Deutsche dort tausend und tausend Fäden der Anknüpfung findet.

Seit den fernsten Tagen haben die verschiedenartigsten Völkerschaften ihre Krieg- und Wanderzüge über jene Gegenden hin genommen von der sagenhaften Landung der rückkehrenden Argonauten, der flüchtenden Trojaner und der

auf der Heimkehr von Troja von Stürmen verschlagenen ätolischen Griechen bis zum Länders- und städtebezwingenden „Gobegisel“ — und von dann an erzählt uns hier Geschichte und Sage von Zügen germanischer Völker. Deutsche Zeugen finden wir häufig in den Urkunden dieser Gegenden, oft begegnen wir deutschen Ortsnamen in Friaul, oft mehr oft weniger romanisirt, deutscher Abkunft rühmen sich noch heute viele Friaul'schen Adelsgeschlechter, so die Attems, Colloredo, Mels, Brampergo, Strassoldo u. A. Deutsche Dynastengeschlechter waren in Friaul reich begütert, wie die Andechs, Sponheimer, Eppensteiner, die Grafen von Vintschgau und die von Lurn und Pusterthal, die nachmaligen Grafen von Görz. Oft saßen Deutsche auf dem Patriarchenstuhle von Aquileja, wenn dieses auch nie aufhörte sich italisch zu fühlen, ja in zu stolzer Erinnerung verschwundener Zeiten noch im 9. Jahrhunderte *) sagte: *Urbs hec Aquilegie caput est Italie.*

Doch wir wollen auch vom Timavus sprechen.

Besteigt man in Aquileja den Thurm des Domes, so erhebt sich im Osten der mächtige Krainer-Schneeberg. An dessen Südbachhang haben wir die Quellen des Timavus zu suchen, freilich unter einem andern Namen, dem der *Recca*, welche sich bei St. Ganzian zwei Mal in Schlünde stürzt, zum dritten Male aber in einem solchen verschwindet.**) Vier Meilen lang fließt er nun im Schoße der Erde nicht ohne an manchen Stellen durch hörbares Brausen seine Gegenwart bekannt zu geben, endlich entspringt er bei S. Giovanni wieder der Erde, wie *Valvassor* sagt: „Timavus der berühmte und unbekannnte Fluss, welcher so vielen Geschichtsschreibern und alten Poeten durch die Feder geflossen, thut seinen Ursprung zwischen Tybein und St. Johannis aus sieben Löchern eines rechten Felsens.“ Und in Hinsicht auf „urbekannnt“ hat der Geschichtschreiber *Rais* wohl vollkommen recht, denn schon Virgil, Livius, Strabo und Plinius erwähnen seiner; dann viele Spätere, so Silius Italicus, Lucanus, Martialis, Claudianus, Sibenius Apollinaris, Pomponius Sabinus, Mela, Vabianus u. A.

Von St. Johannes fließt der Strom nun zwischen sumpfigen Reisfeldern träge dem Meere zu.

*) Auf einem Siegel.

**) St. Ganzian ist eine Partie, welche Jeder, der die Wunder des Karst kennen lernen will, machen muß. Die Großartigkeit der Naturwunder, die überwältigende Majestät der Felsenformen, der Schlünde und Höhlen, die Majestät der ganzen Umgebung, macht es unmöglich eine Beschreibung auch nur zu versuchen; aber der Fremdenbesuch ist fast keiner, es liegt ja nicht an der Bahn! Uebrigens erreicht man St. Ganzian (das, nebstbei gesagt, nicht mit St. Ganzian am Birknitzersee verwechselt werden darf) von der Station Divazza (3. Station von Rabresna, Richtung Wien) in einer Gehstunde bequem. Nachzulesen wäre darüber: Schmidt, die Adelsberger Grotte und die benachbarten Karsthöhlen, Wien, Gerold, Caput VII, pag. 52–66. — Man thut am besten mit dem Frühzuge in Divazza anzukommen: Postzug, Wien-Triest, 6 Uhr 22 Minuten. Triest-Wien, 9 Uhr 33 Minuten. Courierzüge halten nicht.

Aber nicht immer waren die Kirche und Mühle nebst den naheliegenden zwei Häuschen die einzige Umgebung. Zur Zeit der römischen Blüthe schmückten noch üppige Wälder die jetzt kahlen und ausgeschwemmten Höhen des Karst, zahllose Masten wiegten sich auf den natürlichen und künstlichen Kanälen, die tief in's Land einschnitten, und das ringsum liegende Land war mit Tempeln, Villen und Bädern bedeckt; frisches fröhliches Leben wogte lebendig auf und nieder, und die Römer, welche in Aquileja residirten, vermischten unschwer ihr modisches Bajä!

Aber die Zeiten sind verschwunden, kaum mehr ein Stein — nur Geschichte und Sage erzählen uns davon!

Allerseelen in Tirol.

Von

Dr. L. v. Hörmann.

Nachdem ein paar Wochen nach dem fröhlichen Kirchweihfest vergangen und die Erinnerung an Tanz und Lustbarkeit allmählig verblaßt ist, folgt eine Feier ganz entgegengesetzter Art, nämlich der ernste düstere Allerheiligen- und Allerseelentag.

Wol wird in allen Ländern der Gedenktag der Verstorbenen in stiller Weiße begangen, und als Zeichen der Pietät und liebenden Erinnerung schmücken Blumen und Richter die Gräber der theuern Angehörigen, doch kaum geschieht dies irgendwo in so ausgedehntem Maße als in Tirol, wo überhaupt die „armen Seelen“ einen förmlichen Kult genießen, der nicht selten in Aberglauben ausartet und am Allerseelentage und der darauf folgenden Oktave seinen Gipfelpunkt erreicht.

Schon an den Tagen vor dem Allerheiligensfeste sind die Friedhöfe ungewöhnlich besucht. Da wird alles Gras und Unkraut ausgerottet, und die Hügel werden frisch aufgeschüttet, welches Geschäft entweder die Angehörigen selbst vollbringen oder es an vielen Orten auch dem Todtengräber überlassen, der sich aber dafür durch eine Sammlung von Haus zu Haus bezahlen läßt. Dann schmückt man die Hügel und Kreuze mit Mooskränzen, Buchsbaumzweigen und Gewinden von künstlichen oder auch frischen Blumen, wenn der herbstliche Garten noch solche bietet, auch Kränze von Spänglerarbeit sieht man bei vermöglichen Bauern häufig.

Am Allerheiligensfeste wird Vormittags ein feierlicher Gottesdienst zu Ehren aller Heiligen abgehalten, um zwölf Uhr Mittags beginnt es mit allen Glocken

zu läuten eine volle Stunde lang. Es ist dies das sogenannte „Schiebungsläuten“, häufiger noch „Seelenausläuten“ genannt. Das Volk glaubt nämlich, daß dadurch die armen Seelen bis auf den Morgen des folgenden Allerseelentages, wo man wieder mit allen Glocken das Zeichen gibt, aus den Flammen des Fegfeuers befreit werden. Nachmittags wird im Gottesacker ein dreimaliger Umzug abgehalten, wobei man laut betet und die Gräber mit Weihwasser besprengt. Bei der Todtengruftkapelle macht der Zug Halt, und der Priester singt das De profundis. Während dessen flimmern Hunderte von Lichtern auf den Gräbern. Wohlhabende Leute umstellen sie mit einem Kranz von glänzenden Leuchtern, auf denen Wachskerzen flammen, und selbst der Ärmste bohrt mit einem Eisen oder dem Finger ein Loch in den Hügel und steckt eine Unschlittkerze hinein. Viele Leute lassen die Kerzen noch zu Hause vollständig abbrennen „zu Hülfe“ und Trost der armen Seelen“, deren „Peinen“ man überhaupt auf alle erdenkliche Weise zu lindern sucht.

So stellt man in Alpbach am Abend des Allerheiligentages ein „Seelenlichtlein“, d. h. eine mit Schmalz gefüllte und mit einem Docht versehene Lampe auf den Herd. Nachts kommen dann die armen Seelen, um mit dem geschmolzenen Fett ihre schmerzenden Brandwunden zu bestreichen. Auch heizt man den Stubenofen hübsch warm, damit sich diejenigen armen Seelen, welche die „kalte Pein“ leiden, daran wärmen können, und weil man glaubt, daß die „Seelen“ auch sehr heftigen Hunger leiden müssen, so läßt man in Pillersee und auch im Pinzgau einige der Kuchen, die am Allerheiligentage Abends in eigenthümlicher Form gebacken werden, auf dem Tische stehen, um damit die hungrigen armen Seelen zu speisen, die Nachts zum Mahle kommen sollen. In Paznaun, wo überhaupt ein originelles Völklein haust, bäckt man ihnen sogar eine tüchtige Portion Schmalzkrapfen und stellt dieselben nebst einer Schüssel Milch Nachts auf den Stubentisch. Zum Beweis, daß die armen Seelen es wirklich essen, findet man dann am andern Morgen die Krapfen entzwei gerissen.

Der weitverbreitete Volksglaube, daß in der Allerseelenacht die Todten aus den Gräbern erstünden, um in der Kirche ihren Gottesdienst zu halten, zum Opfer zu gehen, wie man sagt, sowie, daß man um Witternacht alle diejenigen, die im künftigen Jahre sterben werden, in langem Zuge durch den Friedhof wandeln sähe, hat auch in Tirol volle Geltung. Ein Vikar im Wildschönau-thale, der in dieser Nacht zu einem Sterbenden gerufen wurde, soll, als er den Friedhof durchschritt, alle Särge offen und leer gesehen haben. Wie er zum Hause kam, erblickte er staunend eine Schaar fremder Leute, die mit brennenden Kerzen in den Händen laut betend dasselbe umstanden. Es waren arme Seelen, welche dankbar für die Wohlthaten, die ihnen der Kranke erwiesen hatte, diesem in seiner Todesstunde zu Hülfe kamen. Im alten Schlosse Freundsberg bei Schwarz soll sich in dieser Nacht in der halbverfallenen Kapelle eine verborgene Thür öffnen. Daraus bewegt sich paarweise ein langer Zug schwarzgekleideter Ritter

und Edelfrauen, welche in den Betstühlen niederknien und beten, bis ein Ritter mit einem weißen Tuche winkt. Auf dieses Zeichen verschwindet der ganze Spuk zusammen der Thür, aus der er gekommen.

Wie in der Oster-, Pfingst- und Christnacht, so meint man auch in der Allerseelennacht durch schwere unheimliche Proben übernatürliche Gaben erlangen zu können, wie bei Spiel und Raufen, stets zu gewinnen, sich kugelfest und „gefroren“ zu machen, Schätze zu heben, ja sogar überhaupt Alles, was man wünscht, erhalten zu können. Dazu müssen zwei Personen sein. Einer davon muß, während die Thurmuhre Mitternacht schlägt, die Todtenbahre um die Kirche herumziehen, aber so laufen, daß er noch während des Schlagens an dem Ausgangspunkte zurückkommt. Da sich aber immer mehr arme Seelen auf die Bahre setzen würden, und die Last zu schwer werden müßte, so muß der zweite hintennach laufen und mit einem großen Stock, notabene von Weißelzenholz die Geister herunter schlagen. Nach glücklich vollendetem Geschäft werden den Weibern die erhofften Gaben zu Theil.

Am Morgen des Allerseelentages, an manchen Orten schon um fünf Uhr früh, an andern später, geht das Geläute mit allen Glöden von Neuem an und ruft die andächtigen Dorfbewohner zur abermaligen Friedhofsprozession, bei der ebenfalls wieder Lichter entzündet werden. In der Todtenkapelle wird eine Messe gelesen, während welcher die Verwandten die Gräber der Angehörigen betend umstehen. Nach der Messe kehrt man nach Hause zurück.

Raum wird es Tag, so beginnt die Bettellei, die an diesem Tage in wahrhaft großartigem Maße betrieben wird. Ganze Karawanen von Männern und Weibern, beladen mit Körben und Säcken und gefolgt von einer Schaar schreiender Frauen, durchziehen oft keifend und scheltend das Dorf und auch die Städte, wo ihnen heute ausnahmsweise „der Bettel“ von der Polizei gestattet ist. Auf dem Lande bekommen sie vorzugsweise Lebensmittel. Man bäckt eigene kleine flache Brode, die sog. Seelenlaibe, Seelenbuchelen, Seelenmigelten, auch Monelen genannt; denn man glaubt ein ganzes Brod sei eine Gott wohlgefälliger Gabe als ein angeschnittenes. Daß bei diesem Brauch viel Unfug getrieben wird, und das Bitten oft eher ein Fordern zu nennen ist, läßt sich denken; im Oberinntale, wo es sehr viele arme Leute gibt, sind die Wohlhabenden öfters genöthigt, Thür und Thor vor den frechen Eindringlingen zu versperren. In dieser Gegend herrscht auch noch häufig der Gebrauch, daß Hausarme während der Seelenoktave ins Lech-, Deß- und Pitzthal „Gespinnst“ betteln gehen. Oft bekommt eine Person zehn bis fünfzehn Pfund Flachs, Hanf oder Werg zusammen und ist so im Stande sich die nöthige Wäsche zu beschaffen. Der Bettel im Heimatdorfe dauert bis Mittag, dann kehren die Schaaren mit wohlgefüllten Körben und Säcken heim.

Nebst den Armen haben auch die Kinder zu Allerheiligen einen guten Tag, denn sie werden von der Gottl (Tauspathin) zur Tausche eingeladen und mit allerlei Vekereien nach Möglichkeit abgefüttert. Außerdem erhalten sie noch eigens

gebackene mürbe Probe zum Geschenk. Für die Knaben bäckt man sie in Hasenform, aber so, daß die Füße zusammengehen, und das ganze Brod einen Kranz bildet. Die Augen werden durch hineingesteckte schwarze Weinbeeren markirt. Die Mädchen bekommen Hennen.

Die besondere andächtige Berücksichtigung der armen Seelen dauert noch acht Tage — die sog. Seelenoctave — fort. Die Gräber bleiben geschmückt und werden häufig besucht, bei jedem Gebete und besonders beim Abendrosenkranz wird der Verstorbenen gedacht, und in der Kirche wird eine eigene Seelenandacht abgehalten.

Aber auch unter dem Jahre spielt die Verehrung der armen Seelen eine große Rolle. Man hält auf ihre Fürbitte fast mehr als auf jene der Heiligen und wallfahrtet in allen Nöthen auf die Friedhöfe, was zahlreiche Votivtafeln, auf welchen, umzingelt von den Flammen des Fegfeuers, die bittenden Seelen zu sehen sind, bezeugen. Im Oberinntal beschließt man das Tischgebet mit den Worten: „Speiß' und tröste Gott die armen Seelen, die's gewonnen, erspart und dahinten gelassen haben.“ Wenn den Kindern ein Bißchen Brod oder Speise auf den Boden fällt, so sagen sie den eigenthümlichen Spruch: „Arme Seelen roappat (haschet), daß der Teufel nix dartoappat.“ Dieses bezieht sich nämlich auf den Glauben, daß der Teufel die nachlässig verschwendete Gottesgabe einsammle und zu einem Laib forme, den man dann zur Strafe im Jenseits glühend essen müsse. Jeden Abend oder wenigstens jeden Samstag, welcher Tag überhaupt besonders den armen Seelen geweiht ist, brennt in den Bauernhäusern ein Lichtlein zu ihrem Troste vor dem Muttergottesbilde, und wenn ein Bettler gewiß sein will, eine Gabe zu bekommen, so bittet er „um der armen Seelen willen.“

Da unter dem Volke der Glaube herrscht, die abgeschiedene Seele müsse eine böse That dort büßen, wo sie bei Lebzeiten dieselbe beging, so sieht man die ganze Gegend mit derlei unheimlichen Gästen bevölkert, die sich auf alle erdenkliche Weise sicht- und hörbar machen. Fast jeder einsame Waldplatz, jeder düster aussehende Ort hat seinen eigenen „Putz“. Auf der Wiese sieht man zu heiligen Zeiten ein blaues Lichtlein brennen, bei den Sümpfen huscht eine flammende Gestalt hin und her, in der Einöde nahen sich gespenstige Thiere dem bangen Wanderer: alles arme Seelen, die an diesen Orten ihre Frevel büßen. Und daß dies so fern den Menschenwohnungen geschieht, hat seinen guten Grund. Denn wenn der Bauer etwas im Haus oder Stall bemerkt, was ihm nicht geheuer vorkommt, so wird alsogleich ein Pater Kapuziner geholt. Dieser „benedizirt“ dann das ganze Haus und bannt den „Geist“ hinaus in irgend eine romantische Waldeinsamkeit, wo er sein Unwesen treiben kann, ohne die Leute zu belästigen.

Ebenso zahllos wie die „Püße“, sind auch die Sagen von der Erlösung derselben, von der dankbaren Hülfe, die sie ihrem Befreier in leiblichen und geistigen Nöthen angedeihen ließen, sowie von der fürchterlichen Rache, welche die

armen Seelen an demjenigen nehmen, der an der Andacht und Verehrung zu ihnen frevelt. So lebte einmal ein fetter, starker Bauernbursche, der erste Robler (Kaufer) und Wildschütz weit und breit, tollkühn wie Keiner. Er bildete sich aber auch nicht wenig auf seine Furchtlosigkeit ein. Als er nun einmal im Wirthshause bei seinen Kameraden saß und mit seiner Courage prahlte, sagte Einer aus der Gesellschaft: „Ei, wenn Du Dich vor gar nichts fürchtest, so geh' doch um Mitternacht hinunter ins Weinhaus und hole hinter den Todtenköpfen die Eier hervor, die des Mesners Henne dort hinein gelegt hat. Wir machen uns dann ein köstliches Eierkuchmalz (Eierkuchen) daraus.“ Der Eisenfresser prahlte, das sei ihm Kinderei, und machte sich wirklich Schlag 12 Uhr auf den Weg zur Todtenkapelle. Wol überlief ihn ein heimlicher Schauer, und die Haare standen ihm zu Berge, dennoch vollbrachte er glücklich das Wagestück und brachte die Eier seinen verwunderten Kameraden. Der Eierkuchen wurde gebacken und von der lustigen Versammlung verzehrt. Nach beendetem Mahle sagte unser Held: „Speiß' und tröste Gott die armen Seelen, die es gewonnen, erspart und dahinten gelassen haben!“ Bei diesen Worten öffnete sich die Thüre und eine Unzahl Todtenköpfe grinsten herein und riefen mit hohler, markdurchschneidender Stimme: „Hättest Du das nicht gesagt, wir hätten Dich zerrissen wie den Staub in der Sonne!“ Die Burschen schrien voll Schrecken: „Die armen Seelen!“ und getrauten sich, bis es Tag wurde, nicht mehr aus der Stube.

Ueber den Krimmler Tauern.

Von

Adalbert Böhme.

„Der Krimmler Tauern ist unstreitig der interessanteste durch den Wechsel von Sanftheit und Wildheit, durch seine Wasserfälle, Gletscher und Eisgebirge.“ Mit diesen Worten Schaubach's wollen wir die Aufmerksamkeit der freundlichen Leser auf den jetzt zu beschreibenden Alpenpaß hinlenken.

Zuerst einige Worte über den Namen „Tauern“. Wenn derselbe auch seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts (seit Kleinmayer's „Fruavia“ und Hübner's „Salzburg“) auf ganze Gebirgsmassen mit all ihren Gipfeln und Schneefelsern angewendet wird, und insbesondere jener mächtige, eisbedeckte Bergkamm, der sich vom Thal der Krimmler Ache im Westen bis zum Arlthal im Osten, also von der Gruppe der Dreiherrnspitze bis zu der des Ankogels erstreckt, nunmehr den Namen der „Hohen Tauern“ trägt, so ist doch die ursprüngliche Bedeutung eine ganz andere gewesen, und noch jetzt versteht das Volk in jenen Gegenden unter

Tauern keineswegs die ganze Gebirgskette, sondern nur jene oft begangenen, hochgelegenen Thäler und Fochübergänge, welche in beträchtlicher Höhe, jedoch noch immer bedeutend von den sie umgebenden Berggipfeln überragt, die obenbeschriebene Gebirgskette überqueren und die Verbindung zwischen Nord und Süd herstellen. Seit Jahrhunderten, vielleicht seit mehr als einem Jahrtausend vermittelten diese Pässe den Wechselverkehr der umliegenden Völker. Selbst römische Kriegertruppen haben hier zwischen den eisbedeckten Bergriesen ertönt — besonders über den Korntauern zwischen Gastein und Mallwitz scheint bereits in jener Zeit eine wohl erhaltene, viel benützte Heerstraße geführt zu haben — auch manche der germanischen Schaaren, welche, Roms Macht niederschmetternd, die Weltgeschichte in neue Bahnen lenkten, vor allem Heruler und Rugier, suchten hier sich Bahn nach dem lockenden Süden zu brechen. Hier zog auch noch im Mittelalter manch Fähnlein deutscher Lanzknechte dahin, um in fremdem italienischen Sold Gut und Blut einzusetzen. Wohlgepflegte Karren und Saumwege führten damals über die Tauern, und täglich wanderten neue Ladungen von Früchten, Gewürzen und Zeugen Italiens dem Norden zu, lange Züge mit Salz, Metall, Holzwaaren oder Viehheerden kamen ihnen entgegen und fanden im Süden ihren Käufer. Jetzt, wo mit Vermeidung der allzu hohen Tauernpässe zahlreiche Poststraßen und bequemere Verkehrswege eröffnet sind, wo der Dampfwagen unerschrocken über die Abgründe und durch die Berge des Sömmering und des Brenner dahindrauscht, sind die Tauern immer einsamer und verlassenener, die Pfade selbst immer verwahrloster und wilber geworden. Einzelne Hirten, Viehhändler und arbeitssuchende Italiener wären fast die einzigen Wanderer auf den sonst so begangenen Wegen, wenn nicht in immer wachsender Zahl die alpenliebenden Touristen die vereinsamten Pässe besuchten, nicht um wie einst ihre Ahnen die Schrecken des Krieges nach Italien zu tragen (so blutgierig ist das bei Manchen so verschrieene Geschlecht der „Bergkrazler“ nicht; „lieb' Nachbarland magst ruhig sein“), nicht um im Handel reichen Gewinn zu finden und mit vollem Beutel wieder heimzukehren (denn selbst in diesen stillen Thälern hat man nach und nach den Werth des Geldes schätzen gelernt und weiß es den Reisenden meisterhaft abzupressen), nein! um einen Genuß zu finden, an den wol weder die weichen Römer, noch die rauen Germanen, noch die abenteuerten Söldner gedacht — um sich an den Tauern selbst zu ergötzen!

Neun Tauern werden in der Regel aufgezählt. Wir können wählen zwischen Krimmler, Belber, Stubach, Finscher, Mauriser, Golsberg, Mallnitzer, Korn und Nasstadter Tauern. Doch Schaubach's bewährtem Rath folgend, mag der Alpenfreund sich getrost dem Krimmler Tauern zuwenden, der nach dem Golsberg-Tauern der höchste und unter allen der westlichste, mithin der meistbenützte Ruffstein-Zinsbrucker Bahn am nächsten ist. Außerdem finden wir beim Beginn dieser Tauernfahrt zugleich die beste Gelegenheit, uns die weltberühmten Krimmler Wasserfälle in ihrer vollen Ausdehnung zu beschauen, und nach Vollendung des Uebergangs mag die Durchwanderung des reizenden

Ahrentthal, das bei Brunecken in's Pustertthal mündet, den prächtigsten Abschluß bilden.

Doch brechen wir auf! Das vielbesuchte, einst, wie es heißt, reiche Dorf Krimml mit seinem alten gothischen Kirchlein, seinen weitzerstreuten, meist ärmlichen Häusern, sei unser Ausgangspunkt. Schon im Dorfe selbst läßt uns das unermüdete Brausen und Toben des Wassers und der Nebel, der beständig hinter dem Walde dort emporsteigt, nicht lange im Zweifel, wohin wir zunächst unsere Schritte zu lenken haben.

Auf ziemlich schlechten Wegen nähern wir uns dem Walde, der uns in Krimml den Anblick des Falles versperrte und höchstens ein Stückchen desselben durchschimmern ließ, klein genug, daß es nur der Eingeweihte entdeckte. Auf schwankender Brücke, die noch immer unruhig tobende Achen überschreitend, stehen wir bald in der Nähe des ersten Falles (S. Alpenfreund, Vb. II, S. 189.). Mit wilder Wucht stürzt hier die ganze Wassermasse der Ache fast senkrecht, nur dort und da an einem hervorragenden Felsstück sich brechend, in ihr selbst bereitetes, tief in den Felsen gegrabenes Becken. Hochauf sprüht der schäumende Gischt, weithin rauscht der Donner des Falls, machtlos und fast betäubt steht der Mensch dem unermülichen Schaffen der Natur gegenüber, die uns hier in voller Wildheit, in ihrer ganzen Großartigkeit erkennbar wird. Schon auf weite Entfernung war uns der feine Wasserstaub entgegengekommen, ein völliger Regen ergießt sich über uns, während wir vor dem Falle stehen, und glänzt in unserem Rücken, wenn die Sonne ihn trifft, in dem wundervollen Schimmer des Regenbogens.

Leider können wir von unserem jetzigen Standpunkte nur den untersten, jedoch großartigsten Fall überschauen, 1700 Fuß heißt es klettern, wollen wir den Ausgangspunkt des dritten und höchsten erreichen. Links abbeugend betreten wir den Tauernweg; das Steigen beginnt. Nicht Steine, nein Felsstücke sind hier zusammengetragen und bilden unseren Pfad. Man muß staunen, wie Menschenhänden schon in so früher Zeit ein solches Werk möglich gewesen; Cyclopen oder, wie hier die Sage geht, Teufel möchte man meinen hätten den Bau vollbracht.

Auf den Rath des Führers — denn ein solcher ist zum Besuch der Krimmler Tauern nicht wohl zu entbehren — werden wir jedoch mehrmals von dem Wege abweichen und uns an geeigneter Stelle dem Falle wieder nähern, um ein neues Stück desselben, zunächst den in mehreren Absätzen herabstürzenden mittleren Fall zu überblicken. Leider gibt es keine Stelle oder ist wenigstens keine zugänglich gemacht, von welcher man einen Totaleindruck der Krimmler Fälle gewinnen könnte, selbst an die einzelnen heranzukommen hält es manchmal schwer; ja manche schöne Punkte derselben werden vielleicht noch wenige Reisende geschaut haben. Wie viel ließe sich hier thun zur Verbesserung der verwahrlosten Wege, zur Herstellung von geeigneten und sicheren Uebersichtspunkten! Doch wir sind nicht in der Schweiz, und hierorts scheint kein Wirth die Vortheile zu ahnen,

die ihm eine solche Verbesserung verschaffen würde, und überhaupt niemand im Stande und Willens zu sein, durch geeignete Vorrichtungen den herrlichen Wasserfall zum herrlichsten des ganzen Alpengebietes umzugestalten.

Endlich nach einstündigem, oft unterbrochenem Steigen sind wir bei einem freien Felsvorsprung angelangt. Er läßt uns ein ausruhen und hinweg zu blicken über die wildtobende Wassermasse, die vor uns in verschiedenen Absätzen hinabstürzt, aber leider nur unvollkommen sichtbar wird. Hochaufsteigende Nebelwolken lassen uns jedesmal den Punkt errathen, an welchen die tobenden Gewässer einen kurzen Aufenthalt finden, bevor sie sich zu neuem Sturze anschicken. Auch Krimml wird dort in der Tiefe noch einmal sichtbar, jedoch verschwinnend klein blicken seine Häuschen zu uns empor.

Aus dem Felsenpaß, durch welchen sich die Ache unter hartem Ringen einen Durchlaß in die Tiefe erkämpft, treten wir jetzt heraus in ein neues Thal. Welche Wandlung! Nichts ist mehr zu sehen von den wildschäumenden Wässern der Ache; zahm und träg wie ein Bächlein der Ebene windet sie sich durch ein langes, breites Thal dahin, das durch seine Einförmigkeit im grellen Gegensatz steht zu dem lebensvollen Bilde, das wir eben verlassen. Bald über spärliche Wiesen, auf denen zahlreiche Heerden weiden, bald über versandete Oeden schreiten wir an der Ache fort, zwischen zwei Bergzügen, die theilweise mit Tannen und Firben bedeckt sind. Die Ausläufer der Reichen Spitze sind es, die uns zur Rechten begleiten; zur Linken ragt die Hinthalspitze (9105') über alle ihre Nachbarn hinweg. Doch vor uns, uns an sich lockend, wird immer mehr die Dreiherrnspitze und die Simonyspitze bemerkbar, zu deren Füßen sich ein kaum absehbares Eismeer, der sog. Prettau oder besser Krimmler Rees, ausbreitet. Vier verschiedene Gletscher, nur durch schwache Gufferlinien getrennt, vereinigen sich, um uns sogleich beim ersten Herannahen einen Begriff von der Großartigkeit des Tauerngebietes und seiner Eismassen zu gewähren.

Drei Stunden sind seit unserem Ausbruch von Krimml verflossen; jetzt stehen wir bei dem alten Tauernhaus (4910'), das uns zur ersten längeren Rast einlädt. Die rauchgeschwärzten, niedrigen Blockhütten bieten wenig Sehenswerthes, und doch wie manchem Wanderer mögen sie bereits eine köstliche Ruhe gewährt haben, wenn er ermüdet von langem Marsche hier eine Zuflucht suchte! Neb ist es rings. Nur in der Ferne macht sich der Rainbach, der hier einen hübschen Wasserfall bildet, durch sein Rauschen bemerkbar. Kein Ausgang ist sichtbar; denn das Hauptthal, welches wir bisher durchschritten, ist durch die wildgespaltenen Eisfelder und Mühren des Prettau Gletschers, nachdem es noch 2 Stunden fast eben sich fortgesetzt hat, für die meisten Wanderer abgeschlossen. Nur wenige wagen es von hier aus in dieses Eismeer selbst vorzubringen, nur höchst selten wird die vor uns liegende Eiswüste von dem einen Ende zum anderen durchschritten, unseres Wissens ist dies in der letzten Zeit nur zwei bis drei Mal in der Richtung von Pregratten nach Krimml geschehen.

Etwa eine halbe Stunde, nachdem wir vom Tauernhaus wieder aufgebrochen, bei der Unlaßalpe, suchen wir einen andern Ausweg. Rechts uns wendend steigen wir über verwitterte und zerbröckelte Felsmassen aufwärts, begleitet von dem munteren Windbach, der sich laut schäumend durch's Gestein windet und hier und dort durch hübsche Cascaden unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Noch immer blinkt aus der Ferne das Prettaufer Rees zu uns herüber, gekrönt von der Dreiherrnspitze, die wir bald von einer andern Seite sehen sollen; in unserm Rücken erhebt sich immer mächtiger die Schlieferspitze mit ihren Schneefeldern, vom Sulzbachthal uns trennend.

Ging schon bisher unser Weg durch einsame und wenig bewaldete Strecken, so treten wir jetzt bald in ein vollständig ödes Hochthal ein. Zirben und Fichten verlassen uns mehr und mehr, selbst die überall vordringenden Ziegen werden seltener. Grau und verwittert ist der Pfad, auf dem wir dahinschreiten, grau und düster die Bergwände, die uns umgeben, nicht einmal glänzende Schneefelder bringen ein Leben in die Dede, auch sie haben das alles umhüllende graue Gewand sich umgeworfen und schauen schmutzig zu uns hernieder. Nur hier und da erhebt eine Fichte geisterhaft das ehrwürdige Haupt und blickt stolz hinweg über die dunklen Zwergtannen, die am Boden dahinkriechend spärlich ihr Leben fristen. Wahrhaftig, hätten die heiteren Griechen das Windbachthal gekannt, sie hätten hieher ihre freudlose Unterwelt verlegt, so vortrefflich würde es sich nach ihren Begriffen zu einem Reiche der Schatten eignen. Doch uns moderne Städter, die wir ja bei unseren Alpenfahrten dem Geräusche aus den Sorgen der Welt entfliehen wollen, uns werden wol andere Gedanken überkommen, wenn wir uns auf ein Mal in eine solche Einsamkeit versetzt sehen, und wenn wir auch nicht in den entzückten Ruf ausbrechen: „Hier wollen wir uns Hütten bauen“, so werden wir doch mit Erstaunen und Bewunderung einen durch seine ernste Ruhe so erhabenen Winkel der Erde durchwandern.

Fast eben ist der Weg, den wir uns durch diese Felsenwüste bahnen. Zwei Stunden geht es so dahin, da finden wir uns schon wieder in einer Sackgasse. Eine Bergwand, die von der Zillertalergroupe abzweigend die Verbindung mit den Tauern herstellt, verriegelt unser Schattenthal. Ueber diesen Bergriegel hinüber, sagt uns der Führer, sei der alte Tauern gegangen; jetzt ist er verlassen und zum Theil vereist. Wir aber steigen links hinan zum Schlachterskar'l; hohe „Steinmandln“ (Dauben) bezeichnen den einzuschlagenden Pfad, der immer steiler und steiler emporführt. Sehnsüchtig blickt mancher empor, ob denn nicht schon die höchste Höhe nahe sei; aber immer neue Rücken thürmen sich auf; da und dort wird ein kleines Schneefeld passiert; endlich erscheint ein Kreuz, wir eilen darauf zu und haben nach einer guten Stunde Steigens für heute den höchsten Punkt (8514 W. F.) erklommen.

Ist es dem Blick auch nicht vergönnt, rings weit in die Ferne zu spähen, so treten uns doch schon in der Nähe sehenswerthe Punkte genug entgegen. An der Wasserscheide zweier Meere stehend blicken wir hinüber zur Dreiherrnspitze,

deren südwestliche Abbachung mit einem Male hervortritt. Steil und vielfach zerklüftet senken sich nach dieser Seite die Eisfelder zur Prettau herab. Freundslich winkt aus diesem ruhigen, stillen Thale die auf einem Felsen erbaute Kirche zu uns herauf, das nahegelegene Kasern dagegen, unser heutiges Ziel, ist noch nicht zu entdecken. Jenseits zieht gegen Süden eine lange, eisbedeckte Bergkette; wir sehen die Einschnitte, über welche das vordere und hintere Umbalzhörn, zwei ziemlich oft begangene Pässe, in's Virgenthal geleiten. Stolze Häupter, vor allem die Nöbtspitze, erheben sich südlich davon, und in weiterer Ferne vermögen wir die Niesenfernerggruppe zu entdecken. In unserem Rücken aber, im Westen thürmen sich die Eisberge des Zillertales auf, leider ist die Felspitze, der östlichste Vorsprung derselben, unfreundlich genug, uns einen umfassenderen Einblick in dieselben zu verwehren. Doch nur Geduld! Morgen wenn wir lustig das schöne Ahrentthal hinabziehen, werden wir noch gar manches dieser stolzen Häupter mit Muße betrachten können und uns des lieblichen Bildes freuen, das die freundlichen Dörfer mit ihren grünen Matten und stattlichen Waldbergen gewähren, wenn die schönen eisbedeckten Spitzen und tief sich herabsenkende Gletscher ihren Hintergrund bilden.

Wir laden Dich nun ein, freundlicher Leser, auf das kurz verlassene Windbachthal und auf die Gruppe der Reichenspitze jenseits desselben Deine Blicke streifen zu lassen und uns dann zu folgen nach Kasern, welches über steile Abhänge und Matten hinab raschen Schrittes in 2—2½ Stunden erreicht wird. Einfach aber freundlich dort aufgenommen, werden wir schwerlich mehr weiter ziehen. Doch am nächsten Tage, wenn wir uns nicht verlocken lassen, über eines der Umbalzhörn im Süden des Venedigers vorzubringen, geht unser Weg hinab durch das reichlich mit Namen von Heiligen versehene Thal. St. Valentin, St. Peter, St. Jacob, St. Johann müssen wir passieren, und an jedem Haus, ja bei jedem neuen Feld tritt uns das Bild eines oder des anderen dieser Schutzpatrone entgegen. Immer freier wird die Gegend, immer freundlicher und reicher die uns begrüßende Landschaft, bis wir endlich bei Taufers aus einer Thallengasse heraustretend von einer weiten, wohlbewachsenen und stark bevölkerten Thalebene überrascht werden. Taufers selbst mit seiner stolz auf einem Berge stehenden Ruine, mit den Hunderten von zierlichen Bauernhäuschen und Heuhütten, die rings auf die grünen Bergrücken im Hintergrunde geklebt scheinen, mit den Eisspitzen, die dort und da aus der Ferne herüberlugen, ist in der That ein entzückender Anblick. Wäre nicht in der Regel des Touristen Zeit gar kurz bemessen, hier möchten wir, und gewiß jeder Alpenfreund gleich uns, zu längerem Aufenthalte weilen. Doch so heißt es bald: „Auf nach Brunecken!“ Fortwährend durch wohlgepflegte, hübsche Gegenden ziehend, sind wir zu guter Stunde dort; man rechnet nämlich von Kasern bis hieher 8 bis 9 Gehstunden.

In Brunecken, gütiger Leser, wenn Du Dir einige Zeit der Ruhe gönnen und dabei noch immer im Genuße des Gesehenen schwelgen willst, scheue nicht

eine Viertelstunde Wegs und wandle hinaus auf den schöngelegenen — Bierkeller (prosaisches Wort!), im Süden der Stadt; und während Dein Körper sich erlabt, blickt das Auge auf die wohlerhaltene Burg, einst den Hort des Städtchens zu ihren Füßen, und darüber hinaus schweift es durch das eben verlassene Ahrenthal, bis es endlich an den eisbedeckten Gipfeln des Zillertals, die sich so schön von dem dunkelblauen Himmel abheben, einen entzückenden Ruhepunkt findet. Während uns noch vor Kurzem der rauhe, düstere Typus des Nordens umfingen, und wir kaum den Einöden zwischen Schnee und Eis entronnen sind, lachen uns jetzt die heiteren Fluren des Südens an, munter rauscht die Rienz an uns vorbei, und eine geschäftige Thätigkeit in Stadt und Feld kennzeichnet Südtirols rege Bewohner.

Schaubach hat vollkommen Recht, wenn er den Wechsel von Wildheit und Sanftheit, der uns bei Ueberschreitung der Krimmler Tauern entgegentritt, ganz besonders als Vorzug und Empfehlung derselben erwähnt.

Dichterbilder aus den Alpen

von L. M.

II.

Johann Senn.

Ist Weissenbach verschollen, so wird doch hie und da Johann Senn in Literaturgeschichten erwähnt; das Volk kennt sein Gedicht „Der Tiroleradler“. Die erste Strophe desselben findet man sogar auf Pfeifenköpfen. Sein Nachlaß liegt im Ferdinandeum zu Innsbruck, wo ihn Jedermann einsehen und benutzen darf.

Senn wurde am ersten April 1792 zu Pfunds im Oberinntale geboren. Das Datum bezeichnete er nachträglich im Scherz als schlechte Vorbedeutung: die Mutter, welche nach wenigen Tagen starb, habe ihn in den April geschickt. Sein Vater war Landrichter und hat sich in der Geschichte Tirols einen Namen gemacht, als wackerer Kämpfe von 1809 und Verfasser der demokratischen Denkschrift, die gegen den unberechtigten Vorzug von Klerus und Adel beim Landtag Einsprache that. Für seine Verdienste erhielt er eine Rathsstelle zu Wien, wo er ohne die Erziehung des Sohnes zu vollenden starb. Dieser wendete sich der Rechtswissenschaft zu, mußte sich jedoch den Unterhalt durch zeitraubendes Stundengeben verdienen. Bald gesellte er sich einem Kreise der trefflichsten Jünglinge, darunter

auch der Maler Kuppelwieser, der mit Bleistift sein Bild skizzirte. Die Erinnerung an diese Gesellschaft erquickte Senn's düsteres Alter. Am Sylvesterabend 1849 schrieb er darüber: „Die deutschen Befreiungskämpfe 1813—1815 hatten auch in Oesterreich eine bedeutende geistige Erhebung zurückgelassen. Unter Andern hatte sich damals in Wien gleichsam instinkartig ohne alle Verbindung ein großartiger geselliger Kreis von jungen Literaten, Dichtern, Künstlern und Gebildeten überhaupt zusammengefunden, desgleichen die Kaiserstadt schwerlich bis dahin je gesehen, und der nach seiner Auflösung nach allen Richtungen Samen der Zukunft streute. Viele der Genossen nahmen in der Folge in Wissenschaft, Kunst und Poesie, wie im Staate, ehrenvolle Stufen ein. Einige trug der neue Umschwung der Dinge seit März 1848 auch in der politischen Welt empor: Fischer wurde Statthalter in Oberösterreich, Doblschhof Minister. In diesem Kreise dichtete Franz Schubert seine Gefänge, die später durch Rizzt zu europäischem Rufe gelangten und sang Johann Mahrhofer seine Gedichte, bei denen nachher Feuchtersleben Pathenstelle vertrat, — anderer zu geschweigen, welche zu nennen hier nicht der Ort ist. Auch meine Gedichte, von denen Schubert manche in Noten setzte, entstanden in diesem Kreise zum Theil, oder stehen in Beziehung zu demselben oder sind als Nachklänge zu betrachten. So wenige derselben würdig sind, den oben ange deuteten Erzeugnissen anderer an die Seite gesetzt zu werden, so verleugnen sie doch meist nicht ihren Ursprung im engeren und weitern Sinne des Wortes, den sie häufig auch durch ihre Einkleidung bekennen und dürfen insofern wenigstens einiges geschichtliche Interesse darbieten. Uebrigens war auch jene Zeit eine Epoche der Errungenschaften. Die Freiheit nach außen war durch die Vernichtung der Fremdherrschaft wirklich erkämpft, die innere Freiheit durch feierliche Verheißungen, wie es schien, verbürgt, welche so ziemlich alles in sich faßten, was die Schlagwörter der Gegenwart andeuten. Diese Verheißungen wurden schon hie und da erfüllt, und man konnte der gänzlichen Erfüllung noch mit Vertrauen entgegensehen. Man ruhte auf Vorbeer und Rosen, leicht gab man sich der erkenntnißreichen Beschaulichkeit, dem Gedankenleben hin, und in dem stolzen Bewußtsein gesicherter Berechtigung mochte man sich und Andere schon etwas gelten lassen. Die Freiheit entfesselt die Seele zum Geist und macht den Menschen zum Gott und der Olymp senkt sich auf jede Stätte nieder, wo freie Menschen sich versammeln. Aber ach — welche Enttäuschung! Das nur noch Verheißene wurde vorenthalten, das schon Gegebene zurückgenommen oder verkümmert, das Vertrauen hintergangen, die Stätten der Erde wurden Kerker, die Menschen zu Gefangenen. Aus war es mit dem beschaulichen Götterleben, und übrig blieb nur die Klage, die Ergebung, die männliche Fassung im Hinblick auf die denn doch unausbleibliche schönere Zukunft. — Die Freuden und Leiden einer Generation spiegeln sich gewissermaßen in den individuellen Erlebnissen eines Einzelnen, von diesem Gesichtspunkt gewinnen meine poetischen Denkblätter, so geringfügig sie sonst sein mögen, die Bedeutung wahrer Zeitgedichte und zwar nicht nur in Hinsicht auf die bezügliche Vergangen-

heit, sondern auch auf die Gegenwart. Sie sind gleichsam eine Botschaft von jener an diese des Inhalts: Durch meinen Schaden gewißigt, lege die Hände nicht in den Schooß! Gebenke stets, daß die herrlichen Errungenschaften auch jetzt den Völkern nur gezeigt, nicht in vollem Besitz gegeben sind und daß sie in Wahrheit erst noch errungen werden müssen. Arbeit thut noth und Wachsamkeit. Der Preis ist der Mühe und der Sorge werth. Du wirst die Freiheit besitzen und den Himmel nicht über den Sternen suchen, du hast ihn auf der Erde!" — So schrieb Senn im Alter über die Vergangenheit reflectirend.

Wie ganz anders klingen seine Worte, als die Hymnen Weißenbach's, jenes Dichters des loyalen Oesterreichs. Freilich ist indeß das loyale Oesterreich so ziemlich abhanden gekommen!

Jene geistreiche Gesellschaft erregte bald genug die Aufmerksamkeit der Polizei, dieser Hauptstütze schlechter Regierungen. Ein Spitzel wollte sich eindrängen, wurde jedoch zur Thür hinausgeworfen. Er zeigte sie wegen hochverrätherischer Umtriebe an. Nachts wurden die Verschworenen mit Fackeln aus dem Bett geholt. Da nichts auf sie zu bringen war, mußte man sie bald entlassen. Senn, zufällig abwesend, war dem Schicksal seiner Freunde entgangen. Die Polizei hatte sich aber auch der Schriften bemächtigt. In einem Tagebuche hieß es nun: „Senn ist der einzige Mensch, von dem ich glaube, daß er im Stande sei für eine Idee zu sterben.“ Eine Idee in Oesterreich! Das konnte nur die Republik sein, man verhaftete ihn daher. Weil nichts aus ihm herauszubringen war, ließ man ihn Ein Jahr und drei Monate im Kerker schmachten. Endlich gab man ihn frei, wies ihn jedoch trotz aller Vorstellungen, daß er sich nur zu Wien durch Instruktionen den Unterhalt verdienen könne, mit gebundener Route nach Tirol zurück. Das ist eben auch wieder eine Probe der vielgepriesenen Justiz unter dem hochseligen Kaiser Franz. Nirgends in der Welt mußte soviel edles Hirn verfaulen oder wurde von den Schergen des Absolutismus erbarmungslos in den Roth getreten, als im gemüthlichen Oesterreich. Und dann wundert man sich noch, daß überall Haß ausging, nachdem man Haß gesäet!

Da stand Senn hilflos, ohne Freund, gebrandmarkt in den Bergen seiner Heimath. Er mußte sich zum Abschreiber verdingen, endlich nahm er Einstandsgeld und wurde im Regiment Kaiserjäger gemeiner Soldat. Er schrieb einem Freunde: „Während Du Dich in Kleinigkeiten erschöpfst, habe ich meinem Leben eine große Entscheidung gegeben, — ich bin Soldat geworden, Adieu!“ Erst 1827 wurde er Oberjäger, 1828 Lieutenant, 1831 machte er den Feldzug in Italien mit. Da fand er den Stoff für das Gedicht „Dame und Schleier“, das in origineller Weise die Armee mit den ihr voranfliegenden Plänktern schildert. Nebenbei beschäftigte er sich mit Dante und Machiavelli. In Folge klimatischer Einflüsse begann er jedoch zu kränkeln, er mußte den Abschied nehmen und erhielt neben einem glänzenden Zeugnisse, das alle Verläumdungen widerlegt, 250 Fl. Pension. Nun trat er, um das Leben zu fristen, als Concipient

in die Kanzlei seines Jugendfreundes, des Dr. Fischer zu Salzburg, der nachträglich im Bund mit Greuter und Giovanelli die Liberalen in Tirol bekämpfte. Im Innersten verbittert, ohne Hoffnung auf die Welt, begann er seine Kräfte in sinnlichen Ausschweifungen zu vergeuden. Bald kehrte er nach Innsbruck zurück und bewarb sich um ein kleines Amt, so daß er mit Recht sagen darf: „Ich habe mir stets das bische Leben redlich sauer werden lassen.“ Reid gönnte ihm das kärgliche Brod nicht; er mußte das elende Geschäft eines Winkeladvokaten ergreifen.

Senn dachte an literarischen Erwerb, an seine Gedichte. Trotz aller üblen Vorbedeutungen beschloß er sie 1838 herauszugeben. So manches wurde von dem bornirten Geistlichen, in dessen Händen die Censur lag, gestrichen oder ganz verstümmelt. Endlich stand auf dem ersten Blatte das ersehnte: Admittitur omissis omittendis et mutatis mutandis, nebenan zur Bestätigung der schwarze Adler. Nun ging es auf die Subscribentenjagd, mit Mühe wurden die Kosten des Druckes gedeckt. Mehr war in Tirol, wo man nur selten Bücher kauft, ohnedem nicht zu erwarten. Auch in anderer Beziehung war der Erfolg gering. Eine Correspondenz der ultramontanen Augsburger Postzeitung bezeichnete Senn als „einen obskuren Pensionär, von dem kein Mensch weiß und spricht.“ Schuler, der Redacteur des offiziellen Tirolerboden, brachte nicht einmal eine Anzeige der Gedichte, er hatte zu viele Rücksichten zu nehmen und mochte gegen Niemand verstoßen. Nur Feuchtersleben erhob seine Stimme. Er sagt: „Senn's Gedichte stammen, wie man leicht bemerkt, von einem bedeutenden Manne her, der es sich aber nicht nur nicht angelegen sein läßt, uns über sein Wesen durch ein vollständiges Bild desselben aufzuklären, sondern es vorzieht, sich noch mehr zu verhüllen, indem er aus einem zusammengefalteten Mantel nur manchmal die Augen hervorblicken läßt, um ein gründliches Urtheil über ihn unmöglich zu machen. Die Empfindungen, die er ausspricht, die Gedanken, die er mittheilt, sind meistens tief, oft großartig, stets anregend und bedeutungsvoll — aber nur selten werden sie zur lebendigen Gestalt. Ueberall blickt ein Erlebtes durch — aber es ist selten so ins Allgemeine durchgearbeitet, daß es auch andere als den Dichter und seinen Freund lebhaft beschäftigen, daß es auch anderen als ihnen frommen könnte, und wenn der Verfasser mit Wahrheit von seinen Liedern sagen kann:

„Ich habe sie gelebt und nicht gebichtet!“

so bleibt es doch eben bei Gedichten immerhin wünschenswerth, daß sie auch gedichtet seien. Dasjenige, was an diesen Gedichten einzeln und unvollkommen erscheint, wird man einer geistigen Einsamkeit, in welcher ihr Verfasser vielleicht lebt, zuschreiben müssen. Jedenfalls sind sie sein Eigenthum — und wir sehen ihn, frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Mode rein und selbständig eigene Bahnen wandeln.“

Adolf Pichler schreibt über ihn: „Mehrere Epochen der Literatur gingen an Senn, bis er ergraute, vorüber, man kann ihn jedoch bei seiner Selbständigkeit unbedingt keiner derselben einreihen. Er berührt sich hie und da mit den Romantikern, ohne von ihrem nebelhaften Zauber gebannt zu werden. Als in der elenden Zeit der zwanziger Jahre H. Seine seine Ruhmesernte hielt, war Senn bereits vollkommen in sich gefestigt und abgeschlossen; jener erlangte keinen Einfluß auf ihn. Gleicht auch der metrische Bau mancher Gedichte dem von Seine mit solcher Virtuosität zur Vollenbung durchgebildeten, so sei doch den Recensenten, welche schnell mit der Schablone zur Hand sind, bedeutet, daß der Tiroler Verse in dieser Manier fertig hatte, ehe vielleicht jener Meister des Spottes daran dachte, sie zu versuchen. Wenigstens größtentheils! Wenn Seine dieser Form so glänzenden Erfolg verdankte, daß sie jetzt als ihm eigenthümlich betrachtet zu werden pflegt, obwol ihre Gesetze längst vor ihm bekannt waren, so konnte das für Senn kein Grund sein, sie aufzugeben. Von den Werken des ein wenig jüngern Platen kannte Senn sehr wenig, höchstens die Chafelsen; diese waren jedoch seiner Natur zu heterogen, um auf ihn zu wirken. Wir bedauern dieß; Platen's vollendete Technik hätte Senn, der für alles Gebiegene ein feines Aug' besaß, gewiß angespornt, die Verse seiner zu eiseliren und zu feilen, wenn er sich auch nie dahin verirrt hätte, eine derartige Geschicklichkeit mit dem Vermögen der Poesie zu verwechseln. Die spätere politische Dichtung eines Herwegh beachtete Senn wenig, er hatte zu viel ächte Bildung, forcirtes Trommelgerassel je für eine Symphonie zu halten. Noch weniger konnte man dem ehernen Manne, nachdem ihm das Alter bereits die Schläfe gebleicht, zumuthen, sich um das süßliche Gelispel reactionärer Neuromantik zu kümmern; er brauchte Moses und die Propheten nicht erst zu suchen und die Amarantü überließ er gern den Fräulein, welche aus der Pension zurückgekehrt waren. Fort und fort nährte er sich von dem Mark der Alten, die er in der Ursprache las. Vorzüglich gelang ihm das Epigramm, und wahrhaft furchtbar sind die Sonette, die er auf einige Dunkelmänner, wie Josef Giovanelli, welcher die Austreibung der Zillertthaler veranlaßt hatte, schleuderte.“

Senn brachte es zu keiner zweiten Auflage seiner Gedichte. In einem Wiener Blatt veröffentlichte er „Glossen zu Goethe's Faust, den zürnenden Goethomanen und den nicht zürnenden Manen Goethe's gewidmet.“ Sie erschienen später als eigenes Heft. Julius Große besprach es als ein „pitantes Curiosum, deshalb merkwürdig, weil der Verfasser einen negativen Standpunkt gegen Goethe einnimmt und mit scharfer kritischer Analyse die Widersprüche in Faust's Charakter nachzuweisen versucht und zwar nicht etwa vom dogmatischen sondern vom philosophischen Standpunkt aus. Es versteht sich natürlich, daß diese Kritik, welche den Faust als Zbioten, als Halbwisser und Polyhistor hinstellt, dem es mit der wahren Philosophie doch kein rechter Ernst ist, nur eine einseitige sein kann, und daß Senn der eigentliche Schlüssel des Faust'schen

hällt ein ferner langgedehnter Zuhörrei eines Burschen, der mehr das Mädel als die heil. Mette im Kopfe hat, bis endlich Fackel an Fackel bei der Kirchthüre erlischt, und nur die hellerleuchteten Bogenfenster des Gotteshauses durch das Dunkel leuchten.

Während nun drinnen das Volk in Andacht versunken die mitternächtige Geburt des Heilands feiert, und die Klänge der Orgel feierlich ertönen, gehen heraußen in der einsamen Natur gar geheimnißvolle Dinge vor sich. Da braust die wilde Jagd durch die Luft und rüttelt an den Kirchenfenstern, die böse Perchtl und die gespenstige Stampa treiben ihr Unwesen, und der Teufel als grüner Jäger sitzt höhnlächelnd am Kreuzweg und wartet, ob nicht ein jüdisches Menschenkind daher komme, das er mit seinen verlockenden Gaben bestören könne. Aber welcher Wilderer wäre so verwegen, sich vom Bösen in dieser geweihten Nacht Frei- und Blutugeln zu erhandeln oder welcher Robler so kock, den Hinkelstein um einen unbefiegligen Schlagring anzugehen! Und doch wäre es so leicht zu erlangen, denn er brauchte dem Verführer nur seine Seele zu verschreiben, und er hat sofort das Gewünschte. Auch die Gabe des „Stellens“ oder „Gestorenmachens“, d. i. einen Gegner an einen beliebigen Ort festzubannen, könnte man gegen diesen Schuldschein haben. So aber Einer ein armer Teufel ist, der mehr Durst in der Kehle als Geld im Beutel hat, der kann sich in dieser Wundernacht, wo die Gesetze der Natur aufgehoben sind, einmal recht gütlich thun; denn da fließt aus allen Brunnenröhren statt Wassers Wein, und zwar von zwölf bis ein Uhr, also eine Stunde lang, und in der Zeit läßt sich manch guter Schoppen im Stillen abthun. Ja, man weiß recht gut, woher der reiche Niedermayer sein Geld hat! Wenn andere Leute in die Mette gingen, stahl er sich unterdessen in den Wald und holte sich Farrensamens; den legte er zu seinem Gelbe, und deshalb geht es ihm nimmer aus. Auch die Wunschelruthe muß in der heil. Nacht geschnitten werden und die Springwurzel, die Schlösser und Riegel öffnet, während dem glücklichen „Sonntagskinde“ verborgene Schätze blühen.

Solche und ähnliche Aberglauben, die noch in der heidnischen Religion der Urbäter wurzeln, gehen Hand in Hand mit der christlichen Feier des Weihnachtsfestes, durch Tradition vom Vater auf Sohn und Enkel sich fortvererbend. Nach der Mette macht sich Alles eilig und halberfroren auf den Heimweg, der bei der grimmen Kälte über die beeisten Steige keine Kleinigkeit ist; immerhin besser noch, als wenn der Föhn zieht und mit Schneewirbeln die steilen Pfade verweht. Der Bauer liebt sonst etwas Föhn um diese Zeit, sowie er mond- helle Weihnachten für ein günstiges Omen für seine Wiesen hält:

Lichte Metten

Dunkle Heustädel.

Der Weihnachtstag selbst bietet außer der kirchlichen Feier wenig volksthümlich Interessantes, man müßte denn anführen, daß er einer der „Hauptfreitage“ des Jahres ist. Auf Weihnachten schlachtet jeder tirolische Bauer,

wenn er nicht ein ganz „nothiger Kleinhäusler“ ist, ein Schwein. Mittags parabirt dasselbe als Monstre-Braten nebst Rübelsuppe, Grünfleisch und Kraut auf der wohlbesetzten Tafel. Die gastronomische Leistungsfähigkeit eines Tirolerbauern an einem solchen Tage übersteigt geradezu alle Begriffe. „Wohl vergunnt!“ Wer sich das ganze Jahr schindet und „abrackert“, daß er mit dem fargen Ertrag seines „Gütl“ den Steuereintreiber befriedigen kann, dem nehme ich es gar nicht so übel, wenn er sich sein Wänstlein einmal etwas über Gebühr anfüllt, so wenig ich mich alterire, wenn ich an einem Sonntage so ein Bäuerlein in den bekannten Spirallinien über den Weg „schwarggeln“ sehe. Letzteres kommt übrigens am heil. Tage nie oder wenigstens äußerst selten vor. Die Leute gehen wegen des langen Aufbleibens in der vorhergehenden Christnacht früh zu Bette; überhaupt scheut man sich diesen Tag durch Wirthshauslärm oder Streit zu entweihen.

Desto gemüthlicher geht es am darauffolgenden Stephanstage her. In der Frühe ist die Salzweihe. Die Bauern bringen das zu weihende Salz in kleinen Körben und Schüsseln in's Presbyterium und stellen es auf den Altar. Dort wird es vor dem Gottesdienste nach einem ziemlich langen Gebete vom Priester eingesegnet. Das geweihte Salz wird dann den andern Salzvorräthen beim Füttern beigemischt, besonders dem kranken Vieh. Auch beim Aufzuge zur Alpe wird davon dem Senner mitgegeben. Ebenso wirft man bei drohendem Hochgewitter etwas in die Herdflammen. Nachmittags nach der Vesper findet dann im bäuerlichen Familienkreise das Anschneiden des Hauszeltens statt, der mit Butter und Schnaps verzehrt wird. Knechte und Dirnen nehmen selten daran Theil, denn die sind schon Vormittags mit ihren Zelten aus dem Hause gegangen. Es ist nämlich üblich, daß über die drei aufeinanderfolgenden Feiertage Stephan, Johannes und Unschuldige-Kindertag die „Ehehalten“ zu ihren näheren oder entfernteren „Leuten“, entweder Eltern oder Verwandten, gehen und dort ihre Zelten verzehren. Dieser Besuch des Elternhauses ist besonders bei Dirnen wichtig, die ein Verhältniß mit einem Burschen haben oder, besser gesagt, eines eingehen wollen. In diesem Falle darf ihr derselbe „den Zelten nachtragen“. Die Anfrage zu diesem Ritterdienste ist zugleich seine Liebeserklärung, die Zusicherung von Seite des Mädchens Beweis ihrer Gegenliebe. Zum Danke dafür darf ihr dann der Bursche den „Zelten anschneiden“. Doch findet diese ceremoniöse Sitte erst am Dreikönigstage statt und bis dorthin kann noch viel — Schnee fallen.

Ehe wir von Weihnachten Abschied nehmen, müssen wir noch zweier Zugehörigkeiten zum Feste Erwähnung thun, die eigentlich schon früher hätten angeführt werden sollen; ich meine die Rippen und die Weihnachtslieder. Erstere sind stufenweise sich erhebende mit bespinnelten Habern überkleidete Gerüste, eine Gebirgslandschaft vorstellend, in deren mittlerem Vorbergrunde der bethlehemitische Stall sichtbar ist. Darin befindet sich das Christkind, auf Stroh gebettet mit ausgestreckten Armen, rechts und links davon Joseph und Maria,

dahinter Ochse und Esel. Rings herum sind Figuren von Hirten mit Schafen postirt; oben prangt der Stern mit dem Gloria in excelsis. Im Hintergrunde, gewöhnlich auf der obern Etage, steht die Stadt Bethlehäm. Das ganze „Krippenlebergel“ umgibt ein Kranz von Fichtenzweigen mit rothen Taffetbändern und goldgelben Aepfeln verziert. Solche Krippen findet man fast in jeder tirolischen Bauernstube, und das „Aufmachen“ derselben am heil. Abend ist eine Hauptfreude der Kinder und des „Nähndl“, der mit seinen zitternden Händen mithelfen muß. Außer diesen Familienkrippen besitzt fast jede Ortskirche ihre eigene, die oft mit großen Kosten hergestellt wird. Schöne Krippen sind in Götzens, Virgitz, Axams, Taur, Zirl, in welch' letzterem Orte unter anderem der Teufel in Frack und Cylinder die Vertretung des Herrenthums bei der Geburt Christi travestirt. Auch in Privatwohnungen findet man mit vielem Aufwand geschaffene „Kunstkrippen“, so beim Steigner in Wilten, beim Tischler Daser in Hötting, beim Tischler Brugger in Innsbruck. Doch tragen dieselben nicht den kindlichen schlichten Charakter, wie die einfachen Hauskrippen, von denen wir oben sprachen. Ueberladen mit allem unnöthigen Glimmer und Glitter, strotzend von Anachronismen und Verstößen gegen eine natürliche Darstellung, tragen sie mehr den Stolz des Verfertigers oder Eigenthümers zur Schau, als den christlichen Sinn, dem die Landkrippen ihre Entstehung verdanken. Andererseits sind freilich diese großen Krippen mit ihrer beweglichen Staffage und ihren Wasserkünsten ein neuer Beleg für den Erfindungsgeist und die reichen Anlagen des Tirolers zu Schnitzereien und allem Einschlägigen.

Ähnlich in mancher Hinsicht verhält es sich mit den Weihnachtsliedern, die bei der Christmette und am Weihnachtstage beim feierlichen Hochamte gesungen werden. Es sind episch gehaltene Gesänge, meist dialogisch durchgeführt, die den Besuch der Hirten bei dem neugeborenen Heiland zum Gegenstande haben. Sie tragen größtentheils denselben Charakter und die gleiche Anlage. Gewöhnlich beginnen sie mit der Verwunderung eines aufwachenden Hirten über den Glanz, der sich plötzlich am nächtlichen Himmel verbreitet, und den ein Zweiter mit der Verkündigung des Engels von der Geburt Christi interpretirt. Nun ermuntern sich die Hirten gegenseitig aufzubrechen und dem neugeborenen Kinde ihre Verehrung und ihre Gaben darzubringen. Gerade die Ausführung letzteren Themas, worin sie bedauern, daß sie als „arme Goaser“ nichts Würdiges bieten können, ist oft von wunderbarer Naivität und Kindlichkeit, die ein helles Schlaglicht auf die Treuherzigkeit und das goldene Gemüth dieser Natursöhne wirft.

Aus dem Karste.

Federzeichnungen von A. C. Seibert.

II.

Görz als Winteraufenthaltort.

Wir sind in Nabresina angelangt. Die bequemen Wagen der österreichischen Südbahn werden mit italienischen ersetzt, die bis jetzt noch von keinem einzigen Reisenden gelobt wurden. „Eine Stunde Aufenthalt“ — das lockt wol Jeden in den Restaurationsaal, was man, nebstbei bemerkt, nicht bereut.

Es ist 8 Uhr, wir steigen in unser Coupé, und die Locomotive beginnt ihre schnaubende Arbeit. In wenigen Minuten breitet sich zur Linken der Golf von Monfalcone aus. Rechts ödes Steinmeer mit spärlicher Vegetation. Wieder eine kleine Weile, und wir sind am Rande des Karstes, dessen Grenzlinie wir umfahren, links blicken wir über den östlichen Theil der italienischen Ebene. Grado taucht aus seinen Lagunen auf, weiter nördlich der Thurm von Aquileja. Die erste Station ist erreicht: Monfalcone, ein kleiner Ort, der wol selten genannt würde, wären nicht die den Römern schon bekannten Thermen in seiner nächsten Nähe. Bald folgt Ronchi, dann Sagrado.

Wieder setzt sich der Zug in Bewegung und bleibt neben dem Isonzo. Am jenseitigen Ufer erblicken wir die Strafanstalt Gradiska, längst keine Festung mehr, wie leider noch immer fleißig nachgedruckt wird, und endlich Station Rubbia, mit einem Coroninischen Schlosse, von dem aus man eine herrliche Aussicht in die italienischen Alpen genießt.

In zwei Minuten treten die Kahlhöhen des Karstes zurück, eine freundliche Ebene von Hügeln umschlossen öffnet sich, und zehn Minuten später steigen wir in **Görz** aus.

Omnibusse und hübsche einspännige Miethswagen stehen genügend zur Verfügung.

Welchen Gasthof wählen wir? Da muß ich als Eicerone und besonders als „wahrhaftiger“ wol zuerst dem Ankommenden ein Wort im Vertrauen sagen. Mäßigen Ansprüchen genügen die Gasthöfe der Stadt, aber weiter sind wir noch nicht gekommen. Görz ist eben im Werden begriffen, und darum ist von Vollendung noch nicht die Rede. Doch können wir getrost unserm Wagenlenker sagen, daß er uns zu den „Drei Kronen“ oder „Goldenen Engel“ oder „Goldenen Löwen“ fahre. Ist uns nur um Zimmer zu thun, so finden wir solche auch bei der „Ungarischen Krone“, bei der „Luna“, bei der „Posta vecchia“ oder beim „Stern“ auf dem Antonioplatz.

Wir wären nun einquartiert und, während Sie sich ein wenig einrichten, will ich Ihnen von den Vorzügen und Nachtheilen Ihres Winteraufenthaltes erzählen, denn beide sind vorhanden, und meine Pflicht ist, Ihnen beide mitzutheilen.

Ein Blick auf die Karte zeigt Ihnen, daß wir bedeutend nördlicher sind als Adelsberg, das berühmteste Schnee- und Verwehungsloch der Südbahn, aber der Vorzug des Görzer Klimas resultirt lediglich aus seiner Lage in Beziehung auf Umgebung. Görz liegt im äußersten Ostwinkel der italienischen Ebene und hat nur gegen Südwest frei. Welche Vortheile sich demnach für das Klima ergeben, ist klar. Geschützt gegen den Nord- und Ostwind, öffnet es sich nur dem Seewinde; dabei will ich aber gleich hinzufügen, daß es von der Bora nicht geschützt ist, aus dem einfachen Grunde, weil es gegen diesen Stürmer keinen Schutz gibt! Sie ist jedoch nicht übermäßig häufig, erfordert jedoch große Vorsicht bei Brustkranken, deren Krankheitsstadium ein vorgeschrittenes ist. Solchen wäre eigentlich am besten der Besuch für den Winter nicht zu empfehlen! Schnee ist sehr selten und weicht meist der Mittagssonne.

Ueber sociales Leben ist nicht absonderlich viel zu berichten. Für Geselligkeit sorgen die Vereine Casino mit mehr aristokratischem und die Concordia mit mehr bürgerlichem Charakter. Das Theater ist italienisch in Sprache und Einrichtung, d. h. es wird von Wandertruppen allwinterlich auf etliche Wochen besetzt.

Beliebt's, so machen wir einen Spaziergang durch die Stadt und später einen um die Stadt herum.

Wir wohnen beim „Angelo d'oro“, der den Vortheil großer Ruhe hat, da er in einer Nebengasse ist, und treten auf die hübscheste Straße — Herrengasse — hinaus. Sie leitet uns beim erzbischöflichen Palais vorüber auf den Hauptplatz Travnik (slovenisch, zu deutsch Wiese), der ein Dreieck bildet und durch die hübschen Gewölbe ein freundliches Aussehen hat. Die Basis des Dreiecks, dem wir gegenüber stehen, wird vom Regierungsgebäude gebildet. Gehen wir weiter, sehen wir rechts die Sochar'sche Buchhandlung, aus der wir seinerzeit Trost an Regentagen schöpfen können. Es ist auch eine Leihbibliothek damit verbunden. Außerdem sind noch drei Buchhandlungen in Görz und alle auf dem Travnik; Auswahl demnach vorhanden. Bregant und Hübel ersetzen unsere Defecte in Galanteriewaaren. — Die imposante Kirche ist die Ignatiuskirche, daran schließt sich das ehemalige Jesuitencolleg — jetzt Caserne. Links ragt über die Häuserreihe der Schloßberg herein, auf dem das alte Görz stand. Biegen wir vom Travnik bei der Kirche rechts ab, so kommen wir beim Gymnasium vorüber auf die Contrada del Giardino, die uns zum Stadtpark führt, der recht nett ist und an Tagen, an welchem entweder die Militär- oder Stadt-Capelle spielt, ein belebtes Bild gibt. Die Holzhütte daneben ist das zweite Theater (Teatro diurno, lucus a non lucendo so genannt) zumeist für Seiltänzer-Circus oder Automaten-Vorstellungen. Weiter kommen wir zur Post, welcher vis a vis das erste Theater mit den Casino-localitäten steht. Wir biegen links ein die Theatergasse hinauf, dann in der Municipiumsgasse bis zum Dome, dessen Schatzkammer sehenswerth ist. Vom Domplatze führt ein Weg auf den Schloßberg mit dem ehemaligen Schlosse, jetzt Caserne, deren Besuch leider nicht gestattet ist. Die Aussicht wäre

lohnend. Auf demselben steht auch das Haus des Urpostmeisters Thurn-Taxis zurückgekehrt kommen wir durch das Kastell — die belebteste Straße — wieder auf den Travnik und von da wieder zum Angelo d'oro, um dessen Küche zu probiren. —

Und nach Tisch? — Wieder gehen? — Bene, bestelle ich einen Wagen, der uns um die Stadt führen soll. Wiener Fiakerpreise brauchen Sie nicht zu fürchten, und dennoch soll Wagen und Pferd Sie befriedigen. Auswahl haben wir genug, es sind deren über sechzig — bei 17000 Einwohnern! Man rechnet eben auf „uns“.

Es ist 3 Uhr — fahren wir.

Wieder über die Schulstraße und dann über die neue Brücke, sehen Sie rechts dieser Stadttheil nennt sich Piazzutta, das Schloß vor uns ist das Corovinische Schloß Grafenberg oder Eingraf, in welchem der französische König Carl X. starb. Wir fahren weiter bis zur Sponzobrücke, die wir besuchen müssen, um den herrlich gefärbten Fluß zu betrachten. Der Wagen lenkt nun zurück, und wir kommen bei einer Reihe von Villen vorüber, in der Sie sich vielleicht eine Wohnung miethen werden. Hier sehen Sie die einzige Fabbrika di birra von Görz, und nun wieder weg von der Stadt zwischen zwei Reihen reizend gelegener Villen, gegen Salcano. Vor uns erhebt sich der Monte Valentini. Scheuen Sie eines schönen Tages nicht eine Stunde Bergsteigen, so fahren Sie bis St. Mauro und steigen von da auf den Gipfel — die Aussicht ist prachtvoll. Rechts davon der berühmte Wallfahrtsort M. Santo, etwas höher als der frühere, weiter rechts das Plateau des Caven. Wir lassen, bevor wir nach Salcano kommen, den Wagen rechts einlenken, fahren zwischen Felsen gegen den Hügel, der das Kloster Castagnavizza trägt, wo Carl X. seine Ruhestätte gefunden hat. Lassen wir den Wagen halten und gehen wir zu Fuß bis zur Klosterkirche. Da liegt ein Theil der Stadt zu unsern Füßen — den größeren verdeckt der Schloßberg, links davon erblicken wir das freundliche vielbesuchte Dorf St. Peter, weiter unten tritt die Karstreihe vor unser Auge. Und nun zurück zum Angelo d'oro oder wo wir sonst wohnen.

Noch eines. Kaufen Sie sich, bevor Sie nach Aquileja gehen, denn diese Parthie dürfen Sie nicht versäumen und erfordert zu Wagen nur einen Tag — bei Sochar die „Patriarchen-Gräber von Aquileja“. Das Werk wird Ihnen von großem Interesse sein, es enthält viel mehr als der Titel sagt.

Und nun für heute — Gott befohlen! Ein ander Mal mehr. *)

*) Wir machen unsere Leser aufmerksam, daß von dem Verfasser vorliegenden Aufsatze — A. E. Seibert — im nächsten Frühjahr ein Reisehandbuch für die Grafschaft Görz erscheinen wird, welches allen Vereisern des schönen Landes, namentlich auch denen, die in Görz Winteraufenthalt nehmen, willkommen sein dürfte. Es wird alle Verhältnisse berücksichtigen, alle wünschenswerthen Auskünfte geben und somit nicht verfehlen, sich allseits beliebt zu machen. —

Hausprüche in den deutschen Alpen.

Von

Dr. L. v. Hörmann.

Die schöne Sitte, die Außenseite der Häuser und die Wohnstube mit sinnreichen Sprüchen zu zieren, schwindet immer mehr, und selbst die noch vorhandenen Reste dieser alten Spruchweisheit fallen Elementarschäden oder der Renovirungssucht zum Opfer. Hier wird ein Haus vom Brand verzehrt oder eingerissen und umgebaut, das Schnürkelwerk herabgeschlagen, die Hausmarke vertilgt, dort wird eines übertüncht, und wo noch vor ein paar Stunden ein altes Bild mit einem kräftigen Kernspruch stand, starrt jetzt die kahle Wand dem Eintretenden entgegen. Selten, daß es noch ein Städter über sich bringt, dem Spott der Nachbarn zum Trotz die alte Inschrift stehen zu lassen oder auf ein neugebautes etwa ein

Gott bewahr' das Haus

Und alle, die da gehen ein und aus

hinaufmalen zu lassen; das wäre ja „zopfig“ und gar nicht modern. Und doch liegt in diesen einfachen, bald gemüthlich heitern, bald tiefersten Sprüchen eine Fülle von Humor und Lebensweisheit, wie sie in Hafis und Mirza Schaffy's Weisheitsspiegel nicht schöner zu finden sind.

Im deutschen Flachlande finden sich Hausprüche besonders in mittlern und südlichen Gegenden, jedenfalls sind sie nicht so verbreitet wie in den Alpen. Da hatte in früheren Zeiten fast jedes Haus seinen Spruch. Jetzt sind dieselben in den Städten auch hier mehr verloren gegangen oder in Abnahme gekommen, und wo sich noch solche finden, tragen sie bereits das Gepräge modernen Ursprungs, haben jedenfalls nicht mehr jenes Naive und das Kernhafte nach Inhalt und Form, das die alten so sehr auszeichnet. Es gilt dies vornehmlich von der Schweiz, wo selbst auf den Bauernhöfen diese schöne Sitte zwar nicht gänzlich ausgestorben ist, aber größtentheils nur in sehr verflachter Weise sich erhält. Mit Recht klagt daher Rothholz in seinem trefflichen Buche „Deutscher Glaube und Brauch“, daß derjenige, der „von den noch vorhandenen schweizerischen Hausprüchen eine Sammlung machen wollte, wenig Eigenthümliches mehr vorfinden dürfte, wol aber noch genug des Erborgten und Erheuchelten“. Reich ist in dieser Hinsicht das Waadtland. So war z. B. im Bergdorne Rossinières das sog. „Große Haus“ mit Sprüchen ganz übersät, so daß der Volksmund sagte, um dieselben abzulesen, brauche man eine gute Stunde. Es brannte leider vor einigen Jahren ab. Auch im Berner Oberland und in den Urkantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, sowie in Glarus, Zug, Luzern und Appenzell sind noch deren hie und da zu finden.

Besser steht es in dieser Hinsicht in Tirol, wo sich besonders auf den Dörfern und Einzelgehöften manch sinniges Sprüchlein erhalten hat. Sie erschienen jüngst als kleine Sammlung, welche, so wenig umfassend sie ist, doch von dem Reichthum und der Vielseitigkeit dieser Hausinschriften hinreichenden Beleg gibt. *)

*) Deutsche Hausprüche aus Tirol von Wolfram und Oswald Zingerle. Innsbruck. Wagner. 1871. Wie wir aus sicherer Quelle vernehmen, wird dieses Werkchen bald in zweiter reich vermehrter Auflage erscheinen, wofür wir den beiden jugendlichen Sammlern den besten Dank wissen werden.

Anm. d. Red.

Am zahlreichsten sind jene vertreten, in denen Haus und Insassen dem Schutze Gottes, Maria und der Heiligen, besonders des heil. Florian, Sebastian, Joseph, Georg und Martinus anvertraut werden, wie das obengenannte:

„Gott beschütze dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus.“

oder:

„O Mutter Gottes aller Gnaden
Bewahr' das Vieh und uns vor Schaden.“

oder:

„Heiliger Florian und Sebastian
Sei unser Patron (Patron).“

Oft ist der Name des Besitzers in den Spruch verwoben, nicht selten mit einem Anflug von Selbstbewußtsein und dem Hinweis auf materielle und moralische Güter desselben:

„Zum Stainer heißt das Haus,
Der mich hat von Gruntt aufgepaukt
Hans Stoffner ist er genant
In allen Ern und voller Hand.“

1547.

(Sarntthal.)

oder:

„Johann's Hartler, in der G'heim
Laß die Leute reden, wer sie sein,
Das Bauen ist ein schöner Lust,
Daß es so viel gekostet hat,
Das hab' ich nicht gewußt.“

(Ambras.)

Ich auch nicht, lieber Hartler! Viele Sprüche haben ihren Ursprung und Inhalt von Schicksalen, die ein Haus getroffen, so ein ganz origineller in dem von Brand-unglück so oft heimgesuchten Matrei:

„In 30 Jahren will's Gott vollendt,
Das vierte Mal ganz abgebrendt
Jesum Mariam anverbraut
Und wiederumben aufgebaut.“

1779.

(Matrei.)

Daran schließen sich ernstere und allgemeine Lebensregeln, meist in knappster Form eine tiefe Wahrheit enthaltend. So findet man häufig folgende Sprüche:

„Wir bauen Häuser stark und fest,
Darin sind wir nur fremde Gäst',
Doch wo wir sollten ewig sein
Da bauen wir gar wenig drein.“

(Sehr verbreitet.)

„Wer will bauen an der Straßen,
Muß alle Leute reden lassen,
Bau' ein jeder, was er will,
Ich wünsche jedem noch so viel.“

(Niebers — Ambras.)

„Dieses Haus gehört nicht mein,
Der nach mir kommt, auch nicht sein,
Man trug auch den Dritten hinaus,
Ach Gott, wem gehört dieses Haus.“

(Baumkirchen.)

Ueberhaupt spielen Tod und Ewigkeit, Reflexionen über das salomonische *vanitas vanitatum vanitas*, über Flüchtigkeit der Zeit und Wandelbarkeit der Menschen eine große Rolle in diesen Sprüchen, die oft von ergreifender Schönheit und Tiefe sind. Oder kann die Trostlosigkeit des Menschenlooses empfundener und wahrer ausgedrückt werden, als in den schlichten vier Zeilen, die über der Thüre des alten Domanig-Wirthshauses an der italienischen Straße angebracht sind:

„Ich leb', weiß nicht wie lang,
Ich sterb' und weiß nicht wann,
Ich fahr', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.“

oder:

„Das Wasser rinnt in's Meer und nicht zurück
Zurück kehrt auch kein Augenblick.“

(Stanserthal an einer Schiede.)

oder:

„Da es mir wohl erging auf Erden
Wollten alle meine Freunde werden,
Da ich kam in Noth,
Waren alle Freunde todt.“

(Bulpmes.)

Neben der Skepsis spricht sich in vielen gläubiges Gottvertrauen und eine rührende Naivität aus, so in den beiden Sprüchen:

„Gott lieben ist die schönste Kunst,
Die schönste Kunst auf Erden,
Wer anders liebt, der lebt umsonst
Und kann nicht selig werden.“

(Kinn.)

oder:

„Wann ich thue, was Gott will,
So thuet Gott auch, was ich will,
Thue ich aber das Widerspill,
So thuet Gott auch, was er will.“

(Telfes in Stubai.)

Auch größere moralisirende Betrachtungen über die Schlechtigkeit der Zeiten zc. fehlen nicht:

„Die Redlichkeit ist aus der Welt gereißt,
Die Aufrichtigkeit ist schlafen gegangen,
Die Frömmigkeit hat sich versteckt,
Die Gerechtigkeit kann den Weg nicht mehr finden,
Der Helfer ist nicht mehr zu Haus,
Die Liebe liegt krank,
Die Gutthätigkeit sitzt im Arrest,
Der Glaube ist so ziemlich erloschen.
Künste und Tugend gehen betteln,
Die Wahrheit ist schon lange begraben,
Schwüre werden leicht gebrochen
Und die Treue nicht mehr geachtet,
Der Credit ist närrisch geworden
Und das Gewissen hängt an der Wand,
Nur die Geduld überwindet Alles.“

(Meran.)

Gleich daran findet diese pessimistische Weltanschauung eine ganz philosophische Bestätigung:

„Alte Leute sagen mir, die Zeiten werden schlimmer,
Ich sage aber nein; —
Denn es trifft viel besser ein,
Die Zeiten sind wie immer,
Die Leute werden schlimmer.“

(Seefeld.)

Daß Humor und Volkswitz in diesen Hausinschriften sich reichlich ablagert, ist leicht begreiflich. Dies zeigt sich vorzüglich in jenen, welche dem Handwerke des Besitzers gewissermaßen als Aushängeschild dienen und oft recht launisch sind. So in Kaltern, der traulichen Heimath der „Herrgottskinder“, am Hause eines Gärbers:

„Hirschhäut und Bodgeißfell
Sind zum Verreiß bereit,
Die ziehiger weit sind,
Denn alte Weiber-Häut.“

oder:

„Ich liebe Gott und lasse selben walten,
Ich mache neue Hüt' und färbe die alten.“ (Ritzbüchel.)

Auch die sociale Frage findet ihre gebührende Berücksichtigung:

„Das ist das Beste auf der Welt,
Daß Tob und Teufel nimmt kein Geld,
Sonst müßte mancher arme Gesell
Für den Reichen in die Höl.“ (Zunft.)

Eine eigene Gattung von Sprüchen bilden die Inschriften in den Wirthsstuben. Sie sind gewöhnlich ober der Thüre oder an den Wänden aufgemalt und suchen in verlockender Weise den Epikuräismus mit der Moral zu versöhnen; viele schließen mit einer zarten Anspielung auf den Beutel des Zechers:

„Gott lieben macht selig,
Wein trinken macht fröhlich,
So liebe Gott und trinke Wein,
So kannst du fröhlich und selig sein.“ (Mutterß 2c.)

oder:

„Ein solcher Gast ist viel werth,
Der sein Geld mit Lust verzehrt,
Keinen Streit und Händel macht
Und auf's Zahlen ist bedacht.“ (Kramtsch.)

Aus dieser kurzen Revue ersieht man schon, daß in diesen Sprüchen ein gut Stück Lebenswahrheit und Lebensweisheit enthalten ist; jedenfalls sind sie ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der Alpenbewohner, deren Frömmigkeit und Lebensernst oder harmloser Humor sich in denselben spiegelt.

Miszellen aus der Alpenwelt.

Der Schlern.

(Mit Abbildung.)

Eines der auffälligsten und bizarrsten Dolomitmassive Südtirols bildet der Schlern auf der Ostseite des Eisak zwischen Waidbruck und Blumau. Doch bemerkt der Thalwanderer oder Eisenbahnreisende wenig oder gar nichts davon; nur einige Mal blicken die Schlernthürme durch die von ihnen zum Eisak ziehenden Schluchten hervor, das ist Alles. Wer das imponirende Steingebilde recht erschauen will, muß höher steigen, nach Kastelrut, Seis oder auf den Ritten. Fast am prächtigsten ist der Blick auf dasselbe von Kastelreut aus, von wo das hier beigegebene Bild aufgenommen worden ist. Möge es zugleich erneut zur Empfehlung der in der Moser'schen Buchhandlung in Bozen erschienenen Luge'schen Photographien dienen. Ueber eine etwaige Schlernbesteigung wolle man Alpenfreund, Bd. I, S. 124 u. vergleichen.

F e n i l l e t o n .

Tiroler in der Bukowina. Im äußersten Osten der österreichischen Monarchie, nämlich zu Czernowiz in der Bukowina, haben vor Kurzem drei Tiroler wissenschaftliche Aufsätze veröffentlicht und zwar: F. G. Obrist, Mitarbeiter des „Alpenfreund“, eine kleine Brochüre als Programmaufsatz der griech.-orientalischen Oberrealschule unter dem Titel: „Zur Geschichte der Pariser Bluthochzeit nach den handschriftlich hinterlassenen Aufzeichnungen eines deutschen (tirolischen) Augenzeugen;“ B. Hintner, „Euripides Olykops im Verhältnisse des Originals übertragen“ u. s. w.; J. Hofer: „Theorie der Reflexionsprismen“. Alle drei genannten Tiroler wirken als Professoren an dortigen Mittelschulen. Ueberhaupt sind 7 Tiroler als Professoren in der Bukowina thätig, gewiß ein erfreuliches Zeichen für die geistige Regsamkeit Jungtirols.

Meran nicht erst ein moderner Curoort. Man glaubt allgemein, Meran datire seinen Ruf als gesunder Ort erst aus neuerer Zeit, während diese Verühmtheit schon eine alte ist. Auch ist es nicht das erste Mal, daß für die Kinder des Landesfürsten Gesundheitshalber Meran (bekanntlich weilten die Kinder des jetzigen Kaisers von Oesterreich nun schon den zweiten Winter dort) zum Aufenthalte gewählt worden ist. Als gegen Ende des Jahres 1529 an vielen Orten des Landes die Leute von der sog. „Schweissfucht“ oder dem „englischen Schweiß“ befallen wurden, riefen die Aerzte und die Regierung von Innsbruck dem Könige Ferdinand, seine Kinder, welche am St. Martinstag zum bleibenden Aufenthalt in Innsbruck angekommen waren, nach Meran zu schicken, allerdings nicht in die Stadt selbst, „so nicht am lustigsten gelegen“, sondern in die nächste Umgebung. Es wurde hierbei dem Landesfürsten insbesondere das Schloß Schöenna, dem Christoph Philipp von Lichtenstein gehörig und „woherbau“ als ein passender Aufenthalt für die königl. Kinder empfohlen.

Schlittschuhbahn auf dem Achensee. Es mag gerade jetzt ein ganz nettes Vergnügen sein, den Achensee zu befahren, wenn auch nicht mit Rähnen, so doch mit Schlitteisen. Zwischen Buchau und Pertisau soll die ganze Seefläche eine prachtvolle Eisbahn bilden.

Kaaser Marmor. Der Marmor von Laas und Martell im oberen Buntschgau gewinnt mehr und mehr an Beachtung. Schon wird derselbe von mehreren Bildhauern in Berlin statt des carrarischen verwendet.

Drittes Verzeichniß derjenigen Gasthöfe, Caffees, Restaurationen u. in den deutschen Alpen, welche Abonnenten des Alpenfreunds sind. In **Innsbruck**: Oesterreichischer Hof, Sonne, Hotel de l'Europe, goldener Adler, Stadt München, goldener Stern, Mondschein, goldenes Kreuz, goldener Hirsch, Deutsches Caffeehaus, Caffee Alt, Caffee Ragung, Restauration im Hofgarten, Bahnhofrestauration, Restauration F. Tichl, Bad zur Kaiserkrone. In **Mühlau**: Goldener Stern, Badeanstalt von Dr. Schlechter. Bei **Meran** ist Pension Villa Majas nachzutragen.

D r u c k f e h l e r b e r i c h t i g u n g .

S. 132 ließ bei Kammerlinghorn 7692 B. F. statt 8900.

S c h l u ß n o t i z .

Zu ihrem großen Bedauern ist die Unterzeichnete nicht im Stande, der rücksichtlich des Textes zu den Kunstbeilagen zu diesem Band „Schloß Ramey und Trautmannsdorff“ gegebenen Zusage in diesem Bande nachzukommen. Der betreffende Autor hat, obwohl seinetwegen die Ausgabe von Heft 6 um fast einen Monat verschoben worden, nicht Wort gehalten. Das Wort wird jedoch in Band V sicher gelöst werden. Die Redaction.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Ed. Amthor; Verlag von Eduard Amthor in Gera.

Trud von Fischer & Wittig in Leipzig.



Lith. u. Steindr. v. C. Bollmann Gera

Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera.
DER SCHLERN von Castelrut aus gesehen.

Nach einer Photograph. v. Lotze.

Charakters völlig entgangen ist. Gleichwol bietet der Aufsatz vielfach neue und anregende Gesichtspunkte."

Adolf Pichler schildert als Augenzeuge die letzten freudlosen Tage Senn's. „Tief und tiefer senkte sich auf ihn der Schmerz eines verlorenen Lebens, des Erlöschens jeder Hoffnung, je einen Wirkungskreis zu erlangen, der seinem Talent seinem Ehrgeiz entspräche. Hielt ihn auch die Energie seines Charakters lang aufrecht, so verbüsterte sich sein Geist doch allmählig, er wurde schroff und unerträglich und suchte bei der Rumflasche Trost, ohne daß man ihn je betrunken gesehen hätte. Nach und nach verfiel er ganz, wahrhaft dämonischer Hohn und Menschenhaß waltete über seinen Gedanken und prägte sich in den Zügen des fahlen Antlitzes aus. So saß er schweigend oft stundenlang vor einem Gläschen im Kaffeehause; ein kleiner, breitschultriger Mann mit großem Kopfe, die hohe Stirn von schwarzem Haar, das sich zuletzt sehr mit Grau mischte, wild umflogen, unter den buschigen Brauen loderten unheimlich die dunklen Augen. Wagte sich irgend ein Philisterchen an ihn, so wurde es scharf abgeschmalzt. Das ultramontane Gesindel verdrehte, da er auch als Freigeist berüchtigt war, hinter seinem Rücken heuchlerisch die Augen. Schloß sich um ihn ein Kreis von Studenten, deren er viele aus der Bibliothek kannte, wo er gewöhnlich über Hegel brütete, so ließ er sich auch wol bewegen, ein oder das andere seiner Gedichte vorzutragen. Es geschah mit eigenthümlich dumpfem Dröhnen der Stimme. Dann versank er leicht in Sinnen, schüttelte den Kopf und rief schmerzlich lachend: „Glaubt mir, es ist alles nichts, alles nichts, nichts, nichts!“

Am 30. September 1857 starb er unbeachtet und einsam im Militärspitale. Da die Stätte, wo er vermodert, nicht ein Mal ein einfaches Holzkreuzlein bezeichnete, so ließ ihm Adolf Pichler mittelst gesammelter Beiträge einen Grabstein errichten. Dieser trägt seinen Namen, darüber den Tirolerabler, dem er jenes herrliche Lied gesungen. Er wurde vor kurzem von roher Bubenhand, — Senn war ja ein Feind der Ultramontanen! — zertrümmert und mit Roth besudelt. Das ist die letzte Illustration, welche seine Gedichte in Tirol erhielten!

Da sie nicht mehr im Buchhandel zu beziehen sind, theilen wir einiges davon mit. Sein Tirolerabler findet sich in Amthor's Tirolerführer; aus dem Cyklus „Napoleon und das Glück“, der unverkennbar den Einfluß von Fichte zeigt, ließ Adolf Pichler in seinem Buch „Aus den Tiroler Bergen“ das Beste abdrucken. Hier eröffnen wir den Reigen mit einigen seiner kraftvollen Ablerlieder.

1.

Am Throne des Kroniden da saß der Abelaar
Den Blic in ehernen Fängen, gewärtig immerdar
Des Winkes seiner Brauen und der allmächtigen Hand,
Die mit der großen Seele der Abelaar verstand.

Zu schöpfungreicher Urzeit entsprang der Aar dem Nichts,
 Vom Gipfel des Olympos grüßt er die Welt des Lichts,
 Unschädlich in die Sonne taucht er den Blick mit Lust
 Und seines hehren Looses ward er sich froh bewußt.
 Denn durch die Regionen erklang des Schicksals Spruch,
 Geschrieben mit demantner Schrift in der Sterne Buch:
 „Die Herrschaft ist des Aethers, die Tiefe bient der Höh’,
 Dem König der Gefieder geziemet Jovis Näh’.
 Der Weltherr zieht den Adler, der Aar den Weltherrn an;
 Der Vogel sei dem Gotte der Herrschaft Talisman!
 Und wie im hohen Olympos, sei’s nieden auf der Erd’
 Und wenn der Aar, dem werde der Herrschaft Macht bescheert!“
 Zu Füßen dem Kroniden setzt sich der Adelaar,
 Den Blick in ehrnen Fängen, gewärtig immerdar,
 Des Winkes seiner Brauen und der allmächtigen Hand,
 Die mit der großen Seele der Adelaar verstand.

2.

Und nach Aeonen war es, daß Rom in's Dasein sprang,
 Der Erde Scheibe wankte, den Völkern wurde bang;
 Und durch die Klüfte tönt' es mit grauenhaftem Ton,
 Wie Lachen und Gewimmer, Wehruf und Siegerhohn.
 Da regte Jovis Aare das Hirn sich schöpferisch,
 Aufsprang die trächtige Schale und groß und jung und frisch
 Entstieg der Sohn dem Haupte, den Vater und den Tag
 Grüßend mit lautem Rufe, mit lautem Flügelschlag.
 Und alsogleich von hinnen, von heit'rer Höh' des Pols
 Entteilt er zu den Zinnen des ragenden Capitols.
 Und wie der Aar ersüßet auf Jovis heiligem Schooß,
 Stand auf in Romas Busen die Herrin riesengroß!

3.

Der Erde Nationen zwingt Rom zu blutigem Strauß,
 Die Zahl der Legionen drängt dicht zum Thor hinaus,
 Hohnsprechend und frohlockend die Brust mit Muth bewehrt,
 In Häuften das glorreiche, zweischneidige, kurze Schwert.
 Sie hemmet nicht der Ströme, der Meere Wogenschwalm,
 Und nicht der Sand der Wüste, nicht der Gebirge Wall,
 Die Länderscheiden werden zu Straßen ihrem Zug,
 Der lechzend unten folget des Adlers lustigem Flug.
 Denn vor den Legionen flog rasch der Adler her,
 Er flog von Schloß zu Schlosse, von Stadt zu Stadt flog er,
 Von Reich zu Reich, vom Tigris bis zu des Atlas Strand
 Und von der Scoten Mauer zum Aethiopenland.
 Triumph! aufjauchzet Roma in Siegesglücks Erguß
 Und setzet auf den Nacken der Welt Italia's Fuß,
 Und Rom begann zu rüsten ihr riesig Siegesmal:
 Reichthum auf goldener Schlüssel, Länder im Goldpokal. —

4.

Ein Schlag! und durch den Erdfreis erdröhnt der Hall dem Streich,
 Die Jublerin verstummet zum ersten Male bleich:
 Die Cimbern, die Teutonen, sie schlugen also schwer
 An's eiserne Thor des Reiches, was ist ihr fest Begehr?
 Sie ziehen durch die Trümmer der Pforte reißend ein,
 Die Heere, die sie sahen, hieben die Wilden klein.
 Sie gleiten auf den Schilde von jäher Alpen Schnee
 Und stauen mit den Schilden am Arm die Etsch zum See.
 Sie ließen haß sich munden des Südens Kost und Trank
 Und schalteren wie Söhne des Hauses frei und frank.
 Mit Weib und Kind gezogen, so kamen sie daher,
 Mit Habe, Roß und Wagen, was ist ihr fest Begehr?
 Sie wollen Rom beerben schon bei lebendigem Leib,
 Wo nicht, soll Roma sterben, — zu lange lebt das Weib!
 Und wie die Welt erschaur'te, als Rom sprang in die Bahn
 Also erschauert Roma bei der Teutonen Nah'n!

5.

Wie längst verflung'ne Mähren, so kam es ihr zu Sinn,
 Wie alte Träume zog es ihr durch die Seele hin
 Und diese blauen Augen und diese blonden Haar'
 Und diese Niesenleiber, sie stellten ihr sich dar,
 Als müßte sie sie kennen aus fern entschwindner Zeit.
 Zuletzt mischt sich die Zukunft mit der Vergangenheit,
 Und was erst wie Erinnerung ihr dunkel kaum bewußt,
 Zuckt nun als düstre Ahnung ihr durch die bange Brust.
 Doch ist noch nicht erfüllt die Zeit von Romas Lauf,
 Sie rafft den Geist zusammen und macht sich eilig auf.
 Und ob auch mit Bedenken, noch steigt Roms Adler hoch,
 Und im Triumph auführt Rom den schrecklichen Teutoboch!

6.

O Siegersglück! Rom hatte des nimmermehr Gewinn,
 Der fürchterliche Teute kam ihr nicht aus dem Sinn.
 Die Deutschen! Flut der Völker! nur Einer Woge Wuth
 Hat eben sich zerschellet von dieser Völkerflut!
 Woan! in seinem Bette will Rom erschau'n dies Meer,
 In seiner Heimatstätte der Deutschen Völkermeer.
 Die Legionen dringen durch Wald und Haib' und Moor,
 Der Adler senkt die Schwingen, sein Scheinbild flattert vor.
 Vor ihren ehernen Tritten weicht schon das Meer zurück,
 Bis in des Bettes Mitten führt sie das falsche Glück;
 Wenn plötzlich nach der Ebbe kehrt wogend her die Flut, —
 Wo ist der Legionen erlesene Helbenbrut?
 Sie schlummert in dem Bette des deutschen Völkermeers!
 Sie ruhet in der Stätte des deutschen Völkerheers!
 Ein Denkstein ist ihr worden: der Teutoburger Stein!
 Ein Trauerhain daneben: der Teutoburger Hain!

Schmerz der Freiheit.

Nach Freiheit, ja, begehrt' ich sehr,
 Doch nur, um mich zu binden mehr.
 So, wer mich ganz in Fesseln schlägt,
 Nach Freiheit ich nimmer Verlangen träge.
 Euch soll ich gebunden mich bekennen,
 Und ihr laßt unselig umher mich rennen?
 O des Freien heimlich besessenes Loos,
 Zu schweifen aller lieben Bande los!
 Und welch' Band, es wär' ein liebes nicht?
 So 's nur wahrhaft bindet und nie bricht!
 Die Hände streck' ich, unfläte Füße —
 Wo bist du, Fessel, die mich seelig schließe?

Gott und das Jahr.

Gottes Ring ist das Jahr; mit der Sonne glänzender Gemme
 Siegelt die Rechte des Herrn jeglichen Tages Geschick.

Die Römer.

Herrschen zugleich und genießen wollten die drolligen Römer:
 Herrscher, Genießer geh'n einer vom andern zu Grund.

Macht der Resignation.

Tief in des Dulders Brust frohlocket ihm seelige Freude;
 Wer sich den Leiden ergibt, führet sie auf im Triumph.

Machiavelli.

In der Raison gewichtige Fessel schlugst Du das Böse;
 Aber die Fessel nicht sah, einzig das Böse, die Welt.

Das Epigramm.

Von der Erde zum Himmel und von dem Himmel zur Hölle
 Schwebet das Epigramm, pflückend die Fülle des Stoffs.

Weisheit und Seligkeit.

Als der Olymp ward aufgehoben, da stob auseinander
 Rasch der Olympier Schaar hiehin und dorthin gewandt.
 Dieser erwarb sich Ruf, der lebt ein Stiller im Lande,
 Manche krochen zu Kreuz, andere blieben sich treu.
 Jeder gewann sein ehrliches Stückchen tägliches Brot zwar,
 Nectar, Ambrosia freilich ertrug es nicht mehr.
 Aber der Ehren hatte zu hören, dem klangen im Nachtschau'r
 Ist wie Sang aus dem Hain Worte der Mahnung, des Heils;

„Fertigen Himmels genießen ziemt nicht Göttern noch Menschen,
 „Würdig bewohnst du nur den, welchen du selbst dir gebaut.
 „Matt ist der Freude Pokal, aus Wonneströmen gefüllet,
 „Ob auch von Lebens Hand und Ganymedens crebenzt.
 „Blumig duftet ihr Wein nur, im Schweiß gekeltert und Blute,
 „Leid ist die Würze der Lust, Drangsal ihr Mittel und Maaß.
 „Spielend durchschwebt der Schemen die Regionen des Aethers,
 „Trifft nicht Widerstand, welcher da wecke den Geist.
 „Träumerisch gleitet der Blick umher, von sich auf das Weltall,
 „Während in Dämmerung beides ihm schwindend verschwimmt.
 „Aber mit Leibesgestalt von derbem Fleisch und Gebeine
 „Bist du in Erbelements derbere Masse gesenkt,
 „Daß du mit Kraft und Gebuld die Doppelschranke durchst ehest,
 „Und erprobeest den Drang, welcher dein Streben beengt,
 „Wie in der Angst der Geburt, so in den Schauern des Todes,
 „Und in des Lebens Müh'n: — leiblicher — geistiger Pein.
 „Siehe da merkst du dich selbst und in dir geht dir ein Aug' auf
 „Für die Wunder des Geists und für die Wunder der Welt.
 „Weil du dir selber geworden, magst du auch andres erkennen,
 „Weit geöffnet dein Sinn, öffnet sich dir auch das All.
 „Dein ist der Schlüssel des Lebens Hieroglyphen zu deuten,
 „Dein das lösende Wort jeglicher Räthsel der Welt,
 „Dein ist die Zauberformel, der Dinge Geister zu bannen,
 „Daß sie dir Rebe steh'n gern dir zu dienen bereit.
 „Zwölf Mühsale und mehr bestand Herakles der starke
 „Und den Feuertod starb er auf Detas Gebirg.
 „Selig ward er nicht nur, gesättigt in Thaten und Leiden,
 „Ward Musagetes zugleich, Heros der wissenden Kunst.
 „Sinnig in sich gelehrt, der groß sich nach außen verschwendet,
 „Führt er der Rufen Zug, lenkend die Ehre der Neun.
 „Auf zur Arbeit und Kampf! du stürz' in den Abgrund der Schmerzen,
 „Daß du zu sterben vermeinst! Hast du vollendet, so stirb!
 „Also baue den Bau dir des Glückes, ja! und der Weisheit,
 „Den nicht Riesensauß, den nie ein Zweifel zerstört!“

Der Adjutant des Sandwirths.

Geschichtliche Erzählung

von

Max Stielerberger.

IV.

In den Eisackschlünden.

Das war ein Gewoge und Gebrause, ein Leben und Treiben auf der südwärts führenden Straße; das war ein Knallen und Donnern, ein Gestöhne und Geflüche an diesem Tage!

„Auf nach Brigen! Auf nach Brigen!“ hieß es.

Der Marschall dachte an die Prälatentafel, Royer an die Gloire, die Officiere an Liebe und perlenden Etschländer, nur die Soldaten durften nichts denken, ein Soldat durfte damals und selbst noch lange darnach nur gehorchen... aber in dunklen Ahnungen schwebten ihnen wohl die sicheren Büchsen der Tiroler vor und das wilde Halloh! und die Eisackschlünde. Ja, die Eisackschlünde!

Raum war's Tag, da zogen sie schweigend dahin, der ruhige Muth, die stumme Resignation, sorglose Lüsterheit, Ehrgeiz, Hochmuth und Eigendünkel. Langgestreckt waren die Colonnen. So die Avantgarde. Alles in hübscher Ordnung, voraus die Sachsen, Weimar'sche Jäger und Bayern, von den Bauern „Schergen des Kronräubers“ genannt, dann die Franzosen. Arme Rheinbündler!

Was ging's von dannen... Treus!... Mauls!... Sack!... Ja „im Sack“ da fangen die grausen Engpässe an! Da brüden sich die grauen Granitriesen allzusammen und brummen in die Bärte, ob jedem Laute, der ihr stolzes Schweigen unterbricht. Und, hört ihr es denn nicht, wie es oben in den dunklen Tannen rauscht, geheimnißvoll, unheilsschwanger, als läge ein Gewitter zwischen ihnen auf der Lauer? Und unten tief der alte Eisack, wie er in wilder Freude aufsaugt, als würde er euch, die sein Gebiet frevelnd betreten, verschlingen können; hört ihr's! hört ihr's! Geht zurück, zurück, verkaufte, verlorne Deutsche! Nein!

„Allons! allons!“ tönt das französische Commandowort und die Eöhne Deuts, die Nachkommen Hermanns gehorchen ohne Murren, ohne Zagen. Vorwärts gehen sie, vorüber dem „Sack“ hinein in die Eisackschlünde. Da — da — horch! das furchtbare „Quos ego!“ der ergrünten Welsper, .. Mair's Stimme: „Jesus, Maria und Josef! Laßt ab!.. ab!“ Ein Arthieb, und

Es hob der Berg zu wandern und zu dröhnen an
Und ging wie ein rollend Weltgericht
Hinunter in die Tiefe!..

hinunter in den wilden Eisack, der an diesem Tage blutrothe Wellen hinabtrug in's Thal der Etsch. Da wankten sie, die tapfern sächsischen Reihn, aber „allons, allons!“ tönt es wieder. Stürmend geht es weiter, das letzte Stücklein Deutschland ist's, in welches sie das Banner des neuen Kaiserreichs pflanzen wollen. Mittenwald!.. Oberau!.. Blasbühel!.....

Bei Oberau steht General Royer. Droben am Blasbühel hat sich eine wackere Schar Scharfschützen festgesetzt. Von dort ertönt weithin der fürchterliche Schlachtruf: „Niederschlagen! Niederschlagen! Halloh! Halloh!“ Und da sieht er, wie die

deutschen Schlachtopfer willig dem Tode entgegenreiben, der in Kugeln die Entfernung mißt, der mit gewichtigen Kolbenschlägen niederschmettert auf Menschenschädeln, der in Kartätschen ein grauses Grablied singt. Blut und Tod und darüber brausendes, wilbentfesseltes Leben!

Rings Berge, rings Wald und schroffe dräuende Felsriffe; überall Lobenröcke, überall Hahnenfedern und Jodler und sichere Büchsen! Dort Speckbacher, dort Mayr der feurige Mahrer, dort Haspinger, der Rothbart, mit seinem Crucifixe aneifernd, herumfuchtelnd, dreinschlagend. „Nieder mit den Franzosen! Niederschlagen! Halloh!“

Jornroth stampft der General den Nasen auf. „Sagt sie herab! Sagt sie herab!“ brüllt er.

Auf's neue „allons!“ auf's neue Sturm und Wuth und Verzweiflung.

Da bringen Grenadiere gefangene Tiroler, vier Mann, verwundete, erschöpfte Bursche.

„Rebellen, Rebellen! Schießt sie nieder! Nieder mit den Hunden!“

Und vier Schüsse... und vier Mal Erlösung von allem Erdenkschmerz: vier Mal „Wehe Dir, wehe Dir, Moyer!“ vier Mal tausendstimmiger, markerschütternder Macheruf von den Bergen: „Niederschlagen! Niederschlagen!“

Wie die Feuer aufflammten auf den höchsten Bergkuppen, wie die Sturmgloden heulen, wie die große „Kobeneckerin“ hinausruft in die Thale!

Und da fängt's zu tosen an und zu brausen auf allen Wegen und Pfaden. Sie kommen, sie kommen zu Hauf' die Völker von Licha und Spinges, Männer, von alten, unvergänglichen Lorbeeren bekränzt: dann die Ridnauer und die handfesten Bauern von Ratschinges. Mit ihnen kam die Nacht.

Die Waffen ruhen heute, aber eingeteilt sind die Feinde des Vaterlandes, daß der Morgen, der tagen wird, nur Ergebung bringen kann oder Tod.

Nur Moyer ist fort, Moyer, der die „Kühbuben“ fürchten lernte, ist zurück nach Sterzing.

Die Deutschen stehen allein am Plage, als der neue Tag von den Tannengipfeln grüßt.

Was die also Verlassenen thaten? Wie es ihnen erging?

Wandert ihr einmal durch die Eisackthälern, dann laßt euch die „Sachsenklemme“ zeigen, spricht ein Stoßseufzerlein über die deutsche Einigkeit! Dann haltet eine Weile inne in eurer Wanderschaft, um auf dem „Sachsenfreithof“ ein Vaterunser zu beten. Sie sind es wohl werth, die Braven!

So kamen die Tage und so gingen sie. Der Marschall hatte große Hoffnungen am Morgen, doch, wenn der Abend kam, grub er je einer das Grab. Hiobsposten von hier und dort, Unglück und Niederlagen allerwegen! „Da ist's noch ärger als in Spanien,“ hören wir ihn verzweifeln ausrufen, als eben die Botschaft eingelangt, Burscheidt, der über's Oberinntal durch Vinschgau nach Meran und Bozen ziehen sollte, um den Schaaren des Kapuziners in den Rücken zu gelangen, Burscheidt sei total geschlagen!..

„Wenn doch nur Ruska käme!“ seufzt er. Er sollte durch's Pusterthal, der Weg führte ihn den Tirolern in die Flanke. Aber Ruska, der seinen Eintritt in's Tirolerland dadurch bezeugnete, daß er die auf seinem Wege liegenden Dörfer einscherte, der grausame Ruska kam nicht! Die Leuchten, die er sich angezündet, haben mit ihrem Lichtscheine die schlummernde Rache erweckt. Ruska konnte so

wenig kommen, als Lefevre das wenige Stunden entfernte Brigen, und mit demselben den Knotenpunkt dreier wichtiger Straßen zu erreichen im Stande war . . .

Trübselig saß der Marschall bei der Lampe. Es waren keine schmeichelhaften Bilder, die in dieser Stunde der Betrachtung an seiner Seele vorüberzogen. Er sah sich gedrängt und geschlagen, zu Fuße fliehend im Mantel eines gemeinen Reiters, weil die glänzende Marschallsuniform so große Anziehungskraft auf die Tirolerfugeln ausübte. Er sah sich in einer unhaltbaren Stellung, umschwärmt von den verhassten Bauern, bedroht von allen Seiten. Sein Stolz war zu Fall gekommen, der Siegeskranz, den er erträumt, zum schwarzen Schatten geworden, der auf seinen Namen fiel. Was wird der Kaiser sagen? Wo ist die Gloire? Wo der Glanz der französischen Waffen, die vor gemeinen Kuhhirten in den Staub sanken?

Ueber der Gasse drüben stand ein ebenerdiges, unansehnliches Haus. Es war das Gefängniß mehrerer Tiroler. Von dort herüber tönten frohe Lieder.

„Das freut sich noch und singt, trotzdem die Hoffnung hinter Eisenthüren liegt,“ murmelte der einsame Feldherr. „Und ich sollte verzagen?“

Die Gedanken des Marschalls nahmen eine freundlichere Richtung, er dachte an die Tausende, über welche er noch immer verfügen konnte; er zog eine Parallele zwischen seinen geschulten Soldaten und den häuerischen Landstürmern, die keine Disciplin kannten und von der Kunst der Strategie wenig wußten.

„Der Zufall hat sie stets das Beste treffen gelehrt,“ meinte er achselzuckend. „Es kann sich das Blatt wenden, es gilt nur die Hauptstützen des Widerstandes zu beseitigen oder wankend zu machen, diesen Hofer, diesen Kapuziner und einige Andere.“

Den Marschall beschäftigte ein Plan. Nach langem Nachdenken klingelte er, ein Officier kam.

„Ruft mir den gefangenen Adjutanten des Sandwirths, haha! auf dieses Prädicat hört der Junge ja!“

Und Friedl erschien. Friedl war es nicht schlecht ergangen inzwischen, die Nagelwirthin gab ihm gute Kost, so oft sie durfte. Dennoch war er etwas abgehärmt: er wollte mitkämpfen mit den Seinen, es ging ihm der Tanz ab, der frische, lustige Tanz um die Freiheit, für die alte Heimath, für das alte Recht.

„Deine Landsleute sind wadere Männer, die sich nicht übel auf den kleinen Krieg verstehen,“ so rebete der Herzog seinen Gefangenen an. „Ich hege allen Respekt vor ihrem Muth; eben deswegen würde es mir leid thun, ein urkräftiges Volk wie dieses allzu empfindlich strafen zu müssen. Ich habe Befehle vom Kaiser, der durch die tolle Auflehnung der Tiroler gereizt ist. Bedeutende Heeresabtheilungen rücken von allen Seiten heran, und die Landesvertheidiger haben trotz ihrer Zahl, die übrigens bei der ersten bedrohlichen Nachricht von den frisch herbeiziehenden Streitkräften bedeutend schwinden würde, und trotz ihrer Bravour, die nur den Born meiner Soldaten stacheln kann, das Aeußerste zu befürchten. Der Kaiser würde keinen Pardon geben. Wenn ich zuvor noch einen letzten Schritt für diese Verblendeten wage, so geschieht dies eben ihrer Tapferkeit wegen, die ich stets hochachte, auch am Feinde; es geschieht ihren Familien zuliebe, die aus den fortgesetzten Kämpfen und der harten Züchtigung, welche ihnen folgen mußte, alle Nothheile doppelt schwer mit empfinden würden. Nun . . . ich gewähre vollkommene Amnestie, Nachsicht aller Strafen, wenn die Leute gutwillig zu den Ihrigen und zu ihren Beschäftigungen zurückkehren. Sie sollen den Boden bebauen und den Pflug lenken, sie sollen meinewegen auf Genssen schießen, aber im Uebrigen dem Fürsten Gehorsam leisten, dem seit dem Preßburger Frieden Tirol zugehört.“

Der Marschall machte eine Pause, da aber Friedl nichts zu entgegenen für besser fand, fuhr er fort:

„Gehe hin zum Sandwirth, stelle ihm vor, wie unklug und gefahrvoll es sei, einem kriegsgeliebten Heere von 50,000 Mann, dem er doch auf die Dauer nicht zu widerstehen vermöge, länger die Spitze zu bieten. Der Löwe ist gutmüthig, so lange er nicht gereizt wird. Was endlich jenen Tollkopf, den Vater Haspinger anbelangt“ — Lefevre's Stimme wurde hier heftiger, sie drückte seinen innern Groll nur zu deutlich aus — „dem habe ich meine Gedanken über sein Treiben, das nichts weniger als eines Priesters und Mönches würdig ist, in einem Briefe niedergelegt. Hier ist er, Du hast denselben dem Rothkopfe zu übergeben.“

„Muß ich selbst des Sandwirths und des Vaters Antworten überbringen, Herr Herzog?“ fragte des Sandwirths Adjutant.

„Auf Deine Officiersparole, ja!“ lachte der Herzog.

„Es scheint Euch an einem Gefangenen, wie ich, nicht viel gelegen.“

Der Herzog maß den Jüngling mit nachdenklichen Blicken, dann sagte er:

„Dein Erfolg ist Deine Freiheit. Der Hofer wird meine versöhnliche Hand nicht zurückstoßen, um der Sache des Landes willen nicht.“

„Wenn er's aber doch thäte, Herr?“

„Er wird auf die vortheilhaften Bedingungen eingehen.“

„Und wenn ich nicht wieder zurückkäme?“

„Dann wäre Deine Desertion der Tod der gefangenen Schützenführer.“

„Hofer mißhandelt seine Gefangenen nicht; aber mein Handschlag darauf, ich bringe die Antworten.“

Der Marschall lächelte äußerst geringschätzig und dachte insgeheim: „Wenn nicht Adrienne de Launay für Dich gebeten hätte, Bursche, ich würde einen andern Boten aufgetrieben haben; ich sehe Dich nicht wieder, was wird auch ein Bauer von Cavaliereehre und Wort wissen. Das ist ein treuloses, hinterlistiges Volk. Hätte ich nie damit zu thun gehabt . . .“

Fast gleichzeitig als Friedl seinen Gaul wieder bestieg, um, innerlich freilich ohne Hoffnung auf Erfolg, die ihm gewordene Mission auszuführen, passirte ein Mädchen das Dörflein Gasteig, in der Richtung nach Sterzing rüstig weiter-schreitend. Sie hatte verstanden, die Vorposten des Sandwirths, deren Standorte ihr wohl bekannt sein mochten, zu umgehen. Sie wäre sonst kaum so unangefochten und ohne strenge Rede und Antwort fürbaß gekommen, selbst wenn die Schildwache entdeckt haben würde, daß die Annemarie vom Ladenhofe der späte Gast wäre, die ob ihrer Schönheit und ob ihrem Stolge ebenso bekannt war im Thale Passeyer, als wie ihr Vater seines vielen Geldes und Dünkels wegen.

Sie war mehrere Stunden rasch gegangen. Als sie jetzt heraus gegen die Thalmündung kam, blieb sie nahe einer Marienkapelle aufathmend und nachdenkend einige Minuten stehen. Sie konnte sich's nicht verhehlen: nun kam die weitaus gefährlichere Parthie ihres Weges. Sie nahte der Vorpostenlinie des Feindes. Und wirklich, gleichsam als gälte es der aufsteigenden Besorgniß größeren Nachdruck zu verleihen, erscholl gerade das Qui vive! einer französischen Schildwache; sie mochte in einer Entfernung von dreihundert Schritten stehen und konnte Annemarie nicht bemerkt haben.

Sie drückte sich an die altersgrauen Mauern des Kirchleins und horchte. Bald unterschied sie den Hufschlag von Pferden. Die Reiter nahen im gemächlichsten Trotte. „Sie können mich nicht sehen,“ dachte Annemarie und beugte sich, ihre Augen anstrengend, weit vor. Die Verrittenen — es waren ihrer bloß zwei —

kamen langsam näher, endlich hielten sie ganz; es war so nahe, daß die laufende Wandererin jedes Wort verstehen mußte.

Ein kräftiger Baß sprach: „Da ist die Capelle; wenn's nicht an so vielen Stellen dergleichen gäbe hier zu Lande, würde ich bestimmt sagen, wir haben den richtigen Weg. Jedoch soll nicht weit am Thälwege ein Dörflein liegen. . . nun, wohlan! Madame, ist das der Fall und wenn es Gastig heißt, dürfen wir nur besser ausholen, um in einem Stündchen in Kalschach zu sein.“

„Vorwärts denn,“ sagte eine zweite Stimme, offenbar einer Frau angehörig, obwol nicht in dem süßen Discant, der von Vielen als Hauptsignalement der echten Weiblichkeit erkannt wird. „Ich werde den Obercommandanten Andreas Hofer sprechen und ihm ohne Feh! sagen, wer ich bin — wen ich suche; ihm sagen, daß es dem Willen meines seligen Vaters entsprach, wenn mein und sein Sohn in einfacher, strenger Sitte, weitab vom elenden Treiben der großen Welt, frei, als freier Mann erzogen wurde. Er wird der Mutter gestatten, daß sie in den Stunden der Gefahr um ihr Kind sei.“

„Und wenn der Obercommandant es sonderbar findet, wenn Sie ihm bedeuten werden, er möge das Gesagte als ein Geheimniß heilig halten und seinen Adjutanten nichts von der Nähe und von der Besorgniß des Mutterherzens wissen lassen? Was dann, Madame?“

„Das wird sich geben. Im Nothfalle gebe ich auch hierüber, etwa dem Pater Nothbart, Aufschluß. Du aber, Kemy, benütze inzwischen die Gelegenheit, damit Dir im Falle eines Zusammenstoßes der Tiroler mit Lesevres Corps der sicherste Schutze zu Gebote stehe.“

„Sie denken daran, Madame? Können Liebe und Rache in einem Herzen beisammen wohnen?“

„Schweige!“

Das Wort hörte Annemarie noch, denn bald waren die Reiter hinter dem Erlengebüsch, das den Weg einsäumte, verschwunden. Nun trat sie vor.

„Jetzt mag ich gut auftreten,“ murmelte sie in sich hinein. „Mit dem Herumleihen geht die schönste Zeit verloren, und Nachmittags kommt der Mond, dann wär's ganz unmöglich nach Sterzing zu kommen, ohne . . . mein Himmel beschütze mich, man sagt diesen Franzosen nicht das Beste nach.“

Damit war sie behutsam und jedes Geräusch vermeidend am Rande des Saumschlages dahingehuscht; es war als trüge sie der Abendwind. Sie kam so der Wache um einige Dugend Schritte näher, als abermals das Qui vive! ertönte!

Einige Minuten des Wartens und Hinhorchens dächten ihr wie eine halbe Ewigkeit, und da sich durchaus nichts mehr hören ließ, meinte sie: „Der Soldat hat offenbar aus dem Schlafe geredet. So ist's recht, schlaf wohl, Franzmännchen, und träume gut.“

Wieder schlich sie dahin, geräuschlos, ungesehen, ein Schatten im Dunkel der Nacht.

Plötzlich blieb sie stehen, ein kalter Schauer überkam sie: „Was war das? War es Täuschung oder was regte sich da — dort?“

Annemarie verzog ärgerlich das hübsche Gesichtchen! da faßte sie ein starker Arm um die Mitte.

„Ei, ei! wohin so spät, mein Schätzchen!“

Es war ein härtiger, ällicher Mann, der Officier der Wache, welcher, vielleicht vom Soldaten der Wache auf den vorsichtig näherherwebenden Schatten aufmerksam gemacht, denselben den Weg vertrat und mit lüsterndem Schnunzeln desselben Antlitz zu begaffen trachtete.

„Laßt mich, Herr! Ich habe einen kranken Vater zu Hause weit hinten in Ratschignes; muß sogleich in die Apotheke nach Sterzing! Laßt mich um Gotteswillen! Laßt mich, er stirbt! —“

„Sei unbesorgt, schönes Kind, so ein Bauer hat ein zähes Leben, er wird nicht sterben . . . Komm, küsse mich!“

Annemarie wehrte sich tapfer.

„Herr, untersteht Euch nicht! Herr, ich schreie!“

Der Officier hielt des zitternden Mädchens Hände wie in Schraubstöcken.

„Dein Widerstand reizt mich, Täubchen. Die Schönen vom Palais Royal sträuben sich niemals.“

Er neigte sich, um mit seinem Munde Annemarie's Lippenpaar zu berühren; sie wandte sich aber rasch, und sein Kuß traf das duftende Haar.

„Hier können wir nicht bleiben, Du willst nach Sterzing, ich auch; dort ist mein Pferd, komm, Du sollst vor mir Platz haben.“

„Nein, ich finde meinen Weg zu Fuß.“

„Ei, da brauchst Du zu lange Zeit, Dein Alter stirbt unterdessen.“

„Genug, ich gehe.“

„Du reitest mit mir, thörichtes Ding, so wahr ich Mellat heiße.“ Der Capitän faßte sie an, Annemarie rief um Hilfe.

„Krakehle nur, es wird Dich Niemand hören.“

Er hatte sie bis zum Pferde hingezerrt; er hatte den linken Fuß im Bügel, mit dem linken Arm hielt er sie fest an sich gedrückt. Ein kräftiger Schwung, und er konnte das Mädchen mit sich auf den Rücken des Pferdes heben.

Das Ringen und ein gewisser Grad der Aufregung hatten dem französischen Officier, was um ihn vorging, außer Acht kommen lassen. Er bemerkte es kaum, daß die kräftige Kehle des Postens zum dritten Male in kurzer Zeit ein *Qui vivo!* ausstieß; nur Annemarie überdachte, ob ihr unter den Augen der kaiserlich französischen Wache Gewalt angethan werden dürfte? Die Wache stand kaum zehn Schritte vor ihr und Mellat.

„Hilfe! Hilfe!“ schrie sie aus Leibeskräften.

Der Capitän hatte sich vergebens bemüht, das abwehrende Mädchen auf's Kopf zu bringen. Die Wuth packte ihn, er nahm alle Kräfte zusammen: „*Morbleu!*“ preßte er zwischen den Zähnen hervor, Du sollst Deinen Herrn finden!“

In diesem Augenblick hörte er Schritte und das Wiehern eines Pferdes. Er sah auf, da erhielt er einen Faustschlag in's Gesicht, daß er wie todt zurücksamelte.

„Elender! an einem Mädchen willst Du Heldenthaten üben,“ grollte eine jugendliche Stimme.

Annemarie fuhr auf bei ihrem Klange.

„Friedl! Du bist's, Friedl!“

„Annemarie?“

So freudig dieser Name von den Lippen des Jünglings jauchzte, ebenso kalt waren die Worte, die dieser, ein paar Schritte zurücktretend, weiter sprach:

„Was machst Du hier, Annemarie, und zu dieser Stunde? Weißt Du nichts von den Franzosen, die in der Sterzinger Gegend haufen?“

„Was scheert das mich, ich habe mir mein Ziel gesteckt, das ich verfolge, mögen noch so viele Hindernisse meinen Weg unsicher machen; ich muß gut machen, was mein Uebermuth Uebles stiftete. Ach, Friedl, wie ganz anders schien mir Deine Rede, als Du vor wenig Tagen über die Feste riefest in den Baumgarten meines Vaters, wo ich unterm Gaisblattstode rastete. „Annemarie!“ riefest Du, „erlaube,

daß ich zu Dir komme, ich habe Dir so viel zu sagen.' Ich war sehr erschrocken bei Deinem plötzlichen Zurufe, denn just waren meine Gedanken bei Dir gewesen."

"Wäre dies wahr?"

"So wahr ich zu meiner seligen Mutter in den Himmel zu kommen hoffe. Ich antwortete nicht sogleich und Du sprangest ohne weiteres über den Zaun; das erzürnte mich. Warum? Weiß ich's doch selbst nicht, es ist einmal mein Temperament so — es war mir nie geschehen, kurz, ich fragte Dich —"

"Sehr hochmüthig sagtest Du: „Was suchst Du hier? Geh heim zu Deinem Vater und laß Dir von Deiner Mutter erzählen."

Annemarie barg das glühende Gesicht in den Händen, Friedl fuhr fort:

"Das that mir wehe, weil es eine Bosheit war. Wir spielten als fröhliche Kinder mitsammen und kamen einstmals, wir wußten nicht wie, in die Stube meines Pflégewaters. Zwei große Bilder in vergoldeten, reichgeschnitzten Rahmen, die an der Wand hingen, zogen unsere Blicke an. Wir blieben lange davor stehen. Das Eine zeigte einen schönen, stattlichen Mann mit ernstem Gesichte und großen durchdringenden Augen. „So wirst Du, Friedl, wenn Du groß bist!" sagtest Du damals. Das zweite Bild stellte eine Dame dar. Noch empfinde ich den lebhaften Eindruck, der bei dem Anblicke dieser Züge meine Kinderseele in Wonneschauern durchdrang. Es hatte eine wunderbare Gewalt auf mich, und immer und immer zog es mich an; es war mir, als hätte ich diesen Mund schon sich bewegen gesehen, und die Gluth dieser Augen unter ganz anderen Umständen auf mir ruhen gefühlt. Wessen Bildnisse waren dies? Wie kamen sie in unser armes Haus? Ich stellte mir diese Fragen jedesmal, wenn mein Vater die dringende Bitte, mir doch von meiner Mutter zu erzählen, mit den Worten: „Du wirst einmal Alles erfahren, noch ist die Zeit nicht dazu da!" kurzweg abthat. Merkwürdig war's doch, daß der Gedanke an meine Eltern mich stets am lebhaftesten beschäftigte, wenn ich vor den beiden Bildern stand. Ich gewöhnte mir's an, den ernsten Mann, ob er gleich hinter'm Rahmen stand, Vater zu nennen und die wunderschöne Frau mit dem zärtlichsten Mutternamen anzureden. O wie selig war ich da, ich vergaß alles in enblosen, vertraulichen Gesprächen mit den Meinen — mit dem Vater und mit der Mutter. Die Tage vergingen wie glückliche, rosige Träume, und Du warst die Einzige, die an meinem stillen Glücke theilnahm, Du liegest meine Selbsttäuschung gelten, vielleicht hattest Du Mitleid mit der Waise... Später kam's anders, Du erfuhrest von dem Reichtum Deines Vaters und daß der Reichtum angesehen mache, man sagte Dir, daß Du schön seiest und —"

"Friedl! Friedl, wie magst Du mich so quälen!" rief das Mädchen ihn unterbrechend. „Doch nicht nur ich war stolz; mein lieber Jugendgefährte, Du fandest den Stolz auch in Deinem Herzen. Als ich jenes unbedachte Wort gesprochen, das ich so böse, wie Du es auffasdest, nicht gemeint hatte, da hob sich Deine Gestalt, Du wuchsest vor mir, Friedl, und Deine Augen, Dein Gesicht glich mehr als jemals dem Bildnisse jenes Mannes, den Du in kindlichen Gedanken Dir zum Vater erkoren. Du hieltest einen Strauß mit Alpenblumen in der Hand; Du zerriffest ihn und was Du dabei gesagt, habe ich nicht vergessen, es zerriß mein Herz."

"Ich sagte: „Den Strauß habe ich eigens für Dich gesammelt. Die Blumen, wie sie in den schönsten Farben prangen, sollten Dir sagen, daß der herrlichste Frühling in meinem Busen erstanden, daß ich Dich liebe.' Ich Thor! Das offene Geständniß, so meinte ich, würde Dich anwehen, wie der süße Hauch, der Hochlandsdunst der Alpinen. Nun hast Du den Frühling zerstört mit kaltem Hohne. Hier liegt der Strauß... in meinem Herzen ist Alles todt."

„Du gingest . . . gingest, ohne mich noch anzusehen und doch war Dein letztes, trostloses Wort ein bedeutungsvolles ‚Werde‘ für mich. Was Wirrsal war in meinem Innern, ordnete sich, es wollte Frühling werden . . . Frühling, aber meine Sonne barg sich hinter Sturmgewölke, und die Blumen konnten nicht sprießen und zu Dufte kommen. O Friedl, ich habe sehr gelitten, all mein Stolz ist dahin, und die Liebe allein füllt mein Herz . . . Sie haben mir gesagt, Du seiest Gefangener der Franzosen in Sterzing. Welches Schicksal stand Dir bevor unter Feinden, die, wie jüngst bei Oberau, ihre Gefangenen geradewegs niederschießen? Es hielt mich nicht länger, Friedl, heimlich bin ich auf und davon, hab' Niemand ein Sterbenswörtchen gesagt, wo hinaus; ich mußte wissen, wie es Dir erginge, was ich für Dich thun könnte —“

„Du warst sehr unklug, Annemarie, recht sehr unklug, was konntest Du, selbst ein schutzloses Mädchen, unter verkommenen Soldaten für mich ausrichten?“

„Geld thut alles, Freund, es ist ein Talisman, dem der Tapferste kaum widersteht. Sieh, da ist ein Beutel voll Gold und Silber, meine Sparskaffe, die Ducaten vom Taufpaten und der Karlin vom Firmgöten, schöne Stücke; damit ließ sich ein Wachsoldat wohl verleiten, einmal nichts zu sehen und zu hören.“

„Mädchen, Du bedachtest die Gefahr nicht, ich bin nur froh . . . aber das ließ wirklich die barmherzige Vorsehung zu, sonst hätte ich wohl die Sendung nicht übernommen, die ich im Voraus als eine vergebliche ansehen muß.“

Friedl hatte, während er diese Worte sprach, den am Boden liegenden französischen Officier beobachtet.

„Ei, nun kommt der Musjö endlich wieder zu seinen fünf Sinnen; ist mir lieb, denn traun, es wäre ein unrühmlich Sterben für einen Soldaten . . . durch eine Ohrfeige.“

In der That richtete der Capitän sich auf, er schaute lange um sich.

„Wer ist da?“ fragte er.

„Ich bin's des Sandwirths Adjutant, hab' Euch ein Bißchen hart getroffen, he? Nun, laßt künftig wehrlose Mädels ungeföhren, Herr Franzos, seid zudem auch nicht mehr jung. Setzt b'hält Euch Gott.“

Doch Mellak riß wüthend den Degen aus der Scheide. Annemarie freischte laut auf, Friedl hingegen trat ihm kalt einen Schritt entgegen.

„Laßt Euren Pratspieß in seinem Behälter, Herr Officier,“ sagte er mit kalter Ruhe, „und hört mich an, was ich sagen will. Hier im Bauchgurt trag' ich ein Brieflein des Danzigers an den Rothbart, und obendrein soll ich dem Sandwirth eine Botschaft entrichten. Das will ich auch, da ich's versprach. Aber sorgt nicht, ich komme wieder zurück, dem Marschall mit einer Nase und Euch Musjö mit einer andern Ohrfeige. So jetzt haben wir's, denkt auf den Jäger Friedl und laßt Euch was träumen heut' Nacht. Adies! Steig' auf, Annemarie, und fürcht' Dich nicht. Allo Blag! Hio! —“

Die Klüftung von des Tirolers bereit gehaltenem Steigen, ohne welchen er nicht in die Nacht, die keines Menschen Freundin ist, hinausreiten wollte, hatte den Capitän in respectvoller Ferne gehalten. —

Als Mellak von der Inspection der Posten nach Sterzing zurück kam, war er sehr übler Laune. Im Gasthause zur „Rose“, wo die Officiere gerne zusammen kamen, hielt er sich heute auffallend schweigsam, obwohl er sonst ein gern gesehener Gesellschafter und angenehmer Erzähler war. Capitän Mellak hatte ein vielbewegtes, stürmisches Leben hinter sich, das Leben eines Abenteurers. Man hörte aus seinen Erzählungen, daß er es stets mit denen gehalten, welche die Macht in den Händen hatten; daß er sich gefügt und gebeugt, wo es einen Gewinn galt. Er wußte dies

so darzustellen, daß Leichtsinrige, wie der größere Theil seiner Zuhörer es waren, ihn für ein Muster weiser Klugheit hielten. Heute versündigte er sich in etwas an seinem obersten Grundsatz: er warf einige abgerissene Sätze in die Discussion, welche den Marschall tadelten und ihn lächerlich machen sollten, daß er einen wichtigen Gefangenen, wie es der Adjutant des Sandwirths wäre, zu seinem Courier mache und ihm leichtsinnig den Weg in die Freiheit öffne. In der That fing das Wort, aber die Officiere wollten in dem eigenthümlichen Vorgehen ihres Feldherrn den Einfluß der Dame erblicken, welche, wie sie noch sämmtlich wußten, vor einigen Tagen von Soldaten aufgegriffen worden war, sich aber gleich eine Audienz zu verschaffen gewußt hatte und seit der Zeit, neben dem Marschall logirend, öfters von demselben empfangen wurde.

„Wer ist die Dame! Ich hatte nie das Glück ihr in die Augen zu sehen,“ näselte ein dürrer Lieutenant.

„Vielleicht eine alte Liebe des Marschalls.“

„Eines ist gewiß,“ behauptete ein alter, funsterblickender Hauptmann des Regiments Kronprinz, „ihren Begleiter nehme ich nächstens scharf in's Gebet, und wir wollen sehen, wer das Amen dazu spricht. Der Kerl schnüffelt überall herum, jucht alles zu erspähen; besonders scheint er Dich im Auge zu haben,“ wandte er sich an Capitän Mellak. „Nimm Dich in Acht, College, es waren nicht sehr zärtliche Blicke, womit er Dich bedachte.“

„Morbieu!“ fuhr der Angeredete auf, „war mir's doch stets, als müßte ich dem Mann schon irgendwo früher begegnet haben! Der Schurke muß ein Meister in der Kunst sich zu vernehmen sein, sonst . . . auch die Dame, mon dieu, warum wich sie mir immer aus?“

„Nun, Ihr habt nichts mehr zu besorgen, denn beide haben Sterzing verlassen, vielleicht tragen sie den Bauern Nachrichten zu wie jener Adjutant.“

„Da wundere sich noch Einer, daß wir nicht vom Flecke kommen und bei allen Gefechten den Kürzern ziehen,“ sagte der Finstere mit verbissenem Grimme.

„Sie sind fort,“ sagt Ihr Kamerad, Ihr sahet sie also und ließe sie ziehen?“ brauste Capitän Mellak auf.

„Ich mußte wohl, da sie einen Freipaß mit des Marschalls eigenhändiger Unterschrift vorwiesen.“

„Auf welchen Namen lautete der Paß?“

„Adrienne de Launay, verwittwete Bartal, wenn ich nicht irre. Ihr Begleiter ist einfach unter dem Namen Remy angeführt.“

Adrienne — Bartal — Remy! — Im Gehirne des Capitäns ging alles durcheinander, ein schreckliches Blatt seines Lebensbuches war plötzlich vor ihm aufgeschlagen! Der rauhe Mann erblaßte, seine robuste Gestalt bebte. Er war sehr stille geworden. Bald suchte er sein Quartier auf. Vor der Hausthüre stieß er an einen weichen Körper. Ein Mensch saß zusammengekauert auf der Schwelle.

„Gehst Du weg, Kötter, abscheuliche Creatur!“ fluchte der Capitän, mit dem Fuße zustoßend.

Die Gestalt hob sich winselnd weg und schüttelte grimmig die Faust gegen die Thüre, in welcher Mellak verschwunden war.

„Heimzahlen! Heimzahlen! O wäre ich ein Riese wie Haimon!“ murmelte Mooskarei.

Er war es.

Aus unserm Album.

Glücklicher Adler.

Glücklicher Adler!
 Deinem stolzen Fluge
 Folgt sehnsuchttrunken
 Mein spähendes Auge.
 Einsam über den Bergen
 Ziehst du mühslos
 Deine weiten Kreise
 Hoch in der reinen
 Frischen Gebirgsluft.
 Unter dir wogt im Thale
 Nebel und Staub
 Und der um das Dasein ringende
 Kribbelnde Ameisenschwarm
 Geschäftiger Menschen.
 Aber aus Nebel und Staub
 Und im Winde verwehendem Geschwätz
 Dringt aus der Tiefe herauf
 Zu dir, einsam schwebender,
 Der harzduftigen Wälder
 Geheimnißvolles Rauschen,
 Muntrer Bäche Geriesel
 Und sanftes Geläute
 Weidender Heerden.

Als der Erste begrüßest du
 Die aufgehende Sonne
 Und dein klares, goldenes Auge
 Winkt ihrem letzten
 Sanft verglimmenden Strahl.
 Auf hohem unnahbaren Gipfel
 Rastest zur Nacht du,
 Ueber dir den ewigen Himmel
 Und seine leuchtenden Sterne.

Glücklicher Adler!
 Seufz' ich, der Tage gedenkend,
 Wo ich fern den freien
 Lustigen Bergen
 Wieder im beengenden Thale
 Staubschludend
 Mühsam mich schleppe
 Und tief aufathmend
 Nach Luft schnappe
 Dem armen Fische gleich,
 Den eine grausame Welle
 Am sandigen Ufer zurückließ.

Julius Sturm.

Bergkind.

Daß du aus unsern Bergen bist,
 Erkennet man geschwind;
 So leicht wie bei der Gemse ist,
 So stolz dein Gang, o Kind!

So fest und doch so tannenschlant
 Ist deiner Glieder Bau,
 Wie Bergschnee deine Stirne blank,
 Dein Auge alpsblau.

Lockt nicht dein schwellend Puppenpaar
 Wie Bergesrosen hold?
 Ist nicht dein reiches Flechtenhaar
 Wie Firnenjonnengold?

Wie wollt' ich singen dir zum Preis,
 Dir folgen Schritt für Schritt;
 Doch ach! dein Blick ist Gletschereis,
 Dein Herz ist Dolomit!

Julius Günther.

Der Alpensohn.

O Alpenland, wie bist du schön!
 Sei's, wenn dich Wolken schwarz umziehen,
 Sei's, wenn die Alpen golden glühen,
 Sei's, wenn die Stern' am Himmel stehen.

Du Fürstenstolz! Ein schönes Pfand,
 Es ist des Alpensohnes Treue,
 An jedem Tag ruft er auf's Neue:
 „Mein Herz gehört dem Alpenland!“

Wenn's Abend auf den Alpen wird,
 Im Thal das Ruhelöcklein schalle,
 Des Alpenhornes Ton verhallte,
 Dann eilt zur Sennhütt' hin der Hirt,
 Nimmt schnell die Zither von der Wand
 Und singt, nach seiner schlichten Weise,
 Erst laut, dann immer leiser, leise:
 „Mein Herz gehört dem Alpenland!“

Ruft ihn der Schlachten Morgenroth,
 Eilt muthig er dem Feind entgegen,
 Sein Platz im dichten Kugelregen,
 Er fürchtet nicht den sichern Tod.
 Den treuen Stützen in der Hand,
 Spricht, sinkend er zur Erde nieder:
 „Zur Alpe fehr' ich nimmer wieder,
 Mein Herz gehört dem Alpenland!“

In kleiner Hütt' im Zillerthal,
 Da weint sein Dirnd'l bittre Thränen,
 Zum Himmel will ihr Herz sich sehnen,
 Denn droben giebt's ja keine Qual.
 Doch war's, als wenn sie Trost empfand,
 Als wenn er sie vom Himmel grüßte,
 Wenn sie die goldne Focke küßte
 Vom Kämpfer für das Alpenland.

Alfred Moschkau.

Es regnet!

Grau der Himmel, leichenfahl
 Steh'n die Felsenwände
 Ueber'm lieben Achenthal;
 Tropfen ohne Ende
 Gießen aus ihr fades Naß:
 Ach, es ist recht außer'm Spaß!
 Es regnet!

Tief verhängt bis an den Grund
 Sind der Berge Fenster,
 Und es tanzen rund um rund
 Wolken wie Gespenster,
 Hüpfen tückisch hin und her,
 Auf und ab und kreuz und quer!
 Es regnet!

In dem Hofe spreizt der Hahn
 Schüttelnd sein Gefieder,
 Fliegt zum Hühnerhaus hinan,
 Kräht dort seine Lieber;
 Nur die Ente in dem Schmutz
 Macht die Freude sich zu nutz:
 Es regnet!

O Du armes Menschenkind,
 Wollt'st die Berge schauen,
 Haben Dich an Lüften, lind
 Und an Almenauen! —
 Nun denn, sei Dir auch gesegnet,
 Was Dir heut' begegnet!
 Es regnet!

Ed.

An die Alpen.

Ich weiß nicht, wie mir's ist gesch'eh'n,
Ein Bann hält mich umfassen;
Mich zieh' es zu jenen Höh'n,
Die dort im Süden prangen;
Zu jenen Gletschern zieh' es mich hin,
Die dort so herrlich blinken,
Und jener Matten frisches Grün,
Ich seh' es stets mir winken.

Wenn fest des Winters finst're Nacht
Die Erde hält umschlungen,
Kein Blümlein blüht, kein Bächlein lacht,
Von Eis und Schnee bezwungen:
Da denk ich an ein and'res Eis,
Das doch viel schöner flimmert,
Und an den Schnee so silberweiß,
Der in den Bergen schimmert.

Und wenn der Frühling wiederkehrt,
Verjüngend Hain und Auen,
Von Eisesdruck nicht mehr beschwert,
Die Blümlein aufwärts schauen:
Da denk ich nur, wie herrlich schön
Der Lenz sich mag erneuen
Setzt auf der Alpen sonn'gen Höh'n; —
Möcht' auch mich sein dort freuen.

Doch wenn in's Land der schöne Gast,
Der Sommer, eingezogen,
Da find' ich nimmer Ruh' noch Rast,
Rasch bin ich ausgeflogen.
Vergan, bergab, manch Thal hinauf
Zieh' ich mit munter'm Schritte
Und juble laut und fröhlich auf
Zu meiner Berge Mitte.

Herbst ist's, der bitterböse Frost
Hat Flur und Wald versenget
Und aus den Bergen sturmumtost
Auch mich nun fortgedrängt.
So laß ich denn im Heimathort
Auf's Neu' mich jezo nieder,
Doch denken muß ich immerfort —
An meine Berge wieder.

Ja, ja, ihr habt mir's angethan,
Ihr Berge sonder Gleichen;
Aus eures Zaubers starkem Bann
Kann nimmer ich entweichen.
Euch Berge hab' ich, ach! so gern,
Möcht' immer bei euch weilen;
D wär' doch nicht die Zeit so fern
Zu euch aufs Neu' zu eilen!

Adalbert Zöbtle.

Trockne Blumen.

Von

La Mara.

An S.

Gern hätt' ich dir duftende Blumen
Als Gruß der Alpen gebracht;
Doch wären die frischen Farben
Verblichen wol über Nacht.

Nimm nun mit diesen Liedern
Als trockne Blumen fürlieb,
Und denk', auf feisiger Alme
Erblickten sie dir zu Lieb'!

Im Taminathal.

Von dem rauhen Felsgestein
Winnet leis ein schimmernd Raß,
Sanft, wie Thränen, still geweint,
Winnt's herab in's feuchte Gras.

Keiner kennt den stillen Bronnen,
Keiner den geheimen Quell,
Dem das klare Raß entronnen,
Der's gebär so silberhell. —

Ja, das sind die tiefsten Schmerzen,
Deren Quelle Keiner ahnt,
An den Bronnen, tief im Herzen
Nur die heiße Thräne mahnt!

Ruine Wartenstein.

Als wollten Erd' und Himmel sich umarmen
Im langen Kusse reinster Seligkeit,
Als wollte sie an seiner Brust erwarmen
Und mit ihm theilen seine Herrlichkeit.

So sah ich ihn zu ihr herab sich neigen
Und lichten Glanz auf ihre Stirne hauchen,
Ich sah die Berge auf gen Himmel steigen,
Ihr Haupt in lust'ge Wolfenschleier tauchen.

Ich sah die Welt in unermess'ner Schöne
Reich und beglückt zu meinen Füßen liegen;
Aus weiter Ferne hört' ich Glockentöne
Und aufwärts fühlst' ich meine Seele fliegen.

Herz, auch in dir berührt sich Erd' und Himmel,
Rühn zu den Wolken nimmst du deinen Lauf;
Rausch' nur dem Glockenton im Weltgetümmel:
Dann geht hienieden dir der Himmel auf!

Am Wallensee.

Ich saß an deiner Seite
Und schaute träumend in's Weite;
Des Abends Flügel rauschten von fern
Und über uns ruhte der Frieden des Herrn.

Zu unsern Füßen spielten die Bogen,
Ein Rachen kam über'n See gezogen
Und in den Lüften war's so still,
Wie wenn die Seele beten will.

Wo sah'n wir über den schneeigen Höhen
Die sterbende Sonne niedergehen —
Ich aber sah in dein Herz hinein:
Und träumte von ewigem Sonnenschein.

Via mala.

Es war in gold'ner Morgenstunde,
Die Glocken läuteten von fern,
Still lag die Welt in weiter Runde
Und feierte den Tag des Herrn.

Und träumend wanderten wir Weite
In's wundersamste Thal hinein,
Der Berge Riesen uns zur Seite,
Tief unter uns der junge Rhein.

So lauschig war's im stillen Thale,
 Klar wölbte sich des Himmels Blau,
 Umspielt vom gold'nen Sonnenstrahle
 Noch funkelte der Morgenthau.

Wir aber schritten rastlos weiter,
 Den kühnen Felsenpfad entlang,
 Den Bergstrom d'runt'n zum Begleiter,
 Deß Brausen tief und dumpf verklang.

Wir freuten uns des Sonnenlichtes
 Und pflückten Blumen uns am Weg,
 Wir schritten heitern Angesichtes
 Furchtlos dahin auf schmalem Steg.

Und weiter ward es rings; schon blinken
 Im Mittagsglanz die fernen Höh'n,
 Italiens Himmel seh'n wir winken
 Und fühlen seine Lüfte weh'n.

Und träumend schau ich schon hinunter
 In meiner Sehnsucht gold'nes Land,
 Ich schaue trunken seine Wunder,
 Gen Süden nur den Blick gebannt.

Da sprachst du: „Verne dich bemeistern
 Und im Entsagen such' dein Glück,
 Vom holden Traum laß dich begeistern,
 Doch lehr' zur Wirklichkeit zurück!“

Ich aber schaute lange, lange,
 Den Blick nach Süden noch gewandt,
 Mir war's um's Herz so sehnsuchtsbange —
 Da nahmst du still mich bei der Hand.

Ich folgte dir. Ach, wenn den Himmel
 Das Menschenauge schauen will,
 Da ruft von Oben eine Stimme
 Gebieterisch: „Herz, stehe still!“

Feuilleton.

Brechensteiner's ornithologisches Cabinet. Die bekannte reiche Sammlung ausgestopfter Vögel des Priesters Brechensteiner in Sarnthein (Sarntal, Südtirol) ist von einem Bauer in Obermais (Meran), dem sog. Holerbauer, für den Preis von 800 Gulden (!) gekauft worden. Sollte man das in einem Lande wie Tirol für möglich halten, wo doch so mancher gelehrte oder reiche hohe Herr an der berühmten Sammlung seine Freude hätte haben können?

Schneebergshaus. Bei der am 4. Nov. d. J. im grünen Saale der Akademie der Wissenschaften zu Wien stattgehabten Conferenz der Alpenfreunde bez. Bau eines Touristenhauses am Schneeberg bei Wien wurde ein aus 18 Mitgliedern bestehendes definitives Comité gewählt, welchem die vollkommene Durchführung dieser für die österr. Alpenwelt höchst wichtigen Unternehmung mit plein pouvoir übertragen wurde. Dem ausgegebenen 1. Beitragsverzeichnis ist ein sehr günstiges Vorwärtsschreiten der noch immer thätig fortgesetzten Sammlungen zu entnehmen.

Eröffnung der Eisenbahnlinie Franzensveste-Billach. Seit dem 26. Nov. d. J. ist die Eisenbahnlinie Franzensveste-Billach im regelmäßigen Betrieb. Die Bahnstationen sind folgende: Franzensveste, Mühlbach, Bintl, Ehrenburg, Bruned, Dlang, Welsberg, Niederdorf, Toblach, Innichen, Sillian, Abfalteröb, Thal, Lienz, Dölsach, Nicolödorf, Oberdrauburg, Dellach, Greifenburg, Kleblach-Lind, Sachsenburg, Spittal, Rothentburn, Paternion-Feistritz, Gummern, Billach. Die ganze Strecke nimmt z. B. eine Fahrzeit von 10 Stunden in Anspruch; von Franzensveste nach Bruned braucht man $1\frac{1}{2}$ Stunden, von Bruned nach Lienz 4 St. 20.

Literarisches. Herr F. J. Gäßner, Redacteur des Innsbrucker Tageblatts, hat unter dem Titel „Die Pustertthaler Eisenbahn“ für die neueröffnete Bahnstrecke Franzensveste-Lienz einen Reisebegleiter für Einheimische und Fremde verfaßt. Das Büchlein ist sehr launig geschrieben und wird denen, welche die Linie besahren, eine angenehme, heitere Eisenbahnlectüre gewähren, ohne übrigens auf die Stelle eines „Führers“ Anspruch zu erheben.

Fremdenzufluß in Meran. Den sprechendsten Beleg für den außergewöhnlichen Fremdenandrang in Meran, der sich in der Folge wol noch erheblich steigern dürfte, liefert ein Bericht, der der Redaction dieses Blattes zugekommen ist und constatirt, daß vom 15. August bis 29. October d. J. 8524 Fremde die Stadt besucht haben. Gurgäste waren in derselben Zeit 2188 dort anwesend, worunter 942 Deutsche, 487 Oesterreicher, 308 Russen, 194 Engländer, 39 Amerikaner, 22 Franzosen, 21 Italiener.

Condensirter Caffee. Der Conditor J. Gfall zu Innsbruck hat eine eigene Methode erfunden, Caffeeextract zu condensiren. Von diesem condensirten Caffee genügt $1\frac{1}{2}$ Eßlöffel für die Tasse Milchcaffee, 2—3 Eßlöffel für die Tasse schwarzen. Er wird in kleinen Flacons verkauft, und es gibt davon je nach den Sorten der Bohne verschiedene Sorten. Derselbe dürfte sich auch besonders für Bergtouren empfehlen.

Panorama des W.-Matrei-Kalser Thörl.

Eines der interessantesten Panoramen in den deutschen Alpen (S. darüber auch „Rathner, Berg- und Gletscherfahrten“, „Hofmann und Stüdl, Wanderungen in der Glocknergruppe, Zeitschrift des deutschen Alpenvereins, Bd. II, Heft 3“, „Amthor, Tirolerführer, S. 335“) bietet das zwischen dem Iseltal und Kalserthal, zwischen Bindischmatrei und Kals gelegene Matrei-Kalser Thörl. Durch die Eröffnung der Pustertthalbahn ist dasselbe der gewöhnlichen Heerstraße so nahe gerückt worden, daß es rasch in die Reihe der beliebtesten Touristenberge eintreten wird. In wenigen Stunden gelangt man jetzt von der Eisenbahnstation Lienz (östlichste Stadt Tirols) entweder nach Bindischmatrei oder nach Kals, und von ersterem Punkt hat man ungefähr $2\frac{1}{2}$, von letzterem 2 Stunden mäßigen Aufstiegs bis zu der sowol auf die Glockner- als die Benedigergruppe eine prächtige Aussicht gewährenden Höhe. Doch wozu der Worte? Ein Blick auf das, diesem Heft beigelegte, von der kunstreichen Hand des unermüdlchen, namentlich um die Kenntniß der Glocknergruppe hochverdienten Herrn Johann Stüdl in Prag aufgenommene Landschaftsbild sagt mehr, als ganze Seiten langer Beschreibungen es könnten. Möchte Herrn Stüdl's Bestreben, durch seine so mühevollen, wie wohlgelungene Zeichnung dem herrlichen Punkt mehr und mehr Besucher zuzuführen, in reichem Maße durch die That belohnt werden!

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Ed. Amthor; Verlag von Eduard Amthor in Gera.

Deferegger Kopf	Zunig Sp. 8753' (2766 m)	Oberster Kogl. 7709' (2438 m)	Melitzkogel 8623' (2708 m)	Steinkaskogl. 8658' (2724 m)	Rother Mandl 8000' (2812 m)	Musspitz 9807' (3000 m) Todtenkogel 9533' (2915 m) Flusenpitz 9600' (3003 m) Eichham unbenannt 9600' (3003 m) Lasaring 9786' (3002 m) Pinnarspitz 10027' (3207 m)	Bergkogel 8863' (2662 m) Thörlspitz 9392' (3126 m) Gross Schaber 9652' (3000 m)	Hohes Kreuz 9200' (2952 m) Dücker-Spitz 10755' (3390 m) Quint 9700' (3005 m)	Wölz Kopf od. Rädspitz 11019' (3331 m) Malham Spitz 10300' (3315 m) Reggen Thörl 9430' (2900 m)	Vordere Eichham Sp. 10637' (3308 m) Scharnagl 10206' (3225 m)	Ochsenbug/Kristallkopf 9507' (3005 m) Hintereggkogel 8372' (2665 m)	Wasse Sp. 10231' (3233 m) Hint. Eichham Sp. 10448' (3302 m)	Rainerhorn 11831' (3739 m) Eisenitz Kees Schwarze Wand	Klein Venediger 10500' (3212 m) Kristallwand (Klaxenköpfe) Schlatten-Kees
-----------------	-----------------------------	----------------------------------	-------------------------------	---------------------------------	--------------------------------	--	---	--	---	--	--	---	--	---



Kaltthal. Virgen-Ob-Mauer
PANORAMA von W. MATREI-KALSER THÖRL, 7017' (2217 m) Aussicht gegen Westen.

Saef Spitz 8904' Remarisswandkopf 11223' (3546 m) Zollspitz 9023' (2851 m) 4739' (3017 m)	Hofmanns-Spitz Breiter Spitz 9023' (2851 m) 9870' (3022 m) Fronau Kees 11657' (3602 m)	Gross-Glockner Altkirke 12016' (3798 m) Versteckter 10832' (3412 m) Hohenwirth Kopf 10439' (3259 m) Tischspitz 10439' (3259 m) Tischspitz Kees 10439' (3259 m)	Burgwart-Scharie Hohenwirth Kopf 10439' (3259 m) Kellerberg 10345' (3258 m)	Schwarzkopf Lange Wand 10076' (3148 m) Frauenwand 9470' (2882 m) Schwaert 9730' (3090 m)	Freigerhorn 8258' (2609 m)	Glatte Schneid	Berger Thörl 7636' (2420 m)	Kaarberg 8734' (1180 m)	Bischlach Thörl Tramerkamp 7900' (2499 m) Inholden 9043' (2970 m)	Bischlach Kees Kopf 9876' (3118 m) Ruiskogl 9678' (3058 m)	Böses Wäbele 9853' (3114 m)	Tschindhorn 9532' (2912 m) Gornetschamp 8873' (2802 m)	Wandschuss Wd. 9924' (3135 m)	Glödis 10132' (3202 m)	Ganot 9833' (3109 m)	Schober Thörl 9189' (2901 m) Raitgletscher	Kl. Schaber 9204' (2917 m)	Hochschober 10257' (3258 m) Winklstock 9243' (2921 m)	Roth Spitz 9790' (3094 m)
--	---	--	--	--	----------------------------	----------------	-----------------------------	-------------------------	--	---	-----------------------------	---	-------------------------------	------------------------	----------------------	---	----------------------------	--	---------------------------



Kaltthal. Kaiser Thal
PANORAMA von W. MATREI-KALSER THÖRL, 7017' (2217 m) Aussicht gegen Osten.
Verlag v. Eduard Amthor, Gera.

Lith. Anat v. C. Bollmann, Gera.

Tischspitzthal.

Nach der Natur gez. v. Joh. Stüll.

Von München in die Scharnik.

Eine Hartholzwanderung von Emil Auer.

I.

„Was den Charakter einer Landschaft bezeichnet: Umriss der Gebirge, die in duftiger Ferne den Horizont begrenzen; das Dunkel der Wälder, der Waldstrom, welcher tobend zwischen überhangende Klippen hinsürzt; alles steht in altem geheimnißvollen Verkehr mit dem gemüthlichen Leben des Menschen.“

Gumboldt, Ans. d. N.

Man hat der schönen, kunstreichen bayerischen Residenz schon oft den Vorwurf gemacht, daß sie arm an Naturschönheiten sei. Das geschah aber nicht etwa nur von Commis voyageurs und blasirten Söhnen Spree-Athens, selbst außerdem distinguirte Schriftsteller ließen sich einfallen, solch' alberne Behauptungen aufzustellen; einzelne stützten sich dabei auf einen angeblichen Ausspruch des Schwedenkönigs Gustav Adolph: München sei ein goldener Sattel auf einem dürren Pferde. Abgesehen davon, daß Naturschwärmerei eben keine schwache Seite jenes nordischen Helden war, liegt es doch gewiß auf platter Hand, daß er mit jener Aeußerung nur die Sterilität des Bodens bedauerte; diese aber bildet keinen Factor einer romantischen Gegend, wie sie sich in Münchens nächster Nähe in großartigem Maßstabe findet. Nur darf man freilich die Naturschönheiten desselben nicht etwa auf der Strecke von Augsburg her oder in nördlicher Richtung hinter dem Siegesthore suchen wollen. Denn wer seine Entdeckungsreise so anstellen würde, und so scheinen all' die leichtfertigen Kritiken entstanden zu sein, der wäre weit mehr zu bedauern als München, wegen seines angeblichen Mangels an „Legende“. Auf dem Präsentirteller resp. von jedem Gasthofbalcon aus prunkt die Münchener Gegend allerdings nicht mit ihrer Schönheit, — sie will auf gesucht sein. —

Nehmen wir uns in der Stadt z. B. die Mühe und ersteigen einen der vielen Thürme, am besten den von St. Peter, und lassen wir uns dort auf der Südseite der eisernen Veranda nieder so liegt ein Gebirgspanorama vor unserm Blick ausgebreitet, das seines Gleichen sucht, wie es keine Stadt, was die Größe der Ausdehnung dieses Panoramas anbelangt, selbst Bern nicht aufzuweisen hat. Es gibt keinen Berg von einiger Bedeutung in den deutschen Nordalpen vom Gaisberg bis zum Säntis, den das Auge hier nicht erspähen könnte, nicht zu reden von den unzähligen Eispitzen der Centralalpen, die an klaren

Tagen zu sehen sind. Auf den von hier aus aufgenommenen Panoramen sind Duzende von Spitzen nur mit Fragezeichen versehen.

Ober stellen wir uns an das Ende der Maximiliansbrücke nächst der abwechslungsreichen Gasteiganlagen und wenden uns gegen Süden, so haben wir wieder ein vollendet schönes Bild. Unter und vor uns der reißende grüne Strom, der mit seiner Unbändigkeit aller Uferschuttbauten spottet und den Vätern der Stadt schon viel Herzeleid verursacht hat, im Vordergrunde die prächtigen Anlagen, der schlanke gothische Bau der herrlichen Auerkirche, im Hintergrunde endlich der Koloss der Zugspitze in schwarzblauer Färbung.

Hier wollen wir unsere Wanderung antreten, die ich aber nur solchen rathe, denen die Natur bei einer Excursion vollständig genügt; Men schen begegnen uns oft stundenlang nicht. Raum dürfte es in civilisirten Ländern ein Flußthal geben, das größere Einsamkeit aufzuweisen hätte als das Isarthal — und darin liegt einer seiner Hauptreize.

Wenn wir hinter den dichtbesäten jüblischen Reichenäckern aus der Häusermasse heraustreten, schaut das ernste Haupt der Riesin Bavarica, des größten Erzgußwerks unseres Erdbörpers, über die Theresienwiese zu uns herüber, hoch hält die Patronin über ihrer Residenz den Vorbeerfranz, der ihr heutzutage in jeder Beziehung gebührt, der aber noch vor wenigen Jahren Jedem, der das gute München kannte, ein Räthsel entlocken mußte. Der Charakter der Ebene, der die Lage der bayerischen Residenz im Norden, Osten und Westen kennzeichnet, verliert sich hier plötzlich. Wir sind von allen Seiten von Wasser, den Armen der Isar, umgeben und wandeln in üppigen Anlagen mit prächtigen Baumgruppen und dichtem Buschwerk. Reicher Wechsel der Landschaft läßt von hier an nie Langweile aufkommen. Bald sind es die unzähligen Katarakten des schönen grünen Stroms, bald ein lichter Punkt mit einem Ausblick auf die mächtigen westlichen Ausläufer der bayerischen Alpen, die unser Auge unterhalten. Der Botaniker ist entzückt, manches ferngeglaubte Alpenpflänzchen schon hier am Ufer zu finden. Bald erreichen wir die sogenannten „Ueberfälle“, eine Anzahl zusammenhängender Stege sehr kunstloser Form, die bei starkem Wasserstand im Frühjahr mit Schwindel Behafteten einiges Gruseln erregen können. Hier geht's lustig her zur Zeit der „Holztrift“, wenn Hunderttausende von großen Scheitern rasch vorbeischwimmen, nicht weniger aber in den vielen Winkeln und Buchten hängen und stecken bleiben und sich manchmal zu einem schrecklichen Chaos aufstauen. Wenn Dir, der Du die Vorgänge nicht kennst, hier dann und wann, besonders nächtlicher Weile, unheimlich aussehende Gesellen mit mächtig langen Spießen begegnen, erschrecke nicht; ihr Amt ist nur, die zurückgebliebenen Scheiter wieder flott zu machen; die aus den Büschen der zahlreichen Flußinseln vereinzelt schimmernden Lichter stammen aus den Triftwächterhütten, die während dieser Zeit hier zahlreich aufgeschlagen sind. *)

*) Zum Verdruss aller Holzconsumirenden Münchener soll die Trift, angeblich wegen der Uferbeschädigungen, die sie verursacht, ganz aufgehoben werden. D. B.

Rechts über den Wiesen und Feldern liegt Thalkirchen mit einer Wasserheilanstalt, die, wie viele ihres Gleichen, ihre Existenz spärlich fristet, und einem Wallfahrtsort: Maria=Einfiel, von dessen Segnungen ich nur den schönen kühlen Wirthsgarten anerkenne. Auf der Höhe präsentiren sich drei der beliebtesten Münchener Vergnügungsorte: Unter=, Mitter= und Oberfendling. Ersteres der Schauplatz der Sendlinger Bauernschlacht (in der Nacht vor dem Christtage 1705), in der sich der oberbayerische Wilhelm Tell, der sagenhafte Schmied von Rodel seine Lorbeeren holte. Mitterfendling hat den schönstegelegenen aller öffentlichen Wirthsgärten in und um München: Neuhofen, in dem die meisten der Münchener Privatgesellschaften ihre Gartenfeste abhalten. Lassen wir uns dort an einem der Tische am steilen Abhange nieder, so genießen wir ein herrliches Doppelbild: im Norden über einer großen Fläche die sich mächtig ausdehnende Stadt mit ihren Kuppeln, Thürmen und Palästen, im Süden ein Stück der grünen Isar mit ihren hohen bewaldeten Ufern und die Kette der Alpen vom Untersberg bis zur Zugspitze, ein erhabenes Bild voll Ruhe! In Oberfendling finden sich viele Willen begüterter Münchener, die der Stadt nahe sein und doch die Villeggiatur nicht entbehren wollen.

Kehren wir auf unserm Weg an's rechte Isarufer zurück. Wenn wir die „Ueberfälle“ hinter uns haben, müssen wir mehrere Minuten durch junges Unterholz wandeln, da zeigt an einem Stamme eine kleine Tafel „Nach Harlaching“. Durch schöne Buchenwaldung steigen wir empor zu der nur aus einem plumpen Kirchlein, einem Bauernhof und dem Wirthshaus bestehenden Ansiedlung. Man sieht dem Weiler nicht an, was er einst gewesen, und wen er schon beherbergt hat. Der verschwenderische Kurfürst Max Emanuel hatte hier einen Lustgarten, der seines Gleichen suchte. Alle Raffinerie des 18. Jahrhunderts war vertreten. Springende Wasser und kokette Damen belebten die üppigen Anlagen und die lauschigen Grotten und Verstecke.

Wer hat nicht schon ein Bild Claude Lorraine's gesehen oder doch von diesem Meister der Landschaft gehört? Er verweilte lange auf dieser Höhe, und viele seiner besten Bilder entstanden hier. Auf einem grünen Platze neben dem schönen, schattigen Garten des Gasthauses hat ihm die Münchener Künstler-schaft vor ein paar Jahren ein Denkmal gesetzt.

Wir verlassen diesen klassischen Boden und wandeln weiter gegen Süden. Da bieten sich schon nach wenigen Schritten großartige Bilder. Rechts stürzt die Höhe mehr als 100 Fuß senkrecht ab, der Fluß unten bildet eine große Bucht, das Wasser darin ist smaragdgrün. Die Breite des Betts mag hier mehr als eine Viertelstunde betragen. Hinter uns im Norden kommt die Stadt zum Vorschein. Vor uns liegt die gewaltige Zugspitze, im Vordergrunde von Tannennwäldern eingerahmt. In den Abendstunden bei reiner Luft ist dies ein unvergleichlicher Standpunkt. Die Münchener wissen die Gegend zu schätzen; in schönen Sonntagnachmittagsstunden geht's hier lebhaft zu. In wenigen

Minuten erreichen wir den Lieblingsvergnügungsplatz der Städter, die schöne „Menterschwaige“. Wir lassen uns in die grünen Holzfauteuils nieder und erquicken uns mit kühlem Gerstenfaß. Der Garten hat Raum für Tausende, und doch ist oft noch Platzmangel. Die am linken Ufer Großhesselohe berührende alte Rosenheimer Eisenbahn macht durch die hiesige Station auch bequemen Seelen den schönen Ausflug leicht. Wer mit der Natur nicht zufrieden ist, findet Musik und Scheibenschießen. Früher producirte sich an jedem Sonntag im Sommer sogar ein Schnellläufer; vor Kurzem entriß ihn aber der Tod seiner nutzlosen Kunst. Mich dauerte der Mann so oft ich ihn sah, wenn er, schweißtriefend, mit klopfender Brust nach Athem ringend, mit hohler Stimme sein eben vollbrachtes werthloses Meisterstück verkündete.

Die Menterschwaige mit ihrem großen Gütercomplex hat leider das Unglück, oft von einer in die andere Hand zu wandern, was dem Rufe der Wirthschaft in den letzten Jahren sehr geschadet hat. Eine Einöde, weit und breit keine Höfe und Dörfer, was Wunder, wenn sie zwei Drittheile des Jahres verlassen steht; doch sollte meiner Ansicht nach eine gute Bewirthschaftung der großen Deconomie allein das Anwesen auf der Höhe halten. Die Wegstrecke, die wir uns für heute vorgesetzt, heißt uns ausbrechen. Im Hofraum sehen wir noch das nette Schweizerhäuschen an, das eine Schützengesellschaft besetzt hält. An der Außenseite finden sich mehrere Sinnsprüche:

Trink und is'
Gott nit vergiß.

meint der eine.

Essen und Trinken, den ältesten Brauch,
Wollen wir üben nicht minder auch.

ermahnt bald der zweite, und

Was hilft mir auch das liebe Brod?
Fehlt es an Bier, herrscht große Noth.

klagt ein dritter.

Das Wälbchen, das wir jetzt passiren, läßt uns heute nur das Rauschen seines Eichenlaubs vernehmen, aber es hat auch schon oft andere Töne hören lassen. Die Münchener Künstlermaifeste sind durch Wort und Bild der „Gartenlaube“ und „Illustr. Zeitung“ weit über Bayerns Grenzen hinaus zu bekannt, als daß ich an ihnen zum Plagiator werden möchte. —

Bald stehen wir an der herrlichen Großhesseloher Eisenbahnbrücke, die dem Fachmann und Laien gleiche Bewunderung abringt. An dieser Stelle gestand mir einst ein Freund, der die weltberühmte Niagara-Brücke gesehen, daß diese bei Weitem nicht den Eindruck mache, wie die weit weniger berühmte Großhesseloher. Sie überspannt die beiden über hundert Fuß hohen Flußufer in einer Breite von mehr als achthundert Fuß. Nur drei Pfeiler tragen das zierliche Eisengerüst, dem man auf den ersten Blick kaum zutraut, daß es der Last eines Eisenbahnzuges zu widerstehen vermag. Fährt man

mit einem solchen darüber, so spürt man nur einige elastische Schwingungen; die riesigen Eisensebern, die man nicht sieht, geben um einige Zoll nach und schnellen wieder empor — ein genialer Gedanke des Erbauers, des berühmten Pauli. Steht man aber unter der Brücke, während ein Train darüber hinbraust, so glaubt man, das jüngste Geräch oder wenigstens das wilde Heer sei im Anzug.

Unter der Brücke weg am linken Stromufer führt ein schöner Weg in einen herrlichen Buchenwald, wir steigen hinunter, nachdem wir die Brücke überschritten und darauf noch eine wundervolle Umschau, hinunter nach München und hinauf in das bewaldete Flußthal, genossen haben. Der prächtige Wald, dessen Bäume mit ihren starken Aesten eine nur selten von einem Lichtstrahl unterbrochene Wölbung bilden, gleicht einem gothischen Tempel mit seinen himmelanstrebenden Pfeilern. Bald stehen wir an einer Lichtung des Waldes vor einem idyllisch gelegenen Häuschen, an das ein langer, schattiger, terrassenförmig aufsteigender Garten stößt: es ist eine von einem Brunnenmeister ausgeübte Wirthschaft und nennt sich „Beerwein“. Es ist ein vielbesuchter Ort. Da sitzt man im Frühjahr in einem wahren Blütenmeer von Obstbäumen, der rauschende Fluß, die Kühle und der tiefe Schatten diesseits, das steil abfallende felsige, von der Abendsonne rosig beleuchtete Ufer mit der Einöde Geiselsgasteig jenseits, all das gibt ein reizendes Bild und macht das Plätzchen zu einem der wonnigsten, die ich in der Nähe Isarathens kenne.

Wir ziehen rechts den bewaldeten Abhang wieder hinan, obwohl der am Rand des Wassers hinlaufende Weg voller Reize ist, um nach einem Viertelstündchen einen der ältesten Münchener Vergnügungsplätze und überhaupt eine der ältesten Ansiedlungen um München — Großheßeloh zu besichtigen. Thassilo, der letzte Agilolfinger, schenkte die Einöde schon im 8. Jahrhundert den Mönchen des Klosters Schäftlarn. Später kam die Besitzung an die Ritter Breitenbrunner; diesen kaufte sie das Münchener heil. Geistspital ab, welches den Ort durch einen von Freising berufenen Einsiedler hüten ließ; jetzt ist ein reicher Banquier Guts herr. Die im Sommer allsonntäglich von vielen Tausenden besuchte Wirthschaft, die wiederum einen herrlichen am Abhang des Berges liegenden von Buchen beschatteten Garten besitzt, ist verpachtet. Die immer an Pfingsten hier abgehaltene Kirchweih gestaltet sich zu einem Volksfest.

Fort durch den ununterbrochenen unvergleichlichen Wald; bald stehen wir an einer Lichtung mit einer Aussicht, die zu den schönsten im ganzen Isarthal zählt und einen Fremden kaum ahnen läßt, daß er sich nur anderthalb Meilen von der bayerischen Residenz befindet. Eine jener reizenden Krümmungen, wie sie nur dem Rheine eigen sind, lassen uns an dessen Ufer versetzt glauben, die beiden Burgen: Grünwald am jenseitigen und Schwaneck in nächster Nähe vor uns am diesseitigen Ufer machen die Täuschung vollständig. Aber eines findet das Auge hier noch, was es auf den gepriesenen Rheinufern vergeblich

sucht: die mächtige Alpenkette im Hintergrunde; und gerade der Koloß der Zugspitze ist es, der das unbeschreiblich schöne Bild abschließt.

Man kann fast behaupten, daß hier das bayerische Hochland seinen Anfang für den nimmt, der an den Flußufern bleibt; eine Viertelstunde rechts oder links abgewichen, und die alpinen Reize, die der smaragdgrüne Strom und seine wildromantischen Ufer mit dem sich stets verschiebenden Hintergrund der Berge bieten, sind verschwunden, und dem Auge bleibt nur die rauhe Hochebene mit dem blauen Saum der Alpen.

Nach wenigen Schritten stehen wir vor der veritablen Raubritterburg Schwanegg, die aber erst in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts nach den Angaben und als Eigenthum des unsterblichen Ludwig v. Schwanthaler entstand. Der kühne und ungemein zierliche Bau steigt am Abhang der Höhe 78 Fuß hoch in die Luft. Gräben und Schanzen, Thore und Brücken und der schlanke, aber doch imponirende Thurm mit seiner sonnigen Warte, der Altan und die runden farbigen Scheiben, all' das gibt ein gar getreues Bild der Romantik einer längst verschwundenen Zeit. Versäumen wir nicht, die liebste Wohnung des Meisters, an dessen Wirken uns die prächtigsten Straßen Münchens jeden Tag und jede Stunde erinnern, zu besuchen. Auffallend ist es indeß, wie ein Künstler, dessen Hauptforce im Schaffen das classische Alterthum war, das Mittelalter als Privatliebhaberei haben konnte. Und doch war es so: das Hellenenthum war sein Beruf, sein Herz aber besaß die Romantik des Mittelalters. Jetzt gehört das ehemalige Lieblingsbesitzthum Meister Schwanthalers dem Ritter Mayer von Mayersfels aus München, dessen lebenswürdiger Charakter die Sehnsucht keines Wanderers, auf den Zinnen seiner Burg zu stehen und sich in deren Räumen umzusehen, ungestillt läßt.

Treten wir ein, umgaukelt von den Zaubern einer Zeit, die immer noch tief im Herzen unseres Volkes, besonders aber der gebildeten Jugend sitzt. Im Vorhof bewahrt eine Steintafel des Erbauers eigene Dichtung in folgenden Worten:

So stehe denn hier in Gottes Hand
Der Thurm am felsigen Uferstrand,
Gebaut nicht um eitle Ehr',
Zu Trutz nicht ober Waffenwehr.
Nur früher Jugend schöner Traum
Soll steigen empor im trauten Raum.
Der Blick in die Berge, die Luft so klar,
Vom Flusse das Rauschen wunderbar,
Der Freunde Wort und Sag' und Sang
Erfrische das Herz im Lebensbrang.

Die Pförtnerwohnung und die Küche nehmen das Erdgeschoß ein. Eine bequeme Wendeltreppe führt in die freundlichen Gemächer; die Einrichtung derselben ist natürlich vollständig im Stile. Prächtig schön ist der Bankettsaal mit seinen riesigen Humpen und seiner übrigen Ausschmückung. In diesem Gemache ver-

brachte der gefeierte Künstler, den leider der Tod schon wenige Jahre nach der Vollendung seiner Burg entriß, seine fröhlichsten Stunden im Kreise seiner vielen Freunde. Schöner als Alles in der Burg aber dünkt mir die Aussicht von der Höhe des Erkerthurms hinab in das frische Waldthal, in dem der schöne Gebirgsstrom bald sich versteckend im finstern Forste, bald glitzernd im Sonnenschein daherbraust; drüben am andern Ufer der Thurm der Feste Grünwald, der jetzt als Pulvermagazin dient, und dessen etwaige Explosion jeder Münchener Philister auch für den unfehlbaren Untergang seiner Vaterstadt hält. In mächtigem Bogen umlagert im Süden die Alpenkette den Horizont, und Du übersehest mit einem Blick die Berge Salzburgs und des Allgäus. Aus den dunklen Wogen endloser Wälder schauen die Kuppeln und Spitzen von Kirchen gleich den Sternen, die in finst'rer Nacht aus düstern Wolken schimmern. Gegen Norden aber in sonniger Ebene liegt Bayerns Residenzstadt, mit ihren prächtigen Palästen und hehren Tempeln, unter diesen das mächtige Wahrzeichen Münchens, die Alles überragende, würdevolle und altersgraue Metropolitankirche, deren riesige Thürme der echte Münchener mit rührender Anhänglichkeit nach der Erklommung eines jeden größeren Berges seines bayerischen Hochlands zuerst erspäht und bei reinem Wetter auch fast überall findet.

Was Wunder, wenn der Dichterkönig Geibel einmal nach dem Genusse der von mir mit schwacher Feder geschilderten Fernsicht zu einem reizenden Gedicht begeistert wurde, das wir, vermuthend, daß es nur Wenigen bekannt ist, hier einfügen:

Ferne blaut die Alpenkette,
Die im Sonnenbuste ruht;
Drunten tief auf kief'gem Bette
Zwischen Wäldern braust die Fluth.

Und hinaus zu jenen Gipfeln
Und zum wilden Fluß in's Thal
Blickt die Burg aus rothen Wipfeln
Im gedämpften Morgenstrahl.

Dankbar preise seine Sterne,
Wer dort oben Tag für Tag
Holtverbunden Näh und Ferne
Sinnend überschauen mag.

Wo die heit're Ruh', der Gletscher
Sein Gemüth in's Ewige neigt,
Wo des Stromes Schaumgeplätscher
Ihm ein Bild des Lebens zeigt.

Dort, wenn einst verstummt mein Pflaster,
Vom Gemüth des Tages weit,
Möcht' ich sonnen mich im Alter
In verschwiegener Einsamkeit.

Und vom Glück, das ich besessen,
 Noch gelobt im Wiedersehen,
 Ohne Harm die Welt vergessen
 Und von ihr vergessen sein.

Nach wenigen Minuten passiren wir das Dörfchen Pullach, dessen Wirthsgarten wiederum eine ganz reizende Rundschau gewährt.

Das gegenüber ebenfalls am Abhang liegende Grünwald, das jetzt als theilweise Ruine traurig zu uns herüberschaut, hat einst schönere Tage gesehen. Unwiderlegbar ist erwiesen, daß dort drüben sich ein Römer-Castell befand, das von einem vierfachen Wall umgeben war, und an dem die römische Heerstraße von Juvavium nach Augusta Vindelicorum vorüberführte. Von der von den Römern hier über die Isar geschlagenen Brücke entdeckte der Geschichtsforscher von Einbrunn noch mehrere Pfähle im Fluß; mitten in diesem ist der St. Georgenstein, angeblich ein ehemaliger Pfeiler jener Brücke, die hier und bei Grünwald durch Schanzen und Wälle gedeckt war. Jetzt wird der Verkehr mit dem jenseitigen Ufer nur durch stabile Rahnsahrt unterhalten. Die Spuren der Römerstraße lassen sich in dem westlich von hier gelegenen Forstenriederpark noch wohl auffinden; außerdem wurden nahe bei Grünwald zahlreiche Römergräber gefunden. Ein großes reizendes Wandbild im Nationalmuseum zu München, von einem talentvollen Schüler Piloty's, illustriert eine römische Lagerscene bei Grünwald in meisterhafter Auffassung.

Wir bleiben auf unserm linken Ufer, da die Wanderung drüben bei Weitem nicht so genussreich ist. Wieder nimmt uns Wald auf; nach kurzer Zeit führt unser Fußweg auf die große Mittenwald-Innsbrucker Landstraße. Bald kommt eine Kirche in Sicht; sie gehört dem Dorfe Baierbrunn, das freundlich auf einer Anhöhe liegt. Das Gasthaus zur Post bietet eine treffliche Einkehr. Hier sollen sich noch Spuren der Feste der Ritter von Baierbrunn finden, deren letzter Sprosse Konrad als tapferer Kämpfer in der Schlacht von Ampfing (1322) in der bayerischen Geschichte wohl bekannt ist; er ruht seit 1333 in der Kirche zu Schäftlarn.

Weniger verbürgt und eher in's Reich der Sage ist eine Geschichte zu verweisen, die auch hier gespielt haben soll. Oberhalb des Dorfes an der Isar soll eine weitere Feste, die Birg, gestanden haben, bewohnt vom Ritter Sachsenhäuser, welcher die Menschen, die auf Flößen hinabfuhrn, muthwillig erschöß. Die Burg wurde belagert, konnte aber nicht erobert werden, bis ein altes Weib von Baierbrunn die Belagerer auf den Gedanken brachte, dem Tyrannen auf Birg das Wasser abzugraben. Ein Pferd, das drei Tage lang kein Wasser bekam, diente zur Auffindung der Quelle, die der Feste Wasser gab. Der Ritter mußte sich nun, wollte er mit seinen Leuten nicht verdursten, ergeben. Das „Birgweibl“ erscheint jetzt noch öfter in schlechtem Anzug einzelnen Wanderern. Kommt sie von Schäftlarn her, so fragt sie nach dem Weg nach Baierbrunn; kommt sie von da, so zieht sie Erkundigung über den Weg nach

Schäftlarn ein; aber nie sieht man sie in einem der beiden Orte, da sie in die Grenzen der Birg gebannt ist.

Die Marken dieser gespenstischen Gegend verlassen, eröffnet sich der Blick auf die wie mit einem Zauberschlag näher gerückten Berge. Vor Allem ist es hier die Benediktenwand, die sich großartig präsentiert. Die Straße senkt sich die Höhe hinab, wieder umgibt uns prächtiger Buchenwald; ihn verlassen, erblicken wir zur Rechten auf der Höhe das Dorf Hohenstädtlarn. Wir haben dort nichts zu suchen und schlagen deshalb einen links von der Straße abführenden Fußweg ein, der uns am Waldsaum hinab zur Isar führt.

Bald werden wir, auf grüner Matte gelegen und von blühenden Obsthäusern umgeben, des Klosters Schäftlarn ansichtig. Ernst und feierlich ertönt das Geläute von der Kirche des alten Stifts und verkündet die Mittagsstunde, die wir unter der reichen Abwechslung des Weges noch nicht so nahe geglaubt.

Die Geschichte aller Klöster ähnelt sich so sehr, daß fast für alle ein Schema brauchbar ist, man hat nur Jahreszahlen und Namen einzusetzen: wunderbare Gründung, Blüthe, barbarische Zerstörung, Wiederaufbau durch sündenbelastete reuige oder von jeher fromme Fürsten, wiederholte Zerstörung durch den dreißigjährigen Krieg, wiederholter Aufbau, gesetzliche Aufhebung und dann theilweise Wiedereröffnung durch clerusfreundliche Potentaten; das ist die ewige Leier. In der Voraussetzung, daß Klosterchroniken auf meine Leser ebenso langweilend wirken wie auf mich, will ich sie auch hier nicht damit maltrairiren und nur bemerken, daß der jetzige Prachtbau aus dem Jahre 1705 stammt, und die ehemaligen Besitzer, die Prämonstratenser, natürlich die Herren der ganzen Gegend waren, ja, daß sich ihre Herrschaft sogar auf ansehnliche Häuser und Güter in und um München erstreckte; selbst die Zölle und Einkünfte des weltbekannten Kaserloher Viehmarkts glaubte Kaiser Ludwig der Bayer dem Abte dieses Klosters überweisen zu müssen. Nach der Aufhebung des Klosters ging dasselbe in die Hände eines Bierbrauers aus München über, der in den Räumen im Jahre 1807 eine „öffentliche Mineral-Badeanstalt“ eröffnete. Einige seisenhaltige Quellen, die die schlauen Mönche bis zu ihrer Vertreibung geheim hielten, in Verbindung mit der schönen, lieblichen Gegend und der reinen Luft verhehlten anfänglich nicht, die Speculation zu einer lohnenden zu machen. Im Jahre 1845 jedoch kam der ganze Complex durch Kauf in den Besitz der „englischen Fräulein“, eines Ordens, dem die moderne „Pensionats-Ausbildung“ junger Damen obliegt. Die Bierkneipe und eine kleine Steingutfabrik, die die Räume auch bargen, mußten wandern, da die hochgelehrten Damen sich doch nicht wohl mit dem Auschanf des Gerstenastes befassen konnten, und jener andere Industriezweig auch nicht recht in die Hausordnung paßte. Das Bad allein wollten die geistlichen Töchter der Maria Ward als kleinen „Nebenverdienst“ beibehalten. Die Najade aber läßt sich bekanntlich nicht in Kloster-

regeln bannen und wanderte den Fräuleins zum Troß mit ihren Verehrern freiwillig aus. Seit neuester Zeit sind Benedictiner die Herren des Klosters.

Bei der Besichtigung der Kirche fällt uns außer einem hübschen Chorbild, die Himmelfahrt Mariä vom kurfürstlichen Hofmaler Albrecht, nichts Besonderes auf. Die nächste Umgebung des Klosters bilden die Deconomiegebäude, die Brauerei und Schenke. Das Ganze ist eine reizende Idylle, die selbst vor der Poesie schon Gnade fand; denn:

„Da wo der Ffar vielzerrissnes Bette
Zum grünen Wald- und Wiesenthal sich weitet,
Liegt eines Klosters friedenreiche Stätte,
Ein hoher Bau, ansehnlich ausgebreitet.
Herüber blickt ein Streif der Alpenfette,
Der kaum den Wunsch zur Welt zurückleitet;
Und in der Gut entsagungsvoller Tugend
Blüht still heran manch' eine Mädchenjugend.“

schreibt Paul Heyse in seiner schönen Dichtung „Die Hochzeitsreise an den Walchensee“.

Mit wenigen Schritten stehen wir an der Ffar, über die hier eine hölzerne Brücke an's rechte sanfter ansteigende Ufer führt. Dort drüben liegt auf waldbiger Höhe das uralte Dorf Deining, in dem der Gründer Schäftlarns, Walterich, zwischen 760—780 als Pfarrer hauste. —

Am linken Ufer unsere Wanderung fortsetzend, begleiten uns blumige Halben und grüne Buchenwölbungen die Höhe hinan; die Sonne steht hoch und wirft ihre heißesten Strahlen aus dem tiefblauen, wolkenlosen Himmel. In einer halben Stunde sitzen wir im nieblischen Gärtchen der Post zu Ebenhausen bei einem Mahle, wie es weit und breit nicht besser gefunden wird, das uns aber nach der sechsstündigen Wanderung auch munden würde, wenn es qualitativ geringer wäre. Bezwickerte Männlein und Fräulein fixiren die bestaubten, verspäteten, hungrigen Fußwanderer nach Kräften; wir lesen ein gewisses Bedauern auf ihren Gesichtern, wahrscheinlich, weil wir den weiten Marsch zu Fuße machen mußten (!), während sie, die Glücklichen, ihre Wege mit ein oder zwei Pferdebkräften zurücklegten. O sancta simplicitas! Das Bedauern ist an uns: die Einen fuhrten in wohlverwahrtem Stellwagen von Starnberg herüber, die Andern auf der an und für sich aussichtslosen Landstraße von München her — der ganze Genuß ihrer Landpartie besteht in einem guten Mittagessen — wir hatten außer dieser allerdings nicht zu verachtenden Beigabe einen sechsstündigen, ununterbrochenen landschaftlichen Genuß.

Ebenhausen bildet nicht nur einen beliebten directen Ausflug der Münchener, auch von ihren Villeggiaturen am benachbarten Würmseepilgern oder fahren sie während ihrer Sommerfrische gerne in's prächtige Ffarthal herüber. Das nahe liebliche Schäftlarn, die noch nähere Rössenauerhöhe mit ihrer Fernsicht und das Fischerschlößchen mit seinen Erkern und Thürmen, das bescheidenen Fremden gerne die reizende Aussicht von seinen Fenstern aus gewährt, die bereits

erwähnte gute Abzug auf der Post zu Ebenhausen, all' das läßt die Völkerwanderung erklärlich erscheinen. Einen weiteren Anziehungspunkt für Verehrer des schönen Geschlechts bildeten hier früher die beiden hübschen Wirthstöchter Fanni und Pepi, die sich sogar rühmen können, daß der verstorbene König Ludwig I., der noch im Greisenalter weibliche Schönheit zu würdigen wußte, gar manchmal ihr ethalben unverhofft hier einkehrte und sich eine Erfrischung von ihnen reichen ließ. Das schöne Schwesternpaar scheint in den Hafen der Ehe eingelaufen zu sein, wenigstens konnte ich es bei meinen letzten Besuchen auf der Post nicht mehr erblicken.

Nachdem unsere mühen Glieder hinlänglich ausgeruht haben, und die Sonne bedeutend tiefer steht, nehmen wir Abschied vom freundlichen Ebenhausen, um heute noch Wolfrathshausen zu erreichen, wo wir unser Nachtquartier aufschlagen. Die Ufer flachen sich allmählig ab und entfalten den Blick auf die Berge immer besser. Fast ununterbrochen behalten wir den grünen Fluß in den Augen. Das nächste Dorf Isding, das wir nach einer Stunde erreichen, läßt uns in seiner Bauart bereits merken, daß wir uns dem Hochlande nähern. Wir wandern immer noch am Abhang der Thälwand, bald jedoch senkt sich die Straße für immer vollständig in's Thal hinab, vorher aber gönnt sie uns noch einen Anblick, der alle bisherigen übertrifft. Die große Niederung am Fuß der Alpen voller Fluren, Wald- und Häusergruppen und im Hintergrund die ernsten bereits dunkelnden Gestalten der gewaltigen Berge liegen frei vor uns.

Nun geht's steil hinab durch eine tiefe Schlucht; bei einer Biegung derselben öffnet sich der erste Blick auf den schönen Marktflecken, der im weiten Thalkessel, in dem sich die Loisach mit der Isar vereinigt, ruht; rechts weist eine Tafel einen Weg, der in drei Stunden an den Würmseer führt. Es fängt an zu dunkeln, und wir sind froh, den unheimlichen Hohlweg hinter uns zu haben, denn es haust eine Spukgestalt, der „Gasta-Pubel“*) darin; es ist dieß ein zottiger, pechschwarzer Hund mit leuchtenden Augen und einer glühenden Kette, welche er rasselnd nach sich zieht. Das Scheusal lauert auf verspätete Wanderer und läuft vor oder hinter ihnen her, ohne sie jedoch irgendwie zu schädigen. Solchen, die in Wolfrathshausen, Ebenhausen oder am Starnberger See zu tief in's Glas geguckt und sich erst in später Nacht auf den Heimweg begeben, soll er übrigens bei weitem öfter erscheinen als nüchternen Wanderern!

Ich glaube nicht, daß es einen Ort gibt, der verhältnismäßig so viele Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten aufzuweisen hat, als Wolfrathshausen; zu Romanen dieses Genre's verarbeitet, würden sie zu nicht unbedeutender Bereicherung der Leihbibliotheken beitragen. Wir werden an Ort und Stelle nicht verfehlen, die originellsten und die altbayerische Culturgeschichte am besten charakterisirenden zu erzählen. —

*) Gasta, Gastig = Gelsig, die Höhe, über die sich die Münchener Straße hier hebt.

Weidach, ein schönes Dorf, gleichsam eine Vorstadt Wolfrathshausens, haben wir noch zu passiren, ehe wir in letzterem einziehen. Die Loisach fällt noch brausend über verschiedene Mühlwehren herab, ehe sie ihr kurzes Leben in dem der Isara aufgehen läßt. Am Taubenschlage einer dieser Mühlen, der Rastmühle, entdecken wir seltsamer Weise ein Delgemälde, das eine mächtige Burg mit Zugbrücken, Ringmauern und Thürmen darstellt. Ein eben des Wegs kommender, wie es scheint lustwandelnder Honoratior des Marktes, theilt uns auf Befragen mit, daß der Besitzer das Aussehen der ehemaligen Burg, die rechts oben auf dem Berge stand, nach seiner Phantasie in diesem Bilde habe wieder herstellen lassen.

„Merkwürdig, daß der Mann dann keinen andern Platz dafür gefunden hat, als den Taubenschlag,“ erwiderten wir.

„Ja, wissens, da fällt dös Bildl halt am besten in d' Aug'n,“ meinte der Wolfrathshausner.

Des Wanderns ziemlich satt, erreichen wir endlich bei einbrechender Nacht den Markt, lassen uns im gastlichen „Humpelbräu“ nieder, und sinken, nachdem wir den guten Vorräthen der Küche und dem frischen Trunke wacker zugesprochen haben, bald in den weichen Pfühl.

II.

„Dies Wolfrathshausen, das, so viel ich weiß,
Noch kein Poet gewürdigt, zu besingen,
Nährt vierzehnhundert Seelen, oder sel's
Einhundert drüber, die sich vorwärts bringen
In mancherlei Gewer. Besondern Fleiß
Bewähren sie mit rühmlichem Gelingen
Im Bierconsum. Auf je zweihundert Seelen
Könn' ich — beiläufig nur — ein Bräuhaus zählen.“

Armes Wolfrathshausen! Zuerst wirft dir ein berühmter Dichter vor, daß noch keiner vor ihm sich deiner erbarmt, und es hat den Anschein, als wollte er das Versäumte nachholen; er thut's auch, aber in welch' prosaischer Weise, das Versmaß nur dazu benutzend, um dir spottend den starken Verbrauch deines — guten Gerstenastes vorzuwerfen. Wäre es nicht dankbarer für einen Poeten, sich über deinen reichen landschaftlichen, historischen, mythischen und mystischen Stoff herzumachen, dein gutes Bier aber mit Stillschweigen zu genießen?! —

Schöner Marktflecken, du ruhst so idyllisch auf grüner Terrasse, lehnst dich im Gemisch von ländlichen und städtischen Elementen in einer Häuserreihe so traulich an den freundlichen Calvarienberg und läßt dich von den träumerischen Wogen der Loisach bespülen, so daß selbst einer, dem sonst jeder Trieb zur gebundenen Rede abgeht, sich versucht fühlen könnte, sich an dir zum ersten Male zu — blamiren. Doch er ist vorsichtig genug, dieß nicht zu thun, und

führt dich lieber in ungebundenen Worten auf den Calvarienberg und durch den Ort.

Es ist ein sonnenklarer, kühler Morgen, und ohne Beschwerde steigen wir hinan; oben beim Dreifaltigkeitskirchlein, welches den Hügel krönt, lassen wir uns nieder und genießen das herrliche Panorama. Von da wandern wir zum größtentheils bewaldeten Schloßberg hinüber. Auf dem Plateau finden wir eine steinerne Ruhebänk und eine Pyramide mit der Inschrift: „Stätte der Burg Wolfrathshausen. Errichtet im Jahre 1852“. Diese Burg soll ein Graf Wolfrat von Andechs und Dieffen erbaut haben; ihre Geschichte ist nicht unbedeutend. Otto III., Graf von Wolfrathshausen, lag in beständiger Fehde mit Herzog Heinrich dem Stolzen; dieser Welf war dem Grafengeschlechte unhold, weil es auf Seite seines Todfeindes, Friedrich von Bogen, war. Als nun der eben erlebte Bischofsstuhl zu Regensburg auf Verwenden des Letztgenannten dem Grafen Heinrich von Wolfrathshausen zugesprochen wurde, da kannte des Herzogs Zorn und verletzter Stolz keine Grenzen mehr, und er zog mit Kriegsmacht gen Regensburg. Dort fand er die Thore geschlossen und rächte sich deshalb am benachbarten bischöflichen Schloß Donaufstau und den Vorstädten, die er verbrannte. Darauf zog der Wildfang mit einer Schaar Krieger gegen Wolfrathshausen. Graf Otto erfuhr den Plan vorher und lauerte auf den Welfenherzog, um ihn abzufangen; ein treuer Diener jedoch merkte den Anschlag und rettete, indem er sich opferte, seinem Herrn das Leben. Der wüthende Herzog rächte sich durch Zerstörung aller Güter des Grafen und stürmte dessen Burg. Letzterer war natürlich zu schwach, mußte deshalb übergeben und ewigen Frieden schwören. Dieß geschah um's Jahr 1131. Der besiegte Otto mußte noch mit ansehen, wie Veste und Hofmark in Asche sanken, und verließ dann das Land. Die Burg wurde wieder aufgebaut und kam später an das bayerische Fürstenhaus. Der Bruder Ludwig des Bayern, Rudolph, stand von hier aus im heimlichen Verkehr mit Oesterreich, das feindlich gegen den Kaiser gesinnt war. Dieser zog, als er davon hörte, gegen Wolfrathshausen, aus dem sein Bruder aber schon geflüchtet war, als er kam. Bayerische Prinzen wählten die schöngelegene Burg gerne zum Aufenthalt, bis die Alles vernichtenden Schweden auch den Weg in's romantische Fjarthal hinauffanden und Markt und Veste zum zweiten Male in Flammen aufgehen ließen. Das wiederholt erbaute Schloß diente später als Pulvermagazin und flog als solches am 7. April 1734, durch einen Blitzstrahl in Flammen gesetzt, in die Luft. —

Soweit die tatsächliche Geschichte Wolfrathshausens. Nun belebt aber die Sage die Gegend, wie bereits erwähnt, in ungewöhnlichem Maße mit Geistern, Gespenstern und Kobolden aller Art. So soll in der Nähe noch eine Burg gewesen sein, die einmal plötzlich spurlos versank. Drei reiche Jungfrauen bewohnten dieses Schloß, zwei derselben hatten das Unglück blind zu sein. Nachdem sie längere Zeit gemeinschaftlich gehaust hatten, fiel es ihnen ein, ihr ganzes Besitz-

thum zu theilen. Da benützte nun die eine der Damen ihr Augenlicht dazu, ihre unglücklichen Schwestern auf ziemlich gemeine aber originelle Weise zu betrügen. Es war so viel Geld vorhanden, daß man sich mit dem Zählen nicht befassen konnte, und so bediente sich denn die Sehende eines Getreidemaßes, um das Geld auszumessen. Bei ihrem Antheil füllte sie das Maß in der gehörigen Weise, wenn aber die Reihe an die Schwestern kam, kehrte sie das Maß um, bedeckte bloß den Rand mit Geld und ließ die Blinden mit den Händen darüber streichen, um sie zu überzeugen, daß das Gefäß voll sei. Wegen dieses niederträchtigen Betrugs ist sie in das unterirdische Schloß verbannt und wird dort nicht nur von ihren Schätzen, sondern auch von bösen Geistern umgeben, die sie maltraitiren, wie sie es verdient. Vor vielen Jahren unternahm es nun ein muthiger Jüngling, der unheimlichen Gesellschaft einen Besuch abzustatten. Er beichtete zu diesem Zwecke vorher und versah sich mit einem kräftigen Amulet. So ausgerüstet suchte und fand er den Eingang zum versunkenen Schloß. Ein schwarzer Hund mit glühenden Augen bewachte den Eingang, ließ aber den Geseiten ungehindert passiren. Darauf stieß er auf schreckliche Geister in scheußlichen Gestalten, die, wie es scheint, den Hofstaat bildeten. Der Mann ließ sich aber durch nichts abschrecken und drang unbeschädigt vor, bis er in einen hell erleuchteten Saal kam, in dem die bewußten drei Jungfrauen in drei Betten lagen. Eine derselben, die Betrügerin, war wach, sie war oben weiß und unten schwarz. Der Eindringling wollte den herrlichen Stoff, aus dem das Bettzeug war, befühlen, verbrannte sich aber die Finger, weil das Lager von einem übernatürlichen Feuer glühte. Hierauf begab er sich zu einer riesigen Kiste, die in der Nähe stand und von einer gräulichen Schlange bewacht wurde. Das Unthier hatte den Schlüssel zur Kiste im Rachen; der Mann entriß ihr selben und öffnete, da strahlte ihm der ganze Reichtum der Betrügerin, aus Silber, Gold und Edelsteinen bestehend, entgegen; die Besitzerin warnte den Recken, nicht mehr zu nehmen, als er auf einmal, ohne zu rasten, forttragen könne. Der Mann befolgte den Rath, begnügte sich mit dem gemachten Fang und kam unangefochten wieder in's Freie. Die Sünderin aber wird so lange in jenem glühenden Pfuhl gepeinigt, bis ihr ganzer Reichtum auf die angegebene Weise davongetragen ist. Wenn Du reich werden und zugleich ein gutes Werk vollbringen willst, lieber Leser, so mache Dich auf nach Wolfrathshausen! —

Vom Schloßberg steigen wir auf einem schmalen Pfad zur Rasten-Mühle, die wir schon besprochen, herab und wandern durch den belebten Markt. Da gewahren wir bald an einem Hause, das an der rechten Seite der Straße liegt und der Familie Daisenberger gehört, ein Bild: auf dem ein auf das Knie gesunkener Mann in Pilgerkleidung zur Erde blickt.

Es ist wieder eine schauerliche Geschichte, an die das Gemälde erinnert. Um das Jahr 1286, als Rudolph, der Sohn Herzogs Ludwig des Strengen, auf Wolfrathshausen saß, und die Rechtspflege in den Händen eines schändlichen Geizhalses war, kam ein Wallfahrer, Namens Conrad Nantovinus, mit

viel Geld versehen, durch den Ort. Der Richter, Ganther geheissen, zeigte den Fremdling, von dessen Geld er gehört hatte, eines schmählischen Verbrechens und verurtheilte ihn zum Feuertod. Auf dem Gerichtsplatze der Burg wurde dem Unglücklichen das Urtheil verkündet. Eine Viertelstunde östlich vom Ort nahe am Isarufer wurde selbes vollzogen, indem der Verurtheilte auf einem eisernen Rost langsam zu Tode gemartert wurde. Viele Wunderzeichen, welche hierauf am Richtplatze vor sich gingen, documentirten die Unschuld des Pilgers, und viele Gläubige fanden an jenem Ort Erhörung ihrer verschiedenen Wünsche. Der Papst Bonifacius VIII. konnte unter solchen Umständen nicht umhin, den Mann in die Schaar der Heiligen aufzunehmen. Eine eigene Kapelle wurde erbaut, die die gesammelten Ueberreste des Heiligen aufnahm. Der also Geehrte zeigte sich dankbar, indem er den Wallfahrern unzählige Gnaden spendete.

Im Daisenberger'schen Hause wird noch das Gefängniß gezeigt, in dem der unschuldig Gemordete vor seiner Hinrichtung eingesperrt war. Ein weiteres Wunder wird darin erblickt, daß dieser Kerker immer unverfehrt blieb, so oft auch der Markt abbrannte; Ungläubige wollen den Grund des Nichtab Brennens im guten Steinmaterial und der für einen Kerker natürlich soliden Construction des Bauwerks finden. Ein Schlosser, der früher Besitzer des Hauses war, hat die Ketten, an denen Rantovinus lag, zu seinen Zwecken verarbeitet. Der practische Mann wurde für diesen „Frevel“ (!) mit Wahnsinn bestraft. Alljährlich am Rantovin'sefeste wurde dem zuströmenden Volke aus der mit Silber beschlagenen Hirnschale des Heiligen Wein gereicht. Weit entfernt, daß diese Barbarei Ekel einflößte, fand die merkwürdige Weinschenke so starken Zuspruch, daß der „fromme Gebrauch“ zu kostspielig wurde und deshalb aufgehoben werden mußte.

Ein ander' Gespensterbild ist das „Marktg'schlär“*), ein Weib, das wegen eines schweren Verbrechens keine Ruhe im Grab finden kann und nun nach Mitternacht in den Straßen geistert. Mit fliegenden Haaren, auf denen ein verbräuntes Pelzkäppchen sitzt, knappem Leibchen, kurzem Unterröckchen und mit klappernden Pantoffeln erscheint sie einmal klein, dann wieder riesig groß, so daß sie selbst zu den Fenstern der obersten Stockwerke reicht. Wo sie mit ihren grünleuchtenden Augen hineinsieht, da ist Glück und Frieden verschwunden. Die schlauen Frauen Wolfrathshausens, von denen wol keine an die Sage glaubt, wissen selbe doch zu ihrem Vortheil auszubenten: sie bitten ihre Männer, bald nach Hause zu kommen, da in deren Gegenwart das G'schlär nicht die Courage hat, die Frauen zu schrecken und mit ihrem Blick den Frieden zu stören. Folgen die Wolfrathshausen den Bitten ihrer Frauen nicht, und wird der „Friede“ wirklich gestört, so trägt das arme G'schlär, glaube ich, weniger Schuld daran als vielmehr — das gute Bier. —

*) G'schlär = eine schlampige, nachlässig gekleidete Weibsperson.

Ueber der Besichtigung der Wolfrathshäuser Merkwürdigkeiten und den an verschiedenen Orten angestellten Bierproben ist der Tag schon ziemlich zur Neige gegangen, und wir sind gezwungen, da wir heute in Tölz unser Haupt zur Ruhe legen wollen, thierische Kräfte zu unserer Weiterbeförderung in Anspruch zu nehmen. Der Entschluß, diese Wegstrecke nicht mit eigenen Beinen zu durchwandern, fällt uns um so leichter, da wir wissen, daß sie zu den unerquicklichsten gehört, die die Isar während ihres Laufes aufzuweisen hat.

Bald sitzen wir im lustigen Einspännerchen. Unser Kutscher, der während des nun fast verfloffenen Tags die Beobachtung gemacht zu haben scheint, daß wir weder Musterreisende noch Viehhändler, sondern „Papier-Fexen“ sind, drückt uns unverhohlen sein Erstaunen aus, daß wir den „schlachen“ directen Tölzweg gewählt haben. „War ja viel unterhaltlicher nach Starnberg oder nach Gurasburg oder nach Roßel“, meint er. Wir versichern den Wohlmeinenden, daß uns jene Gegenden zur Genüge bekannt sind, und daß wir diesmal das Isarthal ganz kennen lernen wollen. „Gschpaßi“) von Enk“) ist die Antwort auf unsere schlecht begriffene Erörterung.

Schon nach kurzer Fahrt begreifen wir wohl, warum die Münchener ihre Excursionen in dieser Richtung nicht ausdehnen und entweder nach dem Würmseetrachten, der in zwei Stunden zu erreichen ist, oder auf demselben Wege umkehren. Kümmerlicher Wald, Filz und Moor bedecken das weite Land, das hier zwischen Isar und Loisach liegt; es ist eine traurige Debe, nur die Bergkette im Hintergrund läßt hier und da mitleidsvoll einen erquickenden Blick thun. Königsdorf ist das einzige größere Dorf auf dem fast sechs Stunden betragenden Weg; es scheint mir seinen Namen aber auch nicht von seiner Lage zu haben.

Von hier führt die große Landstraße nach Benedictbeuern und Roßel weiter, unser Weg führt links ab auf einem Vizinalsträßchen, das sich der Isar, die wir aus den Augen verloren hatten, wieder nähert. Unser Rößlein tritt wacker auf, und in einer kleinen Stunde erreichen wir Tölz, das sich an beiden durch eine Brücke verbundenen Ufer der Isar — größtentheils jedoch am rechten — ausbreitet.

Das Gasthaus zum „Bürgerbräu“ ist zwar keines jener großartigen Hotels, die ihre Aufschrift in riesigen Goldbuchstaben und in allen Sprachen tragen, auch kommt uns kein halbes Duzend beefsteakbärtiger Kellner entgegen, die uns englisch anreden, weil sie uns durch den Gedanken, sie hielten uns für Engländer, zu schmeicheln glauben, endlich sitzt und steht vor diesem Gasthaus auch kein Schoß Amthor-, Bäder- und Murray- bewaffneter Touristen aller Nationalitäten, die die neuen Ankömmlinge mit ein- und zweiäugigen Zwickern, Brillen und Vornetten mustern, aber ein Haus von altem Schrot und Korn ist es, in dem wir uns behaglich fühlen, und dem wir die „Ehre unseres Besuchs“ gerne länger schenken würden als die Nacht und den kommenden Tag, wenn unser Ziel nicht die „Scharnitz“ wäre.

*) Sonderbar. **) Euch.

Ueber den großen dreigipfeligen Wakhannskamm nach Trischübl,

am 5. September 1868.

Von

Albert Rindl.

Etwa vierzehn Tage mochten heimgegangen sein, während ich mit der Familie meines Bruders in dem gemüthlichen Ramsau weilte, welches, von den Berchtesgadner Kalkriesen umschlossen, zwischen den ernst aufstrebenden Waldungen und dem Grün blumiger Wiesen hingestreut ist. Ein klares Gewässer, vom Hintersee herrauschend, durchzieht den Ort im breiten steinigen Bette, und von den sich wellig emporhebenden Hügelreihen springen freudig jauchzend machtvolle Quellen der mütterlichen Ache zu.

Obwol die Thalengen von Ramsau und Hintersee sich mit dem prachtvollen Thalkessel von Berchtesgaden und dem Zauber seines Wilbes nicht vergleichen können, so sind sie doch für den Touristen empfehlenswerthe Standorte, heimliche Stübchen, gegenüber dem großen Salon der Schöna, dem städtischen Berchtesgaden, wo das Hotelwesen, das bunte Treiben und Getöse der Sommerfrischen den Hauch weisevoller Ruhe stört und die reinen Accorde lieblicher Gefühle verschleucht. Auch Maler, diese Jünger der Kunst, die das schöne Antlitz alpiner Natur studieren und dem Zauber ihrer wechselvollen Mienen lauschen, weilen da gerne, da sie sich hier der Ausübung ihrer poetischen Beschäftigung ungestörter hingeben können.

Aus diesem Grunde ist es aber hier in der eigentlichen Saison auch nie zu einsam, ja, die schöne mit prachtvollen Ahornen gesäumte Straße ist mehr oder minder der Tummelplatz zahlreicher Carossen, fremder Durchzügler, welche die Durchwanderung des Hauptthales verfolgen, das sich wie ein fein geschlungenes Band vom Hangenden Stein bis zur Wasser- und Landescheide von Hirschbühl durch eine Reihe von Prachtbildern hinzieht. —

Der größte Theil der Touristenwelt zieht freilich im Fluge durch, oder hält kurze Siesta und liebäugelt bloß mit dem herrlichen Alpenbilde; selten geht ihre Liebe weiter. Denn Mühe und Entbehrung sind ein unbefiegbarer Wall, und doch ließe sich hier manches Herrliche mit verhältnißmäßig geringer Anstrengung und Steigfertigkeit durchführen. Die westlich gelegenen Alpenpunkte des Göl und seiner Genossen, die sich wie ein hellgrüner Gürtel über die Waldregion erheben, die östlich reizend gelegenen Almen des Wakhann, der herrliche Gogenberg, der prachtvolle Umblick des Tobten Mannes, das starre wilbschöne Wimbachthal mit der Alpe Trischübl, die Einsamkeit vom Grün- und Fundensee mit dem Prachtburchblick am Hohen Feld, die Hochalmen des

Steinbergs, der Hochstieg zu den Vorderberg- und Eiskaser-Hütten, das langgebehrnte Rattengebirge, die Gefilde der Reitalpe und die Tiefblicke ihrer Feuerhörner, die Rizel- und Kammerlingkaser bieten einen Immortellenstrauß von Situationen, die nur durchempfunden und nicht beschrieben sein wollen. Wer mit der weichlichen Pflege des Körpers, mit dem Schooßkinde seiner Bequemlichkeit bricht, dem werden sich in den eben aufgeführten Wanderungen die Reize der Mannigfaltigkeit und der milde Pflanzenreichtum des alpinen Kalkalpengürtels enthüllen; sein ganzes Wesen wird aus dem ästhetischen Luftbade wie ein Phönix aus der Asche neu belebt hervorgehen, und eine wohlthuende Erinnerung wird ihm einen fortwährenden Genuß bereiten.

Doch ich muß innehalten, um mich nicht in Reflexionen zu verlieren, denen man sich so gerne hingibt, und die in stillem Sinnen, im Hinbrüten auf der Oberfläche der Gedankenwelle auftauchen, wenn die kalten Regen an die Fenster klopfen, oder die feuchten Nebelballen ihren Umzug halten. —

Wir hatten bereits die Gunst wonniger lieblicher Tage und den Trübsinn der nassen und nebligen durchempfinden müssen. Da schien plötzlich der bekannte günstige Tauerwind seine dauernde Herrschaft zu begründen. Unter seinem Gebot zerflossen die kühlen gestockten Dunstmassen und lösten sich in das heitere, lachende transparente Blau. Das holde blauäugige Antlitz der Natur schien nun unsern sehnächtigen Wünschen entgegen zu kommen und unsern Entschlüssen die Hand zu bieten. — Im Glauben und Vertrauen auf eine wenigstens zweitägige Beständigkeit wurde auch freudigen Muthes zur Bergfahrt gerüstet. Eine solche Vorbereitung ist um so süßer, wenn das ganze Thal im Sonnenglanze schwimmt, und die Natur, nach längerem Verbergen ihrer Reize, in neuer Schönheit aufathmet und ihr Brautgewand anzieht.

Unser friedlicher Feldzug galt dem König des Thals, dem vielgipfligen *Wagmann*, der durch seine plastischen kühnen Formen, durch seine edle Gestaltung eine allgemein bekannte Celebrität geworden ist. Auf dem Felde der Journalistik haben in neuester Zeit *Alfred v. Böhm* im Jahrbuche des österreichischen Alpenvereins 1868, und das zu früh geschiedene Heldenleben des kühnen *Carl Hofmann* in *Amthor's Alpenfreund* (1870) ihre Excursionen auf den *Wagmann* zur Publikation gebracht. Ersterer erzählt seine Tour über die Falzalpe auf die Capellenspitze, bringt darin traditionelle Erfahrungen und die subjectiven Anschauungen seines Führers und lüftet den stillen Zauber der Mythe, den Duft der Sagenwelt, der über diesem Riesen schwebt. Letzterer, der für alpine Größe glühende Geist, schildert uns mit großer Lebendigkeit den in Gesellschaft mit seinen gleichgesinnten Freunden *Stübl* und *Beeke* unternommenen, aber leider durch die Unkenntniß ihres Führers unvollendeten Kammübergang. Als das Scheitern ihrer gemeinsamen Bemühungen nach Erklommung der höchsten mittleren Spitze durch den zur Reize gehenden Tag nicht mehr zweifelhaft war, wurde zur Sühne der directen Abstieg in das *Wimbachthal* mit dem bedenklichen Intervalle eines nächtlichen *Vivouacs* nicht ohne Gefährde vollführt.

Außer erwähnter Mittheilung aus der Feder Karl Hofmann's ist meines Wissens nichts Neues auf dem Gebiete an das Licht der Oeffentlichkeit getreten. Ich schreite daher um so lieber zur Erzählung meiner Erlebnisse, da auch ich in der Lage bin, über die Wagmann-Gruppe dem Leser neue Wege zu weisen. Dabei geschieht meinen Gefühlen selbst ein freundlicher Dienst, indem die Thatsache einer längst vergangenen Zeit wieder mit voller Lebensfrische an mich herantritt, und mir die Blüthe der Erinnerung dabei ihre Kelche öffnet.

Der Wagmannskamm zieht sich drei Stunden von Norden nach Süden mit einer geringen Abweichung nach Westen. Seine beiden Einschnitte greifen kaum unter 8000', und die drei gigantischen steinernen Riesenwellen culminiren nach den trigometrischen Messungen des Geoplasten Keil mit — 8485' — 8617' — 8604' Meereshöhe.

Seine Profile setzen nördlich auf die Falz-, Gugl- und Schüttalpe und in die Vegetation ihrer Gefilde ab, südlich in das kahle unwirthliche Eisthal. Seine Breitseiten (Flanken) fußen westlich mit schroff abfallenden Terrassen und Schluchten in dem öden Wimbachthale, östlich fallen sie in wilden Abstürzen in's Eisthal und auf Firfeld und Moräne im engern Schooß.

Bis zum Jahre 1801 umstrahlte die mittlere und höchste Spitze der Nimbus der Unnahbarkeit. Pfarrer Stanig soll in dieser Zeit der Erste gewesen sein, der ihr den jungfräulichen Kranz von der Felsenstirne hob. Professor Beck und Dr. Otto Senbner folgten im Jahre 1850, später Cardinal Fürst Schwarzenberg, in neuester Zeit Baron Barth, Carl Hofmann, Johann Stübl, Jeeke und Andere. Auch der südwestliche Felsenthurm des Hauptkammes, die Schönfeldspitze, wurde vom Wimbachthale aus in ermüdender Wanderung einige Mal erklimmen und galt als Probstein physischer Ausdauer.

Nur die Kammschneide zwischen den beiden höchsten Hörnern, diese wildklippige Uebergangsbrücke, hatte nach der traditionellen Erfahrung der Thalbewohner noch keines Menschen Fuß betreten, und die Möglichkeit dieses Wagnisses blieb eine Frage der Zeit, über welcher der Schleier des Zweifels schwebte. Diesen Vorhang zu lüften, ein jungfräuliches Gebiet zu betreten, den Impuls zur Ueberwanderung eines Kaltmassivs von so gebieterischem Ansehen zu geben, bewegte meine Brust. Die tüchtigen erprobten Führer Joh. Grill, Jos. Berger, die beiden Breißen, standen uns zur Seite. Ersterer charakterisirte sich als der eigentliche Pfadfinder, denn ihm gebührt das Verdienst, in dem Labyrinth der Klippen und Felsen-Gesimse gleich beim ersten Versuche den richtigen Faden gewonnen zu haben. Jos. Berger, der sicherste und beste Führer auf die wilden Hörner der Reitalpe, folgte der Excursion als Volontär und verrichtete daher nur die Dienste eines Trägers. Der junge baumstarke Breiße wurde meinem neunjährigen Neffen Alois, der mich auf der Wanderung begleiten wollte, und von dessen Ausdauer und Uebung ich schon entsprechende Proben erhalten hatte, ausschließlich zur Ueberwachung zugetheilt. Der ältere

Breißer, gleichfalls ein sehr empfehlenswerther Führer, blieb bei der Familie meines Bruders zurück, die mir sämmtlich das Geleite bis zu Stubaipe gaben.

Auf diese Weise wohl geleitet und gut bedient, brachen wir um vier Uhr Nachmittags (4. Sept. 1868), mit den nöthigen Lebensmitteln versehen, in großer Karavane nach unserem alpinen Nachtlager auf, um es gemüthlich noch vor dem Dunkel der Nacht erreichen zu können.

Unser Weg führte uns zuerst dem Prachtbilde des Hohen Göll entgegen, dem man scheinbar in die offenen Arme eilt. Nach einem viertelstündigen Weg zeigte sich jedoch in dem Dunkel der Gebüsche und hohen Hornkronen eine Brücke über die krystallklare Ache, die uns als Eingangspforte zu der bereits erwähnten Tour südliche Wege wies. In wenigen Minuten wurde der wilde Wimbach überschritten, der, dem gleichnamigen düsteren Thale entfliehend, nur kurze Zeit von dem Glanz der Sonne berührt, sich hier freudewogend an den Busen seiner Mutter wirft.

Nun ging's aufwärts in dem harzigen Duft des Hochwalbes, der uns durch wohlthuenenden Schatten eine freundliche Gabe bot. Unter gelindem Murren wurde im Schweiße des Angesichts in $1\frac{1}{2}$ Stunden auf gut gepflegtem, aber steilem Anstieg, der sich über die Wurzeln der Walbstämme emporschlängelte, die niederste Alpterrasse erreicht.

Wir richteten uns in den Hütten häuslich ein, und es wurde das Mögliche gethan, um für die zarte Welt eine erträgliche Nachtruhe vorzubereiten. Ein frugales Alpenmuß zu uns nehmend, überraschte uns vielstimmiges gellendes Zuchhe, das in harmonischem Wiederhall durch die Lüfte zog, die im letzten Abendsschimmer glühten. Der bekannte Wajmannspringer Stanzl kam mit einer Karavane von drei Herren und fünf Mädchen, die ihren nächtlichen Unterstand in der dritten Hütte versuchten. Unsere Führer secundirten die allbeliebten Alpentöne und lockten dadurch den ganzen Schwarm auf Besuch zu unserm Asyl, bei welcher Gelegenheit ich von jugendlichen Lippen hörte, daß kommenden Morgen der Zielpunkt ihrer Wanderung die Capellenspitze, und daß die dritte Stunde nach Mitternacht die festgesetzte Zeit ihres Aufbruchs sei.

Die Natur hatte sich allmählig in dunkle Schleier eingehüllt, nur der Silberschimmer des Mondes erleuchtete noch die Reize ihrer Formen. Wir folgten dem Winke. — Bald ruhte Alles. — Was mir der phantastische Traumgott im Schlafe vorgekauft haben mag, davon besitze ich keine Erinnerung mehr. Nur das weiß ich noch, daß mich mädchenhafte, kleine Stimmen eines jubelnden „Zuh Huh“ seinen losen Armen entriffen.

Ich entwand mich seiner Umarmung, strich Licht, besah die Uhr — Punkt 3 Uhr — ich rief die Hütte lebendig — die Rucksäcke wurden geordnet. — Das Feuer prasselte. Der Caffee oder Cacaoduft machte auf die Lebensgeister meines Knaben eine lebendigere Wirkung, als Tippen und Rütteln und sanfte Rippenstöße. Um 4 Uhr waren wir Alle marschbereit.

Wir zogen in die Ruhe der Nacht hinaus. Die Liebesdienste des Mondes begrüßten wir dankbar, denn sie geleiteten uns sicher und leicht durch den dunklen Hochwald über die steinigten Pfade der Grubalpe zu ihrer höheren Schwester. Jetzt begann der scheinbare Kampf zwischen der selbstständigen Herrschaft der Sonne und dem geliebten Mondenlichte. Doch ein lieblicher Tag reifte bereits in dem stillen Schooße der Nacht. Er schüttelte sich nur noch, richtete sich mit unbeflecktem Glanze empor, den Segen seines Gluthaues auf Berg und Thal verstreund. Sein heiterer Blick enthüllte nicht allein den Ernst der Felsreviere, sondern auch den idyllischen Garten der Gugl-*alpe*, dessen Gefilde wir soeben betraten. Lärche und Fichte vegetiren hier an ihrer Lebensgränze, nur das Grün der Legföhren und Zwerghölzer erfreut sich mit dem Neuglein der Alpenkräuter eines üppigen Daseins. Das Feuer der gewimperten und Zwerg-Alpenrose, das ~~blauende~~ Blau der edlen Enziane, der Purpur des waldliebenden Storchschnabels, das Silber der alpinen Dryade und der Windröschen, das Gold der oelandischen Eistenrose, die würzigen Achilleen und Colominthen, ja die ganze Heerde der lieblichen Alpenkinder, wovon wir später noch manches herzige Wesen nennen werden, und die hier unser Fuß knickt und durchwühlt, entlocken unserm Auge Blicke der Freude. Leider war die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, um den blumigen Teppich im Zenithe seiner Farben- und Blüthenpracht genießen zu können.

Aufwärts strebend, wurde der Weg etwas steiniger, doch das Füllhorn der Blumenpende versiegte nicht. Gerade auf stiefmütterlichem Boden gedeiht das Zarte, Edle und Seltenste. Mit gesenktem Auge, in das Studium des bunten lebendigen Mosaik-Bodens vertieft, woraus die herzigen Blüthen der alpinen, felsliebenden *Veronica*, *Primula minima*, *Ranunculus alpestris*, *Polygonum viviparum*, *Viola biflora*, *Nigritella alpina*, *Androsace villosa*, *Silene quadrifida*, *Cherleria sedoides*, u. A., beneßt mit dem funkelnden Diamant des Thaues, hervorlächelten, betraten wir plötzlich die grünen saftigen Matten einer kleinen Plattform, worauf sich der fromme Sinn der Thalbewohner in einem Marterl ein Denkmal gesetzt hatte.

Der Damm, der uns bisher den Ausblick nach Sonnenniedergang mißgönnte, ist gefallen, und die westlichen Abstürze des Watzmann beginnen jetzt ihren wilden Charakter zu entfalten. Rahl und schroff tritt uns die gewaltige Masse des Steinbergs entgegen, der mit seiner höchsten Erhebung, dem hohen Kalter, bleigrau in das Blau der Lüfte starrt. Eine geologische Hypothese lehrt uns, daß sich Watzmann und Steinberg nach ihrer Bildung gewaltsam trennten, welches durch die Congruenz des neptunischen Terrassenbaues der gegenüberstehenden Wände sich auch den Laien mit dem Interesse der Wahrscheinlichkeit offenbart. Um so geheimnißvoller ist der Einblick in die sich öffnende Kluft, in den unermesslich starrenden Abgrund der beiden riesigen Gegner, in dessen Schooße sich die Sandlawine bettet, sich die Danaiden-Arbeit der Zertrümmerung, die Erosion, vollzieht.

Die Direktionslinie zur Erzielung der Kammhöhe, liegt uns nun deutlich vor, da wir an der Wurzel der Guglschneide stehen, welche mit der gegenüberliegenden Falzante das nördliche Riesenprofil des Watzmannkammes bildet. Die Wölbung der erwähnten Schneide benimmt uns noch den Anblick der nördlichen Spitze, und das felsige, größtentheils wüste Terrain zwingt uns zu Schlangenbewegungen.

Eine solche Windung, die man noch Stieg nennen kann, führte uns zur Höhe der dürren Grube, welche durch den Anblick einer kleinen üppigen Schafweide, begränzt von jugenblichem Knieholz, ihre steppenerheischende Firma Lügen straft. Diese Wiese ist aber auch die letzte frohe Stelle, wo uns das wohlthuende Grün ermutigend entgegentritt, und wo sich das Auge noch an lebensvoller Farbe satt trinken kann. Der weitere Weg ist grau in grau gemalt, und die dürre Haide, die eintönige Steppe dagegen noch ein Paradies zu nennen. Nicht, daß etwa kleine Grasbüsche, winzige Blümchen in den erstarrten Wogen bei unserer Annäherung emportauchten, aber sie gehen in den alles beherrschenden fahlen Gerölltönen unter.

Während wir nun den klippigen Eingang zu der einsamen Heimath eines Urzustandes betreten, sehen wir die, uns um eine Stunde vorangeeilte Gesellschaft im Grau des Kalkgesteins emporklettern. Meinem Neffen, der leichten Athems spielend emporkletterte, schien die Ueberholung der Gesellschaft eine reizende Lothung, denn er hatte nur die Erreichung dieses Wunsches vor Augen. Wir steuerten in gleichmäßigem Tempo leichten Schrittes unserer liebenswürdigen Avantgarde nach, und während sich dieselbe „auf der Wacht“ zur Ruhe und Labung niederließ, fühlten wir kein derartiges Bedürfniß, liebäugelten höchstens mit dem lieblichen Alpenblümlein und hielten ein kurzes Stelldichein bei einer kleinen Kolonie vom prächtigen Hedysarum obscurum. Unser Eifer wurde zur Freude des Knaben belohnt, wir schlüpfen etwa $\frac{1}{4}$ Stündchen ober Schüttalp-Rast an der Gesellschaft vorüber, uns gegenseitig mit Gruß und guten Morgen bedienend.

Der Anblick von Menschen wird Demjenigen, der zum ersten Mal über Schutt und Trümmer zu einer erhabenen Felsenstirne emporwallt, das Gefühl der Einsamkeit benehmen und ihm eine Labung bieten, wie dem Durstigen ein Trunk Wasser, dem Fremdling in der Gesellschaft ein warmes, ein brüderliches Wort. Diese Erfahrung ist mir von der ersten Besteigung der nördlichen Watzmannspitze noch in wohlthuerender Erinnerung, wo ich die Tour als Neuling, vereint mit einem Amerikaner, Berliner und Bremer Kaufmann bei heftigem Nordost unternahm und den Trost und Werth der Gesellschaft empfand. Der versuchte Alpenwanderer dagegen stützt sich nur auf die Anwaltshaft einer gebiegenen Führung, jede andere gesellige Einwirkung ist seiner Selbstthätigkeit nicht sonderlich günstig.

Solchen Gedanken hingegeben und geistig berührt von den Erlebnissen einer vergangenen Zeit, fühlte ich doch endlich auch das leise Herannahen von physischen

Bedürfnissen. Für das peinigende Gefühl des Durstes hat die gütige Natur auf diesen 8000' hohen Felsen gesorgt. Eine wunderbare Quelle, welche nie ganz versiegt, träufelt unter der Kammhöhe ihr köstliches Naß. Die höchste Region des Kaltgebietes ist mit dieser Erquickung im Allgemeinen sehr spröde, man empfindet daher den Werth der erquickenden Labe hier doppelt dankbar. Ebenso freudig begrüßten wir das Nähen des ersehnten Wahmannskammes, der uns mit seinem nördlichen Felsenhaupt magnetisch emporzog. Leider wurde das Gastmahl der Mäusen, das hier unserer wartete, etwas getrübt durch die Anwesenheit von drei Herren, die sich profanen Gesprächen hingaben, sich jedoch bald nach unserer Ankunft nach der Richtung zur Falzalse wieder entfernten.

Es war 7 $\frac{1}{2}$ Uhr Morgens, wir hatten somit von der Stubalpe bis hierher 3 $\frac{1}{2}$ Stunden zugebracht. Ruhe, Labung und Umschau thaten uns wohl, und die Befriedigung derselben war leibliche und geistige Erquickung. Doch die Einsamkeit war uns nicht beschieden. Die Spitzen der überholten Avantgarde rückten bereits immer näher. Zwei Herren und ein hübschönes Mädchen, eine Alpenblume von Berchtesgaden, streckten sich auf das antike steinerne Antlitz zur Ruhe hin. Es wurde nun gemeinsam die uns umschließende Pracht der Erhebungen bewundert, ihre Schönheit eingesaugt, die mit jedem neuen Athemzuge dem Auge empfänglicher, der Seele eindringlicher wurden.

Nur die mittlere Kammerhebung mißgönnte uns den freien Ausblick nach Süden. Ich bemerkte, daß diese Spitze die eigentliche Höhe des Wahmanns repräsentire und zum Besuch einlade.

Kopfschüttelnd entgegnete ein Herr, „das sei wol ganz unmöglich.“

Ich theilte hierauf der Gesellschaft unser Vorhaben mit, die drei Kammerhebungen noch heute zu forciren, brach auch sofort auf, um die besten Stunden des Tages zu nützen, und nahm mit einem Lebewohl Abschied. Es war 8 Uhr.

Wir stiegen jetzt westlich über ein Schulterblatt der Nordspitze zur Mulde, da der zerklüftete Felsengrat nicht passirbar ist, suchten die plattigen Kammabstürze, über welche ich im Jahre 1866 meine erste Erststeigung der Mittelspitze durchführte, zu umgehen und gelangten so etwas mühsam, aber ohne Gefahr, in einer Stunde über Schutiterrassen und Gesimse auf die mittlere und höchste Kammwelle. Die Wanderung dahin ist natürlich öde. Zwischen den Klippen des Wahmannskammes und den des riesigen Steinbergs eingeklemt, sieht das Auge in die furchtbare Kluft des starren Wimbachthales, aus welchem sich der scheue Blick kaum das dunkle Walddesgrün heraufholen kann. Doch die Schauer der Erstarrung, die steinernen Gerippe aus dem Reiche des Leblosen, die uns hier umgeben, finden ihre Versöhnung durch den lauen Athem des Lebens, durch den Pulschlag der Natur, der uns — wenn gleich dürftig — aus der Pflanzenwelt entgegenlächelt, und in den herzigen Repräsentanten, die uns mit dem Reiz ihres Daseins die Händchen entgegenstrecken: *Draba aizoides*, *Petrocallis pyrenaica*, *Linaria alpina*, *Thlaspi rotundifolia*, *Saxifraga aizoides*, *stenopetala*, *oppositifolia*, *Cherleria sedoides*, *Androsace helvetica*, *cerastium alpinum*,

Papaver alpinum u. A. sind der Schmuck, mit denen Mutter Natur hier ihr Felsenhaupt ziert und das Gesetz der Schönheit verkündet.

Doch wie sich im Leben häufig Gegensätze berühren, so ist es auch hier. Die Einöde erreicht den Zauber eines Prachtgebildes, sobald der Fuß dem palastähnlichen Kerker entspringt und die höchste Rinne des Rammes betritt. Aus der Armuth und Dürftigkeit des Stoffes und der Formen taucht plötzlich die Mannigfaltigkeit und des Reichthums üppige Fülle hervor, majestätisch und prachtvoll gegliedert und reizend umhüllt von einem duftigen lebensvollen Kleide von Tönen und Farben.

Es ist nur ein kleines, ein winziges Stückchen unserer geliebten Erde, welches wir vor uns sehen, doch es ist in Pracht und Glanz gebettet. Bild an Bild drängt sich an uns heran, alte Bekannte winken uns grüßend zu. Die sübliche, lang gezogene Kette der riesigen Tauerngebilde mit einem großen Theil der westlichen Tiroler Urgebirge ragt mit dem ewigen Denkmal krystallinischer Nieberschläge auf ihren Schultern majestätisch empor. Die schön gruppierten schon ziemlich hohen Vor- und Mittelgebirge der drei salzburgischen Gauen beleben durch blühende grüne Töne den weißen Atlas ihrer Schneehülle. Die freumblichen Matten des Pinzgauer Thales, mit dem blauen spiegelnden Zellersee und dem Frieden menschlicher Ansiedlungen, Schlösser und Burgen bieten einen scharfen Kontrast zu der Urheimath der stattlichen Gebirgspaläste. Die Staffage zu dem grandiosen Bilde bilden die ausgedehnten Wüsteneien des steinernen Meeres mit ihren unzähligen grotesken Formen, schönen Erhebungen, Zinken und Spitzen. Im Westen erheben sich über den kolossalen Massen des ganz nahen Hochkaltern und der Hocheispiße die schroffen Hörner der Mühlschürze und des Stadlhornes, die Poserer und die Steinberge der Hohlwege, etwas ferner in hinausstrebenden blauen Lufttönen das stattliche wilde Kaisergebirge, die Kalkgebirge um Innsbruck, Walchen-, Kockel- und Tegernsee, das schroffe Karwendelgebirge und über alle herrschend der Riese der bayerischen Hochlande, die schneebestreute Zugspitze. Der Norden bietet uns das größte bayerische Kulturland, die Hochebene von München, die Spiegel des Chiem- und Simmsees, das Flachland des Inn- und Traunkreises, mit seinen unzähligen dunklen, hügeligen Waldparthien, den blauen duftigen Böhmerwald, staffirt durch die Kalkmassen des hohen Staufen, des Untersberg und Gaisberg. Döstlich erblickt man über dem höheren Gölz und dem wilden Hagengebirge die beiden Teufels Hörner, das Tännengebirge, den ewigen Schnee, den vielgipfligen beeisten Dach- und Thorstein, die Erhebungen des Salzkammergutes, das todtte Gebirge mit dem hohen Priel, das Höllengebirge, umgeben von grünen Matten des Fruchtlandes, benetzt von den Silberadern ihrer Gewässer und schimmernden Seen.

Wir konnten uns nicht trennen von dem Anblick dieser prachtvoll gegliederten Alpenriesen, die sich so anlockend schön in dem transparenten Luftmeer umschlungen halten. Das gewaltige Bild schien uns umrauscht von dem unmeßbaren Strome der Zeiten und verklärt von himmlischer Ruhe und Stille.

Bei unserer Ankunft auf der höchsten Kammwelle des Wagmann sahen wir die andere Gesellschaft auf der Nordspitze unserer harren. Wir flaggten uns gegenseitig Begrüßungssignale zu, ich löste meinen sechsläufigen Revolver, die Führer jubelten in die Luft.

Eine Stunde bereits hatten wir uns den süßen Anschauungen hingegeben, die dahineilende Tageszeit commandirte nun zum Aufbruch. Letzterer erfolgte um so lieber, als der geheimnißvolle Reiz der Parthie, die Ueberwanderung des jungfräulichen Kammes erst jetzt seinen Anfang nahm. War bisher unsere Directionslinie eine rein südliche, so wendet sich dieselbe von hier ab südwestlich zu dem Thurm der Schönfeldspitze.

Die mittlere Kamm-Pyramide ruht östlich auf dem Firnsfeld, doch der südwestliche Kamm mit seiner Erhebung fällt ins Eisthal und in den Bohngaben ab, welch beide es von der Fackelwand, die sich in zerrissen schneidigen Rämmen hinzieht und von Vorwällen des steinernen Meeres scheidet. Wir stiegen nun behutsam von der mächtigen Pyramide über die riesigen Stufen zur westlichen Kammabbachung und setzten unsere vorgezeichnete Richtung über Gefirne und Terrassen ohne erhebliche Schwierigkeiten etwa eine Stunde fort, wo wir uns eines Stückes der Kammschneide zum Weiterkommen bedienten. Ein gewaltiges Hinderniß wurde durch den Wechsel der Wand besiegt, wodurch dann ziemlich rasch der Uebergang zur Schönfeldspitze bewerkstelligt wurde. Unsere Aufgabe war mithin auf eine angenehme Weise ohne Gefahr gelöst, der Ueberwanderung des großen Wagmannskammes war Bahn gebrochen.

Die Schönfeldspitze, auf welcher wir uns nun befanden, bietet denselben Genuß der Umsicht, dieselben Prachtgenüsse, wie die Mittelspitze. Wir konnten nicht unterlassen, hier neuerdings eine Stunde zu weilen, um sodann über den klippigen Absturz zum Wimbachthale den bereits bekannten ermüdenden Stieg zu unserem Nachtquartier zu verfolgen. Nach drei Stunden erreichten wir den obern Boden des sterilen schauerlich schönen und einsamen wilbreichsen Wimbachthales. Eine weitere Stunde brachte uns über den steilen Jagdstieg zur Trischüblalpe, wo wir uns in der Jägerhütte häuslich niederließen und uns von den Mühen des Tages erholten.

Der prächtige Abend zeigte uns ein herrliches Rundgemälde, gebildet vom Wagmann und seinen kolossalen Rivalen. Im genussreichen seligen Beschauen desselben fielen uns die Augen zu.

Anderen Tages zogen wir in den Morgenstunden wieder in Ramsau ein.

Den directen Anstieg des Mittelhornes von dem Firnsfelde aus habe ich am 27. August 1869 mit Joseph Berger von Ramsau forcirt.

Wir saßen an diesem Tage auf der höchsten Schneide des Firnsfelds, hielten gemüthliche Rast und labten uns mit dem vorhandenen Proviant und der rieselnden Welle einer Schneerinne. Es war ein Uhr, eine angenehme Kühle wehte von Osten, die früher reine klare Luft schied Dunstmassen ab, die in

schön krystallisirten Gebilden dem großen Fruchtlande zuschwammen. Zwischen dem gigantischen Rahmen der beiden Watzmänner sahen wir die Schönaue mit Berchtesgaden, die bayerische Ebene und den Schlußkranz der Gebirge. Im Rücken hatten wir das tiefe Eisthal, die starre Hachelwand.

Doch mein Auge schaute sehnsüchtig nach der höchsten Kammspitze und konnte über die Unmöglichkeit des Hinaufkommens nicht ganz klar werden. Mein Führer war für einen Versuch. Es war nun zwei Uhr, also keine Zeit mehr zu verlieren. Die Nebelzüge mehrten sich, hoben sich aus dem Wimbachthale und wurden dort von der Macht der Sonne und dem höhern warmen Lufthauche zerpflegt und aufgelöst — ein reizendes Schauspiel. Wir besorgten keine Witterungs=Veränderungen, und das wagsame Unternehmen wurde sofort begonnen.

Der Anfang war schlimm. Die Kletterarbeit nahm sofort ihren Anfang, Position auf Position mußte erklettert, erstürmt werden. Drei Stunden mochten wir uns wol auf diese Weise abgemüht haben, da wurden die Hindernisse bedenklicher, zumal ich unter mir Nebel bemerkte. Bleigraue schwere dichte Wolken zogen vom Wimbachthale durch das Eisthal herein. Doch Berger meinte, als ich ihn bedenklich ansah: „So lange die Luft weht, machen uns die Nebel nichts.“ Die Gefimje wurden immer schmaler und höher, wir mußten oftmals zurück, um andere Linien ausfindig zu machen, Hände, Ellenbogen, Füße und Knie waren in Thätigkeit. Neben den drohenden Nebelgestalten war es auch die heranrückende Dämmerung, die einen Schleier um den andern niederrollen ließ und unsere Besorgniß und Energie weckte.

Unsere Ausdauer wurde belohnt; nach weiterem einstündigem Ringen mit den wilden Abstürzen erreichten wir mit Sonnenniedergang die heiß ersehnte Hochspitze, umgeben von dichtem Nebel. Trotz dieser unangenehmen Situation sahen wir uns befriedigt an und labten uns mit dem Rest unserer Erfrischungen. Da zerriß plötzlich der Nebel in kolossale Fetzen, und Hochfalter und die Nordspitze des Watzmanns glühten im Sonnengolde.

Jetzt galt es das Hochlicht, den Reflex der scheidenden Sonne zur Abfahrt zu nützen, und in lustigem Galopp ging es über Schutt und Trümmer abwärts, die Capellen Spitze umgehend und die trocknen Rippen an ihrer wunderbaren Quelle neugend. Bis zu dem klippigen Niedersturz zur dürren Grube hatten wir genügendes Dämmerlicht, hier aber hüllte uns stockfinstere Nacht ein, und wir mußten auf allen Vieren kriechen, um richtige Fühlung zu bekommen. In der Guglaltepe fanden wir trockne Spähne, unter ihrem poetischen Licht kamen wir Nachts um 12 Uhr wohlgemuth nach Ramsau zurück.

Die Kreuz- und Querzüge in der schönen Watzmann=Gruppe sind nun angebahnt; alle steiglustigen Verehrer der erhabenen Alpennatur sind eingeladen, sich dieselben zu Ruß zu machen.

Dichterbilder aus den Alpen

von L. M.

III.

Sigismund Schlumpf.

So mancher wird es für zwecklos halten, in der wilden Jagd einer rastlosen Gegenwart über einen Jüngling ein Wort zu sagen, der durch keinen neuen Gedanken auf dem Meer der Zeit Bewegung hervorbrachte. Es mag sein! Dennoch ist er vielen lieb gewesen, weil sein Herz reich war an Liebe. Es glich einer Aeolsharfe, sie hat nur einen Mollaccorb, aber dieser eine ist voll, tief und rein!

Sigismund Schlumpf gehört zu den Jünglingen, auf deren Stirn ein Strahl der Morgenröthe des Vormärz von 1848 ruhte. Der Sohn eines bekannten Schützenhauptmanns, der sich auf dem Bergtöfel auszeichnete, wurde er 1818 zu Waidring geboren. Sein Vater hatte eine Anstellung als Mauthbeamter, daher begegnet wir ihm an verschiedenen Gränzposten, so auch zu Zollhaus bei Erl. Hier schloß Sigismund eine Jugendfreundschaft mit Adolf Pichler, bis eine Versetzung der Väter sie trennte. Der junge Schlumpf überholte jenen bei der raschen Entwicklung seines Geistes sehr bald, so daß sie sich, als ihn Pichler in's Gymnasium nachrückte, bereits fremd waren. Als Schlumpf auf die Universität überging, begann Flir zu wirken und einen Kreis enthusiastischer Jünglinge zu sammeln, zu denen auch der später rühmlich bekannte Arzt Christian Schlechter zählte. Schlumpf stand bei seinen Genossen in hohem Ansehen, seine Lieder erfreuten sich großen Beifalls. Wenn jemand, führte er ein den Mufen geweihtes Leben, indem er alles Bedeutende auf sich einwirken ließ und es auf das zarteste zu ergreifen wußte. Das Studium warf auch in seine Brust den Zweifel an der Offenbarung; die Schönheit des Katholicismus, wie sie ihm Flir darstellte, half ihm nicht über den Nis im Gemüthe weg. Bald jedoch gewann er sich den Glauben an die heilige, unvergängliche Weltseele.

Awwesen du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist du nicht Abendroth und Stern
Und stille See, unsterblich Lieb?

Nach Vollenbung der philosophischen Course wandte er sich der Medicin zu. Das practische Leben, in welchem er beginnen sollte, als Arzt zu wirken, hätte ihn jedoch aufgerieben durch den herben Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, den irgend zu vermitteln ihm jede Anlage fehlte. Von Jugend an kränklich, fühlte er den Keim des Todes in der Brust, und mit tiefer Sehnsucht horchte er den Ahnungstimmen aus einer andern Welt; das Gedicht, worin er dieses ausspricht, wird Niemand ohne Nührung lesen.

Ahnung.

Ein Glöcklein hör' ich öfters läuten
 Von fremdem, selten Wunderklang,
 Doch was das Glöcklein zu bedeuten
 Hab' ich umsonst geforschet lang.
 Ich hör' es nur in heil'ger Stunde
 Zumest in stiller Mitternacht,
 Wenn alles schweigt in weiter Runde,
 Kein and'res Menschengesicht mehr wacht.
 Auch hör' ich ernste, heil'ge Lieder,
 Ein and'res Leben öffnet sich,
 Dann sinkt der Schlummer schwer hernieder
 Und Träume viel umschweben mich!
 Kommt dann die Sonne klar und helle,
 Nimmt alles seinen alten Lauf,
 Nur mir ist einsam um die Seele,
 Als stünd' ich aus dem Grabe auf.

Das hat er in Wien niedergeschrieben. Dann reiste er nach Padua, dort seine Rigorosen zu machen, vielleicht mit der Hoffnung, daß der freundliche Himmel Italiens ihm einige Tage zulegen, wenn auch nicht die volle Genesung gewähren werde. Um einige Studien zu machen, besuchte er das Spital, und dort war es, wo die innigste und letzte Liebe sein Herz ergreifen sollte. Unter den Kranken befand sich ein Mädchen, das nach der Erklärung aller Aerzte unrettbar an einem Brustleiden darniederlag. Ein Freund von ihm, der sich gerade zu Padua befand, hat sie uns geschildert. Als der sonst kalte und nüchterne Mensch von ihrer Geduld, von ihrer sanften Ergebung und all der Schönheit, welche ihren hinsinkenden Leib wie Morgenlicht einer heiligen Zukunft verklärte, in berebter Begeisterung sprach, konnte ich mir leicht vorstellen, welchen Eindruck sie auf Sigismund gemacht habe.

Letzte Bitte.

Du mit dem dunklen Lockenkranz,
 Mit deiner Augen Himmelsglanz,
 Ach wende du mir holdes Du!
 Dein bleiches Antlitz zu!
 Ich bin so krank, der Busen brennt,
 Ich fühl's, ich fühl's, es geht zu End'!
 Ach wende du mir holdes Du!
 Dein bleiches Antlitz zu.

Er mußte sie sterben sehen; allein die Erinnerung an ihr Hinscheiden erhellte seine letzten Stunden, man fand ihn eines Morgens todt, Lächeln wie vom Weihegruß der Ewigkeit im milben Gesicht. Die geschlossene Hand barg ein zerknülltes Blatt — mit den Versen, die wir oben mitgetheilt. An seiner Bahre vereinten sich Deutsche und Italiener zu inniger Theilnahme. Das war im Frühling 1844. Er hatte beabsichtigt mit einem Freunde, mit Bernhard Moser, der ihm bald in's Grab folgte, ein Heft Gedichte herauszugeben.

Seinen kleinen poetischen Nachlaß erhielt Adolf Pichler zur Durchsicht, er nahm jene Gedichte, die sich durch Innigkeit auszeichneten oder das Bild des Verstorbenen ergänzten, in seine „Frühlieder“ auf.

Einige Jahre später besuchte ich auf einer Reise durch Tirol seine Eltern. Sie lebten zu Waidring in Pension. Der Vater alterstgrau und verwittert, drückte mir, dem Jugendfreunde seines Sohnes, herzlich die Hand. Ich erzählte ihm, daß die Erinnerung an Sigismund bei vielen jungen Männern, die er einst durch seine Begeisterung für Wissenschaft und Kunst entflammte, noch nicht erloschen sei. Da gingen dem Alten die Augen über, er seufzte schwer und sagte, mich lange anblickend: „Er wäre jetzt in Ihrem Alter; Sie stehen gesund und kräftig da — er liegt in Wälschland unter der Erde, wer hätte das gedacht!“ Die Mutter nebenan konnte die Thränen nicht zurückhalten, wie denn beide sehr gemüthliche und brave Leute waren. Sigismund blieb der Mutter stets mit Wärme zugethan; dies zeigt ein Gedicht, was hier folgt.

An meine Mutter.

In meiner Kindheit frühen Jahren,
 War ich ein kranker, bleicher Knab',
 In meinen gold'nen Lockenhaaren
 Sollt' ich zur dunklen Gruft hinab.
 Mein Brüderlein von sonn'ger Weibe
 Bracht mir viel Blümlein mit nach Haus,
 Die Mutter lieb an meiner Seite,
 Band sie still weinend mir zum Strauß.
 O Mutter hättest du gewunden
 Um's junge Haupt den Todtenkranz,
 In deinem Arm hätt' ich gefunden
 Der Engelskrone lichten Glanz.
 An deines Herzens Heiligthume
 Von beinen Thränen sanft bethaut,
 Im Lockenhaar die zarte Blume
 Hätt' ich des Himmels Glanz geschaut.

Mögen die Frauen dem fast frauenhaft weichen Dichter, der so früh abgerufen wurde, ihre freundliche Theilnahme nicht versagen! Er mahnt an Hölty. Es ist eine Aehnlichkeit im Lebenslauf beider, im Uebrigen sind sie aber meist verschieden, was man leicht herausfühlt. Mög' er sanft ruhen unter den Lorbeeren und Myrthen Italiens!

IV.

Adolf Pürtscher.

Trotz des bleiernnen Druckes, den die Metternich und Sedlnitzki auf Oesterreich legten, regte sich hier doch in den Tagen des Vormärz ein eigenthümliches Leben. Die Verken der Poesie hatten sich über die schwarzgelben Schlagbäume weggeschwungen, aber ihre uncensurten Freiheitslieder hallten fröhlich wieder an

der Donau und Mur, am Inn und der Etsch. Ueberall regten sich die Reime unter der winterlichen Decke, bis sie die Sonne des März 1848 allseits befreite — wenn auch nur auf kurze Zeit.

Auch Tirol nahm an jener Bewegung Antheil. Der ehrgeizige Albert Jäger, jetzt ein Schildknappe des schwärzesten Ultramontanismus, wagte vor den Ohren des klerikalen Grafen Brandis einen Vortrag gegen die Jesuiten; Johann Senn verhöhnte mit bitterm Witz die Schwarzen, Johann Schuler ließ aus seiner reichhaltigen Bibliothek verbotene Bücher an Studenten; am meisten wurde jedoch die Jugend durch A. Flor angeregt, der zwar weder in kirchlicher noch politischer Beziehung ganz freisinnig, doch frische Begeisterung für Kunst und Wissenschaft hervorrief und schon dadurch die Wirkung der altösterreichischen Opiate beeinträchtigte. In jenen Tagen gründete Adolf Pichler eine Gesellschaft von Studenten, die sich frisch, frei und fröhlich in der Brauerei zu Büchsenhausen versammelte, Vorträgen über die Nibelungen und andere Meisterwerke deutscher Literatur lauschte und deutsche Lieder sang. Damals schritt ein kräftiges Geschlecht durch die Hallen der Universität, obwohl deutsche Gefinnung gefährlich war, während sie jetzt höchstens unbeliebt ist; von jenen Jünglingen wagten alle, die nach Wien gingen, in den Märztagen nicht bloß das Avancement — sondern Leben und Freiheit.

Da konnte man wol im Schloßsaal zu Büchsenhausen unter den andern eine hohe Gestalt schauen, deren herrlicher Kopf in jedem Zug an den Hercules Farnese erinnerte, welcher sich auf seine Keule stützt: das sinnige blaue Aug' überflog die Versammlung und um den Mund, welchen die Wildniß eines blonden Bartes umrahmte, spielte ein behagliches Lächeln. Das war Adolf Purtscher. Noch ist die Erinnerung an ihn nicht erloschen, und manches Aug' wird feucht, wenn sie sein Aneipnamen Leim wieder weckt, während die lokalen Pudel der Reaction zu knurren beginnen. Erzählen wir von ihm.

Adolf Purtscher war der Sohn des kinderreichen Landrichters zu Vienz im Pustertthale und wurde 1818 geboren. Das Gymnasium studirte er zu Meran, die sogenannte Philosophie zu Innsbruck. Er wollte sich nun der Medicin zuwenden; weil ihm jedoch das Geld dazu mangelte, mußte er zwei Jahre als Jurist verlieren. Erst religiöser Schwärmer schwang er sich von dem unsichern Boden der Mystik empor und wendete sich den Classikern zu, vor Allem beschäftigte er sich mit Homer und Plato, von denen er lange Stellen auswendig wußte. Von Senn beeinflusst, ließ er das corpus juris im Winkel und griff zu Hegel, dessen meiste Werke, insbesondere die Phänomenologie, er gründlich durchdacht hatte.

An freien Tagen stieg er gern im Hochgebirg herum, übernachtete manchmal auf Almen und laß den Sennern am Feuer, über welchem die Wolke brodelte, aus der Odyssee vor; hocherfreut, wenn sie in jenen uralten Zuständen die eigenen, im wackern Eumaios ihr Bild erkannten. Nicht selten begleitete ihn

Adolf Pichler. Welcher Anstrengung beide fähig waren, beweist ein Uebungsmarsch über die Frauhütt, einen Grat von 7000' Höhe, durch das wilde Gleirschthal in die Scharnitz und von der Scharnitz, wo sie ein Stück Braten verzehrten, nach Innsbruck zurück. Aufgebrochen waren sie um 6 Uhr früh und erreichten die Stadt um 4 Uhr Morgens wieder. Die Essenszeit abgerechnet waren sie also 21 Stunden theils im rauhesten Gebirg geklettert, theils auf der Landstraße gegangen. Bereits um 9 Uhr Vormittags saß Purtscher in der Schwimmschule nackt auf einem Balken rittlings hoch am Dache, unter ihm wie Frösche ein Haufen nackter Jünglinge, die aus dem Wasser gestiegen waren, um die Erzählung der Bergfahrt anzuhören.

Endlich erhielt Purtscher ein Stipendium, das ihm das Studium der Medicin in Wien ermöglichte. Im Spätherbst 1842 bestieg er mit Adolf Pichler zu Hall ein Schiff. Sie ruberten zusammen, wenn Pichler nicht kochte. Abends landeten sie, um zu übernachten und Lebensmittel oder Holz zu holen. So gelangten sie in 14 Tagen nach Wien. Dort beschäftigte sich Purtscher neben der Medicin viel mit Botanik, Philosophie und griechischer Literatur; auch die Muse hauchte ihn an, und so schrieb er eine Reihe von Gedichten, Bilder aus Tirol, deren Inhalt seine Sehnsucht nach den Alpen bezeugte. Im Jahre 1846 gab Adolf Pichler die „Frühlieder“, eine Sammlung Gedichte seiner Jugendfreunde, heraus. In einer Besprechung derselben legte der mit dem Volksleben innig vertraute Gabriel Seidl mit Recht den Nachdruck auf die sinnlich kräftigen Gedichte Purtschers und ihre plastische Darstellung der Natur.

Der Sturm des Jahres 1848 ergriff auch ihn und trug ihn auf den Sitz eines Abgeordneten der Stadt Wien in den Reichstag empor, wo er links Platz nahm. Ueber sein politisches Wirken möge man Waldheims Geschichte der Wienerrevolution nachschlagen. Nach der Sprengung des Reichsrathes durch die Bajonnette des österreichischen Absolutismus fühlte er sich nicht mehr sicher und floh nach Schlesien. Als die Zeiten ruhiger geworden, und die Reaction ihre Wuth einigermaßen in Blut gestillt hatte, kehrte er nach Tirol zurück und widmete sich zu Windisch-Matrei der practischen Medicin. Vom Landvolk wegen seines edlen Sinnes geliebt wie wenige, starb er am 4. April 1850 am Flecktyphus ruhig und ergeben. Die Nachricht von seinem Tode brachte überall großen Eindruck hervor. Statt reifer Früchte, die man in Fülle von ihm erwarten durfte, hinterließ er nur Blüthen: jene, die sich ganz erschlossen, schön und duftig wie die Alpenblumen seiner Berge. Die wenigsten Gedichte sind nach Form und Inhalt vollendet, von den meisten liegen nur die ersten Entwürfe vor, er hätte sie nach seiner Art gewiß sorgfältig gefeilt und abgeschrieben, so sind sie größtentheils gar nicht leserlich. Seine Gedichte sind originell durch und durch und eben deshalb jenen, die sich nur im ausgefahrenen Geleise conventionell gewordener Phrasen hinschleppen, nicht überall auf den ersten Blick verständlich. Man ist überrascht, verblüfft durch scheinbare Bizarrerien und Uebertreibung,

sieht man näher zu, so erkennt man die unnachahmliche Naturwahrheit seiner Bilder und Schilderungen, bei denen man an Theokrit aber nicht an Geßner denken darf. Auf der Alm wird sie jeder Sennner verstehen; vollständig genießen kann sie nur der Alpenfreund, der so manchen schönen Tages auf den Böckern herumklimmt. Wir hoffen daher den Lesern dieses Festes mit einer Auswahl aus dem Nachlasse des tirolischsten aller Tirolerdichter keine unwillkommene Gabe zu bieten; der Literaturhistoriker und Sprachforscher darf ohnedem nicht gleichgültig an derselben vorüber gehen.

Einige sachliche Erläuterungen senden wir voraus.

Beim Gewitter krieucht der Hirt unter das Dach auf das Heu. Während die Tropfen im schrägen Lauf auf das Schindeldach fallen und der Donner in kurzen Abjagen über das Joch knattert, erinnert er sich an einen tollen Bauern- tanz auf der Tisse, dem Vorplatz der Almhütte, wo das wilde Volk tobt, was nur die Muskelkraft vermag, schnalzt und im wüthenden Takt mit der flachen Hand bald auf die prallen Schenkel, bald auf die hochgeschwungenen Sohlen patßt. Wer einen solchen Tanz in der guten alten Zeit, wo noch Heuchler dem Volk die Freude nicht verdarben, mit angesehen, fühlt das Treffliche des Vergleiches und versetzt sich wie der lustige Hirt in die Scene. Die Luttererle ist die durch kleinere dunkle Blätter ausgezeichnete Erle an feuchten Stellen der Böcker, denn so — nicht Joche — muß man nach dem Sprachgebrauch der Aelspler sagen, welche denn doch in einer Wortbildung, welche sich ausschließlich auf ihre Heimat bezieht, allein competent sind.

Das zweite: „Morgenlied eines Schnitters“ knüpft an die Legende der heiligen Notburga im Achenthal an. Als der Bauer Abends Knechte und Mägde zur Arbeit verhalten wollte, warf sie ihre Sichel in die Luft, die an einem Strahl der untergehenden Sonne hängen blieb. Purtscher verglich nun die Nacht mit Notburga, den Mond mit der Sichel. Der Wagen ist ein Sternbild, ebenso die Sense. Der Kumpf des ersten Liebes ist das Holzgefäß, in welchem Mäher und Schnitter den Wegstein tragen, Gockel nennt der Bauer den Hahn, der goldene auf dem Kirchturm salzt schon in aller Frühe.

Der Kreuzschnabel ist in Tirol einer der beliebtesten Vögel, sogar Fuhrleute haben ihn auf dem Wagen. Seinen Gesang bezeichnet man als „Reiben“, im Winter veranstaltet man förmliche Concerte dieser Vögel und wettet auf den besten Sänger. — Beim Ausblättern und Auskernen der Maiskolben helfen sich die Nachbarn gegenseitig, man arbeitet oft bis tief in die Nacht und gern theilnehmen sich auch Herrenleute bei diesen Heimgarten.

An der Donau erinnert sich Ab. Purtscher der Heimat, aus den Wellen des Stromes tönt ihm der Gruß des Inn, der an den trauten Plätzen seiner Jugend vorüberfloß.

Das Heimatlid wurde meines Wissens auch componirt; es klingt an ein Motiv des Dichters Salis an, führt es jedoch selbständig und mit einem größeren Reichthum von Farben und Tönen durch.

Schade, daß Butscher sein großes Gedicht: „Die Tanne“ als rohen Torso hinterließ! Er schildert darin die Schicksale einer Tanne, die, auf freiem Boden gewachsen, einem Sclavenschiff als Mast dient, bis dieses am Riff zer-
schellt. Wegen der Unvollständigkeit der Ausführung erlaubt es keine Mit-
theilung. Adolf Pichler widmete dem früh vollendeten Freund eine Elegie,
welche sich in dem Büchlein: „In Lieb und Haß“, verlegt von Amthor in
Gera, findet.

Wir schließen mit einem Cyclus größtentheils ungedruckter Gedichte Adolf
Butschers und erneuern dadurch sein Andenken in würdigster Weise.

Vorwort.

Was in Deutschlands Gauen
Dichterlinge frei
Singen oft von Frauen
Und von Lieb' und Tren',
Klingt wie Ragniauen
Vor der Rammellei.

Soll ich auch so singen,
Ich, ich kann es nicht;
Nur wo ein Gelingen
Ruft: Es werde Licht!
Schlägt mit hellem Klingen
Funken mein Gedicht.

Das ist dann ein artig
Feuerwerk für mich,
Ruft auch grau und bartig
Wer bekreuzend sich:
„Allzu scharf macht scharftig!“
Scharftig will es ich!

Das Bauberwasser.

Dort wo der Alpensee
Still wie das Grab,
Sang ich mein Thränenweh
Stürmend hinab.

Glocken der Strandesflur
Summten allein,
Kauschende Tannen nur
Orgelken drein.

Doch nach der ersten Nacht —
Lächeln im Blick —
Was doch nur, süß erwacht,
Warf er zurück?

Perlen so thränenhell
Als wie zuvor,
Muscheln noch sturmesgrell
Kauschend in's Ohr!

Aluthwille des Sennerbuben.

Wo die Felsen überragen,
Steht ein Stamm mit nacktem Ast
Bäumend auf zurückgeschlagen,
Als hab' Schwindel ihn erfaßt.

Hoch darob die Mittagssonne,
Rückwärts Lamm an Lamm beim Schmaus, —
Weiß zwar nicht, was b'ran für Wonne,
Klett're aber just hinaus.

Alpenfreund. IV. 5.

Unter mir wol dreißig Klaster
Loset da der Wetterbach,
Felsen, Stämme, Wild entrastet er
Mit betäubendem Gefrach.

Was er wirbeln mag und fahren,
Eines trägt er doch nicht fort:
Wandellos im Wandelbaren
Nebst mein Schatten fest am Ort.

Flaumleicht ist zu solcher Tiefe
Unversehrt er abgestürzt,
Wenn ich ihn zurück jezt riefe? —
Nein die Kurzweil wär' verflucht!

Muß den Bach damit schon hegen:
„Höre du! mein Mantel ist's,
Reiß' ihn, wenn du kannst, in Fetzen,
Kenn' den stärksten wol: Du bist's!“

Und er schiebt und zerrt und klatschet
Wie ein Wälscherweib daran;
Doch, ob er noch toller patstchet,
'S will der Arge nicht hintan.

Der ist leichter, Freundchen, höre,
Als du glaubst, nur Steine d'rauf!
Und er nimmt gleich dieser Föhre
Rasch zu Thal den wilden Lauf.

Raum, daß ich ihn also foppe,
Wälzt er Trümmer groß und schwer
Im erdonnernden Galoppe
Auf den schwarzen Lappen her.

Doch der reißt in aller Breite
Sich behaglich aus und kühl,
Wol kein Fürst, kein Hofgeleite
Läg' so still auf diesem Psühl.

Will nun nicht mehr außen bleiben,
Daß der Bach mir's nicht verdenkt
Und, muß ich zur Schwemme treiben,
Mir mein Lieblingslamm ertränkt.

Seine erste Liebe.

Schau' in's Auge keiner Dirne,
Bin ein schüchtern blöder Knab',
Und zum Höllenschlund der Firne
Schau' ich furchtlos doch hinab.

Von der Fichte schwankem Wipfel
Schnell' ich, unbedacht des Falls,
Mich dem nächsten Tannengipfel
Durch die Rüste an den Hals.

Und der jüngst Verlaß'ne sauset
Hin und wieder, mir zum Gruf,
Und wer unten steht, dem grauset,
Daß ich slog mit Hand und Fuß.

Und doch ist's ein leichtes Fliegen,
Hat man's einmal nur gewöhnt,
Nur von Hals zu Hals sich schmiegen —
Pfui! wer das wagt, sei verhöhnt!

Der Gefangene.

Aus der Thür zur blauen Grotte
Deines Auges minniglich
Reißt mit liebe reichem Spotte,
Mädchen, ein Gefangner mich.

Daß er's nur so bunt mag treiben!
Bald zuthulich nach mir schießt,
Bald wol gar durch's Rund der Scheiben
Froh mit mir Versteckens spielt.

Nicht mit Unrecht meint die Mutter:
Wegen der Gefängnißkost
Sei der kleine Liliputer
Augenscheinlich nicht bei Trost.

Eben nicht er durch die Thüre
Mir, dem Doppelgänger sein,
Glaubst du, daß was widerführe: —
Er hinaus und ich hinein!

Gewitter.

Während Senner, Hirt und Spüler
Johlend dort die Rüche molf,
Lagert oben, schwül und schwüler
Ein zigeunernd Nebelvolk.

In dem Felsenkeßel züngelt
Schon die rothe Zauberglut,
Wetterbrauend und geringelt, —
Wahrlich, heut' wird's nimmer gut!

Und ich kriech' durch eine Lücke
 Weißlich unter's Dach in's Heu
 Und ergöß' mich, wie ich ducke,
 Mit Gedanken mancherlei.
 Und da hörst, im Lauf, ein schräger
 Tummelt windwärts über's Dach,
 Ist der alte Hackbrettschläger
 Schon im Hochgebirge wach?
 Und schon wieder! welch' ein Klopsen
 Klingend erst, dann voll Gewalt, —
 Wie die Wucht der Schleudertropfen
 Laut im Sturzbach niederprallt!
 Und ich lausche froh durchschauert
 In das wilde Spiel hinein
 Und ergöß' mich, weil es dauert,
 An der Tänzer Sprung und Reih'n.
 Wie am Rasengrün der Jisse
 Nach des Hackbretts wildem Schlag
 Rundum tollen Kopf und Füße,
 Was nur Muskelkraft vermag!
 Wie sie schnalzen unverscholen,
 Bald die Hand am Schenkel, trau'n!

Bald in Lüften, bald an Sohlen
 Klatschend, patzend wund sich hau'n!
 Weiter Tänzer, Hackbrettschläger!
 War denn das der letzte Lauf?
 Stiller geht er, immer träger,
 Endlich hört er mürrisch auf.
 Aus ist's! War das doch ein Schläschen,
 Und ich kimm' an's Tageslicht,
 Tröpfeln — so ruh'n die Schäschen
 Eines an dem andern dicht.
 Wie ein Bulle, toll gedeutet,
 Brüllt der Berg den Donner nach,
 Seit sein Doppelhorn gestreckt
 Durch die Nebelreihen brach.
 Alpenröschen, stolz von Siegen,
 Wetterleuchten noch allein,
 Müß' vom Wetterläuten wiegen
 Glöckchen sich zur Ruhe ein.
 Und auf Gras und Luttererlen —
 Ist's nicht Wettersegen auch? —
 Glimmern Weihewasserperlen
 In des Sommerwindes Hauch.

Morgenlieder des Schnitters.

1.

Was Kirchenruhe, was Glockenton!
 Ich weiß nun, was es schlug:
 Die Schwalbe wekt die Sichel schon
 Zum ersten Morgenflug.

Hinaus, hinaus zur Saatenhalb',
 Den Wehstein in den Kumpf,
 Dort wek' ich mir auch meine Halb,
 Die noch von gestern stumpf.

Durch Fluren wall' ich froh dahin
 Mit Pfeifen und Geschnalz,
 Des Kirchthurmgoßels Febern glüh'n
 Zu früher Hahnenfals.

Rings um des Berges Martyrkron
 Blüht Rosenheilighenschein; —
 So feierlich der Morgen schon,
 Wie wird der Tag erst fein!

2.

Wie's tagt, so darf mein Arm nicht ruh'n,
 Drum blick' ich jetzt hinan;
 Am Himmel gab's des Nachts zu thun —
 Wär's da, wie dort gethan!

Wol wird des Erntewagens Rad
 Das güldne noch gerollt,
 Die Senze blüht im Sternenmaß,
 Als ob sie mähen sollt'.

Da thust du Nacht, Netburga du,
 Kornblumen blau im Haar
 Der Feierstunde hehre Ruh'
 Mit deiner Sichel dar.

Stolz blickt sie, nun du gehen darfst,
 Ein Wunder silberrein,
 So hoch als du in's Blau sie warfst
 In's leere Feld hinein.

Kreuzschnabelsage.

Von gehörnten, ungehörnten
 Köpfen voll das Jägerhaus;
 Die, so ohne Hörner, hörnten
 Mais aus reifen Aehren aus.

Unbezahlte Robottleute
 Frohnten sie schon manche Nacht,
 Und doch klagten sie sich: Heute
 Wird das Letzte wol vollbracht?

Nur die Tochter saß am Rabe
 Märchen sinnend, treu und jung,
 Wie dereinst Schererasade,
 Setzt sie's mit dem Fuß in Schwung.

Wie so gleich der Faden weist!
 Neßend ihren Finger leiß!
 Zupfet sie und reißt und streift
 Ihn herab vom Wockenreis.

Und es schnurrt und brummt wie Sagen
 Kindlich fromm das Rab im Gang,
 Da erhebt sie, um zu fragen,
 Ihrer Stimme süßen Klang:

„Bin ich nicht mit einem Märchen
 Immer noch in Eurer Schuld?“ —
 „Ja erzähle eines, Märchen!“ —
 „Ich erzähle schon, Geduld!“

Und es schnurrt und brummt wie Sagen
 Kindlich fromm das Rab im Gang,
 Da erhebt sie, weich getragen,
 Ihrer Stimme Silberklang:

„Ueber achtzehnhundert Jahre
 Sind es etlich vierzig schon,
 Daß den Dornenreis im Haare
 Hing am Kreuze Gottessohn.

Augenagelt Füß' und Hände,
 Todesmüd', verledzt und bloß,
 War er nahe schon dem Ende,
 Das sein heilig Leben schloß.

Da mit einem Mal — erzählen
 Die geweihten Bücher — fuhr
 Unerhörten Schmerzens Quälen
 Durch den Busen der Natur.

Eingedenk des bittern Spottes:
 „Steig' hernieder jetzt vom Kreuz,
 Wenn Du wirklich der Sohn Gottes!“
 Fühlt sie ihn zu retten Reiz.

Und es flogen ihre Vögel
 Wie verzweiflungsbrünstig hin
 Und versuchen seine Nägel
 Mit den Schnäbeln auszugieh'n.

Und sie zwacken und sie krallen
 Länger da und kürzer dort,
 Einer müht sich doch vor allen
 So, als könnt' er gar nicht fort.

Endlich ruht auch er, vom Blute
 Des Erlösers roth, denn seht:
 Seinen Schnabel hat der Gute
 Kreuz und quer sich krumm gebreht.

Und so ruht auf unsern Eiben
 Scharlachfarb er immerdar,
 Kann nicht singen, kann nur reiben,
 Wie ein knarrend Eisen, klar.

Dies das Märchen, rathe weise,
 Rathet sagenkundig ißt,
 Wie der Vogel drüben heiße,
 Der im drahtnen Käfig sitzt.“

„Kreuz“ und „Krumm“ und „Schnabel“ raunet
 Sprachwirr da es durcheinand,
 Und der Gute ging bestaunet
 Im Verließ von Hand zu Hand.

Märchen bringt indeß, die Schürze
 In der Hand, der Arbeit Preis:
 Nüsse, Kessel und Gewürze
 Zur Vertheilung in den Kreis.

„Jeder darf sich selber wählen,“
 Rühret sie, „doch nach Verdienst!“
 Nicht nur wagt sie auszuschnälen:
 „Daß du dich nicht mehr erkühnst!“

Von gehörnten, ungehörnten
 Köpfen wimmelt jetzt das Haus,
 Die, so ohne Hörner, hörnten
 Fleißig ihre Nüsse aus.

Und für seinen guten Willen,
 Mit dem einst zum Kreuz er stieg,
 Fällt auch mancher Kern im Stillen
 Dankbar in des Vogels Trog.

Burf.

„Wahrlich, eine eig'ne Freude:
Im Gesicht den Gegenwind
Zwei dort kühnlich durch die Haide, —
Wer doch nur die Wand'rer sind!

Ausgelegt den Arm, den strammen,
Schulterhoch des Mantels Rad,
Und das Gras schlägt wild zusammen
Und verschlinget ihren Pfad.

Und doch seh'n sie nie zurücke,
Eitel Ding, was hinterher!
Unverrückt auf's Ziel die Blicke,
Wie erdröhnt ihr Gang so schwer!

Wo's mir Grau in Grau verdumpfet; —
Ihnen sonnenklar vielleicht —
Windverweht und abgestumpfet
Sie zulezt mein Blick erreicht!“

Nur nach vorwärts kämpft sich immer
Wer ein Mann ist durch die Welt,
Und nicht hocken wir im Zimmer,
Wo man Kindern 's Licht verhält.

Spricht's und schließt das eine Fenster,
Durch das er das Leben sah,
Denn der Geister — ihm Gespenster, —
Gehre Stunde war schon nah!

Und die beiden kühnlen Wand'rer, —
Wenn wir's wären: Du und ich!
Und der wilde Pfad kein and'rer,
Als der uns zur Seite wich.

Und das Ziel — das unsres Lebens,
Und die Fahrt so rauh geschwind, —
Singen wir je, müb' des Strebens,
Unfern Mantel nach dem Wind?

Pfui! zum Schwur das Glas hinunter,
Andres gift, denn vorwärts nicht,
Nur von vorwärts bläst es munter
Uns das Haar aus dem Gesicht.

An der Donau.

Den Strom, woraus ich eben schöpfe —
Du sahst ihn sich vorüber müß'n
Leicht um der Brücke harte Köpfe,
Um sanft darunter weg zu zieh'n.
Da seht's nicht Klang wie Scherbentöpfe,
Nein, wirf dich mir zur Seite hin,
Liegt denn ein Arg in meinem Wählen? —
Will von dem Klang dir was erzählen!

Oft wenn ich muß am Strome wallen,
Oft seh' ich was ganz nah am Strand
Im Schäumen, Aufeinanderfallen, —
Ist's nicht wie eine weiße Hand?
Wie Freundesgruß, wie Kinderlallen?
Ja, ja, es will hinauf zum Strand,
Es steht, daß ich mich küssend blicke —
Da stößt's die Brandung noch zurücke.

Wie muß es dem am Herzen brennen!
Da weint's hinab dann, weint und weint,
Als gäb' es nie mehr ein Erkennen,
Das lang Getrennte zögernd eint,

Doch endlich läßt's vom wilden Rennen,
Es wacket sanfter, wie es scheint,
Und heimelt fromm wie Wiegenlieder:
Mein Gott! erst jetzt erkenn' ich's wieder.

Das sind der Heimath traute Wellen,
Das ist ihr Pilgerlauf zum Meer,
Ein Grüßen von den Grabesstellen
Der früh verklärten Eltern her.
Von all den Plägen, wo im schnellen
Die Ferne suchenden Verkehr
Noch jetzt nach Kram und Kinderspielen
Erinnerungen suchend wühlen.

Die Kirche, wo wir froh gekniet,
Sie spiegelte darin sich ab,
Von längst verklung'nen Freuden zieht
Ein später Nachhall mit hinab.
Die Feuersäule, die gesprüht,
Den Inn zu theilen wie ein Stab,
Aus Gartenlichtern, hellen Fenstern, —
Man sieht sie roth noch drauf gespenstern.

Und erst die lieben Heimathsterne, —
 Mir schießt's in's Auge süß und treu; —
 Denk', aus so weiter, weiter Ferne —
 Sie tanzten alle hier vorbei.
 Dann, meine Lieben, hell wie Sterne,
 Dann unsre Eintracht ewig neu:
 Was auch oft Nebel drum gesponnen,
 Sie, nicht die Sterne, sind verronnen.

Und von der Bundeschau noch trunken,
 Noch von dem Wunderklang entzückt,
 Ich komm' zu Haus in mich versunken,
 O Frieden, der mein Herz beglückt!
 Und willst auch du darin dich tunken
 Blick auf dies Blatt zu mir entrückt. —
 Liegt denn ein Arg in solchem Wählen? —
 Es wird zu Haus, wie ich, erzählen!

Heimathlied.

Golbnes Land, du Land der Väter,
 Zu dir schweift mein Thranenblick,
 Zu dir kehrt er früher, später
 Stets wie sehnsuchtsstarr zurück.
 Schwalben ziehen,
 Kehren wieder,
 Wolken fliehen,
 Sinken nieder: —
 Doch wann führet das Geschick
 Wieder mich zu dir zurück,
 Land, o Land der Väter?

Horch den Wiederhall der Thale
 Wie er donnernd sagen will,
 Daß bei lautem Büschentalle
 Taumelnd just die Gemse fiel.
 Genssen jagen
 Meine Brüder
 Keck im Wagen
 Auf und nieder: —
 Doch der Genssjagd blutig Gluck
 Wann ruft's mir vom Fels zurück
 Wiederhall der Thale?

Süßer Schellenklang der Alben
 Bimmelt leise an mein Ohr,
 Reißt mich von dem Thal, dem salben,
 Wild zum grünen Berg empor.
 Ihr hört's lauter
 Klingen, Brüder,
 Seht von trauter
 Hütte nieder: —
 Doch wann tönt in dult'ger Näh'
 Lauter mir auf Bergeshöh'
 Schellenklang der Alben?

Golbnes Land, du Land der Väter,
 Kehrt ich nicht zu dir zurück,
 Bricht mir früher oder später
 Müd' im fremden Land der Blick.
 Schwalben ziehet,
 Kehrt nie wieder,
 Wolken fliehet,
 Sinkt nie nieder,
 Wird mir nicht das schöne Loos
 Einst zu ruh'n in deinem Schooß,
 Land, o Land der Väter!

Nach St. Georgenberg!

Von

Georg Obrist.

(Mit Abbildung.)

In schöner Sommerszeit, da „Alles geht und fährt“, wirfst Du mir's, lieber Leser, nicht verargen, wenn ich Dich zu einem frischen Morgenspaziergange nach der uralten Wallfahrt St. Georgenberg einlade.

Wallfahrt? denkst Du und schaust mich mißtrauisch an.

Ja, Wallfahrt! Davor soll ein andächtiger Christenmensch gerade nicht erschrecken, und wenn Du schon einmal ein eitel Weltkind bist, das auf derlei fromme Bräuche nicht viel hält, komm' nur doch mit! Es wird Dir auch nicht schaden, dem blauen Himmel einmal um ein gut' Stück näher zu treten; in hochheimsamer Gebirgswildniß wird das Herz oft gar wundersam gestimmt und wieder empfänglich gemacht für Gefühle, die man im prosaischen Stadtgeräusche für längst ausgeklungen hielt. Jedenfalls wirst Du da oben Dein Auge legen und Deinen Sinn ergözen, wie kaum andernwärts.

Wenn ich früher das Wörtlein Gebirgswildniß fallen ließ, braucht Dir eben auch nicht bange zu sein; Du mußt Dich keineswegs mit Steigeisen bewaffnen und kannst sogar den Bergstock getrost zu Hause lassen. So Du etwa gar ein Berliner Sandkind wärest, sei Dir schon jetzt zu wissen gethan, daß es auf dem steilen Felsenkegel, auf den ich Dich zu führen gedenke, keine Zementsciner auszunehmen und keine Rehfedern zu holen gibt. Man weiß da oben noch von Civilisation, und neben dem gesunden, klaren Brunnwasser quillt auch noch ein anmuthig rothes Brünnelein, welches seinen Ursprung von den blühenden Ufern der Etsch ableitet. Du verstehst mich wol?

Also lustig auf und vorwärts, ist es auch noch früh am Tage! Denn:

„Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen;
Da ist's im Walde so kirchenthüll,
Kein Lüftchen mag sich regen.

singt Geibel, und wer diesem edlen Sänger hierin je gefolgt, wird ihm unbedingt Recht geben müssen.

Wir brechen von Schwarz, wo wir übernachtet haben, auf und begeben uns über die hölzerne, durch den letzten vergeblichen Widerstand der flüchtigen österr. Truppen (nach der Schlacht bei Wörgl, 1809) merkwürdig gewordene Brücke, an das linke Innufer; das erste, was uns hier in's Auge fällt, ist ein stattliches Gebäude, „das Spital“, und die dazu gehörige nicht sehr große Kirche, deren einfache und ziemlich reine Gothik den Beschauer anspricht. Von hier aus müssen wir uns entweder nördlich oder östlich wenden; wir ziehen das erstere vor. Nachdem wir die „Langgasse“, eine kleine Vorstadt von Schwarz, passiert, gelangen wir in die „Bomperfelser“, so heißt ein weiter, fruchtbarer Acker- und Wiesengrund, welcher von dem mehr nordwestlich gelegenen, wohlhabenden Dorfe Bomp den Namen trägt.

Letzteres, gar lieblich aus dichten Obstbaumwipfeln hervorlugend, lehnt sich an einen Sandhügel an, den das an sich alte, in jüngster Zeit aber durch den dormaligen Besitzer, Herrn von Riccabona, geschmackvoll restaurirte Schloß „Sigmundslust“ krönt. Die Lage desselben und die prachtvolle Aussicht, welche man von dessen Erfern genießt, zeigt zur Genüge, daß der lebensfrohe Erzherzog Sigmund, zubenannt „der Münzreiche“, der es sich voreinst zur „Lust“ erbaut, nicht bloß weibliche, sondern auch landschaftliche Reize wohl zu würdigen wußte.

Unwillkürlich fühlt man sich, vorausgesetzt, daß man ein guter Oesterreicher sei, bei dem Anblicke dieser Burg und der Erinnerung an deren fürstlichen Erbauer an die gegenwärtigen traurigen Finanzzustände des Kaiserreichs gemahnt. Wann, denkt man, wann wird etwa wieder die Zeit kommen, in der man einem Regenten aus dem Hause Oesterreich abermals den Namen eines „Wiinzreichen“ beilegen wird? Und wird sie überhaupt wol kommen? Doch, wozu solche unnütze Fragen an die Zukunft! Wenden wir dafür lieber unsere Augen nach rechts, von welcher Seite sich das stattliche, auf einer sanften Anhöhe thronende Benediktinerstift Fiecht (1869 am 21. Juni abgebrannt, aber jetzt wieder aufgebaut) präsentiert. Wahrlich auch die frommen Patres, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den damals von Feuersbrunst und Lawinen verwüsteten Georgenberg verließen, um sich hier bequemer anzujedeln, verstanden sich auf malerisch gelegene Punkte.

Doch es gilt jetzt einigermaßen auszugreifen, damit wir nicht auf dem steilen und anfangs schattenlosen Pfade, der sich links vom Dorfe Fiecht nach St. Georgenberg hinzieht, von der Sonne überrascht werden. Das erste Drittel des Weges ist ziemlich beschwerlich, und die dunkeln Fichten und Tannen, welche denselben einsäumen, könnten uns von manchen tiefen Seufzern und dicken Schweißtropfen andächtiger, wohlbeleibter Pilger und Pilgerinnen erzählen.

Oben ist er breit und nicht steinig. Wir aber sind guten Fußes und frohen Muthes und haben bald das Ende dieser Mühsal erreicht, welches in einer Rastbank besteht, von der aus man einer entzückenden Aussicht auf Schwarz und einen guten Theil des von diesem Markte an abwärts gelegenen Unterinnthals genießt.

Dazu noch ringsum bligende Thauperlen, würzigen Harzduft, zwitschernde Vögel, blauen Himmel und darin die soeben aufgegangene Sonnenscheibe, — Herz, was verlangst du mehr?!

„Ein solides Frühstück!“ höre ich da einen prosaischen Begleiter dazwischenmurmeln; nun gut, auch dazu kann Rath werden, doch müssen wir noch ein Viertelstündchen daran wenden, bis wir nach „Weng“ gelangen.

Bald laßt uns aus fastigem Junggehölz die „Wengerkapelle,“ ein altes, gemauertes Bildstöcklein entgegen; es enthält ein kleines Gemälde, Mariä Himmelfahrt darstellend, und trägt am Giebel den biblischen Spruch: „Eng ist die Pforte und schmal der Weg ꝛ. ꝛ.“

Diese Worte treffen aber hier nicht ganz zu, denn der Pfad erweitert sich von da an zusehends und leitet sogar eben an hellgrünen Bergwiesen und sonnigen Holzschlägen vorüber zum Bauernhose „Weng“ (zweifelsohne vom alten Worte wang — Niederlassung, Gehöfte — herrührend).

Hier findest Du nun einen frischen Schluck Wasser, wenn Du es nicht vorziehst, Dir von der Bäuerin einen Trunk kuhwarmer Milch sammt „Türkenbrod“ als Frühstück kredenzen zu lassen. Auch Obstbäume findest Du hier,



Lith. u. Steindr. v. C. Bollmann, Gera.

Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera.

Nach einer Photograph v. Lotze.

St. Georgenberg im Stallenthal.

vielleicht ist es gar noch Kirschenzzeit, und da kann es Dir dann nicht fehlen, eine Erfrischung zu erhalten.

Ehe wir dieses Ruheplätzchen verlassen, wollen wir noch den Blick auf den gegenüberliegenden, dichtbewaldeten Berggründen lenken; man nennt ihn im Volke die „Burg“, und die Sage behauptet hartnäckig, hier sei es gewesen, wo man in grauer Vorzeit den ersten Grund zum Kloster St. Georgenberg gelegt habe. Wir werden noch darauf zurückkommen und nun wieder den angenehmen, breiten, im Zickzack sich an der linken Bergseite hinschlängelnden Waldpfad, der durchaus nichts Beschwierliches an sich hat, weiter verfolgen.

Diese Strecke ist in vielfacher Beziehung annehmlich zu durchpilgern. Der sanft ansteigende Pfad wird bald zum kühlen, von Haselsträuchen und allen möglichen andern Buscharten eingesäumten Hohlwege, bald zum schattigen, ebenen Sträßchen. Zur Rechten schaut Du in kleine Thalmulden voll der üppigsten und wildesten Vegetation; auf der Linken hast Du mäßig steile, über und über dunkel bewaldete Berggründen.

Die Forste, Eigenthum des Klosters Fiecht, sind durchgehends reinlich gehalten und gut gepflegt; die Aufsicht über dieselben ist einem künbigen Conventualen des oberwähnten Stiftes übertragen, und der betreffende Pater, vom Volkswitze insgeheim „der Waldbhüter“ genannt, spart wirklich keine Mühe, das seiner Obforge anvertraute Revier in gutem Stand zu erhalten; die Säuberung desselben wird wol größtentheils von Freiwilligen übernommen, d. h. die hoffnungsvolle Jugend des Schwazer Plebs requirirt sich den Holzbedarf für den häuslichen Herd ihrer Eltern vornehmlich aus dem Reisig und abgestorbenen Unterholze dieser Forstregion. Wir begegnen ganzen Truppen solcher Fouragiere, den mächtigen Rückkorb auf den Schultern, und ein Bündel dürrer Astwerks hintennach schleppend. — Doch sieh! Was lugt denn dort Weißes aus der sattgrünen Dämmerung der Tannen und Föhren?

Es ist die „Freimarter“, eine viereckige, gemauerte, mit einem hölzernen Dächlein gegen schädliche Witterungseinflüsse gesicherte Säule, welche mit den Wappen der alten Geschlechter Freundsberg, Seeben, Schlitters und Nibling geschmückt ist.

Der Sage nach soll sich an diesen Pfeiler ein gewisses Asylrecht geknüpft haben und jeder Verbrecher oder überhaupt Verfolgte soll „frei“ gewesen sein, wenn es ihm gelang, diese Säule zu erreichen, ehe er von den Häschern eingeholt wurde. Daher ihr Name. Wahrlich, unsere mittelalterlichen Altvordern, denen man so vielfältig einen unbändigen Hang zu Grausamkeit und Gewalthat zuschreibt, waren in gewissen Punkten doch sehr mildherzig und erbarmungsreich! Wie mancher Wildschütze, wie mancher Zeitungsredacteur dürfte sogar an noch eine sothane Einrichtung schön und praktisch finden! Doch — *tempi passati*!

Hier ist zugleich ein schöner Aussichtspunkt. Wende Dich nach Osten, da siehst Du einen wunderlieblichen Fleck des reizenden Unterinntals. Der in den Strahlen der Frühsonne wie flüssiges Silber blinkende Strom, welcher sich in

vielsachen Windungen durch düstere Erlenwäldchen hindurch zieht, — die in der Mitte des Thales auf kleinen Hügeln thronenden Burgen Kropfsberg, Lichtweh, Maken, — der malerisch gelegene Rothholzer Thiergarten, — rechts in der Höhe die graubraune Ruine Rottenburg, — links im Vordergrunde das prächtige Schloß Tratzberg, das aus der Mitte hellgrüner Buchenwipfel gar stolz emporragt u. s. w. Wie schön, wie herrlich! Bis Rattenberg hinunter schweift der bewundernde Blick und gesteht, daß dieses Plätzchen wirklich ein Asyl sei, — ein Freiplatz, wo sorgenverbüster Gemüther Ruhe finden müssen.

Noch ein paar Schritte weiter — und Deinen Augen steht eine neue Ueerraschung bevor. Du siehst nämlich hier zum ersten Male St. Georgenberg in schwindelnder Höhe auf seinem abschüssigen Felsen. So steil! ist Dein erster Gedanke. Wie werde ich da hinaufkommen, zumal der Weg sich jetzt so rasch thalab senkt? Nur Geduld! Es wird so arg nicht werden; ich erzähle Dir indeß, bis wir zum Rinnthal des dumpfstosenden Stanserbachs hinuntergelangen, Einiges von der sagenhaften Urgeschichte unserer Wallfahrt; sie hat mehr Romantisches an sich, als tausend andere, und dürfte allfälligen Nachahmern von Scheffels „Effehard“ als gar nicht unlohnender Vorwurf dienen. — Vernimm also:

Es war beiläufig um die Mitte des 9. Jahrhunderts, als sich ein angesehenener und reichbegüterter Ritter zu Mibling (in Baiern) entschloß, heimlich Hab und Gut, Familie und Freunde zu verlassen, um in einer der unzugänglichsten, rauhesten Schluchten Nordtirols ein frommbeschauliches Einsiedlerleben zu führen. Rathold, so war sein Name, gelangte auf seiner, zu diesem Behufe unternommenen Wanderung, in die Gegend des heutigen Georgenberg und erkor daselbst eine Felsengrotte, vor welcher eine mächtige Linde ihr laubbunkles Astwerk ausspannte zur künftigen Eremitage. Sein gottseliger Sinn trieb ihn aber, ehevor er sich diese abgeschiedene Höhle zur bleibenden Ruhestatt erwählte, noch an, nach den Gräbern der Apostelfürsten in Rom und zu den Gebeinen des heil. Apostels Jakobus in Compostella zu wallen.

Von dieser weiten Pilgerfahrt brachte er nun das schöne Bild der schmerzhaften Gottesmutter mit, das noch gegenwärtig den Hochaltar des Georgenbergs ziert, und das schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts allenthalben in der Umgegend als besonders wunderthätig gepriesen, besucht und verehrt wurde.

Rathold stellte dasselbe vorerst unter seiner Grottenlinde auf, woher es dann den Namen: „Unsere liebe Frau unter der Linde“ erhielt.

Da traf es sich, daß des Einsiedlers Bruder Ubalb, ein überaus fröhlicher und lebenslustiger Nimrod, eine Jagd in dieses Gebirge unternahm. Von ungefähr entdeckte er die stille Klause seines Bruders, erkannte denselben und ließ sich alsbald bereben, auf gleiche Weise der Welt und ihrem nichtigen Treiben abzuschwören. Außerdem gelobte er den Bau einer Capelle, als würdigere Herberge für die „Lindenjungfrau“, und einer Einsiedelei zur bequemeren Unterbringung der frommen Besucher in stürmischer Jahreszeit.

Die Ritter von Freundsberg, Seeben und Schlitters versprachen ihre Mithilfe und beschenkten in der That die junge Stiftung sehr reichlich.

Nur wollte man oberwähnte Neubauten in eine wohnlichere Gegend verlegen, und dazu schien die „Burg“, deren wir schon bei „Weng“ gedacht haben, am geeignetsten. Aber siehe! die bei der Grundlegung beschäftigten Zimmerleute hieben sich fortwährend in Arme und Beine, und Raben erschienen, welche die blutigen Holzspäne in den Schnäbeln von dannen trugen. Allmählig wurde man darauf aufmerksam, verfolgte mit den Blicken den Flug der Vögel, ging ihnen nach und fand endlich auf dem steilen Felsenprisma, auf welchem derzeit das Kloster steht, die „vertragenen Schaiten“ (Holzabfälle) in der Form eines Häuschens, wie selbe spielende Kinder gerne zu bauen pflegen, aufgeschichtet.

Dieser wunderbare Wink von Oben wurde für die frommen Stifter maßgebend.

Bald erhob sich an jenem unwirthlichen Plage Kirchlein und Zelle; Rathold's Name und sein Ruf der Gottseligkeit zog bald gleichgesinnte junge Männer heran — und das Kloster war gegründet. Der Name „St. Georgenberg“ rührt von einer Reliquie des heil. Georg her, mit welcher dasselbe von Rom aus beschenkt wurde. Die junge Religiosen-Gemeinde wuchs und gebieh und wurde später die Mutter der Benediktiner-Abtei Fiecht (wahrscheinlich von Geviecht — Viehzuchtshof).

Dies das Wesentlichste der Stiftungssage, in welcher uns nur die prophetischen Raben bedenklich erscheinen; denn wir unsererseits sind ungläubig genug, dieselben auf die deutsche Götterlehre zurückzuführen.

Doch sei dem, wie ihm wolle! Zu bemerken ist nur noch, daß Bruder Rathold anfänglich nicht auf dem nämlichen Felsen gehaust hat, der gegenwärtig der Wallfahrtskirche zur Basis dient, sondern auf einem früher erreichbaren, weniger steilen, dessen Spitze noch vor einigen Jahren ein hohes schwarzes Kreuz als solchen kennzeichnete.

Doch wir müssen in unserer Erzählung abbrechen; das Brausen des ungestümen Wildbachs, den wir eben überschreiten, würde uns daran hindern. Und nun bergan!

Du wähnstest, lieber Begleiter, es sei nicht möglich, den schroffen Felsen zu erklimmen, und ich sagte Dir, es sei nicht schwierig; das Räthsel ist nunmehr gelöst:

„Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
„Der furchtbaren Tiefe gebogen!

— — — — —
„Der Strom braust unter ihr spat und früh,
„Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie!“

Der Aufstieg zu dieser Brücke ist, wenn auch einigermaßen steil, so doch immerhin sehr gangbar. Sie wird von drei gewaltigen, von unten auf zur Hälfte gemauerten, vierseitigen Stützfeilern getragen, besteht übrigens aus Holz und ist gedeckt. Am Eingange befindet sich das Thorwarthhäuschen.

Verweilen wir einen Moment auf der Brücke, um uns ein wenig auszuschnaufen und in den schwindelerregenden Abgrund zu schauen, über welchen sie gespannt ist. Jene hohe nackte Wand dort, von welcher der Bach herabschäumt, ist zugleich der Schauplatz einer lieblichen Legende, die unser vaterländischer Dichter Pius Zingerle in hübsche Verse gebracht hat, die aber trotzdem unbekannt sein dürfte; in letzterem Falle magst Du sie von mir in Prosa vernehmen.

Ein unschuldiges Mädchen aus der nächsten Umgegend, das der Gottesmutter in besonderlicher Verehrung zugethan war, wollte der „Eindenzungfrau“ drüben einen Kranz von Sechsprimeln (vulgo Platenigeln) zum Opfer bringen. Die Jahreszeit war noch wenig vorgerückt, und nur auf jener jähen Wand waren einige jener goldgelben duftigen Dolben zu erblicken. Das Kind befaß sich dem Schutze Marien's und kletterte unverzagt zur gefährlichen Stelle hinüber; kaum daselbst angelangt, glitt es aus und stürzte kopfüber in den grausen Abgrund. Doch, o Wunder! Als die Leute, welche mit Bängen von Ferne zugefahret hatten, thalnieder stiegen, um des Mädchens verstümmelte Leiche zu suchen, hüpfte es ihnen fröhlich entgegen und versicherte sie, daß es durch den Fall nicht im Mindesten belästigt oder verletzt worden, sondern daß ihm die unfreiwillige Luftfahrt sogar so angenehm vorgekommen sei, als wäre es getragen worden. —

Von da ab haben wir in wenigen Schritten das Hauptziel unseres Spazierganges erreicht. Rechts vom Wege erhebt sich ein kleines Kirchlein sammt Glockenthurm — die „alte Kirche“; auch der Friedhof, in welchem die ehemaligen Conventualien beigesetzt wurden, liegt auf dieser Seite.

Die eigentliche Wallfahrtskirche hingegen liegt zur Linken und ist ein ziemlich geräumiger Bau, dessen Aeußeres schmucklos, dessen Inneres eben nicht unschön zu nennen ist. Die Deckengemälde boten früher einen gräßlichen, tragikomisch wirkenden Anblick; doch sind in neuerer Zeit die grotesken, zu nichts weniger als zur Andacht stimmenden Bilder, welche hauptsächlich die Marter des heiligen Georgius darstellen sollten, glücklicherweise ausgemerzt und durch natürlichere ersetzt worden.

An beiden Langseiten ziehen sich Gallerien hin; Seitenaltäre und Kanzel und zum Theil auch der Hochaltar sind im allegorisirenden Geschmacke der Popszeit gefertigt und tragen nichts Außerordentliches an sich.

Ungemein lieblich aber ist das Gnadenbild der Eindenzungfrau, welches den Ehrenplatz oberhalb des Tabernakels einnimmt, und zu dessen beiden Seiten sich die Statuen Rathold's und Ubald's befinden; wahrscheinlich kennst Du es schon aus den unzähligen Abbildungen, welche davon verbreitet sind.

Und nun, andächtiger Begleiter, will ich Dich einen Augenblick Deinen frommen Betrachtungen und Anmuthungen überlassen und zur etwaigen Nachhilfe das Gedicht eines renommirten Tirolerpoeten hersetzen, welches vor Jahren an dieser Stätte des Heils entstanden ist.

Der gedachte Poet ist Hermann v. Gilm, und nachfolgendes Produkt seiner gewandten Feder ist bislang noch anderweitig wenig bekannt; es lautet:

Auf St. Georgenberg.

Ich war bei Dir auf jenem Bergespfade
 Zum Wallfahrtsort; mein Arm hat Dich geführt;
 Sie sagen, droben sei ein Bild der Gnade,
 Das Wunder wirkt, von Menschenjammern gerührt.

Ich kniete neben Dir im Kirchenstuhle,
 Zum Gnadenbilde sah ich andachtsvoll
 Und betete, daß es die Leidensschule
 Der Liebe bald mir enden soll.

Mag uns dieses Gebet auch gar seltsam vorkommen, — wir wollen ihm eine gewisse Verechtigung zuerkennen und bescheidenlich denken: Heute mir, morgen Dir! Nebenfalls wirst Du ihm Zartheit und Innigkeit nicht absprechen können. Nach dieser dichterischen Abschweifung laß uns die vielfach sehr prosaischen und ebenso zahlreichen Botivtafeln, welche rings in musterhafter Ordnung an den Wänden herum gruppiert sind, betrachten.

Einige darunter sind bemerkenswerth, nicht der Ausführung halber, sondern nur ob des Inhaltes der Darstellung. Auf einer derselben z. B. befindet sich die Geschichte vom „hl. Blute“. Ein junger Priester, der einmal hier das Meßopfer verrichtete, ließ sich während der Consecration des Weines vom Zweifel an der wirklichen Umwandlung der Gestalten, wie solche nach dem Ausspruche der Kirche stattfindet, übermannen; alsbald soll der weiße Opferwein Blutfarbe angenommen haben und aufwallend über den Kelch geflossen sein; man faßte einen Theil desselben in einen gläsernen Cylinder, den man dann in einer steinernen Monstranz der Verehrung aussetzte, was auf Verlangen auch noch jetzt geschieht. Auf mehreren andern Gemälden ist die viermalige gänzliche Zerstörung des Ordens- und Gotteshauses durch Feuersbrunst (in den Jahren 1284, 1450, 1637 und 1705) veranschaulicht.

Nachdem Du andächtig gewesen und Dir Alles wohl angesehen, magst Du nun auch für des Leibes Nothdurft sorgen; ein Glas guten Tirolers wird Dir nach unserem anstrengenden Fußmarsch in solch' frischluftiger Höhe doppelt munden.

Die Aussicht vom freundlichen Gastgarten ist ziemlich beschränkt; Du hast die weitläufigen Schutthalben der aufgelassenen Schwazer Bergwerke vor Augen und rings in der Nähe nur schroffe Felsenzacken, die sich behaglich zu sonnen scheinen; und es ist ihnen wol zu gönnen; sind sie ja den größeren Theil des Jahres von Schnee und schneidenden Nordwinden heimgesucht.

Zum Rückweg können wir nun unsern alten Weg nehmen. Wir können aber auch viel interessantere Retourwege einschlagen; so z. B. über „Maria Thar“ nach Stans, über Tragsberg nach Jenbach, oder gar über das Rappsenjoch in die Hinterris und von da nach Achenthal und Bayern u. s. f. Heute thun wir das Erste, die letzteren für eine spätere Wandlung aufsparend.

Der Geisbub.

Von

Oswald Heiderich.

Ein ungemein liebliches, bewegtes Bild entfaltet sich vor unsern Augen, wenn wir an einem Sommerabend ein Alpendorf passiren und mit der heimkehrenden Gaisheerde zusammentreffen. Das Gemedel und Geklingel elektrisirt alle Kinderfüße, selbst der kleinste Knirps in den ersten Höslein watschelt den Kommenden entgegen, die geführt von der stolzen „Vorgoas“ mit der großen Schelle in die Dorfstraße einziehen. Mit dem Ruckruf: „Gös, gös, gös“ sucht sich jedes der Kinder seine Gais heraus, nimmt sie jubelnd um den Hals und läuft mit ihr dem gewohnten Stalle zu. Hierhin und dorthin stiebt die muntere Schaar, so daß endlich nur der Geisbub allein übrig bleibt, der dann ebenfalls seine Heimat aufsucht.

Dieser Geisbub ist ein originelles Bürschchen. Unter dem alten braunen Filzhute, der vom oftmaligen Nafwerben eine Schüsselform angenommen, schaut ein wetterbraunes Gesicht hervor mit ein paar trogiggeden Augen, denen man das Strolchen in der freien Bergwelt ansieht. Ein lumpiges geflicktes Höslein, ein grobes Hemd, manchmal auch eine Zoppe ist die ganze Bekleidung des kleinen Freiherrn. Beim Sonnenschein geht er barfuß, bei nassem Wetter steckt er seine Füße in Holzschuhe, sog. Knospen. Ueber der Schulter trägt er einen groben Kogen geworfen, zum Schutz gegen Regen und Unwetter; an der Seite hängt der Schnappsack, in dem sich ein frugales Mittagsmahl befindet, und das Vockshorn; in der Hand führt er eine „Geißel“ (Hirtenpeitsche) oder einen Stock. Auch eine „Gschpachtl“, im Unterinntale „Gschpabal“ genannt, d. i. eine hölzerne Schachtel voll Butter und Brot, nimmt er mit sich, denn das Herumklettern mit den flinken Ziegen macht Hunger.

Der Geisbub oder „Goaser“ wird von der Gemeinde gegen geringen Lohn angestellt; die Kost genießt er abwechselnd bei den einzelnen Bauern, die ihm ihre Geissen anvertrauen. Das Amt ist beschwerlich genug. Wenn der erste Strahl der Morgensonne die Bergspitzen vergoldet, geht er durch die Dorfstraßen und tutet aus Leibeskräften in sein Vockshorn. Auf diese Rebeille hin öffnet sich knarrend eine Stallthür nach der andern, und in lustigen Sätzen und mit hellem Geklingel springen die soeben gemolknen Ziegen heraus. Diese rotten sich zusammen, die ortskundige und herrschsüchtige „Vorgoas“ stellt sich an die Spitze und führt ihre Heerde in raschem Trabe über Halden und Gebüsch aufwärts der Alpenregion zu. Hinterbrein klettert schreiend, scheltend und tutend der Geisbub, der oft seine liebe Noth mit der Heerde hat. Denn die Ziegen sind „ein verteuftls Runter“ (verteufeltes Vieh), sagen die Hirten. Bald eilen sie wie besessen aufwärts über Stock und Stein und klettern über schwindlige Felsen, daß dem Hirten die heißen Schweißtropfen von der Stirne rinnen; bald

bleiben sie am Wege stehen und naschen vom Zaungras und von den jungen Fichtenschößlingen, springen über Mauern oder durchbrechen Zäune, kurz geberden sich so störrisch und eigensinnig, daß dem armen geplagten Buben nicht selten das Weinen näher ist als das Lachen.

Von besonderem Einfluß ist dabei die Vorgeis. Eine schlechte macht dem Hirten ebenso viel Sorg' und Mühe, als ihm eine gute erspart. Dieselbe ist sich aber auch ihrer Wichtigkeit vollkommen bewußt. Sie duldet keine andere Geis vor sich, und will sich eine das Recht anmaßen, so gibt es einen hitzigen Kampf. Gegen den Hirten sind die Ziegen durchaus nicht scheu, sie treiben im Gegentheil gern ihr neckendes Spiel mit ihm. Oft springt eine gerade auf ihn zu und stößt ihn muthwillig zu Boden, oder sie gesellt sich schmeichelnd zu ihm und beißt ihn häufig als höchste Gunstbezeugung in das Ohrläppchen. Ihre besondere Passion sind auch die Federn oder Blumen, die der Bube auf seinem Hute stecken hat; sie werden eiligst herabgerissen und windschnell davongetragen. Der Charakter der Ziegen hat überhaupt etwas Neckisches, Diebisches und Kapriziöses; sie spielen dem Hirten Schabernak über Schabernak, so daß auch der sanfteste, gebulbigste Zunge in solcher Gesellschaft das Fluchen erlernen muß. Daher das alte Sprichwort: „Wer fünf Jahre Geiser ist, wird des Teufels.“ Es kommt übrigens sehr viel darauf an, wie der Hirt seine Heerde zu lenken versteht. Während sie den Einen necken und plagen, folgen sie dem Andern gutwillig und drängen sich auf seinen Ruf: „Gös, gös!“ mit Ungestüm um ihn, sollten sie auch noch so weit von ihm entfernt sein.

Der schlimmste Zufall aber ist es, wenn sich eine Geis „versteigt“, d. h. in ein Gesträuch geräth und sich dort mit den Hörnern oder Füßen derart verstrickt, daß sie nicht mehr heraus kann, oder wenn sie gar „eingestiegen“ ist, d. h. sich auf einem Felsen in so gefährlicher Position befindet, daß sie sich weder vor- noch rückwärts getraut. Das Thier bleibt dann stehen, oft ein, zwei Tage lang, ohne Nahrung und schwebend zwischen Leben und Tod, bis der Hirt es endlich findet und oft mit größter Lebensgefahr rettet.

Diese Geisbuben, die Tag für Tag die steilsten Alpenspitzen erklimmen, sind die verwegensten Bergsteiger und tollkühnsten Kletterer; dabei haben sie Augen wie ein Fochgeier und Sehnen, fest und geschmeidig wie zähe Zundernäste.

Gewöhnlich erreicht der Geishirt mit seiner Heerde gegen die Mittagszeit eine Alpenhütte, wo er bereits erwartet und hochwillkommen ist. Denn er ist für die Alpenleute eine Art lebendige Zeitung, aus der sie erfahren, wie es drunten in der Welt zugeht. Er wird um alle Neuigkeiten ausgefragt, Grüße werden hin und wieder aufgegeben, und im Thal erzählt er dann wieder von dem Thun und Treiben der Aelpler. Von der Alpenhütte aus läßt er seine Heerde allein weiter aufwärts steigen und bleibt den Tag über bei den Sennleuten, denen er allerlei kleine Dienste verrichtet. Zum Lohne erhält er eine tüchtige Butterportion, die er sich wohlschmecken läßt.

Gegen Abend kommt die Geisheerde wohlgefüllt und mit frohen Eutern wieder zur Hütte herab, und der Geisbub macht sich mit ihr auf den Heimweg. Flink geht es abwärts, über Stoa und Stein, und bald ist das heimatliche Dorf erreicht, und die Heerde in den verschiedenen Ställen versorgt. Der „Geiser“ aber freut sich nun auf warmes Abendessen und kriecht bald in sein ärmliches Heubett, das ihm nach der Anstrengung des Tages sicher so weich dünkt, als das prächtigste Eiderbunenfissen.

St. Nicolaus in den Alpen.

Von

Raimund Clara.

Im Winter sieht es in den Alpen gar traurig aus. Schwer lastet der strahlende Eispanzer dieses kalten Tyrannen auf den Bergen und herrlichen Almen, über dem prangenden Hochwalb, wie auf den saftigen Wiesengründen im Thale, wo noch vor wenig Wochen das Alpenvieh sich äßend herumtummelte. Und erst die freundlichen Dörfer! Tief gehüllt in den weißen Schneemantel stehen sie da, eingeschnitten bis über die Ohren. Alles trägt weiße Kugelhappen, die Brunnen säule wie der Zaunpfahl; selbst der ehrwürdige Kirchturmhahn hat seine Mütze und schaut erfroren herab auf die lieben Dorfkinder und auf die Späzen, die als echte Proletarier sich auf den schneeigen Wegen bittend und stehend herumstreiten. Desto traulicher sieht es drinnen in den warmen Bauernstuben aus und besonders, wenn der Abend kommt, und Jung und Alt sich zum gemüthlichen Heingarten versammeln, da würde Mancher, der in einen solchen Kreis hineinlügen könnte, sagen, daß diesen glücklichen Leuten der grobe Winter nicht sehr wehe thut. Freilich so ein „gutes“ Herrenkind sieht eben nur die eine frohe Seite, die rauhe Rehrseite bleibt ihm meistens verborgen.

Gerade die Zeit um Nikolaus herum ist im Dorfleben eine äußerst bewegte und entbehrt nicht jener harmlosen ernstheitern Freuden, die wie Blumen das bäuerliche Jahr durchwirken. Da kommt vor allem der heil. Mann, jener begabende Kinderfreund, den das sinnige Gemüth des Aelplers mit allem poetischen und unpoetischen Zauber ausstaffirt hat. Er vertritt das Christkind des Städtlers und besucht in höchst eigener Person die Dorfstuben und erhöht so den Reiz und die Bedeutung seiner Gaben. Darum beten die Kinder, wenn es gegen die Nikolauszeit geht, inbrünstig vor dem Schlafengehen:

„Heiliger Nikolaus, du goldener Mann,
Bring uns allerhand Sachen zusam’,
Allerhand „Gutthaten“, kräftige Sachen,
Wirf mir heute die Schlüssel voll machen.“

Sie stellen wol auch im frommen Glauben eine Schüssel oder einen Schuh, mit Hafer oder Heu gefüllt, vor's Fenster für den Schimmel des heil. Mannes und ein Gläschen Schnaps für seinen Bedienten. Er braucht es auch, denn er kommt ja in der kalten Dezembarnacht weit weit „übers Gebirge“ her, und daß solche Leute, die mit dem Vieh umgehen, gern etwas Gebranntes lieben, hat sich das kleine Seppeler schon vom „Fütterer“ seines Vaters abgeguckt. Und welche Freude, wenn nun am andern Morgen wirklich Hafer und Schnaps fort sind! Denn nun hat es so ein unschuldigcs Kinderherz schwarz auf weiß, daß Abends der heil. Mann kommen wird.

Und er kommt auch, nicht als Abstractum, das sich wie das Christkind der Städter nur durch den strahlenden Lichterbaum und die daran hängenden Gaben verräth, sondern er kommt als leibhaftige Erscheinung in aller Pracht und Herrlichkeit, wie er auf dem Hochaltar so verlockend und lieblich dargestellt ist, und wie ihn die „Nahel“ beim Kaminfeuer den zuhorchenden Kindern haarklein beschrieben hat. Um die Spannung zu erhöhen, tritt oft vor ihm eine Art Herold ein, der sich in der Stube, nach echter Bedientenmanier, allerhand zu thun macht, den Tisch absetzt, den Boden kehrt und schließlich wieder abzieht, Schritt für Schritt verfolgt von den Augen der in banger Erwartung mäuschenstill dastehenden Kinder. Wie klopfen die kleinen unschuldigen Herzen unter dem Kleidschen, wie schauen die Blicke unverwandt nach der Thüre, ob sie sich nicht bald öffne. Jetzt — schwere Tritte — sie thut sich auf, und herein tritt der heil. Mann, ein ehrwürdiger Greis im weiten goldverbrämten Bischofsmantel mit wogendem Haar und weit herabwallendem Flachsbar, auf dem Haupte die strahlende Inful, in der Hand den glänzenden Goldstab. Er legt den Kindern Fragen aus dem Katechismus vor, belobt die Fleißigen und beschenkt sie mit Gaben, Nüssen, Rüssen, Lebkuchen, Bildchen und Aehnlichem, die der Bediente neben ihm in einem Korbe trägt. Die Unwissenden und Unfolgsamen ermahnt er und zeigt bedeutungsvoll auf den hinter ihm stehenden „Klaubauf“, der schon lange auf eine Gelegenheit gepaßt hat, auch seine schreckeneinflößende Mission zu manifestiren. Er ist dem entsprechend auch herausgeputzt. Pelzwerk und raffelnde Ketten umhüllen ringsum die Zottelgestalt, auf dem Kopfe sitzen Vockshörner, aus der geschwärzten Larve glozen zwei Feueraugen, und aus dem Maul hängt eine schußlange feuerrothe Zunge. In den Klauen hält er eine mächtige Ruthe, auf dem Rücken hängt ein Sack, über dessen schauerliche Bestimmung er von Zeit zu Zeit durch unzweideutige Pantomimen Aufschluß gibt, was in der Regel ein allgemeines Geheul und schleunige Retirade der Kinder hinter den großen Eßtisch zur Folge hat. Nachdem so beide Theile, der heil. Mann und sein höllischer Begleiter, sammt Famulus ihre Schulpigkeit gethan, entfernen sie sich mit einem guttirolischen: „Schlafts g'jund allerseits“, um an einem andern Orte dieselbe kinderbeglückende Thätigkeit fortzusetzen.

Diese Feier des Nikolausfestes ist in Tirol die verbreitetste und auch die schönste; alle andern Darstellungen sind theils roher, theils von städtischen Gebräuchen an-

gefränkt. Ersteres gilt besonders von jenen Orten, an denen die freundliche Erscheinung des heil. Mannes dem Uebergreifen des Klaubaufs Platz gemacht hat, wie dies im Binschgau der Fall ist, wo das sog. „Klaubaufwecken“ geübt wird. Da ziehen nämlich die Kinder des Dorfes am Vorabend des Nikolaustages mit Schellen behangen auf einen nahegelegenen Hügel und springen und hüpfen daselbst unter ohrenzerreißendem Geschrei und Gejohle im Takte auf und ab. Ähnlich ist das pusterthalische „Perchtenlaufen“, das ebenfalls an diesem Tage aufgeführt wird und darin besteht, daß geschwätzte und in den abenteuerlichsten Formen verummte Burtschen mit Schellen und Ketten um den Leib unter wildem Lärm und Peitschenknallen durch's Dorf rennen. Dabei wird verschiedener Unfug verübt; so werfen sie Vorübergehende mit Ruß und faulem Kobl. Abgesehen von der Frage sind diese beiden Bräuche wegen ihres mythologischen Kernes für den Forscher interessant, indem sie mit der um diese Zeit fallenden heidnischen Feier der Winter Sonnenwende im Zusammenhange stehen. Daselbe gilt auch von der im Paznaun üblichen Sitte, dem heil. Mann einen schöngekleideten weiblichen Nikolaus, die sog. Kalsa, beizugesellen, mag nun unter dieser Hülle die Perachta oder Freia oder eine andere altdeutsche Göttin stecken.

So viel über die eigentliche Nikolausfeier. Von den vielerorts aufgeführten und kulturhistorisch wichtigen St. Nikolausspielen wollen wir ein ander Mal ausführlich berichten.

Der Adjutant des Sandwirths.

Geschichtliche Erzählung

von

Max Stischlberger.

V.

Im „Kalsch“.

In einem unbedeutenden Wirthshause am Fuße des Zausen, im „Kalsch“ genannt, saßen einige der Männer beisammen, unter deren kühnen Leitung die Tiroler, ohne von einem einzigen österreichischen Soldaten unterstützt worden zu sein, nur indem sie die Eigenthümlichkeiten und Vortheile des Terrains für ihre Unternehmungen zu benützen wußten, Sieger gewesen waren über die Truppen des unsiegten Kaisers der Franzosen.

Obenan am rohgezimmerten Tische saß jener Biedermann mit dem großen Barte und der martialischen Gestalt, dessen Name allein hinreichend war, Tausende

fecker Aelpler gegen die Feinde des Heimathlandes unter die Waffen zu rufen. Und wahrhaftig, man sah es ihm an, er mußte Vertrauen verdienen, wie er so, ohne Besonderees für sich zu beanspruchen, auf den Tisch hineingelehnt, freundlich lächelnd, dann wieder mit hehrem Ernste dreinsprechend, da saß, ein Hausvater unter den Seinen, ein Bruder unter Brüdern, aufmunternd, versöhnend, Rath ertheilend und salomonische Entscheidungen sprechend; nie befehlend, nur wünschend, wie ein Herr, der seines Dieners Freund ist, und dessen Wunsch der Ausführung vollkommen sicher ist.

Rechts der Nothbart, links das pfiffige Gesicht Spedbacher's; dann der Schenk und Einer nach dem Andern, alles wadere Kämpen.

Was gesprochen wurde in diesem Kreise?

Ei nun, Angelegenheiten des Landes und Krieges, Maßnahmen, um dem Herzoge von Danzig den Aufenthalt in Sterzing möglichst zu verleiden und ihn zum Rückzuge in's Innthal zu zwingen. Dort gab's frische Kräfte, und man durfte, war es einmal so weit, das Beste hoffen. Spedbacher, der schlaue Fuchs, that Alles, um den alten Isengrimm aus seinem Bau zu jagen. Da waren die Allgunder unter des Mannes von Minn Commando, ein stinkes, rüstig Völklein, die Freude an allerlei kecken, spaßhaften Streichen hatten. Und es war manchmal recht spaßhaft, wenn diese Schelme, ohne daß sich's die zechenden und spielenden Franzmänner versahen, ein Piquet aufhoben sammt allen Posten und Betten. Es wurde nicht viel bei solchen Späßen gesprochen: „Gewehr gestreckt! Vorwärts!“, aus war's; wenn die Herren Franzosen auch kein Wort verstanden, sie wußten doch, was sie in solchen Fällen zu thun hatten. Oder wenn eine Patrouille des Weges daher kam bei rabendunkler Nacht und plötzlich carambolirte.. da fanden weder Sergeant noch Soldaten Zeit ein Qui vive! zu rufen. Ach, sie waren sämmtlich nur froh, wenn ihnen nichts Unangenehmeres bevorstand, als mit der Meldung in ihr Quartier einrücken zu müssen: „Die Gewehre sind uns mit sammt aller Munition von den Rebellen genommen worden, aber es gelang uns doch uns selbst dem großen Kaiser zu erhalten.“

Die Tiroler brauchten wohl Waffen und Munition, aber keine Kostgänger....

Spedbacher hatte erzählt; er wußte ähnliche Stücklein von seinen Leuten mehrere. Alle lachten.

Da ging die Thüre auf, Einer jener Passeyerburschen, die Hofer wie eine Leibgarde umgaben, trat ein.

„Sollst lei ein wenig hinauskommen, Anderl,“ meldete er, „'s ist ein herrisch Frauenzimmer draußen, das dich halt gern sprechen möcht!“

„Ein fremdes Weibsbild?“ fragte Hofer mit einem bedenklichen Blicke auf die „Schwarzwälderin“.

„Ein Mann ist auch dabei. Sie sind just zu Roß angekommen, aber der Wirth ist mißtrauisch, er kann sie nicht beherbergen, sagt er; die Weiden müssen wahrscheinlich noch bis zum Saufenwirthshaus hinauf, wenn Du nicht ein Wort für sie sprichst.“

Hofer ging.

„Wer sind denn die Fremden? Hast Du nichts mit ihnen geredt, Raffl?“ fragte einer der Hauptleute.

Der Bursche zuckte die Achseln, seine Augen glänzten eigenthümlich.

„Reiche Leute! Reiche Leute!“ sagte er hastig. „Der Alte fragte, wer der beste Schütze wäre; er wollte dem eine ganze Hand voll Goldstücke geben, der beim nächsten Strauß am meisten französische Officiere erschießt.“

„Der Mensch ist ein — glaubt der, man schießt auf Leute, wie auf die Spagen? Ist er ein Tiroler, ein Deutscher, oder was?“

„Kann's lei nicht sagen, dem Namen nach —“

„Wie heißt er?“

„Das Frauenzimmer nannte ihn, wenn ich recht verstand, Kemy.“

Kemy! Dieses Wort riß den Kreuzwirth von Brigen aus seinen Gedanken auf. „Kemy! Also ist meine Nachbarin um die Wege? Wenn jetzt der Friedl da wäre, ich wollte wetten, es gäbe was Neues. Jede Henne sucht ihr Küchlein.“ —

Da tönte ein gellender Hufschrei durch die Nacht.

„Das ist der Kemnater! ei, der muß was Apatres bringen,“ rief jetzt der Vater, aufspringend.

Er trat in's Freie. Es war Nachmittnacht; des Mondes Silberschein lag über das Thal ausgegossen; darüber flog sein Auge. Von der Höhe des Tausen kamen zwei Männer mit hastigen Schritten, ein Langer voraus und ein kleiner Dicker hinterdrein. Dieser schien die Beschwerneiß des Weges recht sehr zu empfinden, er blieb von Zeit zu Zeit stehen, lüpfte den breitkrämpigen Hut und holte tief pustend Athem. Dann fürzte auch der Lange seine ungeheuern Schritte, indem er seine Arme wie Balancirstangen in der Luft herumhieb, was wol für den anderen das Signal sein sollte, sich besser auf den Beinen zu halten. Unten vom Thale her wanderte ein Zug Schützen.

Wenn der Vater, der auf der Schwelle der Schenke „im Kalk“ stand, ein stärkerer Mathematiker gewesen wäre, würde er vielleicht berechnet haben, daß die von oben Kommenden mit denen von unten just zu gleicher Zeit vor ihm zusammen-treffen müßten. Aber der Rothbart hatte ein viel zu unruhiges Blut, um von mathematischen Anwanblungen viel geplagt zu werden; er schwang seine Dose gegen die Schützen und schrie laut genug:

„He, Hallo! Was Neues?“

Da löste sich von der Gruppe ein Reiter los, der im raschen Tempo dem Vater vor die Nase sprengte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte der Reiter mit heller Stimme.

„Poz Wind und Ungewitter, der Friedl! Ei, ei, wen haben wir denn da auf dem Schooße?“

„Ich deute es als ein Glück, daß gerade Ihr es seid, Hochwürdiger, den ich zu allererst „im Kalk“ beegne. . . ich habe eine Post an Euch; doch wollt Ihr nicht der Jungfrau vom Pferde helfen? Bitt' gar schön, Vater.“

Auf des Capuziners Gesicht stand die pure Verlegenheit, zögernd streckte er die Arme dem Mädchen entgegen.

„Da ist sie! da ist sie, die leichtsinnige Dirn'! Vater Holzgruber kommt doch, seht doch Eure brave Tochter.“

Der Capuziner schaute sich um, denn die Schnarre ging knapp hinter ihm. Da stand der Lange mit bössartigem Hohne im Gesichte, den Hals weit vorgestreckt wie ein erbofter Kampfhahn, die kleinen grauen lebhaften Augen sprühten Feuer und Flamme auf die zitternde Annemarie am Arme des Vaters.

„Ist das Dein Bräutigam?“ fragte dieser.

„Ach nein, um Jesu Willen, schlägt mich vor ihm, Hochwürden!“

Friedl war abgesprungen und band, seinem Freunde Kemnater leise etwas zu-flüsternd, das Pferd an einen der Eisenringe am Hause.

„Hier ist der Brief, Vater; der Danziger erwartet Eure Antwort.“

„Wie? Von ihm. . . von ihm selbst? Seppl!“ rief er dem eben auf der Schwelle erscheinenden Speckbacher zu, „jetzt ist's Matthäus am Pektin mit dem

Uebermuth des Marschalls. Er läßt sich herab mit uns zu unterhandeln; aber gleichviel, wir schlagen doch heute noch los."

"Läßt sich nicht anders thun, auf allen Seiten marschiren sie schon gen Sterzing; bald brechen wir ebenfalls auf."

"Suche, so komm ich endlich auch dran!" jauchzte Friedl. "Weiß Gott, hab' mich lange darnach geseht. Schreibt dem Danziger Eure Antwort, Vater, vielleicht komm' ich ihm auf die Ferse, hab' ohnedieß noch ein Geschäft abzumachen, da ging's unter Einem."

Haspinger und Speckbacher gingen in's Haus, Friedl blieb zurück.

Der Lachnerbauer, Elias Holzgruber, war inzwischen herangekommen. Beim Anblick seiner Tochter, die Kennnater nur mit Mühe vor der Zubringlichkeit des langen Jack schützte, suchte er umsonst sein breites Gesicht in strenge Falten zu ziehen. Und er hatte sich doch unterwegs eine derbe Strafpredigt zurechtgelegt: Ungerathenes Kind, wollte er sagen, Du verlässest heimlich ohne Abschiedswort Deinen alten Vater? Wer steht Dir über ihm? Vielleicht gar irgend ein Mannsbild? Pfui Teufel! Hab' ich Dir nicht einen Bräutigam ausgesucht unter den Reichsten vom Thal? Schwerenothsdirn', glaubst Du, es konnte mir Dein „Uebers Gasslgeh'n" lange verborgen bleiben? Was für ein stockblinder, lendlahmer Freierrsbue wär' dann der lange Jack! Er hat's gleich losgehabt, wo dem Hund das Bein ab ist; Verliebte jeh'n scharf. Kurz um und um Du heirathst jetzt erst recht den Jack, der Jack ist ein sakrischer, wiser und schlanker Kerl, der Jack hat Mosen, und gern hat er Dich zum Fressen, der Jack. Was? Den Friedl möchtest, den hungrigen Gefellen, der nichts hat, nicht einmal einen Namen? Disputir' nicht, ich will's so, der Jack gefällt mir, der muß es sein, kurz um und um, aus ist's, abgemacht, Punktum!

Die ganze wohlgelegte Rede hatte der Lachnerbauer vergessen, rein vergessen, gerade als sie am wirksamsten gewesen wäre.

Bohl stupfte ihn der Länge recht angelegentlich:

"Auf und davongelaufen, bei Nacht und Nebel gelaufen, wie ein Laningerweiß, wie eine Dörcherin. Sagt einmal, Vater Holzgruber, was soll man denken, was dazu sagen? So sprecht doch, red't doch..."

Aber der Bauer sprach nicht, Annemarie war ja doch sein einziges Kind. Er reichte ihr die Hand. Sie zog ihn von Jack weg zu Friedl hin.

"Sei nicht hartherzig, Vater, gegen Dein eigen Blut."

"Er hat nichts..."

"Friedl ist jung und stark, er kann arbeiten, Vater."

"Keine Familie, keinen Namen —"

"Er ist brav, Vater, und ein guter Christ, es haben ihn alle Leute gern, die ihn kennen. Dazu ist er ein Schütze wie Einer; wer, wie er, für Kaiser und Land kämpft, wird auch für seinen eignen Herd sorgen."

"Da hör' Einer!" spottete der lange Jack. "Welch ein Goldvogel ist der Jager Friedl! Hätt's nicht geglaubt, ei, ei! Nun da muß ich's verspielen mit dem Zauberkletterl; Vater Holzgruber, macht nicht mehr lang Mandel und gebt Euren Segen dazu und Eure Goldtruhe, der Schwiegerjohn kauft sich dann einen Namen, wie die Jungfer Tochter einen Mann. Sorgt um nichts, Alter, geht Alles seiner Wege, Alles seiner Wege, die Tochter, der Schwieger und die Goldtruhe. Sagt nur ja.. sagt ja!" ..

Lebendig wurde es im Hause, vor dem Hause, der ganzen Verglehn entlang. Rienspahnsflammen zogen von den Höhen in's Thal, immer näher, kleine und große Truppen handfester Bauerngestalten trafen von dort und da ein. Lautes Gejohle, Schnaderhüpfen und Suchzer, dazwischen die schrillen Töne der Bauernschwegel.

Jetzt öffnete sich geräuschvoll ein Fensterlein der Schenke im „Kasch“; der stattliche Oberleib des Sandwirths beugte sich heraus.

„Der Friedl, sagen sie, wär' da! Wo bist Du, mein Junge, daß ich Dir die Hand brücke?“

So rief der Obercommandant von Tirol.

„Du siehst, Vater, wie er in Ehren steht,“ flüsterte Annemarie.

„Um, zu mir sagt er nichts, bin ich der Niemand?“ brumnte der Bauer.

Kemnater stupfte Friedl: „Sei guten Muthes, ich weiß jetzt, wie er denkt. Der große Hund ist sein Göth, wir kriegen ihn auf Deine Seite.“

„Wie Annemarie will,“ sagte Friedl, „aber betteln mag ich den Alten nicht.“

Sie standen in zwei getrennten Gruppen im Gewirre der immer zahlreicher ankommenden und sich herumtreibenden Landstürmer. Dort Vater und Tochter und der lange Jach, dieser dicht, etwas hinter dem Bauern, wie Mephistopheles sich vorneigend: „Sagt ja! sagt ja! Vater Holzgruber; sie läuft Euch sonst noch einmal auf und davon. Was kümmert sie sich um solch 'nen alten Bärenhäuter.“ —

Etwas abseits Friedl und Kemnater, zwei Bilder der kraftvollen Jugend, Beide mit Aug' und Ohr Achthabend, halb gereizt durch des Alten Unerbittlichkeit, empört durch Jach's höhrende Worte.

Sie Alle bemerkten die Gestalt nicht, deren glühende Augen auf ihnen ruhten, und die seit geraumer Zeit dem Gespräche gefolgt war. „Er liebt das Mädchen! Unglückliche, Du raubst mir sein Herz, auf das ich unendlich mehr Anspruch habe.“ So hatte die Gestalt in sich hineingesprochen, während ihr Angesicht zu Stein zu werden schien.

„Was ja! sagen — nichts ja! einem Bettler geb' ich meine Tochter nicht. Du bist's Jach, Du kriegst's, kurz um und um, aus ist's, Punktum,“ zeternte der Dicke, aufgestachelt vom Lagen.

„Das ist Dein letztes Wort nicht, Lachnerbauer,“ sagte Kemnater, indem er näher trat und dem Alten schmeichelnd die Hand auf die Schulter legte. „Hab', mein Eid, immer sagen gehört, Du seiest ein großer Patriot und fester Schütze gewesen. Der Sandwirth hat uns schon von Dir erzählt, und der Spedbacher Seppel meinte nicht ein Mal bloß, wenn Alle sich hielten, wie Du, damals Anno 97, als Du dem französischen Officier eins versetztest, daß er den Himmel für eine Vaggeige anschaute, wär' längst kein Feind mehr im Lande. Ja, wir wissen es genug, Du bist ein bescheidener Mann und willst Dich nicht foppen. Abgemacht ist, ein tapferer Landesvertheidiger mag seine Tochter nur einem Tapfern geben, nicht einem, der beim ersten Sturmzeichen hinter den Ofen kriecht. Psui Teufel, da hätt's dann Noth, das Weib nehm' den Schürhafen, um sich und ihre Kinder der ungebeten Gäste zu erwehren. Sag' selbst, Lachnerbauer, so was kann ein wackres Herz nicht denken.“

„Di, hi! Die Landesvertheurer! Die Landesvertheurer!“ höhnte der lange Jach.

„Was sagt der? Was „Landesvertheurer?“ Nieder schlagen! Hallo! Wer ist's — ah die lange Furchthenne. Wart, Du Milchlarve, da — da — da —“

So brüllten einige Schützen durcheinander, Jach's Fell einer Walsung unterziehend, die ihn wahreammerlaute entlockte.

„Teufel, eine solche Memme!“ rief Kemnater voll Entrüstung, „und der will Euer Schwieger werden?“

„Wahr ist's, Courage hat er nicht viel, aber —“

Der Vater Annemariens fragte sich hinterm Ohre.

Annemarie näherte sich Friedl, sie wollte sich an ihn klammern, sie wollte nicht mehr von dem Geliebten lassen, den sie mit großen Gefahren aufgesucht, um

dessentwillen sie die Vorwürfe und den Zorn des Vaters und den Spott des bössartigen Jock herausgefordert hatte.

Aber Annemarie ließ die ausgestreckten Arme wieder fallen. Eine hohe, schwarzgekleidete Dame war zwischen sie und Friedl getreten.

Es lag etwas Vertrauliches, aber doch wieder nicht so recht Herzliches in der Art, wie die Fremde zum Jünglinge aufsaß, der einen Schrei des glücklichen Erstaunens nicht zurückzuhalten vermochte, wie sie sich zu ihm neigte, als wollte sie ihm sagen: Dein Herz hat mich erkannt, aber das meine darf Dich noch nicht erkennen.

In Annemarie's Köpfchen wirbelte es: Wer ist diese Frau? In welcher Beziehung steht sie zu Friedl? Er kennt sie, woher? Er freut sich an ihr, weshalb?

Keine dieser Fragen war noch beantwortet, als ein Böllerschuß fiel, der sie gewaltig erschreckte. Der Schuß gab das Signal zum Ausbruch des Landsturmes, und der Lärm und Jubel der Schützen kannte keine Gränzen. Als das Getöse sich etwas legte, hörte man von weiter Ferne her ein unbestimmtes Brummen und Brausen, es lag ein Gebimmel in der Luft, das eigens war, bis nun auch die Glocke von Gasteig erklang, auffordernd zum Kampfe gegen die Feinde des Landes.

„Lustig! jetzt gib't ein Schießen um's Beste! Hollaho, der lange Jock muß auch dabei sein. Gebt ihm einen Zaunpfahl in die Hand!“ So rief ein junger Passfeyrer, und viel Lachen war.

Dann trat Speckbacher heraus zu den Schaaren. Er hatte Ebelrauten auf dem Hüte und Spielhahnfedern, wie ein Krieger, der zu seinem Gegner tritt, trotzig und herausfordernd: Wenn Du Schneid' hast, so nimm mir die Federn herab! Wieder erhob sich ein johlender Chorus, die Bauernschwegel quiekte fleißig dazu. Red schwang der Häuptling den Stutzen, und die Allgunder und die Passfeyrer und Ribnanner thaten desgleichen. Dann marschirten sie ab, Sterzing zu . . .

Stille war's im „Kalch.“ Mutterseelen allein saßen die fremde Dame und Annemarie in der verlassenem Stube. Die Hand des Mädchens lag in jener der Frau. Oben aber im Cabinette des Sandwirths stand Friedl; er wußte nicht, wie er heraufgekommen. Seine Wange glühte noch, und fast hörbar pochte es an seine Rippen.

Hofer hatte ihm das Glas gereicht, und echter Terlaner neigte seine fibrirenden Lippen. Am Tische saß Haspinger. Er hatte eben einen Brief vollendet, nun warf er heftig die Feder weit weg.

„Bilchse und Feder! Die Muttergottes soll mich strafen, wenn ich's nicht lieber mit der ersteren halte!“ rief er hitzig. „Es liegt doch ein ganz anderer Kern im sicheren Lauf, womit man sich Respect schaffen kann. Die That ist was anderes, als das Wort. Die kühne That soll leben!“

„Ihr seid ein rechter Eisenfresser geworden, Pater Joachim,“ sagte Hofer mit seinem breiten Lächeln, während der Capuziner mit großer Hast ein Glas über den Kopf ausstürzte. „Nun aber laßt hören, was gabt Ihr dem Marschall zur Antwort?“

„Wenn ich die Worte fände!“ rief der Vater, die geballte Faust auf den Tisch schlagend. „Herrgott! was kann man Einem zur Antwort geben, der einen aufhängen will, wie . . . wie . . . Cruci . . . das ärgert mich, wenn ich nur daran denke.“

Der Sandwirth hatte die Augen auf ein ihm gegenüber hängendes Marienbild gerichtet, zu dem er aufsaß wie Jemand, der gerade ein Gelöbniß machen wollte.

„Leset!“ sagte er dann halb bittend, halb befehlend.

Und der Capuziner las:

„Ew. Excellenz! Ich ersehe aus Ihrem Geschreibsel, daß Sie von meiner Anstellung gar nicht unterrichtet sind; der Einschuß, welcher meine Bestallung als Commandant der Tiroler enthält, soll Sie überzeugen, das ich als rechtschaffener Mann so handeln muß. Was das Aufhängen anbelangt, so ist zu bemerken, daß man denjenigen, welchen man hängen will, dazu vorerst haben muß; übrigens taugt mein Hals so gut dazu, wie der anderer Leute mit goldgesticktem Kragen, und damit wollen wir es einstweilen dahingestellt sein lassen. Was ferner noch die 50,000 Mann betrifft, so sind wir Tiroler nie gewöhnt, die Feinde zu zählen, wir suchen sie auf, damit wir sie treffen und schlagen. Ew. Excellenz —“

„Ihr habt Eure Feder gut zugeschnitten, und Ihr thatet recht. Es gefällt mir am Manne immer, wenn er's heraus sagt, was ihn drückt, grad wie ihm der liebe Herrgott den Schnabel wachsen ließ.“

Hofer erhob sich von seinem Sitze und langte nach seinem Stutzen, den großen Rosenkranz, welchen er bisher in der einen Hand gehalten hatte, sorgfältig in die Tasche steckend.

„Nun in Gottes Namen, laßt uns nach unseren Brüdern sehen,“ sagte er laut; im Stillen betete er immer fort, man sah seine Lippen in steter Bewegung.

Friedl, der den Brief Haspingers in den Bauchgurt gesteckt hatte, eilte voraus, um die zurückgebliebenen Schützen von dem Ausbruche des Obercommandanten zu unterrichten.

Im Hinausgehen fragte der Capuziner:

„Sag' mir aufrichtig, Anderl, was ist's mit dem fremden Frauenzimmer, die mit Dir zu sprechen verlangte? Der Schenk von Brixen behauptet —“

„Sie will die Mutter des Friedl sein, und es ist wohl möglich, Pater, aber ohne des Haidejägers, meines Nachbarn, Zeugniß glaube ich nicht recht. Offen gestanden, es liegt etwas im Gesichte der Person, das mir nicht gefällt; mir wurde unheimlich in ihrer Nähe. Wenn, was sie sagt, wahr ist, dann weiß ich nicht, ob dem armen Jungen, der von seiner Mutter so schöne Träume hat, zu gratuliren oder ob er zu bedauern ist.“

Bald setzte sich der Zug in Bewegung. Je mehr sie dem Ausgange des Thales naheten, desto größer und wirrer wurde der Lärm und das Getöse, das Knattern der Büchsen und das dumpfe Donnern der Kanonen, womit der Feind die Höhen beschoß.

VI.

Mein ist die Rache!

So weit das Thal, war Alles Lärm und Kampfgetümmel. So laut und schauerlich die Glocken zusammenschrieten, die Menschen überschrieten sie, die kleinen und großen Geschosse übertönten sie.

Mit dem Morgengrauen war es angegangen, die Dämmerung des Abends sah ein entsetzliches Bild, und es war noch nicht vollendet, noch fehlte der letzte vollendende Strich.

Um elf Uhr Nachts begann es dem Marschall zu grausen. Er suchte dem Lande und seinen Bewohnern, die ihn so sehr gedemüthiget, die ihn um die Ehre brachten, des großen Imperators Nacht auch zwischen den ewigen Zinnen der Alpen zur Anerkennung gebracht zu haben.

Das französisch-bayerisch-sächsische Heer trat den Rückzug über den Brenner an.

Ein Rückzug, wie schrecklich! Die Straße wimmelte von erschöpften Kriegerern, von Pferden, Wagen und Kanonen; Alles im Gewirre, Alles durcheinander. Und

seitwärts auf den Bergen schwärmten die unerbittlichen Landesjähzen; da knallte es munter herab, und Mancher, der just eine Freude daran hatte, seine Schritte heimwärts lenken zu dürfen, hinaus in's Reich, in's flache, weg, weit weg von diesen Bergen, auf denen der Tod hinter Blüthen und nackten Nissen lauerte, sank noch schwergetroffen nieder in den thaufeuchten Grund. Und seine Kameraden schritten finster über ihn weg, und die Pferde und die Wagen machten seinen Leiden und seiner Heimathssehnsucht ein Ende...

Dem Marschall selbst war es nicht wohl zu Muth; wie zu Mault sprang er hier wieder vom Pferde, um zwischen den Körpern der Soldaten den eigenen Körper vor den Tirolerfugeln zu schützen. Da geschah's, als gerade ein arg Gedränge auf der engen dunklen Straße herrschte, daß eine kräftige Hand in des Herzogs Mantel griff. Erstaunt über solche Kühnheit, sah dieser sich um, und es war als hätte ein electrischer Funke sein Haupt berührt, so zuckte er zusammen. Im Finstern zeichneten sich die Umrisse eines Tirolers ab; der Mann hielt ihm ein weißes Blatt entgegen:

„Hier Danziger ist die Antwort des Rothbarts, Hofer will Euch die seinige am Iselberge geben. Da Euch an meiner Gefangenschaft nichts liegen kann, geh' ich wieder, b'hüt Euch Gott, Herr Danziger — doch ja, das hätt' ich bald vergessen. Der Sandwirth sendet Euch den Mölberndorf an meiner Stelle; Ihr wißt ja, der als Bauer verkleidet in's Pustertthal sollte, um nach Kuska zu fragen. Der Herr Oberstlieutenant bringt Euch freilich keine Auskunft, aber ganz gewiß einen schönen Gruß vom Obercommandanten von Tirol. So jetzt haben wir's.“

Sprachlos stand der Marschall, den Brief in der Hand herumdrehend, bis ein Schwarm retirirender bayerischer Jäger ihn mit sich vorwärts zog. — — —

Glitzernde Streifen warf die Frühsonne des 13. August 1809 zwischen den dunkelgrünen Nadelbäumen über die Straße hin, welche in mächtigen Windungen den Schönberg hinanzieht. Auf der Straße schritten zwei Frauen langsam in der Richtung gegen Innsbruck fürbaß. Sie waren hinsichtlich ihrer Kleidung sowie nach ihrem Alter sehr von einander verschieden, obwol in der Art, wie sie sich gegenseitig gaben, ein inniges Verhältniß, etwa wie das der Mutter zur Tochter, zwischen ihnen zu bestehen schien. Die Ältere, deren Tracht jene einer Dame von Stand war, mochte vom Gehen ziemlich erschöpft sein; sie stützte sich auf den starken Arm eines Tirolermädchens, das ihr zur Linken einherschritt. Von Zeit zu Zeit blieb sie stehen, um auf ein in der Ferne immer häufiger erwachendes dumpfes Rollen Acht zu geben, das ersterbend, verhallend durch die Berge lief. Auch das Mädchen horchte hin, und wie sie so standen, ängstliche Erwartung in den ausdrucksvollen Gesichtern, war es, als lebte ein einziger Gedanke in den zwei Seelen.

„Ach, der Krieg! der Krieg!“, seufzte die Tirolerin. „Wie schön wäre es auf Gottes weiter Welt, wenn alle Menschen sich liebten und friedlich beisammen lebten; wenn kein Haß die Völker aufstachelte, und die Rache keine Macht auf Menschenherzen übte!“

„Sie weiß nicht, daß Rache süß ist,“ dachte die Ältere; laut sagte sie: „Der Kampf hat wirklich schon begonnen. Gott gebe, daß er für uns nicht neue Leiden im Gefolge habe.“

„Gewiß nicht,“ betheuerte das Tirolerkind, indem sie einen gläubigen Blick zum Himmel sandte. „Ich habe die seligste Gottesmutter so innig gebeten, Friede zu beschirmen, daß sie es nicht anders thun kann. Ihr habt gewiß auch für ihn gebetet, nicht wahr? .. oh! und das Gebet einer Mutter muß eine wunderbare

Kraft haben. Wie glücklich werden wir sein, wenn Friede ist — es wird nicht mehr lange währen — und Friedl zurückkehrt, und er plötzlich seine Mutter findet, seine Mutter, von der er mir oft als Kind erzählt, wie sehr er sie lieben würde . . . Ach, vielleicht liebt er mich dann weniger! — aber nein, er wird uns Beide gerne haben. Er sagte oft, wenn er in der Kammer des Pflégewaters vor den großen Bildern mit den goldenen Rahmen stand: „Ich liebe nur diese da,“ und er zeigte dann auf das Porträt der schönen Frau — „und Dich, Annemarie.“ Ich liebe ihn auch, ihn ganz allein. Wie er erstaunen wird, wenn ich ihm sage, daß mein Vater nun keinen Widerspruch mehr erheben wird gegen unsere Verbindung, daß ich seine Braut bin, und Alles dies, weil er nun eine Mutter und einen Namen hat. Oh, ich will auch Eure gute Tochter sein und Euch lieben, wie Friedl selbst.“

„Du gute Annemarie!“

Die beiden Frauen waren inzwischen ein ziemlich Stück vorwärts gekommen. Das Schießen geschah immer näher, und sie sahen ganze Abtheilungen Schützen, die ihre Standorte wechselten. Die Schützen achteten auf die beiden Frauen wenig, denn in jenen Tagen gab es auch unter dem schwachen Geschlechte starke Herzen genug, die den ermattenden, durstenden Kriegern einen frischen Trunk zubrachten.

Wie unbewußt, daß es laut geschähe, fuhr jetzt Adrienne mit der Frage heraus:

„Wie es stehen mag? ob Remy ihn getroffen hat? Es ist der allerletzte Schritt zu meinem Sohne. O mein Schwur, mein Schwur!“

Annemarie wußte nicht, was die Worte bedeuten sollten, sie schwieg.

Als sie im Fortwandern auf einen größeren Trupp Tiroler stießen, die ihnen abriethen, weiter vorzugehen, lenkten sie, nachdem ihnen auf die Frage, wo der Adjutant des Sandwirths, Friedl, der Passeyer, zu treffen wäre, keine genügende Antwort gegeben werden konnte, rechts in einen Waldsteg ein. Er führte sie an eine Stelle, welche eine prächtige Aussicht auf das Innthal offen ließ. Die zunächst gelegene Parthie des Berges hüllte ein leichter Nebel, der wimmelnd und wallend sich an die Aeste der Bäume spannte, bis die gewaltigen Stöße, vom Abfeuern der feindlichen Batterien verursacht, sie wieder zerrissen. Da zeigten sich dann, hinter bergenden Büschen und Sträuchern lauernd, graugrün gekleidete Innthalen und die roth ausgeschlagenen Jäken der Meraner und Passeyer. Weiter unten entfalteten sich die dichten blauen Colonnen der Feinde, die immer näher und näher rückten. Die Stellung der Tiroler war eine außerordentlich günstige, dennoch ließ die Tapferkeit der bayerischen Soldaten ihnen bisher noch keinerlei Aussicht auf besonders glänzende Erfolge.

„Ach! siehst Du, Annemarie, da unten den grünen Rasenplatz?“ rief Adrienne. „Wallende Weiden hüllen ihn ein; warte nun, die Blauröcke kommen heran, dann ist es um das kleine Paradies geschehen. Das frische, lachende Hoffnungsgrün verwischt unter den Sohlen der Männer. Wie viele Hoffnungen wird der graue Krieg zerstört, wie viele Herzen wird er gebrochen haben?“

Die Blauen rückten im Angesichte der Frauen langsam, aber stetig vor; endlich bogen sich die schwanken Weidengärten auseinander, und die feindliche Schaar trat auf den grünen Plan. Vor sich sahen sie die waldbige Höhe in unheimliches Schweigen gehüllt, aber die braven Bayern ließen sich keine trübe Ahnung darob beikommen; lustig schritten sie über das weiche Gras dahin, jedoch sie erreichten das Buschwerk nicht. Schüsse knallten von unsichtbaren Schützen abgefeuert, und die überraschten Soldaten sprangen behebend zurück oder sanken blutend auf die feuchte Erde.

„Schrecklich, schrecklich!“ rief Annemarie tiefinnerst bebend. „Bleiben Sie hier, Mutter, ich will doch nachsehen, ob ich einem oder dem andern dieser Armen Hilfe leisten kann.“

Damit kletterte das kühne Mädchen den ziemlich steilen Pfad hinab. Als sie endlich unten auf dem Grasplatze ankam, fand sie mit einigem Erstaunen, daß ihr bereits ein barmherziger Samariter zuvorgekommen sei. Es war ein Bauernbursche, der vor dem Körper eines Gefallenen kniete, über welchen er sich neigte.

„Gott sei Dank!“ kispelte Annemarie, „nun bin ich doch nicht ganz allein in der Nähe der Todten.“

Sie hatte sich bald überzeugt, daß in keinem dieser Körper mehr ein Flüßchen Leben war. Nur der Bauernbursche kniete noch und machte sich mit dem Blaurocke zu schaffen. Warum verschmähte er ihre Hilfeleistung? Sie schritt zwischen den Leichen hin: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte Ihnen!“ sagte sie halblaut.

Der Bauernbursche hörte die Worte und fuhr rasch und erschrocken auf. Die plötzliche Bewegung konnte dem Mädchen um so weniger entgehen, da sie das seltsame Gebahren des Burschen schon mißtrauisch gemacht hatte.

Jetzt standen sie sich gegenüber, Auge in Auge.

„Annemarie!“

„Du bist's, Jack? So treffen wir uns? Psui, Du plünderst die Leichen der Gefallenen? Stelle Dich nur nicht so unschuldig, ich habe den Ring genau gesehen, den Du in der Tasche so behende verschwinden ließest; möge er Dich brennen in der Tasche!“

Jack griff erbleichend und zitternd in die Tasche und schlenbert etwas weit von sich, dann aber gewann sein Gesicht den bössartigen, spöttischen Ausdruck wieder, der es so widerwärtig machte.

„Ei, ei! ich sollte doch fragen, was denn die tugendhafte Jungfer Anna Maria Holzgrüberin hieherführt? Hätte wol ein Recht dazu, mehr Recht als je zuvor, sintemal der arme Tropf, des Sandwirths Adjutant und Schützling, wahrscheinlich eine Sendung in die Ewigkeit zu bestellen unternommen hat, von wo er kaum mehr zurückkommen dürfte. Hehehe! Da komme ich wieder an's Bret.“

„Friebl! Wo ist er? Was ist geschehen?“ schrie Annemarie in wahrem Todeschreck auf.

„Wie sie sich ereifert um den Schlucker, he, he! Du bist wol nur seinetwegen hier, nicht wahr? aber Du erfragst ihn so wenig, als jener Krenn, der alle französischen Officiere möchte erschossen sehen, und weil er die beste Blüthe des Passerthals nicht kriegt, den Kaffl mit Goldstücken begeistert. Er ist verschwunden, seit dem Rückzug des Marschalls verschwunden der schöne Friebl; vielleicht ließ er sich wieder fangen, vielleicht fiel er in den Rugsbach.“ — — —

Oben auf der Höhe hatten sich einige stämmige Gefellen, Unterländer, mit mächtigen Hahnenfedern auf den spitzen Hüten, unweit der Mutter Friebl's, hinter dichten Haselbüschen gelagert.

„Buben, das heißt scharf gepfeffert,“ hörte sie den Einen sagen, „ich will ein Jude heißen, wenn ich zwei von zehn Kugeln fesse.“

„Das muß wahr sein,“ bestätigte ein Zweiter, „man bekommt nach und nach eine Lust zum Kriegsführen wie zur Gamsjagd.“

„Mir ist nicht öd' dabei, bin lustig, allweil lustig! —“

„Was Ihr wol sagen würdet, wenn es Euch ginge wie mir vornacht,“ erzählte ein schwächlicher Bursche mit intelligenten frischen Augen. „Da stand ich heute Nacht drüben bei der alten Hohenburg und schaute an das alte Gemäuer hin, wie der volle Mond es mit hellem Lichte übergoß, und zarte Säcklinggewächse dran emporstiegen; dachte, wie es gewesen sein mag vor Alters, als noch goldgespinnne Ritter drin herumstiefelten, und zarte Edelfräuleins vom Söller aus die Falken in die Luft stießen.“

Sind mir eigenthümlich in's Gemüth gegangen die Gedanken, hätten mich bald traurig gemacht; denn, dacht' ich, heutzutage gilt das Alles nicht mehr, und der Stärkere wird ebenso in die Knechte gesteckt, wenn er sich vergreift, als wie ein Dieb, dessen Handwerk in der Fingerfertigkeit liegt. Das war damals anders . . . Schwerenoth, so ein Raubritter, was war das für ein Kerl! Wär' die Zeit dazu angethan, ich würde ein solcher Raubritter oder eines Raubritters Heinz oder Kunz. So dacht' ich ungefähr, als ich auf ein Mal hinter mir etwas rauschen hörte. Ich sah mich rasch um und, glaubt Ihr's oder glaubt Ihr's nicht, ein kleiner Kerl steht vor mir, ein Gnome, Bergmännlein, Benebiger oder so was dergleichen. Nun müßt Ihr wissen, solche Spukgeister gab es vor Zeiten als Marfuf, der Eisenarm, noch lebte und Floboardo von Falkenstein, in jeder versunkenen Hütte und auf allen graugelben Felsblöcken; aber heutzutage . . . es konnte sein, daß die altersschwarze Ruine ein Asyl für verspätete Zwergmännlein wäre, jedoch . . . ich mußte da nochmals nach dem Kleinen sehen, aber er war nicht mehr da. Dafür hörte ich Schritte, deutliche schwere Männerschritte. Das war mir lieber, weil nur Menschen so auftreten, mit denen sich doch leichter verkehren läßt, als mit Geistern, von denen man immer nicht weiß, meinen sie es gut oder schlimm mit einem. Gut, die Schritte kommen näher. Sind es Landsleute, oder sind es Franzosen? fragte ich mich, und da ich mir selbst nicht Bescheid geben konnte, drückte ich mich zur größern Sicherheit in den Schatten eines halbzerfallenen Gewölbes. Gleich darauf traten zwei Männer aus dem Walde hervor; es war ein Tirolerjunge, wenn ich recht sah, ein Passeyer, ein bildhübscher Mensch. Der andere trug die Uniform der französischen Reiter. Die Beiden hatten auf einander Acht wie Hund und Kaze, was mir übrigens ganz natürlich vorkam. „Jetzt wirst du doch vorerst zusehen, was die Zwei so insgeheim abzukarten haben,“ sagte ich zu mir selber, indem ich auf alle Fälle, das heißt, wenn dem Passeyer etwas zustößen würde, meine Büchse schußfertig hielt. Aber der Junge hatte Schneid' und nahm sich kein Blatt vor's Maul.

„He, Herr Franzos,“ sagte er, „jetzt sind wir weit genug gegangen, hier, dünkt mir, ist ein netter Ort, weiter gehe ich nimmer, sagt, was Ihr wollt?“

„Dich züchtigen will ich, Bursche. Du hast —“

„Eine Ohrfeige hab' ich Euch unlängst gegeben, ha, ha, sie hat Euch nicht wohlgethan, da Ihr so viel Aufhebens macht.“

„Du hast dafür Genugthuung zu leisten. Wir setzen Leben gegen Leben —“

„Ihr scheint die Sache verteuftelt ernst zu nehmen!“

„Ich bin ein Edelmann und gewohnt, meine Händel mit dem Degen in der Faust zu schlichten.“

„Und ich, mein Herr Edelmann, bin ein Bauer und an den Stuken gewöhnt.“

Da lachte der Franzose.

„Mich täuscht man nicht,“ sagte er, „ich weiß Alles. Ich denke wir nehmen die Messer.“

„Gleichviel!“ sagte der Passeyer, den ich hätte umarmen mögen. Damit warf er die Jacke bei Seite und zog das Messer aus seinem Weste.

So standen sie sich mit gleichen Waffen gegenüber. Ich erwartete jede Minute, daß sie aufeinander losstürzen würden. Aber das Ding ging nicht so rasch. Nachdem sie gegenseitig einander mit kalten, trogigen Blicken gemessen hatten, fing der Franzose wieder an:

„Du bist ein kräftiger Junge und erinnerst mich an den Obersten der Schweiz . . . so stand er vor mir . . . es sind viele Jahre seitdem vergangen . . . hm! Du hättest noch lange vergnügt leben können.“

„Fangt Ihr an in Euch zu gehen!“ rief der Passeyerer lustig.

„Nein! ich will Dich nicht verschonen.“

„Ich Euch auch nicht; Ihr seid ein Franzose, ein Feind meines Vaterlandes, meines Kaisers, Herr Capitän Mellat!“

„Mein Name ist Dir geläufig, Bursche, nicht wahr? Die hungrige Hyäne Deine Mutter —“

„Meine Mutter?“

„Wird Dich denselben hassen gelehrt haben. O ich kann mir's denken! Sie, die meine Freunde geopfert, die geschworen hat, nicht eher zu ruhen noch zu rasten, als bis auch mein Blut geflossen. Was trieb sie nach Tirol? Ein erwachendes Gefühl in Nachgedanken nicht völlig erstickter Mutterliebe? Oder der Gedanke, den Sohn zum Rächer des Vaters zu ziehen? Ich wünschte das Erste, denn dann, Adrienne de Launay, weiß ich Dich in's Herz zu treffen.“

„Adrienne? wie sagtet Ihr? . . die ist wirklich meine Mutter? Mein Herz zieht mich längst zu ihr.“

„Sie verdient Deine Liebe nicht.“

„Genug. Fangen wir an —“

Der Passeyerer trat einen Schritt vor und hob das Messer, das im Mondlicht blinkte.

„Halt! Der Kampf kostet Einem von uns das Leben, vielleicht beiden.“

„Drückt Euch etwas?“

„Eine Caprice. Sag' an, was weißt Du von Deinem Vater?“

„Meinem Vater? Er soll keines natürlichen Todes gestorben sein!“

„Nein . . wir standen Mann gegen Mann, er fiel von meiner Hand.“

„Der Mörder meines Vaters! Du? — und nun verlangt Dich nach dem Blute des Sohnes? Gut. Komm an, komm an, Schurke!“

„Adrienne, ich treffe Dich, — Camille, ich räche Dich!“

„Fangen wir an, das Messer brennt in meiner Hand.“

Der Diskurs war aus; die beiden hatten einander gefaßt, und es begann ein stummes, verzweifelteres Ringen. Mir stunden die Haare zu Berg, und das Blut stochte in meinen Adern, wie ich die Kerle so hinrollen sah am schottrigen Boden; denn keine zwei Schritte davon gähnte das weite Maul einer uralten Cisterne. Niemand hatte sich die Mühe genommen, den viele Klaster tiefen Schlund zu überdecken. Wenn sie dahingeriethen . . ich konnte ohne Grausen nicht daran denken. Was sollte ich thun? sie warnen? mich in den Streit mengen? Wozu ich mich entschlossen hätte, ich weiß es nicht, für diesmal kam ich aber zu spät; ein markerschütternder Schrei belehrte mich, daß das, was ich fürchtete, unerwartet schnell eingetroffen sei. Unwillkürlich sprang ich vor, zur Cisterne hin, doch aus dem Buschwerk, das sie umgab, starrten mir das bleiche Gesicht und die glühenden Augen des Gnomen entgegen. Der Schreck packte mich, ich suchte das Weite; was sollt' ich auch anders thun? den beiden Roblern war nicht mehr zu helfen; in der Tiefe des Brunnens that keinem mehr ein Bahn weh.“

So endete der Bursche seine Erzählung. Ein schmerzlicher Seufzer aus den Haselbüschen begleitete die letzten Worte.

* * *

Als Annemarie vom Nasenpflege heraustram, blaß und zitternd vor innerer Aufregung, fand sie Friedl's Mutter, ihre Begleiterin, bewußtlos am Boden liegend. Gut war's da, daß Kemp, der mit Raffl vergebens nach Mellat ausspähte, in der Nähe war. Er kam an, als seine Herrin erwachte. Erwachte? O wäre sie es nicht!

Adrienne de Launay war — wahnsinnig geworden!

S c h l u ß.

Wieder war es Tag und Nacht geworden, die Nacht des zweiten Schlachttages am Berge Isel, die Nacht, in welcher Marschall Lesèvre, der voll stolzer Siegeszuversicht vor vier Wochen in's Tirolerland gekommen war, mit seinem ganzen Heere durch's Unterinntal den Rückzug antrat. Längs dem Mittelgebirge von Völs bis Aupaß brannten die Feuer der Tiroler auf den überragenden Höhen. Zwischenhin schimmerten, Leuchtkäferlein gleich, Riehnspahnfackeln und Windlichter durch die Wälder. Die änderten ihre Plätze und wanderten hin und wieder, bald verschwanden sie hinter mächtigen Baumstämmen, um weiterhin neuerdings aufzuglühen. Wenn der Wind recht strich, konnte man auch das Klingen eines Glöckleins herüberhören und ein dumpfes feierliches Gemurmel. Ach es gab viele Todte zu beerdigen in jener Nacht, und nicht jedem konnte der Ministrant in's Grab läuten, nicht jedem Einzelnen sprengte ein andächtiger Haufe Weihwasser auf die letzte Ruhestatt.

Auf der Straße nach der Gallwiese steht ein einzelnes Landhaus, das sich ein reicher Innsbrucker dahingestellt. Oede war's um das Haus her. Rückwärts oben flüsterten die Tannen zusammen und die Föhren; sie mochten wol von den Schauderdingen erzählen, die in den letzten Tagen sich an ihnen vorübergewälzt. Und eine Gule kam geflogen aus dem Waldesdunkel, die am Firste des Hauses sich niederließ und flatterte und unheimlich krächzte.

Der Uhruf soll nichts Gutes bedeuten.

Im Hause war Licht . . . Licht und Leben . . . verwandte Dinge! Lichter ersterben so bald, und wie kurz dauert das Leben!

Zwei Gemächer des einsamen Landhauses betreten wir. Sie liegen eins am andern. Im ersten befinden sich Martin Schenk, der Kreuzwirth von Brizen, und Kemnater, Helden des Tages, hier aber theilnehmende, mitleidige Freunde, zaghende, trauernde Seelen.

Ueber die Schwelle in's zweite Zimmer war der Tod geschritten.

„Es ist vorüber — sie hat vollendet. Er kam just noch zurecht, um ihren letzten Seufzer zu vernehmen. Armer Friedl!“

Kemnater nahm den Hut ab und schlug ein Kreuz; Schenk sah still und traurig vor sich hin.

„Werkwürdig!“ sagte er leise. „Ich habe sie gekannt, als sie in der Vollkraft ihrer Jugend und Schönheit prangte, und jetzt . . . wie schnell zuweilen eine Aenderung geschieht!“

Dann nahmen sie beide Weihwasser und gingen in das zweite Gemach.

Eine Leiche lag dort auf dem Schrager — Adrienne de Launay — und Friedl und Annemarie knieten rechts und links stillweinend neben ihr. Pater Joachim, der Rothbart, beugte sich über die Leiche und drückte ihr die Augen zu. Er betete und sagte vernehmlich: „Der Herr hat sie von ihrem Jammer erlöst; laßt uns ihn bitten, daß er ihr dereinst eine frohe Urstätt verleihe.“

Im Hintergrunde stand ein Mann, der sprach: „Amen!“ Es war Remy. —

Ein düstres Bild! Wenden wir uns weg von ihm; auch den Schmerz wandelt die alles lindernde Zeit. Und siehe da! Nicht viel über's Jahr ist's, da treffen wir im „stillen Hause“ zu Brizen eine Gesellschaft, die es sich angelegen sein läßt — so scheint es wenigstens — den bisherigen Namen des Hauses thatsächlich zur Unwahrheit zu machen. Hochzeitliche Gäste! Vater Holzgruber obenan, der von seiner Tochter mit begeisterten Worten erzählt:

„Kurz um und um, der Brautkranz steht ihr sakrisch vornehm, und der Herr Friedl, dem nun weder ein eigener christlicher Name fehlt, noch eine eigene Geldtruhe, muß seine Gaudi daran haben.“

Des Hochzeitlers alte Freunde Schenk und Kemnater haben nicht ermangelt, an dessen Ehrentage zu erscheinen, und obwol Tirol jetzt bayerisch war trotz aller Siege, und sie nur durch die Gnade des guten Königs Max Josef ruhig auf ihrem Eigenthume belassen wurden, so stießen sie doch munter an, der vergangenen Tage gedenkend. Ob nicht beim Andenken an den treuen Hofer, der in Mantua seine Heldenseele dem lieben Herrgott zurückgegeben, und an den waderen Mahrer, der lieber sterben als durch eine Lüge sein Leben erkaufen wollte — ob nicht beim Gedächtnisse dieser Kampfgenossen heimlich eine Thräne in den Becher rann, wer kann das sagen?

Auch die Nagelwirthin war unter den Gästen. Sie schlug häufig die Hände zusammen und rief: „O du mein Himmel! Wer hätte sowas vorhergesehen? Wenn nun der Herr Marschall da wäre, Herrgott, die Augen!“

Bei solchen Worten bäumte sich stets der kleine Kerl mit dem großen Kopfe, der neben ihr saß, und der von keinem Franzosen hören konnte, ohne daß ihm die Galle überlief — Mooskarei.

Die Anwesenheit des Kretins bei dem Feste darf uns nicht befremden; Karei war sogar ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit. Ihm war es zu danken, daß Friedl nicht beim Capitain Mellak im tiefen Brunnen des Schlosses Hohenburg faulte. Mooskarei war nämlich den aus Sterzing fliehenden Feinden nachgezogen. Das Elend der Unglücklichen machte ihm Freude. Er stand auf einem Felsfegel und warf Steine auf die todtmatten Soldaten, da erblickte er einen jungen Tiroler, den er schon vor Wochen vom Birnbäume aus im Hinterbüschchen des Kreuzwirthes in Brizen bemerkt — einen Adjutant Hofers, der mitten unter den Franzosen stand — Wie toll! Er sah ihn zum Marschall hintreten und dann wieder durch die Feinde sich eine Bahn brechen, die dem Ziele derselben entgegenlief. „Er kommt durch, wie toll!“ Doch nein, ein Offizier vertrat ihm den Weg. Karei erkannte auch den, der blutrothe Schein einer Pechfackel beschien sein Gesicht. Der Adjutant des Sandwirths und der französische Offizier schlugen einen Seitenweg ein. Mooskarei, von einer wilden Glut durchdrast, lief nebenher oder, den Weg durch die Büsche nehmend, voran bis zu den Trümmern der Hohenburg. Er war also der Ökonomie, der den Unterländer Wilschützen erschreckte. In's Gebüsch gedrückt, hörte und sah Karei alles, was zwischen den Männern vorging; er wartete auf einen Augenblick, wo es ihm leicht sein würde, seinerseits dem verhassten Franzmann beizukommen. Karei hatte eine alte Rechnung mit ihm, und er beglich sie. Als die beiden Ringenden zum Rande der Cisterne kollerten, riß er Friedl mit aller Kraft zurück, die Menschen im Augenblicke der höchsten Aufregung zu Gebote steht, während er dessen Gegner mit einem gewaltigen Fußtritte in die unermessene Tiefe schleuderte. So hatte der Kretin die Schläge heimgezahlt, die vor Kurzem Capitain Mellak ihm zugemessen!

Ganz anders benahm sich Mooskarei gegen den blutenden, halbbohmächtigen Friedl, den er mit unsäglichlicher Mühe in eine Hölle nahe vor Lans schleppte und mit einer Hingebung pflegte, welche man dem verwahrloseten Menschen nicht zugetraut haben würde.

Friedl lag im Fieber; erst am andern Tage, da das Feuer des Feindes allmählich verstummte, raffte er sich auf, um nach dem Stande der Dinge zu forschen. Die Ungewißheit, wer Sieger gewesen? beunruhigte ihn sehr. Bei diesem Ausfluge hatte ihn Schenk bemerkt, der ihn dann zur sterbenden Mutter führte. . . .

Ein anderer seltsamer Gast an der hochzeitlichen Tafel im „stillen Hause“ war — der lange Jack. Da für ihn die reiche Erbin verloren war, wollte er wenigstens auf Kosten seines bevorzugten, glücklichen Nebenbuhlers einen frohen und guten Tag genießen.

Und froh waren sie und hoch ging's her an diesem festlichen Tage. Die Gläser klangen und Alle riefen: „Hoch! das schönste Paar. Hoch! Hoch!“

Und ein Geflüster ging durch den Saal; die Brautleute waren noch nicht erschienen. Wo sind sie?

Da erhob sich die Nagelwirthin dienstfertig und neugierig zugleich, um nach der Ursache solch befremdlich langen Ausbleibens der Hauptpersonen zu sehen. Sie durfte nicht weit gehen. Die Treppe herab, aus dem Zimmer, in welchem die beiden großen Bilder aus der Hütte des seligen Haidejägers aufbewahrt waren, schritten Friebl und Annemarie. Sie geleiteten einen armen Waldbruder zur Thüre, der mit Muschelhut und Pilgerstab, ganz wie man damals so häufig fromme Büsser nach Rom wallen sah, angethan war.

Der Mann ging an der Wirthin vorüber, als kenne er sie nicht; sie aber erkannte ihn und laut rief sie:

„Kemy! Ei du meine Herzensglüte!“

Feuilleton.

Aus der Scharnig, December 1871. Geehrter Herr Doctor! Sie haben in Ihrem hübschen Alpenfreund verschiedene schöne Plätzchen im Tirolerland aufgestöbert und auf manchen stillen Winkel den Touristen aufmerksam gemacht, warum schenken Sie der Scharnig so wenig Rücksicht? Freilich es ist ein garstiges Nest, dieses Felsenloch am Karwendel, besonders wenn halbmännshoher Schnee Weg und Steg bedeckt, wie heute, da ich Ihnen die paar Zeilen schreibe. Aber wenn der Sommer wieder kommt, — denn mit dem Frühling sieht es spärlich aus — dann schicken Sie uns einmal ein paar bleichsüchtige Ladies herein, damit sie sich am „stinkenden Wasser“ ihre Gesundheit wieder holen. Nicht wahr! von dieser schönbenannten Wunderquelle haben Sie noch nie etwas gehört; deshalb will ich mich einmal hinsetzen und Ihnen ausführlicher darüber berichten. Für heute sage ich Ihnen nur, daß sich besagtes „stinkendes Wasser“ unweit Scharnig am sogenannten Innrain befindet und seine Wunderkraft an hundert und hundert Leidenden genannter Art erprobt hat. Schon vor 500 Jahren war es bekannt und geschätzt und, der geehrte Herr Doctor Bocher in Innsbruck, einer der erfahrensten Aerzte, die es im Lande gibt, hat schon wiederholt darauf aufmerksam gemacht und sich geärgert, daß dasselbe nicht mehr ausgebeutet und zugänglicher gemacht wird. Die Quelle ist Eigenthum der Gemeinde. Ein Bauer, der unweit davon sein Haus hat, füllt ein paar Wannen mit dem erwärmten Wasser und läßt die Leute, meist bauerlichen Standes, hineinsitzen. Das ist die ganze Badeanstalt. Ich könnte Ihnen nun, Herr Doctor, noch verschiedenes andere Schöne aus dieser Gegend mittheilen, so von einem Berg, in dem sich eine goldene Deichsel befindet, einem Goldbrünnl in der Leutasch, von dem ein Bauer ein „Hasele“ Gold um's andere geholt hat, und als er genug reich war, nach Augsburg zog; aber damit will ich warten, bis Sie diese Notiz aufgenommen haben. n.

Eine Allbacherin.

(Porträt.)

Eine wahre Curiosität Nordtirols bildet die Tracht der Bewohnerinnen des Allbach (Seienthal des Inn, bei Brlegg mündend). Unser geehrter Herr Mitarbeiter Sticksberger hat sie in seinem Artikel „In's Allbach“ (Alpenfreund Bd. I. S. 277) wie folgt, beschrieben: „Man denke sich seine Dame in einen 1/4 centnerschweren, schwarzen, zwischgroben Rock gehüllt, der, jede Spur irgend einer Taille verweisend, unter den Armen zusammengebanden ist, und von da ab in unzähligen dicken Falten bis zu den ungeschlachten, genagelten Schuhen niederfällt; den Oberleib, möge man weiter denken, umschließe eine Jacke von silbergrauem Leder; auf dem Kopfe säße ein hoher Epithut mit einer schwarz-rothen Maske und als auffallendste Eigenthümlichkeit stülpe jeder Fuß in einem Strumpf-Monstrum, das die Waden ganz ungebührlicher Weise beleibt und nebenbei seinem Namen „Hosen“ alle Ehre macht, indem es an jeder Seite emporgezogen werden kann, so hat man das Conterfei einer malerischen Allbacherin.“ Vielleicht daß mancher unsrer Leser, aufgemuntert durch Wort und Bild, sich demnächst das Vergnügen macht, dem Allbach und seinen Schönen etwas tiefer in das Auge zu schauen!

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Ed. Amthor; Verlag von Eduard Amthor in Gera.



Lith. u. Steindr. v. C. Bollmann, Gera.

Nach Photoz. v. J. Emberger, Rattenberg.

Eine Allbacherin.

Verlag v. EDUARD AMTHOR, Gera.

Steinölträger und Steinölbrenner.

Von

Dr. Ludw. v. Hörmann.

Bitte die geehrten Herrschaften schönstens um Vergebung, daß ich es wage einen so schwarzen schmierigen Gefellen vorzustellen; aber er kommt eben aus einer ruhigen Brennhütte, wo er sich seine leere Delbutte mit neuem Vorrath angefüllt hat. Der braune Loben, der seine verwitterte Gestalt umgibt, trägt deutliche Spuren davon; ebenso seine Lederhose und sein zerknitterter Filzhut, die beide weiland dem „Spiegelschwaben“ gestohlen sein könnten. Zugleich entströmt der ganzen „glänzenden“ Erscheinung ein Parfum, wohl geeignet, eine zart organisirte Nase in Verzweiflung zu bringen. Doch das geht einmal nicht anders bei seinem Metier und soll uns auch nicht abschrecken, diesen Commis voyageur der tiroler Steinölbrenner und seine stinkende Waare näher in Augenschein zu nehmen.

Das Steinöl wird aus dem bituminösen Stinkstein, der auf den zwischen Zirl und Scharnitz gelagerten Kalkschichten in großen Massen zu Tage tritt, östlich von Seefeld, am Reiterjoch, am Harmeleckopf, am Schlagbrand und unter dem Luchsfellkopfe gewonnen und kommt als sog. Dirstenöl in den Handel. Dirsten- oder Dirschenöl heißt es von dem der Sage nach einst in dieser Gegend hausenden Riesen Thyrsus, der mit dem Riesen Haimo das bekannte Rencontre hatte. Der Bach, wo sie kämpften, heißt noch Thyrsenbach, und an einem Hause links von der nach Seefeld führenden Straße kann man noch den Kampf der beiden ungefügen Riesen abconterfeit sehen. Daneben steht der halb leserliche Spruch:

„Spritz Blut

Ist für Vieh und Leut guet.“

So weit der zum Tod getroffene Thyrsus lief, so weit bricht unausgesetzt das Blut des Riesen aus dem Gestein. „Es läßt keines weg und keines bleiben,“ sagt der Volksmund.

Von wem und zu welcher Zeit der erste Versuch des Steinölbrennens gemacht wurde, davon gibt uns eine Urkunde im Statthalterei-Archiv zu Inns-

bruck vom 16. Juli 1576*) Aufschluß, worin Erzherzog Ferdinand einem gewissen Abraham Schnitzer, der vermittelt „göttlicher Gnade durch seinen Fleiß eine gewisse Kunst erfunden habe aus besondern Steinen, Thyrsenblut genannt, gutes echtes Del zu machen“ auf die folgenden zwanzig Jahre das Privilegium erteilt, in allen Gegenden der Grafschaft Tirol „obbedachte Steine zusammen zu bringen und damit sein Kunstwerk zu üben.“ Zugleich mußte sich Schnitzer verpflichten, das erzeugte Del voraus der Regierung und den tirolischen Gewerken um einen „leidlichen“ Preis anzubieten und nur den Rest im In- und Auslande gegen Verzollung zu verkaufen. Eingriffe gegen dieses Privilegium sollten mit zehn Mark Gold bestraft werden, welches Strafgeld halb der Regierung und halb dem Schnitzer zu gute käme. Soweit die Urkunde.

Nach Ablauf des Privilegiums scheinen sich bald Mehrere diesem rentablen Geschäftsbetriebe hingegeben zu haben; wenigstens treffen wir im letzten Jahrhundert die Bauern von Seefeld und Reit mit eifriger Ausbeutung ihres bituminösen Grundes, besonders am Thyrsenbache, begriffen.

Die Weise, wie sie diesen „Raubbau“ betrieben und das Del gewannen, war und ist in der Hauptsache auch jetzt noch eine höchst primitive. Nachdem am Berggehänge ein ebener Platz von 12—15' Länge und 6—7' Breite ausgeglichen worden ist, wird darauf eine Art länglich viereckigen Gewölbes aus Steinen aufgeführt und zwar so, daß die zwei längern und eine schmale Seite an das Berggehänge anschließen und nur die vierte schmale Seite als Oeffnung von vorn sichtbar bleibt. Oben wird das Gewölbe mit einer länglich viereckigen, trockenen, nach rückwärts offenen Steinmauer eingefast und mit mehreren Böchern versehen, die nach unten sich verengen, und in welche irdene glasirte Trichter eingesetzt werden. Unter dem Gewölbe sind hölzerne, den Brunnenröhren ähnliche Rinnen angebracht, nach der Länge desselben hin-schwebend und etwas abschüssig, um den Abfluß des Steinöls zu erleichtern. Oben haben dieselben mehrere Oeffnungen, die mit den früher erwähnten Trichtern correspondiren. Zum Destillationsapparate gehören ferner 6—8 ausgebrannte oder auch neue Obernzeller (sog. Passauer) Schmelztiegel, deren jeder 156—200 Pfund hält. Soviel über den Ofen.***) Kommt es nun zum Proceß, so werden voreerst diese Schmelztiegel mit den Stinksteinen, die in Stücke von der Größe einer Nuß zer schlagen sind, gefüllt und mit einer eisernen von sechs fingergroßen Böchern durchbohrten, etwas vertieften Platte zugebedt, und die Fugen mit Thon wohl verstrichen. Hierauf fassen sie die Schmelztiegel, kehren sie um und setzen sie der Reihe nach mit aller Sorgfalt über die obengenannten im Gewölbe stekenden Trichter, so daß die sechs Böcher der Platte genau auf die weite Oeffnung derselben passen. Sind nun alle sechs oder acht auf diese

*) Veröffentlicht von P. Justinian Laburner im Archiv f. Gesch. und Alterthumskunde Tirols, Jahrg. II.

**) Das Modell eines solchen bäuerlichen Brennens befindet sich im Ferdinandeum von Innsbruck.

Art gefüllten und präparirten Schmelztiegel im Ofen in Ordnung gebracht, so wird die noch offenstehende hintere Mauerseite mit Prügeln von ganzem Holze versperrt und so die ganze Bierung des Ofens geschlossen. Hierauf legt man zwischen und um die Tiegel theils gespaltenes, theils ungespaltenes Holz, gewöhnlich nur Zunderholz (von der Legföhre, auch Ratschen genannt) durcheinander.

Damit sind die Vorbereitungen beendet, und das Delbrennen beginnt. Das Holz wird angezündet und, wenn es allseitig in Brand ist, mit den unbrauchbaren Platten oder mit Ziegelsteinen beschwert, um die Flamme dadurch zusammen zu halten und nach abwärts zu drängen. Anfangs entwickelt sich bloß ein weißlicher, nicht stark riechender wässeriger Dampf, der sich nach und nach von selbst bei der Erkaltung in Wasser verwandelt und durch die Rinne in die untergestellten Schäffel abfließt. Nach einer oder zwei Stunden, je nach Umständen, kommt dann das sog. „lene“ d. h. leichtflüssige Steinöl, natürlich in ganz ungereinigtem Zustande, zum Vorschein, das auf dieselbe Weise in den Gefäßen aufgefangen wird. Man nennt dieses Verfahren „Saigern“. Eine solche Saigerung dauert 6–7 Stunden. Hierauf werden die bereits angebrannten Schlußbäume und durch Brennen erzeugten Kohlen mit Wasser abgeschüttet und herausgerissen, die Tiegel sogleich geleert und neuerdings gefüllt, so daß nach ein paar Stunden der Proceß von neuem beginnt und bis zum Sonnabend beinahe ununterbrochen fortgesetzt wird.

Diese bäuerliche Delgewinnung in dem Gebiete von Seefeld erhielt eine unerwartete Wendung, als im Jahre 1845 auf Anregung eines unternehmenden Kaufmanns von Innsbruck, Jakob Straßer, eine Gesellschaft sich bildete, welche die Steinölgewinnung in rationellerer Weise angriff und die Verarbeitung des dortigen Gesteines auch auf die Erzeugung von Theer und Asphalt ausdehnte. Sie richtete sich ein Etablissement ein unter der Firma: „I. tirolische Asphalt-gewerkschaft am Gießenbach bei Seefeld“ und brachte bald den Handel mit letzterem Product in ziemlichen Aufschwung. Da Fachmänner diesem Unternehmen eine Zukunft prophezeiten, so ließ sich um dieselbe Zeit Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este von einsichtsvollen Montanbeamten bewegen, auch seinerseits diesen tirolischen Industriezweig auszubeuten, um so mehr, als er den erzeugten Asphalt in großer Menge bei den Bauten in Wien und bei den Maximilianischen Thürmen von Linz in Verwendung zu bringen hoffte. Er kaufte daher den größten Theil der Grubenflächen, die sich im Besitze von Bauern befanden, um theures Geld zusammen und errichtete in Reith bei Seefeld mit großem Aufwande eine ähnliche Asphaltfabrik, die sog. Maximilianshütte. Bei den bedeutenden Geldmitteln, die dem Erzherzog zu Gebote standen, war es ihm ein Leichtes der „Gewerkschaft am Gießenbache“ derartige Concurrenz zu machen, daß sie ihre Arbeiten einstellen, und die Gesellschaft sich auflösen mußte. Zwar machte einer der Actionäre den Versuch, das Asphaltgeschäft auf eigenes Risiko weiter zu führen, indem er sämtliche Ruxe (An-

theile) an sich brachte. Und wirklich schien ein neuer Stern dem Unternehmen aufgehen zu wollen, als es dem Besitzer im Jahre 1858 gelang, aus den Asphaltsteinen „Petroleum“ zu gewinnen, und sicher hätte auch damit das Geschäft eine glänzende Zukunft erlebt — es wurden im Zeitraum eines halben Jahres bei 250 Centner dieses kostbaren Beleuchtungsmaterials erzeugt — wenn nicht ein neues unerwartetes Ereigniß dem aufblühenden Unternehmen das Genick gebrochen hätte. Raum war nämlich die theuere Einrichtung zum Großbetriebe der Petroleumerzeugung getroffen, so wurde ganz Europa von den neuentdeckten Naphtaquellen in Amerika übersfluthet, ein Ereigniß, das von vorn herein jede Concurrenz zu Schanden machen mußte. Der letzte Schlag, und moralisch wol der härteste, traf das vom Schicksal verfolgte Unternehmen, als im Jahre 1859 bei Versteigerung der großartigen Asphaltarbeiten der Festung Kuffstein im Voraus zum Erstaunen aller Sachkundigen — französischer Asphalt ausbedungen wurde! Wol gelang es in Folge energischen Hinweises auf die Güte des tirolischen Erzeugnisses, das dem französischen in nichts nachstehe, ja dasselbe bewährter Weise an Haltbarkeit sogar übertreffe, sowie auf den bedeutend geringeren Preis desselben, endlich auf die Unterstützung und Hebung der vaterländischen Industrie, sich die Theilnahme bei der Concurrenz zu erwirken — aber was half es? Trogbem, daß das tirolische Offert das einzige war, welches bis zum vorgeschriebenen Termin eingelaufen war, wurde ein in Wien von dem Bevollmächtigten einer französischen Gesellschaft gemachtes Nachoffert genehmigt!! Und das geschah im Jahre 1859, als die tirolischen Kaiserjäger mit den Franzosen bei Magenta und Solferino rauchten, abgesehen davon, daß die französische Gesellschaft ihr Offert weit über 10,000 Fl. höher stellte, als die inländische Unternehmung!! Kurze Zeit darauf arbeiteten französische Ingenieure auf den österreichischen Festungswerken von Kuffstein!!

Daß unter solchen Verhältnissen derlei Unternehmungen zu Grunde gehen müssen, beweist der Umstand, daß auch die erzherzogliche Maximilianshütte in Reit ihre Arbeiten schon im Jahre 1860 einstellte und einige Jahre später auch die Gewerkschaft am Gießenbache, nachdem die derzeitige Unternehmung ihr ganzes Hab und Gut dabei eingebüßt hatte.

So ist es gekommen, daß wir von Mitte der sechziger Jahre an wieder nur Bauern von Seefeld und Reit in ihren Gruben beschäftigt finden, welche die Asphaltproduction nicht fortsetzten, sondern wie ehemals Steinöl brannten und zwar fast in der gleichen primitiven Weise wie früher. Nur die Verbesserung hatten sie den „Herren“ abgesehen, daß sie die ursprünglichen unhaltbaren Obernzeller Schmelztiegel mit gußeisernen cylinderförmigen Gefäßen vertauschten, die oben offen und mit einem Deckel verschließbar sind. Diese brauchen in Folge dessen zum Behuf des Brennens nicht umgestürzt zu werden, sondern man hängt sie aufrecht in eiserne Körbe hinein, die über dem Gewölbe

an den Mauerseiten befestigt sind. Unten tragen sie ein angelöthetes Gitter, damit kein kleines Gestein durchfällt, und einen Seiger, um die Verunreinigung des herabfließenden Oeles mit Asche zu verhindern. Diese gußeisernen Schmelztiegel dürfen nur braunroth, nicht kirschroth werden, weil sich sonst wegen der größeren Gasentwicklung die Quantität des Oeles beträchtlich vermindert. Sie fassen beiläufig 100 Pfd., und man erhält von einer derartigen „Saigerung“ ungefähr 55–60 Pfd. Oel, äußerst wenig im Vergleich zu der Unmasse von Holz, die dazu verbraucht wird. Man benöthigt nämlich dazu eine Last Holz zu 108 Cubikfuß = $\frac{1}{2}$ Cubiklasten sog. kleines Holz. Beim technischen fabrikmäßigen Verfahren hingegen, wobei man sich richtig angelegter Galeerenöfen mit sechs gußeisernen Cylindern und eines Condensationsapparates bedient, gewinnt man mit demselben Quantum Brennmaterial 4–500 Pfd. flüssiges Steinöl. Der Bauer aber berechnet das nicht, weil er das Holz einfach vom Walde holen darf, wo es im Ueberflusse wächst; er macht sich auch häufig kein Gewissen daraus, seinen Bedarf aus fremden Forsten zu stehlen.

Um eine Grube ausbeuten, oder wie es in der Bergmannssprache heißt, „öffnen“ zu dürfen, muß der Bauer die Erlaubniß des Vergantes haben und eine Steuer von jährlich zwei Gulden, die sog. Massengebühr, in halbjährigen Raten entrichten; auch muß er dem Aerar davon Anzeige machen. Dann erst findet sich der Ausbeuter einer Grube mit dem Eigenthümer des Grundes ab. Natürlich muß er immer Acht haben, daß derselbe nicht benachtheiligt ist. So darf er z. B. die Schutthalten nicht auf den Grund werfen u. d. Das im Schacht gebrochene Gestein wird dann zur Brennhütte im Thale, gewöhnlich im Winter auf Schlitten hinabgezogen. Bei der Unkenntniß der Bauern geht wegen nicht richtiger Steingattirung viel Bitumenstoff verloren. Drei Arbeiter sind gewöhnlich im Schachte selbst oder mit Herabschaffen der Steine beschäftigt; zwei andere befinden sich in der Brennhütte und versehen das Geschäft des Destillirens. Die ausgebrannten Steine geben mit entsprechender Beimischung ein ausgezeichnetes Cement; die Asche gebraucht man als Düngungsmittel. Gegenwärtig betreiben noch vier Bauern die Oelbrennerei, unter welchen die „Firma“ Sailer die bedeutendste ist. Im Mai wird begonnen und im September die Arbeit wieder eingestellt, denn je wärmer die Temperatur, desto schneller geht der Proceß vor sich.

Das Quantum des erzeugten Steinöls beträgt ungefähr 60–80 Centner jährlich, je nach der Nachfrage, da es lediglich als Viehgarnei verwendet wird. Der Centner kostet am Orte selbst 10–12 fl. Der bei weitem größte Theil wird indeß über Wien nach Deutschland, Galizien, Mähren und Ungarn ausgeführt. Das Uebrige wird entweder im Lande herum versendet, wo es bei jedem Materialisten zu haben ist, oder es wird an die Eingangs erwähnten Oelträger verkauft, welche damit in alle Thäler hausiren gehen. Diese haben das Steinöl in kleinen Blechbüchsen zu 20–40 Kr., die sie in einem hölzernen Kasten auf dem Rücken tragen. Häufig bedienen sie sich als Be-

hälters eines Kofsmagens, weil die zähe Haut das Del gut aushält. Genügsam wie sie sind, geht ihr Handel nicht schlecht von Statten; sie schlafen auf dem Heu und lassen sich von den Bauern verköstigen. Nachtlager und Speise, sowie das Gläschen Schnaps, mit dem sie sich im Wirthshause gütlich thun, bezahlen sie mit einer Kleinigkeit von ihrer Waare, die Jeder als renommirtes Vieh-arzneimittel gern annimmt. Gewöhnlich handeln sie nebenbei mit Wagenschmiere, die beim Bauern stets ein gesuchter Artikel ist.

Einer der bewährtesten Delträger war seiner Zeit der Mittenwalder Hiesele, ein Piffikone erster Größe, der mit seiner Butte ganz Bayern und Sachsen durchzog und mit seinen 20—30 Pfd. Steinöl 14 Tage lang herum haufierte. Er verstand aber auch sein Geschäft und gab den Bauern seine „höllische Latwerge“ tropfenweis ein. Was Wunder, daß er aus jedem Pfund, das er um zwei Groschen kaufte, bei vier Gulden herauschlug. Auch nach Ungarn kam er, wo man das Del zum Einschmieren des Riemenzeuges verwendet, um die Fliegen und Bremsen von den geplagten Thieren abzuhalten.

Der tirolische Bauer aber schmiert damit gern sein Schuhwerk ein, wird aber auch in Folge dessen auf eine halbe Meile gerochen!

In Seiner Majestät Dienst.

Skizze von N. v. Strele.

Und so kam's und ist's gekommen, daß sie mir meinen Flaus vom Leibe gezogen und mit ihm das dreifarbigte Band und die blaue Corpsmütze, und daß sie aus mir einen Kriegermann nach dem neuesten Schnitt gemacht, nämlich einen Einjährig-Freiwilligen auf eigene Kosten. Ich will nicht sagen, daß mir das neue Kleid und der neue Stand mißfiel, im Gegentheil, ich hab' mich wohl und gut darin befunden, aber aufrichtig gesagt, haute ich mich doch lieber ein Paar Stunden auf dem Pautboden herum, als ich mich im schattenleeren Kasernenhofe mit dem Schießprügel Wänzl-Systems herumjagen ließ, und eine Mensur im Walbe galt mir hundert Mal mehr als das schönste Manöver.

Schon hatten die Ferien begonnen, die Kollegen von der Universität waren ausgeflogen nach Süd und Nord, nur ich lungerte noch auf der Britische der Pulverthurmwache oder gähnte an schönen Sonntag-Nachmittagen als ehrsamer Corporal vom Tag zu irgend einem Kasernenfenster hinaus zum spazierenden Publikum, von Zeit zu Zeit mit wehmüthigem Grinsen das „O wie schön ist's beim Militär“ der Herzogin von Geroldstein vor mich hersummend.

Da geschah es, daß einige Officiere beauftragt wurden, in Begleitung dreier Unterofficiere die Gegend westlich des Brenners zur Feststellung einer Manöver-Disposition zu recognosciren. Flugs meldete ich mich zum Rapport, bat gleichsamst an der Partie theilnehmen zu dürfen und wurde schließlich dem Lieutenant Z., einem guten Freund aus civilistischen Zeit, als Begleitung beigegeben.

Ade! du dumpfe düstere Wachstube, ade! ihr so lieblich duftenden Kasernengänge! Auf acht Tage bin ich euch glücklich entwischt und werde euch während derselben recht gründlich zu vergessen trachten!

Meine schöne Leserin! fürchten Sie jetzt ja nicht eine trockene militärische Terrainbeschreibung zum Genuß zu erhalten, wie breit die Straßen, die erhaltenen und nicht erhaltenen Landwege, wie steil die Böschungen, wie geschwinde die Gewässer sind u. s. w. Der Bericht ist längst im Papierkorbe der Brigadecanzlei zu Grunde gegangen. Ich will Ihnen nur erzählen, was mir noch nebenbei aufgefallen, was ich gehört und gesehen in Berg und Thal, und was ich niedergeschrieben in dem reservirten Theil meiner rothledernen Dienstbrieftasche, welche die Stelle des Tagebuches vertrat.

Ein fahrender Schüler hat einmal vor langer Zeit das Lied gesungen:

O Innsbruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr' dahin mein Straßen
In's fremde Land dahin u. s. w., u. s. w.

und noch manche unendlich rührende Zeile dazu. Ich aber, zwar auch so eine Gattung fahrender Schüler, war nichts weniger als gerührt, und wenn mir ein Lied durch den Sinn rumorte, so war es vielleicht das übermüthige:

Man achtet mich daheim nicht sehr,
Drum lieb' ich das Marschiren.

Bei der Wiltner Kirche die steife Cravatte abgeschält, und aufwärts geht's durch den Hohlweg und dann auf der neuen Straße weiter dem Süden zu. Auf der andern Seite der Sillschlucht braust das Dampfroß an uns vorüber, um bald in einem Tunnel zu verschwinden.

Die Brennerbahn! — Schon in einer tirolischen Correspondenz der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 4. Februar 1848 stand zu lesen, daß die Strecke über den Brenner unter die Staatsbahnen aufgenommen worden sei, und daß die Innsbrucker noch im selben Jahre die Begehungscommission erwartet hätten. Nun gewartet haben sie und lange genug, denn ein Jahr nach dem andern kam und ging, nur die Herren Sachverständigen und Sachverständighenden kamen nicht. Selbst als das Jahr 1859 mit seinen Niederlagen so gewaltig zur Arbeit mahnte, zauderte man noch und debattirte hin und her und schob und schob, so daß 1866 diese sprüchwörtliche österreichische Gemüthlichkeit verdammt ungemüthlich wurde, sowohl für das große Ganze, als für den, der in seinem Tornister den Marschallstab und sonst weiß der Rukuf was schleppen und unter den sengenden Strahlen der Sommer Sonne, die Kehle voll Staub, marschiren und zuschauen mußte, wie über'm Wasser drüben tausend

Hände gruben und mauerten an dem gewaltigen Riesenwerke, das wie kein anderes für Eberts stolze Worte bürgt:

Kunst ist größer, Geist ist stärker als Natur.

Denn was vor Decennien eine Unmöglichkeit geschienen, war damals im Werden und steht nun vor uns hehr und groß. Die Ueberschneidung der Alpen! Die erfinderische Kraft und der mächtige Wille des Menschen haben so herrlich wie noch nie gesiegt über die rohen Elemente, und eine jubelnde Riesenlerche pfeift und eilt die Locomotive nach aufwärts und senkt sich wieder zu Thale, ihre Vermittlerrolle ausübend zwischen Ländern und Völkern. „Die Eisenbahnen,“ schrieb der unglückliche Kaiser Max, „sind das Gleichheitszeichen, der nicht zu beseitigende Hebel des immer wachsenden Socialismus.“ —

Kein Erbarmen haben wir heute mit „unserm Herrgott“, der seinen Arm (wie's im Volksmunde heißt) bei der Schuppen und dem untern Schönb erg herausstreckt, wenn auch der dortige Wein einen ziemlichen Ruf in der Stadt genießt und an Sonn- und Feiertagen Schaaren von Pilgern anlockt. Auch historisch interessant sind diese Wirthshäuser und zwar durch den Aufenthalt Hofers daselbst, während der Berg-Isel-Gefechte. Zwischen beiden liegt die kühn über den wilden Nubach gespannte Stephansbrücke. Und nun bergan auf der steilen alten Straße, die seit 1850 wenig mehr befahren wird, aber für den Fußgänger ähnlich der über den „alten Fern“ gerathener, weil kürzer, ist. In alter Zeit sind die römischen Feldherren an der Spitze ihrer Legionen diese Straße gen Norden gezogen zur Unterjochung des deutschen Volkes. Römische Meilenzeiger, die man hier fand, erzählen davon. Ein anderer Denkstein, der noch an der Straße steht, berichtet uns auch von einem Römerzuge — der Durchreise Papst Pius VI. Aber nicht eine siegesfreundige Reise war das, kein Triumphzug, denen der Imperatoren gleich, Pius VI. hatte vor dem edlen Joseph gestanden, der sein Volk von den römischen Fesseln befreit, er hatte umsonst vor dem großen Kaiser gestanden, dem das geistige Wohl seiner Völker mehr galt als die eigennützige Freundschaft des päpstlichen Stuhles. —

Vor uns liegt Schönb erg, schon zum Thale Stubai gehörig. In der Kirche trifft man ein Frescobild des Malers Leitersdorfer, von dem sich ein Paar nette Bilder im Museum zu Innsbruck befinden. Ein zweites Frescobild desselben Meisters wurde einiger Nuditäten wegen auf bischöflichen Befehl übertüncht. Da ist doch ein unterinnthalischer Caplan mit einer Knoller'schen Freske glimpflicher umgegangen, indem er, der Vorschrift des Catechismus: „die Nackten zu bekleiden“, folgend, einfach einigen sansculottischen Engeln Höschchen malen ließ.

Von Schönb erg aus bietet sich ein herrlicher Einblick in's Stubaital dem Wanderer dar. Prachtige, üppig grüne Wiesen und strotzende Felder, zwischen drinnen die weißen Häuser von Nibers, Telfes und Fulpnes, dunkle Tannenforste und riesige Gletschergebilde breiten sich vor uns aus. Pünker

Hand winken uns die Berghöfe von Gleins einen freundlichen Willkommen entgegen, hinter denen die Faden der Waldraster Spitze, des schönsten Berges im Panorama Innsbrucks hervorlugen, während rechts das Kreuzjoch und die Hohe Saile als Wächter am Thaleingange stehen. Aus dem Hintergrunde blitzen uns die Eisflächen der Stubaijer Ferner entgegen.

Da schreßt uns Kinbergeskrei aus unserer stummen Bewunderung, und das näselnde Zanken einer französischen Bonne kündigt uns das freundliche Mieders schon von vorn herein als einen jener Orte an, welche von den Bewohnern Innsbrucks als Sommerfrische benützt werden. Wie gern wäre ich geblieben, erstens mich im guten Gasthose zu laben, zweitens aber auch um zu recognosciren (als dienstfertiger Solibat), hinter welchem Fensterladen die gefährlichsten Mädchenaugen hervorblinzeln möchten, und an welcher Feuerstelle die appetitlichste Dirne einem manövrierenden vaterländischen Krieger ein würziges Abendmahl bereiten würde. Umsonst! Ohne die geringste Kenntniß stubaiischer Schönheiten hieß es aufwärts steigen — der Waldrast zu.

Ist mir nun durch die unbarmherzige Pflicht zur Unmöglichkeit geworden, den Lesern ein Bild von den Bewohnerinnen des Thales zu liefern, so kann ich doch wenigstens der lieben Leserin etwas von Stubai's Männern erzählen. Bekanntlich ist Stubai eine sehr gewerbtätige Gegend, und seine Eisenerzeugnisse machen die Reise durch die ganze Welt. Anfänglich, als das Schmiedehandwerk noch im Kleinen betrieben wurde, trug jeder Schmied, der seine Fabrikate im Thale nicht an den Mann brachte, dieselben auf dem Rücken im Lande herum und bot sie zum Verkaufe dar. Einmal hat einer (Georg Tanzer) acht Centner auf seiner Kraxe zum Markte nach Schaffhausen getragen, wo sie ihn zur Anerkennung am Mauthhause abconterfeiten. Sein Bruder kam mit 515 Pfd. auf dem Rücken in der Scharnitz an und soll später auf ein Mal acht Centner Salz von Hall nach Neustift „gebuggeltraxelt“ haben. Stärker aber noch als beide war der Sage nach beider Bruder, der eiserne Ketten mit den Händen zerriß, schwerbeladene Frachtwagen ohne Winde aufhob und bei Seite schob. Von ähnlichen Reden scheint auch der Starke- oder Unholdhof bei Telfes bewohnt gewesen zu sein, welche als berühmte Kaufbolde die Gegend unsicher machten.

Doch weiter, weiter! Es sind der Stationen vierzehn bis zur Höhe, und mein Magen ist noch nicht derart militärisch eingerichtet, daß ihn der Wegfall des Mittagmahles gleichgültig gelassen hätte; knurrte er doch wie der Pudel in Goethe's Faust und seufzte mir die jämmerlichsten Balladen vor wie ein verliebter Märzenkater. Von dem Ruhebänkchen im Fichtenschatten und dem sprudelnden Quell daneben ward daher keine Notiz genommen, selbst der wilb zerrissene und zerflühtete Sonnenstein, wie die Serlespitze in Stubai genannt wird, zwang uns kaum zur flüchtigen Beobachtung, obwohl er sie in hohem Grade verdient hätte. Wir haben den Sattel erreicht, und im Schnell-

Schritt geht's an der Kirche vorbei dem geräumigen Wirths- und Deconomicgebäude zu.

Die Waldrast, ein früher sehr stark besuchter tirolischer Wallfahrtsort, liegt recht anmuthig auf einer kleinen Wiesenfläche mitten im Urwald. 1429 stand da nur eine Capelle, 1624 erbaute Erzherzog Leopold von Oesterreich ein Servitenkloster, das von Kaiser Josef II. wieder aufgehoben wurde. Jetzt ist es eine Ruine geworden, und der Platz rundum wird als Alpe benützt, was aber nicht hindert, daß noch immer Leute genug vom Thale empormallen in die durch den Jesuiten Balbe in einer schönen lateinischen Ode verherrlichte Einsamkeit. „Wie das Gotteshaus vnser lieben Frawen, auf der Waldrast auffkommen und erbawet sey worden“, sagt uns die historische Relation darüber, welche uns Burglechner geschrieben. „Als man Zehlet nach Christi vnseres Herrn Geburt, Tausent Vierhundert und neun Jar, Zur Zeit des Heiligen Römischen Reichs großen Kaisers Ruperti vnd Herzog Friederichen auß Oesterreich diß Namens des Fünfften, damals Tyrolischen Regierenden Landtsfürsten, war zu Matrai ain Haußgeessener Christian Lusch genannt, zum dem ist an ainer Pfingtag Nacht, als er in seiner Ruhe lag, ain Stimm kkommen, die Ime zum dritten mal angerebt vnd gefragt, schlaffest du? darauf der Lusch das Bestemal geantwurtet vnd gefragt, Wer bist du? was ist dein Begeren? die Stimm antwurt vnd sagt, Ich bin ain Stimm, der Lusch Sprach, was will du dann? Die Stimm sagt du solt ain Capellen in der Ehr vnser lieben Frawen auf der Waldrast bawen, der Lusch antwurt, das würdt ich nit thuen, aber Acht tag hernach, eben an ainer Pfingtag Nacht, kham die Stimm abermals zum dem Lusch, rebet vnd begert als wie vor, Er aber antwurtet: Ich bin vil zum arm dergleichen Baw für die Handt zunehmen, die Stimm aber kham die dritte Pfingtag Nacht wider, rebet wie zuvor vnd war dem Lusch sehr verdrießlich, dieweyl sie Ime nun drey Nacht den Schlass und Ruhe vor sorgen genommen, Sprach derwegen zum der Stimm, Wie mainst du es doch, das du nicht von mir wilst lassen? Sie antwurt du solsts vnd mueßts thuen: der Lusch antwurt, ich will es nicht thuen, Auf diß nimbt vnd hebt Im die Stimm auß dem Beth auf, mit disen Worten du mueßt es thuen, darumben bereit dich halbt. In solchem gedacht der Lusch, O ich armer Mann, wie soll ich die Sach angreifen, das ich recht thät, vnd sagt zum der Stimm, Er wolt es thuen, wenn er nur das rechte Orth wisset, darauf sprach die Stimm, im Wald oben ist ain grinner Flekhen im Moos, daselb leg dich nider vnd rast so würdt dir khundt gethan die rechte stat. Disem khumbt der Lusch mit Fleiß nach vnd entschlafft, Im Schlass höret er zway Glöggle vnd da er erwachet sache Er vor Im auf dem grünen Flekhen da hegt die Khürchen steht, ain wunder schöne Fraw in weißen Klaidern, mit einem kleinen Rhündlein auf Irem Armen. Vnd solcher ware In nur ain Blick, da gedacht Ime der Lusch, O Allmächtiger Gott das ist gewißlichen die rechte stat zum Kapellenbaw vnd ging alsbald an den Orth, da er daß Frawen Bild gesehen, fangt an die Khürchen außzumärkhen

die Glögglen aber klangen so lang bis er den Orth aufgesteckt darnach höret er sie nit mehr u. s. w.“ Mit Geld unterstützt baute endlich auch wie schon erwähnt 1429 Lusch die Capelle fertig. Was das verehrte Bild betrifft „hat der Teufel Anno 1626 gezwungen durch eine Besessene Person bekennet, daß es Anno 1392 ein englische Hand auß einem Lärchenen Stoc geformet, Anno 1407 zween einfältige Schafhirten erfunden.“*)

Der Abstieg von der Waldrast nach Matrei ist weniger steil, als der Weg nach Nibers. Auch auf dieser Seite befinden sich die Stationencapellen, an denen fromme Pilger anhalten und eine kurze Andacht verrichten. Aber ohne Rast eilen wir weiter, um noch vor Nacht nach Trins zu gelangen; nicht einmal im alten Matrejum (Matrei) wird gerastet, weßhalb wir dem altehrwürdigen Schloß Trautson mit seiner schönen Aussicht nur einen flüchtigen Gruß zuwinken können. Nach einer Stunde haben wir Steinach erreicht, die Heimath unseres berühmten Landsmannes, des Malers Martin Knoller (geb. 1725, gest. 1804). In Steinach ist sowie in Matrei und überhaupt in fast jeder Ortschaft längs der Brennerstraße jedes andere Haus ein Wirthshaus. Die schauern mit ihren halb erblindeten Fensterscheiben größtentheils so trübselig darein, wie ein Kaufmann, dem sein Schiff auf den Strand gelaufen. Was war das noch vor wenigen Jahren ein Treiben in all den Schenken, wenn die Landfuhrleute mit ihren schweren Frachtwagen vor der Thüre hielten und lebten und leben ließen. Jetzt ist Alles anders geworden seit der Eröffnung des Bahnverkehrs, und mancher, der früher mit den Zwanzigern im Sack klingelte, brummt statt des lustigen Schnaderhüpfels von ehemals den bezeichnenden Bierzeiligen in den Bart:

Eisenbahn, Eisenbahn,

Locomotiv!

Früher hat's a Halbe**) trogn

Jetzt nur an Pfiff.***)

Südwestlich von Steinach öffnet sich das Trinser Thal, das in seiner innern Hälfte Gschnitz heißt. Wild schäumt der Thalbach durch den Thalgrund, im Frühjahr ein gefürchteter Nachbar. Wir schritten ihm entlang dahin, mit wehmüthigem Blick die im Hintergrunde aufsteigenden Nebel betrachtend und die regenschweren Wolken, die langsam den blauen Himmel völlig überzogen. Unser Aller Humor begann sich dem Treiben ober unsern Köpfen zu assimiliren, und selbst Oberlieutenant J, unser heiterer Commandant, brummte hie und da einen kernfesten Fluch vor sich hin. Aber die Wolken waren keine „Landler“ und das Trinserthal der Exercierplatz nicht, was denn auch zur Folge hatte, daß wir beim Einmarsch in Trins von einem ganz respectablen Regen bewillkommenet wurden. Unmuthig warfen wir Schnersack und Mantel

*) Beschreibung der Gefürsteten und sehr Mächtigen Grafschaft Tyrol, Augsburg 1703.

) $\frac{1}{2}$ Maß. *) $\frac{1}{8}$ Maß.

zur Seite und setzten uns stumm zu Tisch mit tirolischem „Reatel“ (Rothwein) den Aerger hinunterspülend.

Moidele hieß sie und war ein junges dralles Ding mit rothen Backen und schwarzen Haaren und fungirte an Hebes Statt in der Schenke des Dorfes. Während nun meine verehrten Vorgesetzten über verschiedenen Karten brüteten und die Fochübergänge in's Oberberger Thal studirten, zog ich mich bescheiden zurück und setzte mich auf die Ofenbank, wo Moidele der Befehle der „Herren“ harrte. Ein flotter Kaiserjäger und ein flotter Student in einer Person und eine niedliche Dirne, was werden die wol mit einander „geheimgartet“ haben? Vom Schlosse Schneeberg, das außer dem Dorfe steht und auf den Ueberresten einer Feste gleichen Namens erbaut sein soll, hat sie mir sicher nichts erzählt und nichts von den Schanzen Spuren, die von der Alpe Val Moriz gegen den Brenner hinziehen sollen, ebenso wenig habe ich mich bemüht ihr beizubringen, daß die weißen Steine, die an der Kugelwand (nord-westl. von Trins) gefunden werden, kein Marmor, sondern Dolomit seien. Das Thema unserer Unterredung soll ein Liebchen sagen, das ich im 66ger Jahre, als ich mich einmal in ähnlicher Lage befand, in mein Schreibebuch gesubelt:

Heiße! rief ich, schwang die Mütze
In die Lüfte und den Stützen.
Mir, der ich dein Land beschütze,
Mädel, willst du länger truken?

Weiß ich ein Soldat geworden
Sollst du drum mich scheuen müssen?
Will ja nur die Feinde morden
Und die Mädel's will ich küssen.

Von der damaligen Morblust war freilich heute nichts mehr zu merken, desto mehr von dem andern Wollen, und sie waren auch gar zu appetitlich diese rothen Lippen. Unterdessen war mein Rückzug am Tische bemerkt worden, mit ihm das heimliche Geflüster hinten auf der Ofenbank, und alsbald rief's nach neuem Wein, und wo das Essen bleibe und dergl. mehr, und dann folgte noch ein donnerndes Gelächter, das speciell mir gewidmet war, dem so plötzlich vom dienstfertigen Moidele verlassenen Minnewerber.

Die Forellen schmeckten köstlich, und der Wein mundete trefflich, und bald war der Regen vergessen, der draußen in Strömen niederfiel. Kurz war die Nachtruhe, als an die Thüre gepocht wurde uns zu wecken. Der Regen hatte etwas nachgelassen, doch zeigte der Himmel keine Aussicht auf Besserung. Moidele steckte mir noch zwei feuerrothe „Schneller“ (gefüllte Nelken) und einen Rosmarinzweig auf die Lagermütze, und nach freundlichem Abschied wanderten wir weiter je zwei und zwei zusammen, Lieutenant A. mit seinen Corporalen über das Steinacher Foch nach Gassen, Oberlieutenant J. mit Begleitung über Schmurz nach Obernberg, wohin auch wir Lieutenant B.

und ich den weitesten und beschwerlichsten Weg durch das Magdalenthäl und über das Muttenjoch einschlugen.

Ob und wüßt ist der Weg bis zu den ersten Häusern von Gschnitz, nicht ein angenehmes Bild dem suchenden Auge darbietend. Von hier führt ein steiler Fußsteig durch das Magdalenthäl. In's ungleich schönere Gschnitzthäl mit seinen herrlichen Triften gönnte uns der dichte Nebel keinen Einblick. In diesen Nebel eingehüllt, stiegen wir aufwärts, eine Alpenrose pflückend oder eine Gentiane, die aus dem Gerölle grüßte. Wir sprachen kein Wort, kein Vogel sang, nur der Regen schlug in schweren Tropfen uns in's Gesicht, und der Wilbbach tollte und grollte, und endlich standen wir mitten in einer Felsenwildniß, baar jeder Spur eines Weges, schon bis auf's Hemd durchnäßt und frierend. Wir setzten uns nieder und gossen Num in aufgefangenes Schnee- und Regenwasser, das rings durch alle Risse rieselte; während wir zu diesem Trank eine Schnitte Speck verzehrten, trieb ein Windstoß die Nebel für einen Augenblick auseinander, daß wir zu unserer Freude linker Hand in der Höhe einen Steig erkennen konnten, der um einen Felsenvorsprung, der das Thäl vor uns abschloß, herumführte. Dann legte sich wieder ein dichter Schleier auf Alles ringsum. Nach langem mühseligen Steigen über wild durcheinander geworfene Steinmassen erreichten wir das Kreuz am Muttenjoch. Der Abstieg war freudlicher, durch Wiesen und Lärchenwald, wenn auch nicht weniger schwierig, da man auf dem feuchten kurzen Grat beständig ausglitt. Mit lautem Jubelruf begrüßten wir die ersten Häuser von Obernberg*) und das Wirthshaus der Frau Spörr.

Wir waren die Ersten. Nach einer halben Stunde erschien Lieutenant K. von Gassen. Oberlieutenant J. kam noch immer nicht, und Stunde auf Stunde verstrich, so daß wir ernstlich zu befürchten anfangen, es möchte ihm Etwas passiert sein, besonders als „Hans, der Student“, wie die Frau Wirthin stolz ihren auf Ferien anwesenden Sohn nannte, mittheilte, daß der Uebergang über Schmurz bei schlechtem Wetter nicht ungefährlich sei. J. traf jedoch am andern Morgen wohlbehalten in Obernberg ein und verwandelte unsere Besorgniß in eine endlose Heiterkeit, als er uns sein Abenteuer mit seinem Compaß erzählte. Doch das ist Dienstgeheimniß!

Und nun zurück zu unserer Ankunft in Obernberg. Nach einer guten Mahlzeit, bei der gebackene Forellen eine Hauptrolle spielten, mußten wir uns zu Bette legen, da nicht nur Alles, was wir am Leibe trugen, sondern auch sämtliche eingepackte Wäsche ganz durchnäßt war. Mein Mantel hatte eine solche Menge von Wasser eingesaugt, daß ich ihn nicht auf den Ofenrahmen hinaufzuheben vermochte, sondern es von einem Manne thun lassen mußte. Ein heißer Grog und die dicke „Tuche“ (Deckbett) hatten uns bald vollständig eingewärmt, und nachdem Hemd u. s. w. getrocknet, setzten wir uns zum Abend-

*) Abbildung von Obernberg zu diesem Bande.

essen und zu einem kleinen Kartenspiel. Hans der Student beschrieb uns nun noch genau die verschiedenen Uebergänge in's Pflerschthal, bezeichnete J. und mir, die wir wieder den westlichsten Uebergang zu begehen hatten, eine Stelle mit Edelweiß, worauf wir uns niederlegten.

Die Sonne, noch kämpfend mit einem Heere von Wolken, winkte uns. Suche! Die Bergeshäupter ringsum waren beschneit, ja um den Obernberger Tribulaun tobte noch ein tüchtiges Schneegestöber. Hurtig sprangen wir auf, die Mäntel wurden gerollt, „denn was nützt dir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?“ und nach Ankunft des Oberleutnants J. und Einnahme eines kräftigen Frühstückes griffen wir zum Vergstöcke. An dieser Stelle will ich nicht versäumen, der erstaunlichen Billigkeit unserer Wirthin das vollste Lob zu zollen, als auch die jüngst festgestellten Föhrtaxen in dieser Gegend mitzutheilen: Von Gschnitz über das Muttenjoch nach Obernberg 4 Fl.; von Obernberg über das Santigjoch nach Gossensaß 2 Fl. 50 Kr., von Obernberg zu den Seen 1 Fl., von Obernberg über das Postjoch nach Pflersch 3 Fl. 50 Kr., von Obernberg auf die Tribulaunspitze 5 Fl., über das Wexeljoch nach Gossensaß 2 Fl. 50 Kr., u. s. w. Das Thal Obernberg mündet gegen die Eisenbahnstation Gries und ist einer der lohnendsten Absteher von der Brenneroute. Schwellende Bergmähder bedecken die Berge zu beiden Seiten, durchzogen (besonders an der südlichen Seite) von uralten Tannenwäldern, während sich im Hintergrund der wilde Coloss des Tribulaun erhebt, von zwei anmuthigen Vergthälchen umschlungen. Am Fuße des Tribulaun wird weißer und rother Marmor gebrochen; gegenüber am Fuße des Muttenjoches sind die Spuren eines längst aufgelassenen Kupfer- und Silberbergwerkes zu finden.

Wir folgten dem südlichen Abhange des Frabaches, welcher sich außer Obernberg in zwei Arme theilt, deren westlicher seine Quelle im Hintern Endesthal hat. Bei mäßiger Steigung erreichten wir bald den Kessel, in dem die beiden Seen von Obernberg*) liegen, der in der Gegend die Seeegrube genannt wird. Halbkreisförmig erhebt sich vor uns die Landschaft in kurzen Abjügen gleich den Stufen eines Amphitheaters.

Gott! welch' ein gewaltiges Schauspiel mag sich einmal hier abgespielt haben, als vor hundert und hundert Jahren ein Theil des Tribulauns hinuntergestürzt in die dunkeln Fluthen des Sees, denselben zum Theil ausfüllend und in zwei Hälften spaltend, die nur bei anhaltendem Regenwetter sich wieder vereinen! Jetzt liegen sie unten, spiegelklar, die beiden Seen, die Berge ringsum in sich spiegelnd und die gewaltigen Felsentrümmer, die um seine Ufer, Denkmäler eines schrecklichen Momentes, liegen, und gleich den Slavini di Marco den Sängern der Divina comedia begeistern hätten können. Schwarz und kahl starren die einen gegen ihren gigantischen Vater, der sie von sich geschleudert, empor, während andere im Kleide von Moos und Farrenkräutern ihre Herkunft

*) Abbildung derselben zu diesem Band.

zu verheimlichen suchen. Und trotz der lieblichen Idylle des forellenreichen Sees, und trotz des gewaltigen Epos, das in diesem Meer von Felsen liegt, hat sich die Sage hier nicht eingewohnt, wie sonst wol an den meisten Seen Tirols, kein Märchenschimmer durchleuchtet das wirre Chaos, nur Schaaren von Wildenten beleben den stillen Winkel.

Weiter einwärts vermindern sich die Steintrümmer, und die Seealpe am Fuße des Berges, in der man sich mit frischer Butter und Milch laben kann, liegt in einer netten grünen Wiese. Nach Erklommung des Abhanges liegt vor uns eine weite grüne Fläche, nur an der Tribulaunseite mit Geröll bedeckt, in der das Bächlein entspringt, das den See speist. Mit wenig Anstrengung erreichten wir von hier aus den Sattel zwischen der Rothspitze und dem Tribulaun, wo uns Schneeflocken und ein eifriger Fernerwind begrüßten. Die Aussicht ist unbedeutend. Auch auf der Pflerscher Seite ist zuerst eine Alpenwiese, die aber bald jäh abstürzt bis zur Thalsohle. Der nasse schlüpfrige Weg längs des Abgrundes und der gewaltige Wind, der aus dem Innern des Thales herbrauste, mahnten zu unausgesetzter Vorsicht. Längere Zeit verweilten wir an einem Plätzchen, das mit den schönsten Edelweißsternen buchstäblich bedeckt war. Wir banden uns große Sträuße davon auf die Spitze des Bergstockes, um daheim damit prangen zu können.

Der Weg in's Thal ist eigentlich nur eine Sandrieße und fällt sehr steil ab, so daß wir im Nu unten waren. Annißen ließen wir westlich liegen und traten erst beim Tunnel von Aist auf die Landstraße heraus, um dann rüstig Gossensaß zuzuwandern, aber nicht ohne noch einen langen Blick auf den von Eis starrenden Tribulaun zu werfen, der hier sich am schönsten und großartigsten zeigt.

Gossensaß, das alte Gossinsasse, ist ein niebllicher Ort, der aber von seiner einstigen Wohlhabenheit ein Erkleckliches eingebüßt hat, seit das reiche Silber- und Kupferbergwerk aufgelassen wurde. Wie ergiebig dieses Bergwerk schon 1426 gewesen sein mußte, aus welchem Jahre eine Aufzeichnung der Einkünfte Friedrichs mit der leeren Tasche sich im Innsbrucker Statthaltereiarchiv befindet, wußte besagter Herzog selber am besten, unter dessen Erbe sich 1272 Mark Silbergeräthe und 46 Ctnr. 86 Pfd. ungemünztes Silber in Fässern befanden. Weiteres über Gossensaß zu sagen halte ich für überflüssig: die Handbücher für Reisende sagen schon Genügendes. —

Unsere Aufgabe war gelöst. Nach einem in dem trefflichen Gräbner'schen Gasthaus lustig durchzechten Abend legten wir uns nieder und fuhrn des andern Morgens wieder hinaus nach Innsbruck, wo ich mich nach drei weitem dienstfreien Tagen gehorsamst als wieder eingerückt meldete. —

Aus der Berninagruppe.

II.

Eine Besteigung des Piz Corvatsch (10,645'; 3458 m.)

Vom Piz Bernina (12,475'; 4052 m.), dem centralen Culminationspunkte der Berninagruppe, streicht dieselbe in einen östlichen (das Morteratschgebiet) und in einen westlichen Abschnitt (das Rosegggebiet) scheidend, ein Mittelgrat mit den Gipfeln des Piz Morteratsch (11,557'; 3754 m.), Piz Tschierva (10,990'; 3570 m.) und Piz Chalschang (9709'; 3154 m.) in nördlicher Richtung. — Südwestlich zieht der Kamm vom Piz Bernina zur höchsten Spitze (12,138'; 3943 m.) des Piz Rosegg (Gipfel in nordwestl. Abzweigung 12,092'; 3927 m.), über die Erhebungen des Monte Caspoggio, der Sella (11,042'; 3587 m.; — 11,076'; 3598 m.) zum Piz Tremoggia (10,626'; 3452 m.). Dieser entfenbet einen Val Rosegg vom Fetzthal einer- und vom Innthal anderseits scheidenden Seitenkamm, dem die Spitzen des Pl Caputtschino (10,445'; 3393 m.), des Piz Corvatsch (10,645'; 3458 m.), Piz Surlej (9811'; 3187 m.) und Piz Rosatsch (9218'; 2994 m.) entragen. —

Von ungeheueren Firnslagern steigen im Norden der Vadret da Rosegg und Vadret Tschierva herab; am steileren Südfalle breiten sich die Massen der Vedretta di Scercen aus, durch den Felswall des Piz Tremoggia von dem westlich in das Fetzthal ziehenden Vadret da Fex getrennt. —

Die Ausstrahlungen des Berninastockes, der nördliche Mittelzug, der Südwestkamm und der Corvatschgrat bilden die Umrandung des Roseggthales — das Rosegggebiet. —

Diese Gruppe wollten wir nach unserer Wanderung im Morteratschgebiete*) auf einer Ueberschreitung des vom Piz Tremoggia sich nördlich abzweigenden Corvatschgrates kennen lernen. —

Den Fuß des Grates hatten wir auf reizendem Pfade umgangen.

Von Pontresina überschreitet man Puntota, die steinerne Brücke, die sich über den tiefen Felschlund wölbt, durch den der Flatzbach rauscht, mit dem sich bald das dem Roseggthale enteilende Gletscherwasser vereinigt.

In der Richtung gegen Samaden, fast gleichlaufend mit der gegenüber höher liegenden Straße, ist es ein Lustwandeln auf dem weichen Rasen der Wiese; dann biegen wir links in einen Wald, der die Abhänge des Piz Rosatsch bedeckt, und dessen Schatten bei der Schwüle des Tages angenehm kühlt. Da auf ein Mal lichtet sich das Dunkel, und der Spiegel eines kleinen, des Stagersees, leuchtet uns entgegen. Er liegt ruhig, in stiller Abgeschiedenheit da,

*) Die Diavoletztour. Alpenfreund, Bd. III, S. 198.

seine bewaldeten Ufer spiegeln sich wieder und leihen demselben ihre dunkelgrüne Farbe. Der Himmel ist bewölkt; nur selten giebt ein durchdringender Sonnenstrahl glänzendes Leben dem dunkeln ruhigen Wasser.

Der Fußpfad führt uns weiter zu einem Mahensäß, zur *Acia Selva*, und nach einigen Minuten zum Ufer des St. Morizer Sees, dem der Inn als breiter schäumender Stromfall entfließt. Am südlichen Ende des Sees liegen die stattlichen Gebäude des Curhaus-Etablissements von St. Moriz mit seinen Anlagen, vor uns in der Höhe Dorf St. Moriz, und über waldigen Vorbergen ragt der Piz Nair empor, an dem jetzt die Wolken jagen, und das Unwetter zu toben beginnt. Auch uns treibt es zu schleunigem Rückzuge — zu spät; Sturm und Regen erreichen uns. Wie ist die Scene am Stager See verändert! Das Aechzen der Bäume, das Geräusch fallenden Regens, die rollenden Wellen des Sees — ein jürmisch bewegtes Bild!

Schlechtes Wetter und Zeitmangel hatten uns gezwungen 1868 die Ausführung unseres Planes aufzugeben. Das Engadin verlassend, fesselte, von der Sulzerstraße rückschauend, meine Blicke der Culminationspunkt des rechts das Innthal begleitenden Gebirgszuges, der breitgelagerte Piz Corvatsch. Am Fuße bewaldet, baut er sich in Klaffen und Felswänden zur firnbedeckten Zinne auf, die im Morgenroth erglänzte.

Als ich im folgenden Jahre in Pontresina verweilte, sollte die beabsichtigte Begehung der aus dem Roseggthale zwischen Al Caputtschin und Piz Corvatsch in das Val da Fex führenden Fuorcla da Fex ausgeführt werden, zu der sich mir Herr Prof. Dr. F. . . . aus P. . . angeschlossen hatte.

Am 21. August 4 Uhr 40 Minuten Morgens waren wir mit unseren Führern, Peter Jenny aus Pontresina und Franz Böll aus dem Paznaunthale in Tirol, auf dem Wege.

Durch das zwischen Piz Chalchang und Piz Rosatsch sich öffnende Roseggthal führt das steinige Sträßchen auf der linken Seite des tosenden Baches. Die Berghänge sind mit Nadelhölzern bewaldet, und das Lichtgrün der Lärchen contrastirt mit dem Dunkel der Arven. Aus dem Thalhinterrunde blinkt uns der Roseggletscher entgegen, in dessen Ecke, von lichtem Morgenbust umwoben, die Firnkupe des Caputtschin thront.

Bei Alp prüma übersehn wir den Bach. Hinter Alp segnonda überquert ein bewaldeter Kiegel, durch den sich der Bach seinen Durchfluß erzwungen, das Thal. Es ist eine alte Gletschermoräne im größten Maßstabe, die, besonders von höheren Standpunkten aus gesehen, zweifellos als solche zu erkennen ist.

Mit der zweiten Brücke treten wir aus der Thalschlucht. Vor uns dehnt sich eine von Bächen durchzogene, mit Schutt bedeckte verjandete Ebene aus, von der Zunge des Roseggletschers geschlossen.

Es war ein wunderherrlicher Morgen, und schon längst der Entschluß gefaßt, statt des Ueberganges über die Fuorcla uns von einer Spitze des klaren Tages zu freuen — der Piz Corvatsch unser Ziel.

An dem rechtseitigen Berghange steigt man zur Alp Surovel empor. Schon früher hatte ich diese, sowie die an den Wänden des Piz Corvatsch liegende Alp Ota — beide vorzügliche Standpunkte für eine Ansicht des Gletscherhintergrundes im Roseggthale — besucht. Den sich von Alp Surovel bietenden Anblick habe ich voller, die ganze Gruppe umfassender gefunden, während die über dem Gletscherende liegende Alp Ota größere Nähe voraus hat.

Ohne uns diesmal aufzuhalten, kamen wir um 7 Uhr 5 Minuten zu einer höher gelegenen kleinen Alphütte. Vor unseren staunenden Augen war im glänzenden Morgenlichte prangend ein prächtiges Bild entrollt. Zwischen dem Piz Morteratsch, Piz Bernina und der östlichen Seite des Piz Rosegg strömt der Tschiervagletscher herab. Aus der rechten Thalecke unter den westlichen Roseggwänden und der Sella bringt der Roseggletscher hervor. Ein begrünter Felsvorsprung des Piz Rosegg — Agagliouls (2767 m.) — teilt sich zwischen die Eismassen der beiden Gletscher ein, die bei seinem Fuße vereint zu Thale fließen.

Nach halbstündiger Frühstücksrast setzen wir, die nach Silvaplana führende Fuorcla da Surlej rechts lassend, unsere Wanderung fort und erreichen 8 Uhr 30 Minuten den vom Piz Corvatsch nördlich herabziehenden Gletscher. Unter uns im Thale liegt friedlich die einsame Misaunhütte, mein Nachtlager vor einigen Tagen. In der Höhe hängt links vom Piz Tschierva, von steilen Felsmauern eingedämmt, der zerschundene Misaungletscher herab. Ueber das grüne Roseggthal schaut die feine Spitze des Piz Languard herein.

Am Seil wird um 9 Uhr der Corvatschgletscher betreten, und über seine schneebedeckte Oberfläche und eine Felspartie lockeren Gerölls 10 Uhr 15 Minuten die Grathöhe, auf die der firnbefleidete Gipfel fußt, gewonnen.

War bis jetzt die Wanderung angenehm gewesen, so empfing uns auf der zum Gipfel ziehenden steilen Kammschneide ein durchdringend kalter, schneidender Wind. Da der Firn gefroren war, mußten Tritte gehauen werden, und mit Vorsicht bewegten wir uns langsam aufwärts, bis wir um 10 Uhr 35 Minuten die höchste Spitze des Piz Corvatsch erreichten.

Ein Gefühl lebhaftester Befriedigung durchströmte uns, als wir die uns erschlossene wunderbare Welt staunenden Blickes überflogen. Endlos schlingen Reihen von Bergen sich in einander, in vom hellsten zum dunkelsten Farbentöne sich abstufernder Beleuchtung. Schneebedeckte Gebirgszüge wechseln mit kahlen Felsketten, und im Sonnenlichte strahlende Firnspitzen tauchen in den tiefblauen Himmel.

Vor uns breitet sich funkelnd die eisige Berninagruppe aus. Furchtbar steile, felsdurchfurchte Schneewände ziehen zur Spitze des Piz Bernina, von

dem der zerrissene Kamm über eine Einsattelung zum zweigipfeligen Piz Rosegg fortläuft. Das obere Firnbassin des offen vor uns liegenden Tschierbagletschers durchbrechen von diesen Spitzen auslaufende Gräte mit dunkeln Granitpartieen. — Ueber dem prächtigen Roseggletscher wölbt sich neben dem scharfgedigen M. Caspoggio in tabellosem Firnkleide la Sella. Einen bestridenden Gegensatz zu dieser Scene von Eis und Schnee bildet auf der anderen Seite der Anblick des in der Tiefe zum Maloja hinziehenden grünen Innithales mit den Seen von Sils und Silvaplana, deren ruhige dunkel smaragdene Fluthen heraufspiegeln.

Aus der Welt von Bergen, die den Südwesten der Aussicht füllen, tritt die Monte-Rosa-Gruppe mit dem Zuge der Mischabelhörner hervor. Die in ihren zahllosen Windungen verfolgbare Julierstraße beherrscht das abgebrochene Felsengerüst des Piz Munteratsch. Am fernen westlichen Horizonte über dem vorgelagerten Rheinwaldhorn ist der eijige Streifen der Berner Alpen unter der Führung des Finsteraarhorns sichtbar.

Von den Gipfeln des die linke Innseite bildenden Gebirgszuges fesseln Cima da Flix und Piz d'Err, der schön gespitzte Piz Ot, über der Albulagegend der Helm des Piz d'Nela und Piz Uertsch unser Auge. — Der interessante Bau des Piz Kesch dominirt; über der Thalsucht des Unterengadin haftet der Blick am kühn auftretenden Piz Vinard und am Piz Buin der Silvretta-Gruppe, von dessen Spitze ich vor wenigen Tagen das sich über alle Beschreibung erheben darstellende silberne Gebilde der Berninagruppe bewunderte.

Nun folgt ein Gewirre von Bergen, welche sich auf den Grenzcheiden der Schweiz, Tirols und Vorarlbergs aufbauen. Die Dethalergruppe ist uns verdeckt. Ueber den Bergen des Val Livigno erscheinen die Ortler Alpen, mit der mächtigen Gestalt des Ortler, dem Monte Cristallo, dem aussichtsreichen Monte Confinale und der feinen Königs Spitze.

Nur einige der bedeutenderen Züge der Aussicht habe ich gezeichnet. Um einen Begriff von der großartigen Pracht derselben zu erhalten, muß man dieselbe selbst beherrschen; ein Genuß, der mit geringer Anstrengung und ohne Gefahr zu erkaufen ist.

Der Gipfel des aus Gneiß aufgethürmten Piz Corvatsch ist ein langgestreckter breiter Schneegrat, der sich verengend südlich absenkt und zu einer zweiten niedrigeren Spitze (10,165'; 3302 m.) hinaufzieht.

Auf dem Schnee des Gipfels hatten wir mit einigen umherliegenden Glimmerplatten Sitz zurecht gemacht, und der Becher kreiste in fröhlicher Runde. Eine Documente früherer Besteigungen enthaltende Flasche wurde aus dem die Spitze krönenden Steinmanne geholt, unsere Karten beigelegt, und dieselbe wieder wohl verwahrt.

Nach war die Zeit verflogen, um 12 Uhr 10 Minuten, nach einem Aufenthalte von 1 Stunde 35 Minuten, nahmen wir Abschied von der Spitze.

Auf dem von der Sonne erreichten Firn stiegen wir zur Grathöhe hinab. Hier verließen wir, links abbiegend, unsere Fußspuren vom Morgen, um in das Innthal nach Sils hinabzusteigen.

Eine Schneefehle, rechts von mächtigen, überhängenden Felsen begränzt, zog sich vor uns in die unergründliche Tiefe. Durch dieselbe bringen wir vor. Der Schnee gibt Anfangs guten Halt, die Felsen zur Rechten Stützpunkte für die Hand. Doch der Abfall wird steiler, die Felsen ziehen sich zurück, die Schneelage wird dünner und das glatte grüne Eis unter derselben tritt zu Tage. Es müssen Stufen gehauen werden, die Jenny als Erster schlägt. Die durch das Seil verbundene Partie schließt Pöll. Wenn Jenny eine kleine Strecke hinab Stufen gehauen und einen sicheren Standpunkt erreicht hat, folgen wir mit größter Vorsicht nach, während Pöll, oben fest eingestemmt, jeder unserer Bewegungen folgt, um im Falle eines Ausgleitens durch das gespannt gehaltene Seil einen Sturz aufzuhalten. Langsam rücken wir vor. Allmählig wurde der Hang mäßiger geneigt, die Fehle breitete sich aus, der Schnee wurde tiefer und rascheres Fortkommen möglich. Mein Gefährte, der vielleicht während der Descension nicht ganz das Bewußtsein der wenn auch nicht geradezu gefährlichen doch jedenfalls größte Vorsicht erheischenden Art des Terrains hatte, erstaunte, als er über unseren Köpfen, die an der fast senkrechten Firnwand herabziehende Linie unserer Stufen erblickte. Eine Rutschpartie wurde unternommen, und pfeilschnell glitten wir über die geneigte Schneefläche. Zu einem Enäuel verschlungen, langte die Gesellschaft unter allgemeiner Heiterkeit über die seltsameocomotionsart eines Mitgliedes derselben unten an. Bei der Beschleunigung der Gleitgeschwindigkeit hatte Einer von uns nämlich den vor ihm abfahrenden Jenny mit beiden Händen umschlingend, die Fahrt Kopf vor, beide Füße nach oben mitgemacht und durch diese Körperstellung seinem unmittelbar nachkommenden Gefährten eine Unterlage geboten, die sich demselben erst unten als eine seinem Vordermanne zu verdankende enträthselte.

Nun wurde über Geröllhalben hinabgestiegen, und um 2 Uhr bei einem kleinen Wassertümpel Siesta gehalten. Unter uns liegt das Innthal, die Seen von Sils und Silvaplana, darüber der Bergzug der linken Innseite, den eine gewaltige Naturkraft von der granitischen Berninamasse abgerissen haben muß.

Um 3 Uhr 25 Minuten weiterziehend, waren wir nach einer halben Stunde bei einer Seenhütte, die wir offen fanden, aber ohne irgend ein menschliches Wesen zu sehen. Ein entdecktes Gefäß mit Milch erfrischte uns, und wir legten den Geldeswerth des Genommenen neben dasselbe. Als wir weiter gingen, kam der Senn, dem wir unseren Eingriff in fremdes Eigenthum meldeten. Manches steiles Wieseneck mußte umklettert werden, bis wir auf einen schmalen Fußpfad kamen, der uns um 4 Uhr 40 Minuten nach Sils-Maria brachte.

Wir hatten von Pontresina 4 Stunden 55 Minuten auf die Spitze des Piz Corvatsch benöthigt, und den Abstieg nach Maria in 2 Stunden 50 Minuten (Alles ausschließlich der Rasten) ausgeführt.

Zu Wagen, mit behaglicher Fahrt endete die Reise des Tages, und als wir am See von Silvaplana vorbei, durch St. Moriz und Samaden kamen, vergoldeten die letzten Strahlen der scheidenden Abendsonne die schöne Schneefuppe des Piz Corvatsch. —

Von München in die Scharnik.

Eine Harthalswanderung von Emil Auer.

III.

Tölz ist unstreitig einer der lieblichsten Punkte des ganzen Isarthales. Der Markt selbst dünkt mir ein freundliches Antichambre der Alpen, durch das die grüne, lebendige Isar, dieses ächte Kind der Berge, ihren Eintritt in die Welt nimmt. Der Ort würde das Prädicat Stadt eher verdienen als manch anderer; er ist der schönste und größte „Markt“ Bayerns. Amphitheatralisch gebaut und von Baumgruppen beschattet, breitet sich Tölz in einem von Osten nach Westen sich abwärts ziehenden Einschnitte aus, den der hier in die Isar mündende Ellbach sich durch das rechte, steil abfallende Ufer derselben gebrochen hat. Die steil ansteigende lange Hauptstraße trägt vorzugsweise den ursprünglichen Stil der Alpen an sich; die vorspringenden, sanftabfallenden Dächer und die noch ziemlich häufigen Malereien an den Vorderseiten der Häuser bilden einen eigenthümlichen Contrast zu den hin und wieder vorkommenden hohen Mauern und flachen Dächern, die an Italien gemahnen.

Ueber den Namen des schönen Marktsiedens ist schon viel gestritten worden. Prof. Dr. Sepp, ein geborner Tölzer, läßt Tölz ein ursprünglich slavisches Wort sein; er glaubt, daß Heinrich der Röhre slavische Tollenser nach ihrer Besiegung hieher verpflanzt habe. Dr. H. Noë ist fürchterlich entrüstet über solch' leichtfertige Ethymologie, und sagt: „Nie haben Slaven in Südbayern gewohnt“. Er hält für den Namen Tölz den deutschen Ursprung aufrecht und pflichtet Carl Roth bei, der glaubt, daß Tölz einen Ort bezeichnet, wo Trauben wachsen (tolun von tola). Dr. Staub aber wittert auch hier Rhätier (Tulunusa). Andere behaupten, der Name sei keltischen Ursprungs und komme von toll-aidt (durchbrechen) und enz (Fluß). Aventin sieht das römische Tolusium. Wer hat Recht? Thatsächlich ist, daß der Name zuerst nach Mitte des zwölften Jahrhunderts als Tollet erscheint, dann Toluz, Tollenz, Tolizz, Tülz u. s. w.; erst im 16. Jahrhundert tritt Tölz und Tölz auf.

Tölz ist schön und liegt noch schöner, gleichviel wem es seine Entstehung verdankt. Wir nehmen im herrlichen Garten des Bürgerbräu unter dessen

uralten Binden Platz und lassen uns als Morgentrunk ein Glas des berühmten Tölzer Gerstenastes crebenzen. Das Tölzer Bier hatte sonst einen Namen wie kein anderes. Wenn in früherer Zeit in München die Quelle des einheimischen „Sommerbieres“ versiegt war, dann thaten sich allenthalben in der Stadt Tölzer Filial-Quellen auf. War das glücklich vertilgte Münchener Getränk gut, so mundete der Tölzer „Stoff“ noch besser, und man sah distinguirte Persönlichkeiten, wie sie Abends durch die obscursten Straßen huschten und in den unscheinbarsten Kneipen verschwanden, wenn vor solchen die stereotype Tafel mit der Aufschrift: „Hier giebt es ächtes Tölzer Bier“ ausgehängt war. Das sind jedoch tempi passati: warum? weiß ich nicht, ist doch heute noch das Tölzer Bier besser, reiner und gehaltreicher als viele Münchener Biere, die in alle Welttheile versandt werden. Und so gründlich ist das Getränk von Tölz in München ausgemerzt, daß der Localkundigste auch nicht eine Kneipe auftreibt, dessen Wirth verständig genug wäre, sich den Gerstenast, der noch so viele Verehrer in der bayerischen Residenz zählt, beizulegen.

Gambrinus' Gabe aber ist es nicht allein, die nur im Bürgerbräugarten ergökt, denn jene könnten wir füglich mit vielmehr Sammlung in den gemüthlichen Räumen unseres Hoteliers zu uns nehmen, es ist die unvergleichliche Aussicht, die man von hier in das Isarthal hinauf und auf seine Berge, welche es umgeben, genießt. Vor Allem ist es die wichtige Gestalt der Benediktenwand, die hier am meisten imponirt, und an der das Auge sich nicht satt sieht. Der Blick schweift weit nach Süden, bis die Hochgebirge von Scharnitz und des Achensee das weitere Vorbringen verhindern.

Tölz ist reich an schönen Punkten; so verlassen wir den aussichtsreichsten der Wirthsgärten des bayerischen Hochlands und wenden unsere Schritte zum Calvarienberg. An Obstgärten und Wiesen vorbei, kommen wir zuerst zu einem Kreuze in Mitte einer schönen Anlage. Aus den Wunden des gekreuzigten Christus strömt eine klare Quelle. Nach einem kleinen halben Stündchen stehen wir vor der zweithürmigen Kirche des Calvarienbergs (2200'), die mit feierlicher Pracht weithin in das sonnige, grüne Thal hinausragt. Zu unsern Füßen liegt der schöne Flecken in voller Ausdehnung, gegen Süden ist in Mitte des Thals der Kirchturm von Ränggries sichtbar, aus dem Hintergründ des gewaltigen Bergtheaters ragen besonders der Zuisen, das Seekor, das Hochglück in die Lüfte; zur Rechten bilden die Benediktenwand, der Kirchstein und Waxenstein, zur Linken der Geigerstein und Fockenstein die schönsten Coulissen. Die Calvarienbergkirche stammt erst aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts; erbaut wurde sie, wie ein Grabstein in der Kirche besagt, von Fr. Nocher, einem kurfürstlichen Salz- und Zollbeamten zu Tölz. Derartige Aemter scheinen demnach damals einträglicher gewesen zu sein; heutzutage wird ein bayerischer Zollbeamter kaum mehr eine Kirche aus seinen Mitteln stiften. Nebenan liegt eine Kapelle vom gleichen Alter, von Tölzer Zimmerleuten errichtet und dem heiligen Leonhard gewidmet.

Der Heilige steht in dieser Gegend in hohem Ansehen und in großer Verehrung. Ist er doch der unfehlbare Beschützer des Viehs, das Vieh aber bildet den Haupterwerbszweig der Aelpler. Der 6. November als der Namenstag des Hochgefeierten ist deshalb einer der größten Festtage der Landbevölkerung der ganzen Umgegend. An diesem Tage ist es besonders eine originelle Proceßion, durch die das Fest gefeiert wird, und die Erwähnung verdient.*) Die Leute fahren nämlich auf zierlich geschmückten Wagen, den „Leonardi-Trüchen“, welche mit dem Bildniß des Heiligen und Scenen aus dem Leben des Oberlandes bemalt und mit vier reichgezierten stattlichen Pferden bespannt sind, in einer Reihe von dreißig und mehr Gespannen, welchen ein Priester voranschreitet; jedem Wagen folgen zwei schmutze Reiter, während Jung und Alt, in den Wagen sitzend, betet. So bewegt sich der Zug bis zur Leonardikapelle, in welcher die Landleute einer Messe beizohnen, um durch die Fürbitten des Heiligen den Segen des Himmels für ihren Viehstand zu erlangen. Um die Kapelle läuft eine aus Hufeisen gefertigte Kette, die vermuthlich auch ein frommer Deconom gestiftet hat. Eine Unzahl von Botivtafeln bedeckt die Wände. Alfred Meißner schreibt in seinen „Charakter-Masken“, daß, wenn der Schutz für „großes Vieh“ begehrt wird, die Verehrung des Heiligen in Tölz geollt werden muß, für „kleines Vieh“ könne er auch im benachbarten Länggries angerufen werden.

Verlassen wir den aussichtsreichen Hügel und schlendern wieder durch den Markt. Da fallen uns die bereits erwähnten Fresken an den Häusern auf. Die Sujets derselben sind meist biblische oder der Legende entnommen. Alle möglichen Heiligen sind, häufig in römischer Kriegertracht und immer mit den gleichen Farben, abconterfeit. Die dreischiffige, rein gothische Pfarrkirche lohnt eine nähere Besichtigung. Außer alten Wandbildern, die in den letzten Jahren unter der Tünche entdeckt wurden und vom Hofmaler des Herzogs Albrecht IV., Gabr. Mächselkircher, herkommen sollen, sind es besonders die vielen Grabmäler, die die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Unter letzteren fällt hinter dem Hochaltare ein großer, marmorner Grabstein auf, der einen geharnischten Ritter zeigt. Dieser ist Caspar Winzerer III., weiland Herr zu Brannenburg, ein tapferer Ritter. Er hielt einst zur Belustigung auf einem Ager vor seinem Schlosse mit seinem Freunde Georg von Frundsberg, dem Jüngern, ein Turnier ab. Die Frauen und Fräulein standen an den Fenstern und schauten dem Kampfspiele zu. Caspar turnirte trotz seiner 77 Jahre wie ein Junger, plötzlich aber traf ihn die Waffe des Frundsberg durch eine Spalte der Rüstung in den Hals. Der Alte erlag der Wunde und wurde in Tölz begraben (1543).

Mit wenigen Schritten stehen wir auf der Isar-Brücke, über die wir gestern bei Nacht hereinfuhren und deshalb keine Ahnung hatten, welch' prächtige

*) Wir entnehmen die Schilderung dieser Proceßion, sowie manche andere neue Notiz dem trefflichen Büchlein des Herrn Hofrath Dr. Hößler, „Führer von Tölz“. D. B.

Aussicht sie bietet. Der hochanstiegende Markt, der Calvarienberg, die schön-geformten Gebirge des Hintergrunds und der smaragdgrüne reißende Fluß unter uns — wahrlich ein allerliebsteß Bild, ein Miniatur-Pendant zu den Salzburger, Ruffsteiner und Innsbrucker Brückenprospecten. Wenn die Brücke hinter uns liegt, begegnet uns zuerst die Franziskanerkirche, von einem Friedhof umgeben. Das Innere dieses Tempels, kahl und weißgetüncht, macht einen tristen Eindruck und bietet nichts Sehenswerthes. Desto besuchenswerther wäre das Kloster der hochwürbigen „Patres ordinis sancti Francisci“, wegen des von ihnen gebrauten Gerstenjafteß, der einen potenzirten Genuß des an und für sich berühmten Tölzer Getranks gewährt. Aber kein Vernünftiger wird den Ordensmännern zumuthen, daß sie eine öffentliche Bierchenke in ihren Räumen etabliren sollen, und so bleibt der Genuß nur Bekannten und durch solche Eingeführten vorbehalten.

Nun ändert sich die Physiognomie von Tölz. Moderne Villen, aus denen Claviertöne und Damenstimmen erschallen, stilvolle Gärten, in denen städtische Gestalten mit eleganten Toiletten wandeln, lassen uns ahnen, daß dieser Anhängsel des Markts jüngern Datums ist und andern Zwecken dient als der Hauptort: wir sind im Nahon des Bades Krankenheil. Zur Linken erhebt sich das „Curehotel“, ein schöner Bau, der seinen Namen mit Recht trägt, und die Badeanstalt mit der Brunnenverwaltung, rechts von der Straße die „Wandelsbahn“, die Restauration und die Villa der Frau Buchhändlers-Wittwe Herber aus Freiburg, deren Eigenthum das Bad ist. Die job- und schwefelhaltigen doppelt kohlensauren Natron-Quellen ziehen seit ihrer Entdeckung (1856) nicht nur einheimische Leidende hieher, man kann von Tölz bis zum „Zollhause“ einer Filiale des Bades, die eine halbe Stunde, gegen den Ursprung der Quellen hin, entfernt ist, mehr als ein Mal auf das russische Idiom stoßen, auch für Berliner ist Krankenheil in den letzten Jahren ein beliebter Tummelplatz geworden.

Um die Zeit unsers Besuchs ist im Bad alles verödet; wir müßten in einer der Morgenstunden hieherkommen, um die lebendige Babeliste zu studiren. Doch da wir unseres Wissens keine bekannten Namen zu begrüßen haben, und die Reihen der für uns Anonymen uns nicht interessiren, so unterlassen wir es lieber. Der Aufenthalt in einem Heilbad gehört, für mich wenigstens, zu den unerfreulichsten; ein Gesunder kann an solchen Orten höchstens Studien zu einem Holbein'schen Todtentanz machen. Da finden wir bleiche Gesichter, denen man begegnet, und auf deren Wangen die klare Quelle einen Purpurnieder-schlag bilden soll; tapfere Zecher, die ihre zitternden Glieder hier wieder zur Ruhe zu bringen glauben; brave Soldaten, welche der Tod nur von ferne angetreten, und die durch das heilkräftige Wasser die von Prellschüssen gelähmten oder durchschossenen Arme und Beine zu kräftigen hoffen, so wie die lächerlichen Gestalten finster in die Welt schauender Hypochondrer, die das ihnen beständig nachschleichende Gespenst aller möglichen und unmöglichen eingebildeten Leiden

mit dem Becher und im Bad ertränken möchten. Von den Genannten ist wol die letzte Classe Leidender die bedauernswertheste, und den Aerzten sollte am meisten daran liegen, ihr die größte Sorgfalt zuzuwenden, indem sie es eigentlich mit Gesunden zu thun haben, die ihr Leben mit Gedanken vergiften. Zu Hause haben die Bejammernswerthen entweder gar keine oder zu ängstliche Rücksicht erfahren, im Bade angekommen werden sie von Aerzten und andern wirklich Leidenden theils bespöttelt und geneckt, theils gemieden. Ein wahres Glück — die halbe Cur ist es für sie — wenn ein Arzt oder Fremder sie ruhig und theilnahmsvoll anhört und ihnen herzlich gemeinte Rathschläge gibt. Denn der Grund ihres Leidens ist meist gesteigerte Nervosität, die keine Opposition verträgt. —

Tölz ist das Standquartier für eine Menge von lohnenden Ausflügen des verschiedensten Charakters. Würde es mich heute auch zu weit von meinem Wege abführen, dem Leser all' die schönen Punkte zu zeigen, so will ich doch nicht unterlassen, ihn an die schönsten zu führen.

Vom Bade aus ist es vor allem das bereits erwähnte Zöllhaus, das fast Niemand unbefucht läßt. Es ist dieß eine freundliche Wirthschaft in einem gar idyllischen Winkel, mit einer Küche, die gewiß keinen Pensionär und keinen Touristen unbefriedigt läßt. Das gastliche Haus war früher die Zollstätte für den Uebergang auf Benedictbeurer Gebiet. — Von hier wandere man auf einem gar reizenden Wege über sonnige Aenger und durch Buchen- und Tannengehölz zur Quelle Krankenheil. Die soliden Brunnen- und Quellsenhäuser sind es aber weniger, die den Ausflug und das Steigen lohnen, es ist die Aussicht, die man wenige Schritte oberhalb der Quelle unter dem Schatten einer Birke genießt. Die Berge der ganzen Gegend, mehrere Tegernseer und Tiroler Spitzen gruppiren sich von hier zu einem prächtigen Bilde. Wer eine bedeutende Fernsicht in's Flachland haben will, steige von der Quelle etwa noch fünf Minuten, dann über einen quer über den Wiesenabhang laufenden Zaun; eine Bank bezeichnet die Stelle des Hügels, von der man eine gar prächtige Aussicht auf die Hügelregion im Nordwesten, auf das Loisachthal und den Starnberger See hat. Von da läßt sich auch eine Besteigung des Blombergs, an dessen Abhängen wir uns befinden, leicht und mühelos ausführen. In 1½ Stunden erreichen wir die nur 3793' betragende Höhe. Beim Kreuz gestaltet sich die Aussicht am schönsten. Der benachbarte Zwiesel (4155') verdient nicht minder eine Besteigung, umsomehr als dieselbe ebenfalls mühelos ist. Vom Blomberge aus ist seine Spitze über den Enzenanger in anderthalb Stunden zu erreichen. Diese Wege sind übrigens nebenbei bemerkt alle ziemlich schmutzig und Damen nur dann anzurathen, wenn deren Chauffüre mehr Widerstandskraft besitzt, als auf dem Macadam der Residenz nothwendig ist. Der Rückweg mag über die Sauerberger Alpe gemacht werden. Wer einen Umweg von 1½—2 Stunden nicht scheut, halte sich links und steige nach Hinterstallau hinab; es ist eine malerische idyllische Gegend. Der Stallauer

See, ein kleines, forellenreiches Gewässer jenseits der Landstraße, füllt die Mulde aus, die uns von den jenseitigen Hügeln trennt. Auf der von Venedic-beuern herführenden Landstraße ist man dann in 1½ Stunden wieder in Tölz.

Ein weiterer Ausflug von Tölz aus ist der über Wackersberg zur Bannaspe. Wir wählen die Fahrstraße, da der Fußweg steiler und weniger angenehm ist. Von der Starbrücke am Friedhof vorbei führt die Straße zur Schießstätte von Tölz; sodann steigt sie allmählig bergan und erreicht nach einer Stunde das schöne auf einer prächtigen Hochebene gelegene Dorf Wackersberg, dessen Gebirgsschützen in München während des Octoberfestes sonst großes Aufsehen durch ihre kleidsame Tracht und ihre stramme Haltung machten. Die Geschichte des Dorfes geht bis in's 8. Jahrhundert zurück; seine Bewohner haben an allen Vorkommnissen tapfer Antheil genommen und verdienen es wol, wenn man den Namen ihres Dorfs vom althochdeutschen wak = wach, wachsam, und her = Volk, Dorf, Gemeinde, ableitet, und Wackersberg so mit „dem Berg des wachsamten Volkes“ überiekt. Friedrich Lentner, der frühverstorbene reichbegabte Münchener Maler und Schriftsteller, der einer der Wenigen war, die dieser Gegend eingehenderes Interesse entgegenbrachten und sie gründlich durchforschten, schrieb im Jahrgang 1846 der Allgemeinen Zeitung unter Anderem über die Wackersberger Bevölkerung:

„Ein eigenthümlicher Nimbus patriotischer Poesie umstrahlt dies Häuflein schlanker, redenhafter Bauern, die in altväterischer Tracht sich als Soldaten geriren, diesen ehrwürdigen Rest der alten Landfahne vom Tölzer und Hohenburger Gerichte, und er verfehlt, wenn er nach München verschleoben wird, nie seine Wirkung. Ein anderes wird das freilich in der Nähe besehen. Wie er vor mir saß, mit unbeschreiblich wehmüthigem Gesicht, der freirefignirte alte Schützenhauptmann von Länggries und sein Klagelieb sang vom Verfall all der schönen Dinge beim Schützenwesen! Er, der Anno Neun gegen die Tiroler getrommelt, sah die tapfere Schaar schußficherer Landleute noch in den guten alten Tagen; er paradirte mit ihnen am Frohnleichnamsfeste — damals zahlte die Herrschaft noch das Pulver zu den Salven und Bier für die Mannschaft, jezt gibt höchstens noch der Herr Pfarrer einen Eimer zum Besten. Damals trug noch jeder Schütz sein eigen Gewand, meist seinen Hochzeitrod, jezt borgen die etlichen fünfzig Bursche die grünen Kittel und Hüte von allen Großvätern der Umgegend zusammen, der urväterische Marsch mit Trommel und Pfeife verstummt, denn Niemand will mehr „schwegeln“ lernen, und was die Förster für Briefe geschrieben an die Regierung wegen des Gewehrtragens der Bauern, davon wollte er gar nicht reden. Man dachte einmal höchsten Ortes, so viel mir bekannt, viel an Errichtung von Bergschützen-Compagnien; das Project fügte sich aber nicht recht in die üblichen Forst- und Polizeigesetze, und so wurde denn die Sache vergessen, ehe sie eigentlich dagewesen. Es meinen aber Viele, vielleicht wird doch noch einmal etwas daraus, und bis dahin tragen nun die alten Schützen ihre Sebastiansfahne leiseidentlich in der Procession mit und freuen sich, im Schuß der Kirche sicher zu sein vor ihren Erbfeinden, den Jägern. Alles was ehemals gut und schön war, gilt ja jezt nicht mehr; selbst an die Herrlichkeiten des Länggrieser Frohnleichnamsumgongs wurde die kürzere Elle gelegt, die rothen Husaren mit ihren Flügelhauben, eine Reminiscenz an den Besuch des Pandurenobersten Trend, dürfen nicht mehr ihre ungarisch gekämmten Pferde vorantummeln, die Herrschafts-Drägoner nicht mehr nachtraben auf ihren Ackergäulen, die kleinen Buben in zopfiger Waidmannstracht, die ehedem mit Leithunden und Flinten sehr ernsthaft im Zuge mitschritten, fehlen; Schäfer und Schäferinnen sind

beseitigt, selbst den zugführenden Engel hat die Polizei abgeschafft. Vergegenwärtige Dir ein Mal, lieber Leser, diese malerischen Zuthaten im frommen Aufzug, und Du wirst die Klagen der Alten dieses Dorfes zu würdigen wissen. Ich kann Dir übrigens versichern, auch noch in seiner heutigen Abschwächung steht ein kirchlicher Festgang, bisfsam genug aus. Wenn um die lichten Hügel von Wadersberg der bunte Kranz der Bittgänger sich schlingt, hoch in den Lüften die Fähnlein fliegen, die gekrönten Jungfrauen sittig heranschreiten, die schön gelockten Marien auf den Thronesseln tragend, und die Weihrauchwolke, aus der das Gold der Priesterkleider, das Gestein der Monstranz blüht, in irgend einer Bucht dichter Ahorne verschwebt, wenn dann nur noch aus der Ferne der Gesang, der dumpfe Trommelschlag der Schützen, das Summen der Betenden und die flatternden Fähnlein des Zuges Richtung kund geben, so mag sich jeder noch genug Poesie aus dem allem, wie aus der Laubschicht des wunder schön gelegenen Hochbörseins herausfinden."

Eine Viertelstunde südwestlich von Wadersberg ist die Pestcapelle. Der Weg dorthin führt oberhalb des Wirthshauses von der Straße ab. Die Capelle steht, von einer Mauer umgeben, an einem Wäldchen; die kleinen Hügel zeigen die Stätte, wo ein frommer Mann die in der Gegend im Jahre 1834 an der Pest Gestorbenen, die Niemand zu berühren und in den Dorffriedhöfen zu begraben wagte, bestattete.

Unsern Weg zur Bannalpe fortsetzend, müssen wir von hieraus zuerst die Richtung gegen die Benedictenwand verfolgen. Der Bannhof bleibt in einiger Entfernung links liegen, bald geht's aufwärts neben einem Wald zu einem Gatter; hierauf zieht sich der Pfad über ein Bächlein durch sonnige Matten und schattige duftende Wiesen, Farrenkräuter in riesiger Menge bilden die Begleitung; sodann gelangen wir zu einer Brunnenleitung von hier links aufwärts, dem Steinbache entlang, welchen wir unter uns rauschen hören. Bald schimmert durch die Tannen ein helles Haus; es ist die Bannalpe, ein Muster von Reinlichkeit, dem Bauern Bann gehörig, der im Jahre 1858 beim Festzuge des 700jährigen Jubiläums von München dortselbst als Balthasar Mahr, Schmied von Roßel, in der Gruppe der Sendlinger Bauernschaft mitwirkte. Seine Gestalt muß demnach, wie ich vermuthete, eine athletische sein, gesehen habe ich den Mann leider nicht; weder bei meinem Besuch der Bannalpe noch an jenem für jeden Münchner unvergeßlichen 27. September 1858, wo das Uebersehen des schlichten Oberländlers leicht möglich war bei einem Zuge von mehr als 3000 Personen, die die Geschichte der Stadt während der sieben Jahrhunderte ihres Bestehens lebendig vor Augen brachten, wo längstvergeffene Gestalten aus grauer Zeit plastisch und farbenprächtigt vorbeizogen, wo der rechenhafte Heinrich der Löwe, der die erste Brücke über den wilden Strom schlug, ein Kaiser Ludwig der Bayer mit unbeschreiblichem Glanz und Pracht, die leibhaftigen Gestalten des Mittelalters und alle berühmten Männer und Frauen, die mit der Geschichte der Stadt in Verbindung stehen, neubelebt an den Blicken vorbeizogen.

Da fällt mir das Schriftstück eines Bauern aus dem benachbarten Länggries ein, das der damaligen Gelegenheit seine Entstehung verdankt, und worin

dieser einfache Kespeler in Form einer Anrede an seine Kameraden, die bei jenem Festzuge theilhaftig waren, seine Eindrücke schildert. Es gibt dieses Document nicht nur Zeugniß von der trefflichen, treuen Gesinnung des bayerischen Gebirgsvolks, es ist auch eine glänzende Widerlegung des bestehenden Vorurtheils, daß die altbayerischen Alpenbewohner sich durchweg nur durch Rohheit und Bildungs-Armuth auszeichnen. Wir geben eine Copie des Schriftstücks, dessen Original das Münchener Stadt-Archiv besitzt; der Leser mag sich daraus selbst sein Urtheil bilden:

„Nicht wahr, ihr guten Freunde? Herrlich und schön war der Zug, der am 27. Sept. d. J. die Straßen der Haupt- und Residenzstadt Münchens durchzog. Da konnte man ja Alles sehen von Jahrhundert zu Jahrhundert, und Alles herrlich. Was haben aber im 18. Jahrhundert diese Oberländer Bauern vorzustellen? Dieses sind von Herrn Inspector Brulliot aus dem Oberlande angeworbene Leute und sind das Sinnbild, jener Bauernschlacht bei Sendling, wo heut zu Tage noch das Grabmal von Aethunderten zu sehen ist. Denn dort haben sie für ihren vielgeliebten Monarchen und für das Vaterland verblutet. Nicht wahr, eine denkwürdige Geschichte? Nun so wollen wir uns ein wenig über dieses Sinnbild besprechen. Haben wir gesehen den freudigen Empfang dieser Bauern von den Bürgern Münchens; haben wir gesehen bei ihrer Einfahrt in den Bach*) die Freude des sämmtlichen Volkes; haben wir gesehen, wie diese sogleich von Herrn Schröder, Kupferhammerbesitzer, mit Speise und Trank erquickt wurden; haben wir gesehen, wie schön ihr freier Verpflegungsort, das Gasthaus zum Lachen-Wirthe, geschmückt war, wo sie mit gutem Bier und guter Kost auf das Beste versorgt waren, und dann auch das angenehme Lager im Zimmer. War nicht auch dieses überraschend, als sich Herr Max Schweiger in ihre Mitte stellte, und alle auf das Freundlichste einlud, unentgeltlich sein in der Müllerstraße eigenthümliches Theater in dem Stild: „Der Schmied von Kockel“, zu besuchen. War nicht bewunderungswürdig, wenn man gesehen hat, wenn ein Bürger den Bauern auf der Straße begegnete, ihnen die Hand reichte mit dem Freundschaftswort: „Grüß dich Gott, altes Haus!“ Ja dieses Alles haben wir gesehen. Jetzt aber gehen wir hin nach Sendling zur Grabstätte, und was ist da zu sehen gewesen? Eine Compagnie Landwehr-Jäger mit der Musik harreten auf die Bauern, um während des Libera die drei Salven zu geben. Die Bauern sind angekommen in Begleitung des Herrn Oberst Nieberer und des Herrn Inspectors Brulliot, allwo vom Hochwürden Herrn Pfarrer von Tölz ein Seelengottesdienst abgehalten wurde. Es wohnten diesem Gottesdienste mehrere Herren Officiere bei, darunter auch Herr General Ott, gegenwärtig Stadtcommandant in München. Von da ging man zum Grabeshügel. Wie wurden aber die Bauern, so wie das Volk entzückt, als ankam Seine Majestät König Maximilian II. Empfangen von der Geistlichkeit begab sich Höchstselbe hin zum Grabe. Konnte man nicht sehen, wie andächtig dieser hohe Monarch sein Gebet für die Verstorbenen zum Himmel erhob? Von da begab sich der Zug in Begleitung Seiner Majestät hinter die Kirchhofsmauer, allwo aufgerichtet war der Hochaltar. Hier begann nun die Anrede, gehalten vom Hochwürden Herrn Pfarrer von Sendling, der hervorhob den Sinn und Werth dieser vor 100 und 53 Jahren aus Vaterlandsliebe mit Blut begossenen Erde. Hier galt es einen schweren Kampf in jedes Menschen Herz, um nicht durch ein lautes Weinen die Ruhe zu stören. Denn, wenn man bedenkt, die Liebe der Unterthanen gegen ihren Monarchen und die Liebe des Monarchen gegen die Unterthanen! das ist nicht zu beschreiben; einen Zug davon kann nur derjenige machen, der noch das ächte Liebesblut für König und Vaterland in seinen Adern hat. Geehrt, geschätzt, ja geheiligt soll werden jene Stunde und Stelle, wo während des Hochamtes unter freiem

*) Unter „Bach“ ist einer der Seitenarme der Isar in München gemeint, denn die zum Festzug versammelten Tölzer und Länggriecher kamen mit ihrem unerwünschten Verkehrsmittel, dem Floß, auf der Isar an.

Himmel das Gebet des hohen Monarchen, vereint mit Bürger und Bauer, mit Alt und Jung, mit Reich und Arm, einstimmig gleich einer Wolke zum allmächtigen Vater des Himmels und der Erde sich erhob. Hier wurde gelegt von Seiner Majestät in diesem Jubiläum der zweite Grundstein. Der erste zum Bau einer Brücke, der zweite aber zur neuen Liebe der Bayern gegen ihren König. Denn ich glaube, nur die unzerrennlche gegenseitige Liebe im wahren Sinne genommen kann Glück und Segen in das Vaterland bringen. Jetzt, Bauer, der du immer bist und selbst in dem Zug theilhaftig warst, mit dir gehe ich nach Hause, um auch mit dir noch ein Wort reden zu können, und sage: Bedenke, was du hier gesehen hast, danke aus herzlichster Liebe deinem König für das Gebet, das von ihm, vereint mit dem deinigen, für deine Ahnen dargebracht wurde. Sollte aber das Unglück und Gottes ewiger Rathschluß so wollen, so sei, was deine Voreltern waren. Belehre deine Freunde, belehre deine Kinder, ja belehre jeden Bayer, so zu leben, so zu sterben für Gott, für König, für's Vaterland. Kommt ein Sturm, so stehe fest wie seit Jahrhunderten der edle Bayer immer stand. Bedanke dich aber auch bei jedem Bürger, der dir wohlgethan, besonders aber noch bei Herrn Inspector Brulliot, der noch das schöne Andenken, die Fahne in deine Heimath überbrachte, das nicht allein für dich gilt, sondern für jeden Oberländer geltend ist. So, dann stimme ich mit ein und sage, es lebe der König, es lebe der Bürger, es lebe der Bayer!"

Benedict Baumgartner,

Zumüller auf der Ortelmühl in Länggries.

Kehren wir nach diesem Excurs zu bayerischer Aelpler-Rhetorik auf die Wannalpe zurück. Frische Butter und eine Schüssel Milch, von der „der Rahm noch nicht abgeschöpft“ ist, bilden hier unser Beizer-Brod, das wir uns um so mehr schmecken lassen, als wir einen andern, noch weitem Rückweg im Thale einschlagen, auf dem wir noch mancherlei zu besichtigen haben. Vergab, anfänglich denselben Weg zurück, lassen wir den ersten Seitenweg links liegen und kommen durch den Wannahof; von hier meist in nordöstlicher Richtung gegen die Isar marschirend erreichen wir in $\frac{3}{4}$ Stunden die Viber-Mühlen. In einer derselben wurde das größte bayerische katholische Kirchenlicht des vorigen Jahrhunderts, P. Eusebius Amort, geboren. Er war Professor der Philosophie, Theologie und des Kirchenrechts im großen Augustinerkloster Polling bei Weilheim, Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften und Gott weiß, was noch Alles, und starb mit unzähligen Aemtern belastet im Jahre 1759. Der Besitzer der andern Mühle und seine Ehehälfte zeichneten sich ebenfalls, wenn auch in anderer Weise, aus und wurden dafür von gekrönten Häuptern geehrt; ersterer erhielt im Jahre 1864 bei einem Festschießen von König Max II. eine Büchse, seine Frau von der österreichischen Kaiserin einen Ring, nachdem sie in einem vor dieser Majestät in Kreuth aufgeführten Nationaltanz, dem „Schuhplatteln“, deren Wohlgefallen erworben hatte. Am Mühlbache findet sich ein Monument, das an den erwähnten gefeierten Theologen erinnert. — Es wird Abend, obwol der Sonnenschein noch voll und warm im Thale liegt, durch welches die Isar ihre blauen Bogen an herrlichen Gegenden vorbei hinaus in die Ebene rollt. Mit schnelleren Schritten als bisher kommen wir, immer dem geraden Sträßchen gegen Norden folgend, nach einer halben Stunde zur Sigmunds-Ruhe, einem lieblichen Ruheplätzchen, das durch Eichen und Buchen von Weitem

bemerkbar, seinen Namen von einem wackern Tölzer Beamten hat, der den schönen Punkt mit einer Bank versah. Ein prächtiges Panorama des von so schön geformten Bergen eingeschlossenen Isarthals fesselt uns länger als es die bis zum Sonnenuntergang noch übrige Zeit eigentlich erlaubt. Uns gegenüber am rechten Isarufer hoch über dem Thal erblicken wir das Pfarrdorf Gaisbach. Am Bauernhofs Vockslaiten vorüber kommen wir in wenigen Minuten zur Annaquelle, einer jodhaltigen, alkalischen Schwefelquelle, welche auch erst im Jahre 1856 entdeckt und 1857 nach Tölz geleitet wurde.

Es ist bereits dunkel, bis wir in die gastlichen Räume des Bürgerbräutreten; eine lustige Gesellschaft von Touristen, die am Abend angekommen sind, um am nächsten Tag die Benediktenwand zu ersteigen, verkürzt uns die Stunden, die uns vor der Nachtruhe noch übrig sind.

IV.

Der Morgen ist da, frisch und erquickend. Die Pflanzenwelt, durch den Regen der Nacht erfrischt, dehnt ihre zarten Glieder, der Mensch nimmt Theil an ihrer neuen Belebung. Es ist Sonntag; die Natur feiert in eigener Weise und leis bewegter Stille. Wir stehen im prächtigen Bürgerbräugarten, von dessen Bäumen noch große Tropfen träufeln, und genießen in dieser stärkenden Kühle und reizenden landschaftlichen Umgebung noch köstliche Augenblicke des Abschieds vom schönen Tölz, das uns des Genußreichen so viel bot.

Den Weg nach Känggries legen wir im lustigen offenen Einspänner zurück, da wir die Gegend von den erhöhten Punkten des jenseitigen Ufers aus überblickt, also wenig Neues zu suchen haben, überdies unsere Kräfte sparen müssen, um die projectirte Besteigung des Kirchsteins nicht zu vereiteln. An Gärten, Kalkbrennereien, Kohlenmeilern und Sägemühlen vorüber, die uns einen Begriff von dem Rohmaterialreichtum und der Industrie der Umgegend geben, gelangen wir bald zum „Zachschuster“, einem an der Straße liegenden Wirthshaus, das als vortrefflich gerühmt wird. Wir haben keine Zeit uns von der Richtigkeit dieses Lobes zu überzeugen, auch ist es noch zu früh, mit der Kneiperei zu beginnen. Wir freuen uns lieber des regen Lebens, das sich auf und an der Straße entwickelt; der kräftigen und frischen Aelplergestalten, meist Flößer und Holzknechte. Drüben auf der Isar sausen schwer beladene Flöße an uns vorbei, die mit ihren Lasten, Holz, Cement, Gyps und Kohlen nicht nur nach München, sondern meist nach Linz und Wien hinabfahren.

Vor zwölf Jahren bin ich einmal als Quartaner auf der Rückkehr von einer Ferienreise mit einigen Kameraden auf einem solchen primitiven Fahrzeug von Tölz nach München zurückgekehrt. Unsere Kasse war damals so derangirt, daß mit den Ueberresten höchstens einer von uns mit den gewöhnlichen Verkehrsmitteln die Heimat hätte erreichen können; aber keiner wollte die Andern, nachdem wir so gut harmonirt hatten, verlassen. So schossen wir denn die traurigen

Reste unseres Reisegeldes zusammen — es war, wie ich mich noch deutlich erinnere (mißliche Lagen vergißt der Mensch leider nie), 1 Gulden und 6 Kreuzer — und beriethen, was zu machen sei. Zu stolz, uns auf's Pumpen oder den Viaticumbettel zu legen, der bei den reisenden Studentlein sonst üblich war, gingen wir schweren Herzens an die Isar hinab und traten mit einem Flößer, dessen Fahrzeug zur Abfahrt bereit lag, in Unterhandlung, uns für den aufgebrachten Betrag nach München zu spediren. Der biedere Aelpler, der unsere Lage schneller durchschaute, als wir glaubten, antwortete: „Es kumt's umsonst auffi sitz'n, b'halt's enfere paar Groschen bis mer nach Münka kemma, no verfauf'ts es mit mir im grea'n Baam“*). Seelenvergnügt nahmen wir das Anerbieten an, schwangen uns auf die pyramidenförmig aufgeschichteten Gypsfässer und schwammen in schnellem Flug der Heimat zu. Und als wir am „grünen Baum“ in München landeten, führten wir den uns von unserm biedern Fährmann gegebenen Rath getreulich aus und kneipten mit ihm und einem halben Duzend andern Flößern, die ihre Freude an den „lustiga Duab'n“ hatten, bis der letzte Sechser aus der Tasche war. Dann schütteten wir den uns übergebliebenen Tabak in einen unserer Tabaksbeutel, verehrten ihn als Revanche unserm großmüthigen Retter und suchten, nachdem wir Abschied von den treuherzigen Flößern genommen hatten, unsere väterlichen Häuser auf. Glückliche Jugendzeit! — Aber auch der selige König Max II. hat es, wie eine Gedenktafel am „grünen Baum“ meldet, nicht verschmäht, sich einmal nach einer Jugendparthie auf einem Floß seiner Residenz zu nähern. Es ist eine solche Fahrt bei gutem Wetter und wasserreicher Beschuhung ein exquisiter Genuß, besonders wenn die Strecke nicht lang ist. Nach Wien freilich könnte die Fahrt etwas unangenehm werden, und doch war der wöchentlich von München abgehende „Ordinari-Floß“, der um drei Gulden in die Kaiserstadt brachte, noch vor einem Jahrzehnt, als die Eisenbahn noch nicht direct dorthin ging, von unbemittelten Leuten, Handwerksgefellern, aus dem Urlaub zurückberufenen Soldaten u. s. w. immer wohl besetzt. —

Doch suchten wir unsere Tölz-Länggrießer Straße, von der wir krebsartig abgekommen, wieder auf. Nach dem „Zachschuster“ kommen wir beim Pulverwirth vorbei, wieder „ganz a manierlich's Wirthshaus“, wie unser Kutcher meint, aber auch dießmal fällt seine Empfehlung auf unfruchtbaren Boden, und sein enttäushtes Gesicht wird erst dann freundlicher, nachdem wir ihm versprochen, daß er am Ziel unserer Fahrt das Verjäumte auf unsere Kosten nachholen dürfe.

Lang hingestreckt an dem Gries der Isar rechtfertigt **Länggries** seinen Namen durch seine Lage. In der Post finden wir treffliche Unterkunft, machen

*) Die Flößerherberge, eine gemüthliche Kneipe an der Isar, in der man noch jetzt während der Floßzeit die ursprüngliche leider immer mehr verschwindende Oberländertracht studiren kann. Früher sloß dort ein samojes „Tölzer“.

aber vorläufig davon keinen Gebrauch, sondern versehen uns nur mit Lebensmitteln bis zum Abend, sowie mit einem Führer, und machen uns auf den Weg nach dem jenseits der Isar gegen Westen gelegenen Kirchstein (5282'). In 3 Stunden erreichen wir die Höhe des Latschenkopfs, des höchsten und aussichtsreichsten Gipfels der Kirchsteinfelsen, der wiederum seinen Namen mit Recht trägt, denn eine Unmasse von Latschen (Fegföhren) bedecken ihn. Die Aussicht ist sehr schön, selbst der Walchensee, den man von der Benediktenwand verdeckt glaubt, schaut mit seinem tiefgrünen Spiegel ernst heraus, besonders imposant zeigt sich der ganze Karwandel mit seinen schrecklichen Abstürzen, denen wir im Verlaufe unserer Wanderung noch nahe kommen. Die Zillertaler, Glockner- und Benedigergruppe gegen Süden, ein halbes Duzend Seen gegen Norden machen das Panorama zu einem vielseitigen, und gerne stimmen wir in die begeisterten, wenn auch ein wenig altväterischen Worte eines einheimischen Poeten ein:

„Wenn ich von des Kirchsteins Spitze
Blick in's Land,
Bis zum edlen Königstise,
Weit bekannt;
Wenn mein Geist dann still durchgeht
All' die Lust, die Berg' umweht,
Sag' ich mir wohl hundert Mal:
Nichts ist so schön, wie 's Isarthal!“

Unter dem steilen, spitzigen Felsen des Kirchsteins selbst, den ein Grat mit dem Latschenkopf verbindet, findet sich eine Quelle, deren Wasser von eisiger Kälte ist. Vom Kirchstein führt auch ein Grat auf die Benediktenwand, von welchem Weg aber entschieden abgerathen werden muß. Wir machen uns zeitig auf den Rückweg, um noch ein Stündchen im trefflichen Wirthshaus zum „Pfaffensteffel“ in Wegscheid an derachenauer Straße verbringen zu können. Es ist ein reizendes stilles Dertchen, besonders am Abend, wenn die letzten Strahlen der Sonne den fahlen Scheitel des gegenüberliegenden Geigerstein vergolden, und die Tannennipfel der Waldberge mit jenen feinen unbeschreiblichen Tinten angehaucht sind, während unten im Thal bereits tiefer Schatten liegt. Hier in der Nähe stand die Veste Schellenberg. An ihrem vermuthlichen Standorte fand man vor etwa 30 Jahren spanische viereckige Goldmünzen mit der Jahreszahl 691. Burchard von Schellenberg war der Gründer dieser Burg; aus ihren Ruinen erstand sie als „Neuburg“ wieder und scheint später ein Wachtthurm gewesen zu sein, zur Beherrschung der Land- und Wasserstraße. Dann wurde eine Begtei des Klosters Tegernsee daraus. Verjunken in das schöne Abendbild, haben wir bisher Speise und Trank ganz vergessen und denken erst dann daran, unserm Magen den schulbigen Tribut zu zollen, nachdem unsere freundliche Wirthin mit eingestemmtten Armen vor der Hausthüre erschienen und mit wahrer Stentorstimme zu uns in den Garten hinausgebrüllt hat: „Ihr Herrn, d' Straub'n san firti“. Und welche „Strauben!“ ich habe diese treffliche

Mehlspeise noch nie und nirgends in solcher Qualität und Quantität gegessen. So groß die Hitze des Tages war, stellt sich doch bald empfindliche Kühle ein, die uns zwingt, einen geschlossenen Raum aufzusuchen. In der Herrenstube „da sieht es „öb und traurig aus.“; wir wären mit der Unterhaltung auf uns selbst angewiesen. Um so lustiger geht es in der Bauernstube her; dort wird getanzt und gesungen, und der Rest des Sonntags so gut ausgenützt, als es geht. Hier fassen wir Posto; auch wenn wir nicht darauf ausgehen, Volksstudien zu machen, bietet sich bei solcher Gelegenheit mehr Stoff zur Unterhaltung als während einer ganzen Woche im sog. „Herrnstübl“. Der Tourist muß theilweise Egoist sein: die Herrenstube besuche er nur dann, wenn er Aufschlüsse über Land und Leute braucht; fröhliche Unterhaltung und die Eigenthümlichkeiten des Volkes findet er meist nur an einem Sonntage in der Zechstube der Bauern. Eben beginnt wieder ein „Schuhplattler“:

„Das juchzt und dreht sich ohne Ruh'
Mit Klatschen und mit Stampfen;
Die Alten schauen schmunzelnd zu,
Die kurzen Pfeifen dampfen.

Von dem Gestampf der Nägelschuß'
Erdröhnt das Wirthsgebäude;
Tanzt, juchzt und jubelt immerzu,
Gott segne eure Freude!“

In den Zwischenpausen lassen alsdann die Stegreifdichter ihren Geist glänzen; einmal sind es zarte Gefühle, die sie in die Bierzeile drängen, in der nächsten Minute aber legt derselbe Dichter den bissigsten Spott in dieselbe Form. Verfängt der Spott beim Nachbar, auf den er gemünzt war, so verathen die Gesichtszüge des Poeten, die vor wenigen Augenblicken von Sinnlichkeit durchdrungen waren, den unbändigen Troß, und nur eines kleinen weiteren Anstoßes bedarf es, so liegt der Angreifer oder der Angegriffene, je nach der Kraft oder seinem Anhang, mit blutendem Schädel vor der Thüre. Doch Letzteres scheint man für heute nicht zu befürchten zu haben, denn der Hauptpoet hat eben seine friedfertige Gesinnung durch die Worte:

„Und der Preuß und Franzos'
Die zwoa geh'n mi' nir on,
Wenn i no mit da Gredl
Koan Kriegshandel hon.“

an den Tag gelegt. — Endlich stellt sich auch bei uns Müdigkeit und Abspannung ein, und wir sind froh, die lange Länggrieser Brücke und damit auch bald unser Nachtquartier vor uns zu haben. Die Kellnerin fragt uns noch: „Hob'ns 'n glückli rundert'ho?“), n Kirchsto?“ und wünscht uns, nachdem wir unsere vollständige Befriedigung kund gegeben, „geruh'same Nacht.“ —

*) Unter die Füße gebracht, erschlagen.

Gleich hinter Länggries haben wir eine Erscheinung, die sich an mehreren Stellen des bayerischen Hochlands wieder findet. Wie bei Füßen am Lechfall, oberhalb Oberammergau beim Ammerdurchbruch, bei Eschenlohe am Loisachdurchbruch oder zwischen Walchen- und Kochelsee an dem noch undurchbrochenen Kesselberg, so setzt auch hier derselbe Vorderzug der Alpen, von der Benediktenwand herabziehend, quer durch das Isarthal und erhebt sich jenseits des Flusses sofort wieder in einem Vorgebirge und zwar in dem Felsen, auf dem die alte Feste Hohenburg lag; von hier schwingt sich dieser Vorderzug, der ein fast ununterbrochenes Vorwerk der Riesenfestung der Alpen bildet, zum Geigerstein (4759') und Fockenstein (4902'). Das Isarthal verengert sich durch diese auf beiden Seiten vorspringenden Vorgebirge natürlich bedeutend, erweitert sich aber gleich wieder. Es ist hier, mit kurzen Worten, der Uebergang aus den schönen Vorhallen der Voralpen in den herrlichen Tempel des Hochgebirgs.

Wie die meisten größeren Ortschaften des bayerischen Hochlands, so hat auch Länggries seinen Calvarienberg. Von der Kirche desselben führt südlich ein wunder schöner Weg durch einen Park zum Schlosse Hohenburg, das, auf einer Terrasse ruhend und mit seiner Hauptseite gegen Nordwesten gerichtet, durch seine Größe und Schönheit einen Glanzpunkt der Gegend bildet. Das jetzige Schloß ist nur ein zahmer Sprößling der alten Hohenburg, die, wie oben erwähnt, weiter nördlich gegen Länggries zu und viel höher auf jenem Vorgebirge lag und schon im 12. Jahrhundert erscheint. Die Edlen von Tanna waren die Gründer des Hohenburger Geschlechts. Alberno von Hohenburg vermachte die Feste wie fast alle seine Güter dem Kloster Tegernsee; von diesem fiel es an die Schellenberger, die, wie früher erwähnt, gegenüber am linken Isarufer bei Wegscheid eine Feste inne hatten. In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die Hohenburg die Stammburg der Hörwarthe. 1707 brannte das alte Schloß ab, worauf 1712 das jetzige erbaut wurde. Es wechselte merkwürdiger Weise häufig seine Besitzer, kam an den Fürsten von Leiningen, den Grafen Arco, an die Pallavicini, an Baron von Eichthal und endlich im vorigen Jahre (1870) an den Herzog von Nassau. Die Schloßcapelle bewahrt ein Denkmal aus den Kreuzzügen auf, eine geschnitzte Madonna mit dem Jesuskind, ein byzantinisches Kunstwerk, das vermuthlich ein Kreuzritter auf die alte Burg brachte. Von hier führt ein Weg über Berge und Almten an den Tegernsee; man hüte sich aber diese Parthie ohne Führer zu unternehmen. Ich und mein Freund D., mit dem ich, vom Walchensee kommend, vor etwa 6 Jahren diese Tour machte, verirrten uns jämmerlich und brauchten statt fünf Stunden, die man bis zum See rechnet, von früh 6 Uhr bis zur Nacht. Wir hatten uns total verstreut, kamen, Gott weiß wie, statt in's Thal auf den Rampen und konnten uns erst dort wieder orientiren.

Hinter Hohenburg überschreiten wir den vom wilbzerrissenen Rampen herabkommenden Hirschbach und kommen durch die Ortschaft Anger. Hinter

derselben führt die Straße an einer großen, der Straßburger Gesellschaft Götz & Co. gehörigen Sägefabrik und dem gegenüberliegenden Gasthause „zum Fled“ vorbei nach Hochreut. Hier stehen wir dem Eingang der Sachenaus gegenüber. Wer das schöne, gesegnete Thal durchwandern und auf dem kürzesten Wege an den Walchensee kommen will, muß auf der hier befindlichen Fähre über die Isar setzen. Hier fließt die Sachen oder Achen, der Abfluß des Walchensees, die die Sachenaus durchströmt, in die Isar.

Von hier an ändert sich der Charakter des Thals rasch, es wird einsam, rauh und felsig und zieht fast sieben Stunden lang als weltverlassene Debe fort, die auf dieser langen Strecke nur zwei Mal, in Fall und Vorderriß, durch „Einöden“ unterbrochen wird, bis es bei Wallgau in eine anders gestaltete und bevölkertere Gegend tritt. Die Tannen werden mit jedem Schritt zudringlicher, Felsen verlegen oft den Weg, und von diesen und dem Wasser wird manchmal die ganze Thalsole ausgefüllt. Wer Sinn für hochromantische Einsamkeit mitbringt, für den ist die folgende Wegstrecke ein wahres Eldorado, jeder Andere aber lehre um, die Wildheit der Gegend und das Gefühl der Verlassenheit würden ihn hier mit Schrecken erfüllen.

Vom „Fled“ zieht sich die Straße an einer Capelle vorbei noch zwischen einigen Häusern hin; etwa noch eine Stunde lang bleibt das Thal weit, ist aber stark versandet. Bei Winkel führen östlich mehrere Uebergänge in's Weißachthal, von denen der über die Hochalpe nach Glashütten besonders zu empfehlen ist. Das Thal durchbricht nun keine Bergketten mehr, sondern zwei langgestreckte Bergrücken bilden eine schmale Rinne für den Fluß; die Straße läuft am Fuß des Hohenwiejer und Schergenwiejerberges hin. Zwischen bewaldeten Bergen werden wir des fahlen Scharfreiters (6451') ansichtig, jenseits des Flusses präsentiren sich die Sachenauer Berge und die Rückseite des Kirchsteins, etwas später links im Osten der Roßstein (5313'). Ehe wir in den nun folgenden Wald eintreten, begegnen wir einer eigenthümlichen Marterssäule. Es befremdet uns weiterhin, von „Ratichen“ umgeben zu sein, da wir uns doch nur etwa 2100' hoch befinden. Alsdann kommen wir, bei einer Wendung der Straße, am Siljenstein vorüber, an eine Brücke, die über die Walchen, den Ausfluß des Achensees, führt. Merkwürdig, welche Verwechslung der Namen bei den Ausflüssen des Walchen- und Achensees obwaltet. Der Abfluß des Walchensees heißt Sachen oder Achen, der des Achensees aber Walchen. Die Walchen bricht am Ende des Schergenwiejerberges aus einer Schlucht hervor; ihre smaragdgrüne Färbung, auffallende Klarheit und Stärke ließen uns auch, ohne daß wir es wußten, nicht in Zweifel, daß das prächtige Flüsschen aus einem See stammt. Kurz vor der erwähnten Brücke über die Walchen führt ein königlicher Reitweg auf die Kreuth-Achen-thaler Landstraße und in vier Stunden nach Achenkirchen. Am Schergenwiejerberg hin, der schöne Wasserfälle bildenden Walchen entlang, kommt man durch

die Walchenklamm, eine an Abwechslungen reiche, nicht genug zu empfehlende Parthie.

Nun verengt sich das Isarthal sehr stark, indem von Norden her der Hennenkopf und vom Süden, vom Dürrenberge und Demelsjoch herab, das Hühnerköpfl herantritt und nicht nur das Thal, sondern auch das Bett der Isar auf 20 Fuß verengt; Felsenriffe setzen mitten durch den Fluß, welcher wild schäumend 15 Fuß hoch über dieses Felsenwehr herabstürzt. Dieser Isarfall bildet eine höchst gefährliche Stelle für die Floßfahrer; aber ein prächtiger Anblick muß es sein, wenn gerade ein Floß über die Stromschnelle in die Tiefe herabstürzt. Der „Fall“ gehört ohne Zweifel zu den interessantesten Parthien des ganzen Isarthals.

Schon wieder haben wir ein Flößchen zu überschreiten, die Dürrach; und schon wieder zweigt hier eine prächtige, mühelose Parthie — zur Dürrachklamm ab. Zwei Stunden Zeitaufwand genügen, um eine der schönsten bayerischen Klammern nicht unbefucht zu lassen. Vor der Brücke führt der Weg bei einer Gedenktafel in das Bett der Dürrach hinab, zieht sich etwa zehn Minuten lang neben dem Sandgerölle fort und ersteigt dann eine Höhe, worauf ihn ein Fichtenwald aufnimmt. Bald erblickt man eine Triftbrücke und nach wenigen weiteren Schritten die Anfänge der Klamm, die sich bald großartig gestaltet. Es ist gerathen, bisweilen vom Weg abzugehen, weil dieser nicht alle Schönheiten zeigt. Nach einiger Zeit kommt man an die Vereinigung der Dürrach mit dem Krottenbach. Immer in steiler Steigung führt der Weg an einem Feldkreuze vorbei zum Endpunkte der Parthie, der sogenannten Hochklamm.

Von der Dürrachbrücke haben wir nur wenige Schritte zur Häusergruppe „Fall“. Zwei Wirthshäuser: der Jägerbauer und das Rieschenwirthshaus, sowie ein Forsthaus bilden die kleine Ansiedlung. Hier halten wir Mittag. Frische, wettergebräunte Jägergestalten umgeben uns. Wir merken auf den ersten Blick, daß wir uns in einem bedeutenden Jagdrevier befinden; fast auf allen Bergen der Nähe stehen königliche und fürstliche Jagdschlösser und Pirschhäuser. Die Namen Hochkopf, Dürrenbergerjoch, Krametsberg, Vorderriß, Hinterriß sind ja das Entzücken eines jeden Jagdfreundes und der sehnlichste Wunsch gar Manches ist es, in diesem Reviere einmal einige Wochen sich ungestört dem Waidwerk hingeben zu können. Die Gerichte, die uns vorgesetzt werden, sind ebenfalls waidmännische. Mehr als all' das muß den Touristen das Berg-Amphitheater erfreuen, das sich hier gegen Süden im Dürrachthal aufthut und aus dem Dürrenberg, Demelsjoch, Hühnerberg, Rothewandkopf (6231'), Zuifen (6341'), Zunderkopf (6365'), Schaffspitz (6734'), Pfansjoch (6269'), Keelberg (6618'), Fleißbank (6385') und Scharfreiterispitz (6451') besteht.

Oberhalb des Falles weitet sich das Thal und heißt hier in der Aue. Bei einem Gatter bietet sich ein prächtiger Anblick des Isarwinkels. An einem

einfachen schönen Marienbilde vorbei läuft nun unsere Straße längs eines Waldes hin; jenseits der Isar liegt der Niederskopf und Falkenberg; bald kommt auch der Kogen zum Vorschein. Nun verengt sich das Thal nochmals durch die nördlichen Ausläufer des Scharfreiters und erweitert sich dann wieder zur großen einsamen Krametsau. Links führt ein Reitweg auf das Krametsack, im Westen ragt der graue lichtumflossene Wetterstein in die einsame Landschaft herein; neben uns funkelt und rauscht die grüne Isar und trägt den flüssigen, wie mit leuchtendem Silber übergossenen Bergkristall in die Ebene hinaus. Ueber uns balgt sich ein Schwarm schreiender Alpendohlen, und still darüber hin, gewaltig und majestätisch zieht der Steinadler seine lustige Bahn. Kein heimischer Ton weht Dich hier meilenweit an; das Krächzen des hungrigen Raubvogels und das monotone Rauschen des eisigen Bergstroms sind die einzigen Laute, die an Dein Ohr schlagen. Wer die Menschen haßt, der komme herein in dieses La Trappe der Natur; hier wird er empfinden, was Einsamkeit ist, aber nicht jene Einsamkeit, in die man ein volles Herz hinaus trägt, und die Blumen und Wald zu Genossen seiner Freude und seines Leids macht, in der man sich der Natur voll und rückhaltslos an den Busen wirft — nein, hier ergreift Dich das quälende Bewußtsein des Vereinsamtheits, es preßt Dir einen Angstschrei des Entsetzens und der Hilflosigkeit aus. Die Berge, die sonst in Menschenumgebung freundlich und liebevoll zu Deinem Herzen reden, hier sehen sie Dich stolz und theilnahmslos an und bieten Dir, dem Zwerge, die Stirne. Sie, die Jahrhunderte trogen, die es nicht kummert, ob der Föhn durch ihre Schluchten rast, der Dracn über sie hintobt, die Lawine von ihrem Nacken rollt oder ob liebevolle Frühlingslüfte ihnen einen Blütenmantel umwerfen — trotzig recken sie ihre Häupter in's blaue Aethermeer, und nichts rührt ihr steinernes Herz. —

Nach etwa zweistündiger Wanderung von Fall her kommen wir zu einer Holzhauerstätte, die die stolze Firma „Gasthaus zum Raß-Pantali“ trägt, von ihrem verstorbenen Besitzer, einem Veteranen aus dem russischen Feldzuge also benannt. Nach wenigen Minuten liegt dann der Häusercomplex **Borderriß**, aus dem königl. Jagdschloß, einer Capelle, Nebengebäuden und dem Forsthaus bestehend, vor unsern Augen. Im Hintergrunde schauen die lang vermisste Zugspitze und die schneebedeckten Wände des Wettersteingebirges, theilweise verdeckt durch das Schürghened und den Grassberg herein. Schon vor nahezu 400 Jahren (1503) stand hier ein Jagdhaus Albrechts IV. Das jetzige Schloß baute der Fürst Leiningen, dann ging es in den Besitz des Königs Max II. über, dessen Lieblingsjagdplatz hier war. In der Behausung des Herrn Oberförster Thoma erhält man freundliche Aufnahme und treffliche Unterkunft. Das hier befindliche Fremdenbuch ist höchst interessant. Das Titelbild giebt die Aussicht, die man von einem der vorderen Fenster des Forsthauses genießt. Königliche und fürstliche Autographe wechseln mit dichterischen Einfällen und hübschen Zeichnungen. Die nebenanstehende Kapelle, von

König Max II. erbaut, ist eine Zierde der Gegend. In Vorderriß mündet der nicht unbedeutende Rißbach in die Isar. Den Leser in das Rißthal zu führen, würde mich diesmal zu weit von meinem Ziele ablenken. Wer aber hier ist, versäume ja nicht in die hochromantische Hinterriß zu gehen, von dort führt unter andern ein prächtiger Weg über das Plunssjoch in die Pertisau am Achensee. Der zweite Band des Alpenfreunds hat auf Seite 317 bereits Näheres über Hinterriß sowie eine Abbildung davon gebracht, und mag jene Skizze als Ergänzung meiner Arbeit nachgelesen werden.

Der Weg bis Krün im Isarthale, der nun am linken Ufer weiterführt, ist ziemlich langweilig und furchtbar einsam; am Bauernhof Ochsensitz vorbei geht's in drei langen Stunden zwischen dem Isarberg und der Isarkanzel dahin. Wählen wir einen Gebirgsweg, der zwar etwas weiter ist, uns aber hinlänglich entschädigt; doch ist dieser Weg nicht ohne Führer zu machen. Wir überschreiten die Riß und steigen links bei einer Hütte vorbei gegen die Soiernalpe zu dem von König Ludwig II. erbauten Jagdhaus „am Soiern“, sehen uns die nahe gelegenen beiden untern Soiernseen an (4843'), die in grandioser Umgebung der kleinen und großen Soiernspitze (7118') und der Krapfenkarspitze (6521') liegen. Der obere Soiernsee ist 1000' höher. Ueber die Fischbachalpe führt uns der bequeme Pfad nach Wallgau hinab, im Ganzen etwa gute vier Stunden. Bei Wallgau mündet auch die vom Vorderriß durch's Isarthal heraufziehende Straße in die vom Walchensee her nach Innsbruck führende Landstraße, die wir jetzt betreten.

Das Thal hat bei Wallgau eine bedeutende Weite gewonnen, und das Karwendelgebirge steht in seiner vollen Majestät vor uns. Ein Prospekt, wie er sich bei Wallgau bietet, findet sich vielleicht **kein zweites Mal in den gesamten deutschen Alpen***). Ich erinnere mich noch des unbeschreiblichen Entzückens, das mir dieses **großartigste Thalpanorama** bereitete, als ich es vor etwa sechs Jahren zum ersten Mal erblickte. Ich fuhr damals mit einer größeren Gesellschaft beim Morgengrauen im offenen bequemen Reisewagen von Walchensee ab. Wer den monotonen, aussichtslosen Weg vom schönen Walchensee durch das langweilige Obernachthal hinauf bis Wallgau kennt, den wird es nicht wundern, daß auch wir unbefriedigte Gesichter schnitten, zumal die Höhen mit dichtem Nebel überzogen waren, und daß es uns zweifelhaft schien, ob die Gegend, das Wetter und die Aussicht überhaupt noch besser würden. Als wir auf Wallgau zu kamen, wurde es hell, aber die Sonne durchbrach noch mit keinem Strahl das riesige Nebelmeer, von dem wir umgeben waren, und wir ahnten noch nicht einmal die Gestalt der Gegend, in der wir dahin fuhrten. Da kam auf ein Mal wie durch den Stab eines Magiers Leben und Bewegung in den Dunstsee, die lustigen Schichten fingen an zu rollen und sich in

*) S. darüber auch „Amthor's Tirolerführer“ S. 25.

einander zu drängen, und ihre Ränder nahmen einen wunderbaren, durchsichtigen Rosenschimmer an. Dann kamen einzelne Häupter der Riesen des Karwendels und Wettersteins wie Inseln im Ocean zum Vorschein, und als ob diese Riesen die Schultern entgegengestemmt hätten, so schob sich die unendlich scheinende Fluth zum Thal hinaus, so schmolzen die weißen Schwaden von ihren Rücken. Wenn ich ein Maler wäre und ein Bild des Schöpfungsmorgens auf die Leinwand werfen sollte, so würde ich ihn mir vorstellen. Nun lag das morgen-glühende Thal in seiner ganzen grandiosen Pracht vor uns, die zu beschreiben ich unterlassen will, denn wie weit blieben die Worte hinter der zauberhaften Wirklichkeit zurück? Ich mußte damals nicht, wie mir geschah, so leicht, so froh und so glücklich fühlte ich mich, daß ich den beiden mir gegenüberstehenden Damen fast um den Hals gefallen wäre — wären sie nur ein wenig jünger und hübscher gewesen!

Angeichts der furchtbaren Abstürze des zackigen, ausgewaschenen und zerfressenen Karwendels und Wettersteins, des Emporiums der Kalkalpen, gelangen wir in 2 $\frac{1}{2}$ Stunden über Krün nach Mittenwald. Kurz vor dem Markte vereinigt sich die einstmals so wichtige Handelsstraße Augsburg-Innsbruck, von Partenkirchen herziehend, mit der München-Innsbrucker Straße. **Mittenwald**, der schöne, stattliche Marktflecken an der Isar, liegt beinahe 3000' hoch. Ueber die Häuser seiner Gassen ragen von allen Seiten her gewaltige und zackige Bergspitzen herein.

Im trefflichen Gasthaus zur Post bei Neuner nehmen wir Quartier.

V.

Erfrischend bringt der Kühle Morgenluft in mein weit geöffnetes Fenster. Mir gegenüber in den reinen duftigen Aether hineingebaut ragt die schroffe, wallartige Wand des Karwendels, lichtumflossen, in den wunderbarsten Tinten und Schatten, von der zauberischen Pracht der Alpenwelt überkleidet, empor. Ein solches Meer von Licht und Farbe blendet und treibt uns aus der Stube.

Auf der Straße ist trotz der frühen Morgenstunde reges Treiben zu finden. Und doch was ist Mittenwald und was war es?

Der jedenfalls uralte Ort soll das Inutrium der Römer gewesen sein; sicher ist, daß er schon 1294 als ein Theil der Grafschaft Werdenfels an den Freisinger Bischof Enicho verkauft wurde und 1407 ein eigenes Marktsiegel erhielt. Es herrschte damals bedeutendes Leben in Mittenwald, unzählige Frachtwägen vom Süden her passirten täglich. Als vollends 1492 auch die Straße vom Walchensee eröffnet wurde, steigerte sich der Verkehr noch um ein Bedeutendes. In Folge dieses starken Zusammenflusses verschiedener Nationalitäten brachen 1470 gefährliche Krankheiten aus, die viele Einwohner hinwegrafften. Originell sind die Mittel, die die Mittenwalder zur Abwendung ihres Unglücks

anwandten. Da ist vor allem die „Bubenbruderschaft“ mit ihren sonderbaren Statuten zu erwähnen. Alle Junggesellen hatten die Verpflichtung, Sonntags beim Gebetläuten in der Kirche zu sein, wo ein kleines Kerzchen aufgesteckt wurde. Kam einer zu spät, so daß das Licht ausgebrannt war, so verfiel er in Strafe: er wurde nach dem Ausspruche des Bubenrichters mit ganzer Leibeslänge in den Bach gelegt, sodann wurden die Vollzieher der Strafe selbst in die Wellen getaucht. — Von weiterem großen Nutzen für Mittenwald war ein Vorfall, der sich damals in Bozen ereignete. Es ließ nämlich Erzherzog Sigismund dort 130 Venezianer Kaufleute in das Gefängniß werfen, ohne die bestehende Marktfreiheit zu respektiren. Diese Schmach ließ das stolze Venedig nicht ungerächt. Es hob seine großen Waaren-Niederlagen in Bozen auf und verlegte sie in das hierdurch reich beglückte Mittenwald. Die Judengasse dort erinnert noch jetzt an jene Tage. Gäste anderer Art, die zwar auch zur Belebtheit Mittenwalds beitrugen, aber keinen Gewinn sondern nur Ausgaben verursachten, waren die vielen Pilger nach und von Rom und Palästina. Auf dem Hinweg bettelten sie gewöhnlich in dem wohlhabenden Ort Viaticum, auf dem Herwege erholten sie sich von den Strapazen ihrer Pilgerreise. Ein Passauer Domherr, Andreas Schwalb, ein geborener Mittenwalder, stiftete sogar ein eigenes Pilgerhaus zur Beherbergung und Bewirthung dieser frommen Touristen. — Ende des 17. Jahrhunderts wendete sich der Glückstern Mittenwalds, und der frühere Reichthum verwandelte sich rasch in Verarmung. Die Bozener erhielten den italienischen Markt wieder, und die Waarendurchzüge nahmen aus verschiedenen Gründen plötzlich ab. Da war es ein einzelner Mittenwalder, der seine Heimath wenigstens theilweise vor Hungersnoth rettete: Matthäus Klotz, der berühmte Geigenmacher. Als strebsamer Jüngling ging er zu Jacob Stainer nach Absam, dessen Ruf damals durch die Welt ging, in die Lehre, hierauf besuchte er die bedeutendsten Städte Italiens und kehrte als Meister seiner Kunst in die Heimath zurück. Mit unermüßlichem Eifer veranlaßte er Jung und Alt zu der damals so einträglichen Geigenmacherei und brachte so seinem Vaterort eine Erwerbsquelle, die heute noch, wenn auch nicht mehr in der damaligen Fülle, zum Segen des schönen Gebirgsfleckens fließt. Wer Zeit hat, versäume nicht, bei einer der Firmen Bader, oder Neuner und Hornsteiner anzuklopfen, mit großer Bereitwilligkeit werden ihm die Etablissements gezeigt, aus denen jährlich noch Tausende von Violinen, Gitarren, Contrebässen und Zithern in alle Welt gehen. — Im vorigen Jahrhundert fanden hier auch Passionsspiele wie im benachbarten Oberammergau statt und brachten viel Geld in den Ort. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wurden die Darstellungen aus mir unbekannten Gründen aufgehoben. — Was die Instrumenten-Fabrikation und das Passionspiel den Mittenwaldbern Ende des vorigen Jahrhunderts eintrugen, nahmen Brände, Hochwasser und die durch die Nähe des befestigten Passes Scharnitz verursachten Kriegsnöthen wieder. Der Wohlstand des Ortes wurde so oft und so stark geschädigt, daß es zu ver-

wundern ist und von der Energie der Bewohner zeugt, ihn heute noch so ansehnlich und stattlich zu finden.

Interessanter und genussreicher als das Studium der Mittenwalder Chronik ist ein warmer Sommerabend in dem reizenden Gärtchen hinter der „Post“. Da steigt die mächtige Wand des Karwendels in unbeschreiblicher Majestät vor Dir auf, und Du schaust bei Speise und Trank und umgeben von duftenden Blumen hinauf zu den verwitterten und schrecklich ausgenagten Bergrippen, ergödest Dich mit Hülfe eines Fernglases an den Karrenfeldern und Felsenwüsten mit ihrem zerklüfteten, scharfkantigen Gestein, trägst aber, wenn Du nicht anders der ächte Sohn eines Alpenclubs bist, kein Verlangen, Deinen Fuß über die schwarzgrauen Tiefen und auf die kahlen Steinblöcke, die sich in Jahrtausenden von den senkrechten Wänden abbröckelten, zu setzen. Wenn aber die Sonne hinter dem Wetterstein hinabgesunken ist, und Du in wonniger Erholung tief aufathmest von dem auf Dir lastenden Druck der Sommerschwüle, dann beginnt drüben an jener unvergleichlichen Felswand ein Schauspiel, das aller früheren spottet und Dein Entzücken auf's Höchste steigert. Die gesättigten, goldgelben Farben, die in den letzten Stunden die starren Felswände scheinbar mit warmem Leben übergoßen hatten, verschwinden in's Thal, und auf die untern Wände legt sich die Nacht mit ihrem blauen Friedensschleier, hoch oben aber erscheinen die kahlen Wände zuerst rosig angehaucht und dann von Sekunde zu Sekunde immer dunkelrother:

„Allmählig aber blüh'n die bleichen Wangen,
Die Silberhäupter aber fangen an zu glimmen,
Die Riesen alle, die zum Himmel klimmen,
Sind nun mit Purpurmänteln reich umhangen.“

Ja, fürwahr es ist ein feenhafter unvergeßlicher Anblick, ein **Alpenglühn am Karwendel!**

„Doch sieh' gleich wie ein Vorhang zurück im Winde weht,
So ist hinabgeschwommen des Abends Majestät,
Und wo noch kaum in Flammen der Sonnentempel stand.
Da lagert sich ein Kirchhof, umringt von schwarzer Wand“.

Der letzte Wandertag bricht an, und bald haben wir das uns gesteckte Ziel erreicht. Hinter Mittenwald zieht sich die Straße wieder auf das rechte Ufer; zur Rechten gegen Westen öffnet sich das hochromantische Leutaschthal, welches das Wettersteingebirge an seinem Südbsturz begleitet. Am Eingange dieses Thales an der engsten Stelle stand die „Leutascher-Schanze“, welche das Thal gegen Bayern abschloß. Unsere Straße zieht in wildschöner Gegend fort; im Süden ragen hohe Kalkgebirge, vor allen die Spitze des Solsteins, empor. Schwarzgelbe Pfühle zeigen uns schon aus der Entfernung, daß wir bald die Schwelle des Kaiserstaats überschritten haben. Von rechts tritt ein Felsrücken heran und verengt die Thalsohle. Wir stehen vor dem Engpaß Scharnitz.

Der engste Theil des Passes war ehemals durch starke Befestigungen gesperrt, von denen jetzt nur noch einzelne Mauerreste vorhanden sind. Schon die Römer hatten ihn befestigt, damals hieß er Scarbia. Im dreißigjährigen Kriege legte Claudia von Medicis, die Wittve des Herzogs Leopold V. von Tirol hier Befestigungen gegen die Franzosen und Schweden an, woher der Paß Porta Claudia hieß. Desters zerstört, aber immer wieder erbaut, sollten diese Befestigungen zuletzt im Jahre 1805 den unter dem französischen Marschall Ney 13000 Mann stark nach Tirol eindringenden Bayern und Franzosen Widerstand leisten. Oberstlieutenant von Swinburne hatte die Scharnitz mit 700 Mann besetzt, in der Leutascher Schanze drüben standen 600 Streiter. Die umliegenden Höhen waren von mehreren Compagnien Landmiliz bedeckt. Ney jagte seine Leute zwei Mal zum Sturme, aber die kleine Schaar vertheidigte sich wacker. Durch die Unfähigkeit des Commandanten der Leutascher Schanze, Major Kraus, war es dem Feinde möglich, die Scharnitz zu umgehen und sie auch von Süden, von Seefeld, her anzugreifen. Von allen Seiten bedrängt, war der heldenmüthige Swinburne gezwungen, der Uebermacht zu weichen. Ney rückte vor und zog hierauf nach Innsbruck. Die zurückgelassene Besatzung aber sprengte die Befestigungen in die Luft und so zwar, daß heute nur noch schwache Spuren davon zu entdecken sind. — Auch das Christenthum drang schon früh in diese von gewaltigen Bergen umschlossenen düstern Winkel. Der Bojoarter Reginbert stiftete Mitte des achten Jahrhunderts ein kleines Kloster für Benediktinermönche und benannte die Ansiedlung Scaranzia. Der erste Abt war ein Tiroler, Namens Aribio von Mais, späterer Bischof von Freising. Das Stift hielt sich aber nicht lange.

Das Dorf Scharnitz ist, den Rotten von Bettelkindern nach zu schließen, die Touristen und Chaisen verfolgen, arm. Die beiden Gasthäuser aber, die es besitzt, entsprechen bescheidenen Forderungen. Auf der Isarbrücke bietet sich zur Linken ein prächtiger Blick in das oberste Isarthal, das hier die Straße und allen Verkehr verläßt und sich gegen Osten in hohe Kalkgebirge zieht. Nicht weit hinter der Scharnitz verzweigt sich die Isar in drei Bäche und bildet die drei Thäler: Karwendel-, Hinterauer- und Gleirschthal. Alle drei sind unter sich und vom Innthale durch Parallelfetten getrennt und dehnen sich in der gleichen Richtung gegen Osten aus; es sind öde, einsame, von meistens unersteigbaren Wänden und Kalkspitzen eingeschlossene Hochthäler, die nur der Fuß des Aelplers, Jägers oder Grenzwächters betritt, in die sich auch nur selten ein Tourist verirrt. Durch's Karwendelthal führt ein Steig über die Hochalpe und durch's Johannesthal in 8 St. von Scharnitz nach Hinterriß. Am Ende des Hinterauerthals auf der Kastenalpe steht ein Jagdhaus des Fürsten Hohenlohe. Durch's Gleirschthal endlich führt ein Pfad über die Frau Hütt nach Innsbruck; ein anderer über das Stempeljoch in die Salzstadt Hall. Ein Blick auf eine gute Karte zeigt, daß all' diese Uebergänge beschwerlich und nicht leicht ohne Führer zu finden.

Ich selbst kann nichts Weiteres darüber mittheilen, weil ich sie nicht gemacht habe. Freund Amthor's „Tirolerführer“ enthält darüber das Wissenswertheste. Wer sich übrigens ein richtiges Bild von diesen hochromantischen Thälern, diesem Elborado des Adlers und der Gemse, machen will, der lese Fr. Gerstäcker's „Gemsjagd in Tirol“ oder die einschlägigen Capitel von Ab. Pichler's schönem Buch: „In den Tirolerbergen“. Ersterer hat in jenem mit großer Begeisterung geschriebenen Buche gezeigt, daß er sich nicht nur in den Tropen, auf der Prairie, im Blockhaus und im Urwald heimisch fühlt und Alligatoren und Büffel schießen kann, sondern daß er auch in Kniehose, Bergschuhe und Spitzhut die Gemen auf kahlen Felsgiebeln und an schroffen Wänden zu verfolgen versteht. Abolf Pichler aber hat sogar eines jener wilden Thäler in den Bereich der Poesie gezogen und in seinem „Im Gletschthal“ mit wenigen Zeilen das charakteristische Bild der Scenerie jenes Thales gegeben.

Wer in der Scharnitz ist, kehre nicht um, sondern setze, wenn irgend möglich, den Weg auf der schönen, ausichtsreichen Bergstraße nach Seefeld und Zirl fort, wo ihm die Herrlichkeiten des Oberinntals und die Perle Tirols, Innsbruck, so nahe liegen!

Tirolische Weihnachten.

Von Raimund Clara.

Das tirolische Bauernvolk kennt das begabende Christkind mit seinem lichterbesteckten Baum nicht, da, wie schon an anderer Stelle erwähnt*), der „heilige Mann“ dasselbe vertritt. Dessenungeachtet ist diese Zeit reicher als jede andere des Jahres an Bräuchen mancher Art, und schon die kirchliche Begehung dieses höchsten der christlichen Feste erhält wegen der eigenthümlichen Verhältnisse des Gebirgslandes einen höchst interessanten Charakter. Ich sollte eigentlich mit den Rölpfelsnächten beginnen, welche gewissermaßen die Einleitung zu dem Weihnachtsschluß bilden, und daran die verschiedenen Gebräuche reihen, die mit der Feier des Thomastages (21. December) und mit dem Zeltenbacken verknüpft sind. Da jedoch diese beiden Festlichkeiten seiner Zeit schon in besonderen Artikeln ausführlich behandelt sind**), so übergehe ich sie und versetze den freundlichen Leser gleich in den heil. Abend, den Tag vor dem Weihnachtseste.

*) Vgl. S. 304 dieses Bandes.

**) Vgl. Alpenfreund, Bd. II, S. 310 u. ff.

Die Tage vorher gab es noch Arbeit in Hülle und Fülle. Da mußte nach altem Brauche das ganze Haus sauber gefegt, Holz- und Kupfergeschirr blank geschauert und gepuht werden, ebenso die Flachs- und Werschrocken rein von der Kunkel abgesponnen sein, damit nicht „die Perchtl darin niste.“ Um zwei Uhr Nachmittag wird Feterabend geläutet; von da an ruht jede Arbeit. Kein Geräusch, kein Ton knechtlicher Arbeit in Wald, Feld, Tenne und Haus stört den Sabbathfrieden, der sich mit dem Sinken der Sonne geheimnißvoll über die Thäler und Höhen hinlegt. Wenn die Dämmerung eintritt, wird „geräuchert“. Der heil. Abend ist nämlich die erste der drei Rauchnächte, und es wird diese Sitte, wenigstens auf dem Lande, noch allgemein geübt. Der Bauer nimmt die Gluthpfanne, legt darauf die während der heil. Zeit der „Dreißgen“ gepflückten Weishekräuter, wirft einige Weishekräuter dazu und wandert so räuchernd, betend und segnend das ganze Haus, Stall und Tenne durch, gefolgt von der Bäuerin, die das Weishekräuter trägt, und vom Gesinde und den Kindern, die andächtig diese Ceremonie mitmachen. Hierauf versammelt sich die ganze Inwohnerschaft des Hauses in der Stube um den Eßtisch, auf dem gewaltige Pyramiden von Schmalzkrapsen, heute in besonders großer Menge, stehen. Es ist auch nothwendig, denn die Zeit bis Mitternacht, wo die Glocke zur Mette ruft, ist lange, und der nächtliche Weg dahin von den entfernten und höher gelegenen Berghöfen zur Kirche weit und beschwerlich. Man füllt die Stunden mit harmlosen Scherzen und Neckereien aus, häufig auch mit Schauererzählungen von den Wundern und wunderbaren Ereignissen, die sich in dieser Nacht zugetragen haben sollen und noch zutragen. Auch das Kartenspielen, das sog. „Russen ausklarten“, ist beliebt; dazu wird Schnaps getrunken und Brod gegessen, während die Dirnen ringsum mit den Unbetheiligten ihren Schabernack haben.

Nur Hausvater und Hausmutter haben noch ihre eigenen Gänge. Ersterer geht in den Stall und gibt jedem Stück Vieh ein Weizenkorn, weil diese „Nekung“ zu dieser Zeit sehr heilsam sein soll; dann macht er sich aber schleunigst wieder in die warme Stube, denn heute ist es im Stalle nicht ganz geheuer. Das Rindvieh hat nämlich in dieser Nacht als Belohnung für die seiner Zeit bei der Geburt Jesu geleisteten Dienste die Gabe der Sprache, und die Verlauschung dieser interessanten Conversation, welche gewöhnlich zukünftige Dinge betrifft, hat stets üble Folgen. Wer es nicht glaubt, der gehe nur in's Altbach und lasse sich die Geschichte von jenem Bäuerlein erzählen, das beim „Viehlosen“ vom Futterloch aus seinen in drei Tagen eintretenden Tod erhörte. „Crucifixhimmelstürken,“ fluchte er, „ich will euch das Wahrsagen austreiben,“ nahm einen Prügel, eilte über die Stallstiege, stürzte und brach sich das Genick. In drei Tagen zogen ihn seine Ochsen zum Friedhofe. — Wie gesagt, aus diesem Grunde schaut der Bauer, daß er bald zu den Seinen kommt, höchstens, daß er noch einen Abstecker in den Obstanger macht und mit gebogenem Finger an die Frucht bäume klopft oder sie mit einem Strohbündel schlägt, indem er spricht:

„Auf Baum, heut' ist die heilige Nacht, bring' wieder viel Aepfel und Birnen.“ Unterdessen hat auch die Hausmutter ihr Geschäft in Ordnung gebracht. Sie mußte nämlich im Hofraum etwas Heu und Stroh ausbreiten, damit während der heil. Mette der Thau darauf falle. Dieses so geweihte Material wird fränkem Vieh auf- und dem brütenden Geflügel untergelegt. Probatum est. Dann geht sie gleichfalls in die Stube und fängt zu räonniren an: „Gehts, laßt's ich das dafte, te jündhafte Zeug da, es läutet so bald zur Metten!“ Die Dirnen haben nämlich eine Schüssel voll Wasser auf die Bank gestellt, aus des Bruders Schießzeug ein paar Bleifugeln gestohlen und halten nun dieselben in einem eisernen Löffel über's Licht, bis sie schmelzen. Das geschmolzene Blei wird zischend in das Wasser gegossen und geschaut, welche Figur herauströmmt. Aus dieser eigenen Art von Orakel glaubt man über verschiedene zukünftige Dinge Auskunft zu erhalten. Hat die Figur Kreuzesform oder eine entfernte Aehnlichkeit mit einer Todtentruhe oder einem Todtenschädel, so heißt es bänglich ringsum: „Jesses ich stirbt bald Eins!“ Findet so ein divinatorisches Auge eine Wiege heraus, so gibt es ein Halloh und Geficher ab, und manche Dirne ist in Folge dieser Prophezeiung beklommenen Herzens zur Mette gegangen. Auch das Scheiterziehen und Schuhwerfen, und wie diese pythischen Spiele heißen, wird in dieser Nacht geübt, bis endlich die ersten Glockenschläge zum Ausbruch in die Christmette mahnen. Nun rüstet sich Alles zum Gehen. Der Bauer und die Knechte schnallen ihre Schneereifen an und schlüpfen in ihre Toppen. Der alte „Nähndl“, der zu Hause bleibt, hat unterdessen die Kienfackel, „Kentel“ genannt, aus der Küche geholt und angezündet, und das Weibervolk schwagend seine Siebenfachen in Ordnung gebracht. „Also in Gott'snam,“ sagt der Bauer, steckt die Finger in's Weihbrunnkrügl, schlenkert ein Kreuz und macht sich auf den Weg in's Freie. Die Andern folgen. Der „Nähndl“ mit dem jüngsten „Zügel“ bleibt allein zurück.

Glashelle Mitternacht liegt draußen über dem Thale gelagert. Zwar herrscht nicht vollständiges Dunkel; denn der Schnee blendet, und oben leuchtet und funkelt der sternbesäete Himmel wunderbar hell herab. Aber kalt ist es, daß der Schnee unter den Füßen kracht und knistert und der Athem vom Munde weg gefriert und an Bart und Koden als Reif sich anhängt. Es ist ein eigenthümlicher, nicht zu beschreibender Anblick, den das Thal zur Zeit dieses nächtlichen Kirchgangs gewährt. Von nah und fern, einzeln und in Gruppen eilt Alles bei Fackelschein nach der Kirche. Von beiden Thallehnen, oft von den höchsten Bergen, wo noch Einzelhöfe stehen, sieht man die Lichter, von röthlichem Dunstkreis umgeben, sich dem Thale zu bewegen, bald verschwindend, bald wieder auftauchend, den Schein über die abschüssigen Schneehalden weit hinwerfend. Dabei hört man in der Stille der Nacht jeden Laut, jedes Geräusch, so zu sagen die Worte der Kirchgänger auf große Entfernung; die rauhen Stimmen der Männer, die hellen der Kinder und das Schwagen und Geficher des Weibervolkes kann man deutlich unterscheiden, bald lauter, bald gedämpfter, je nachdem die Luft zieht. Bisweilen